



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

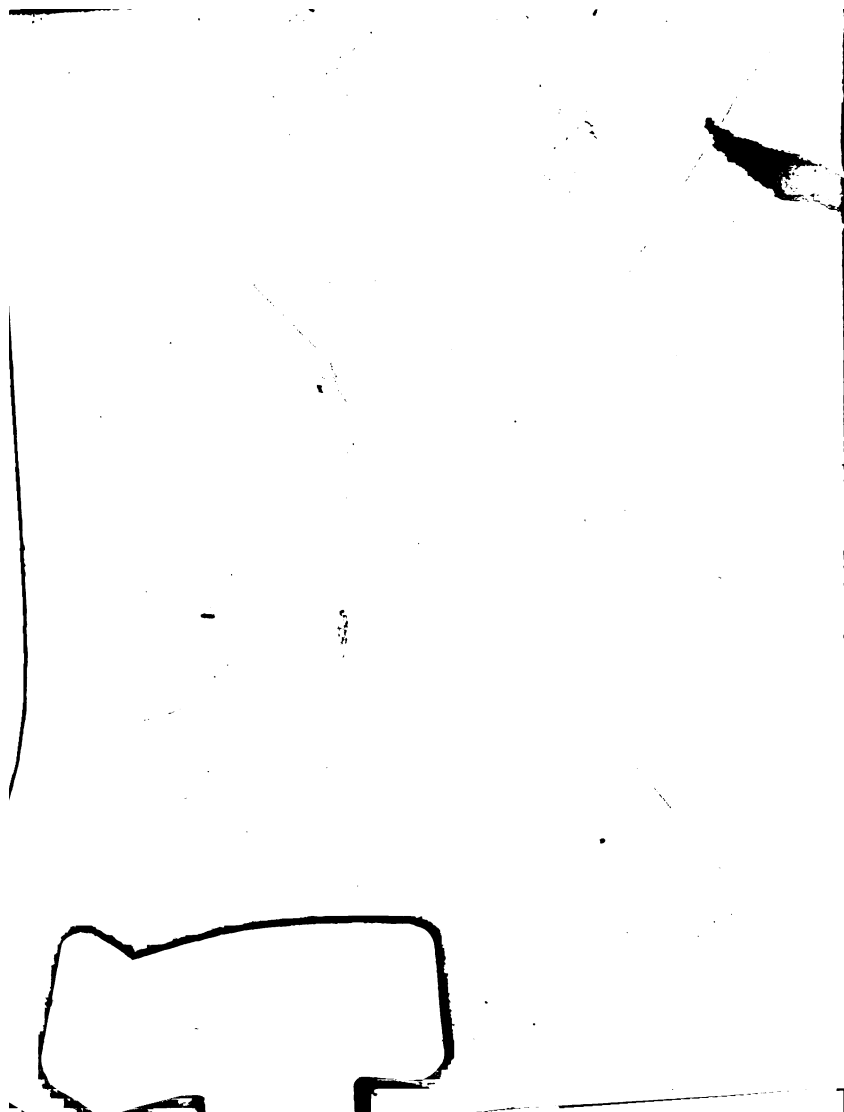
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

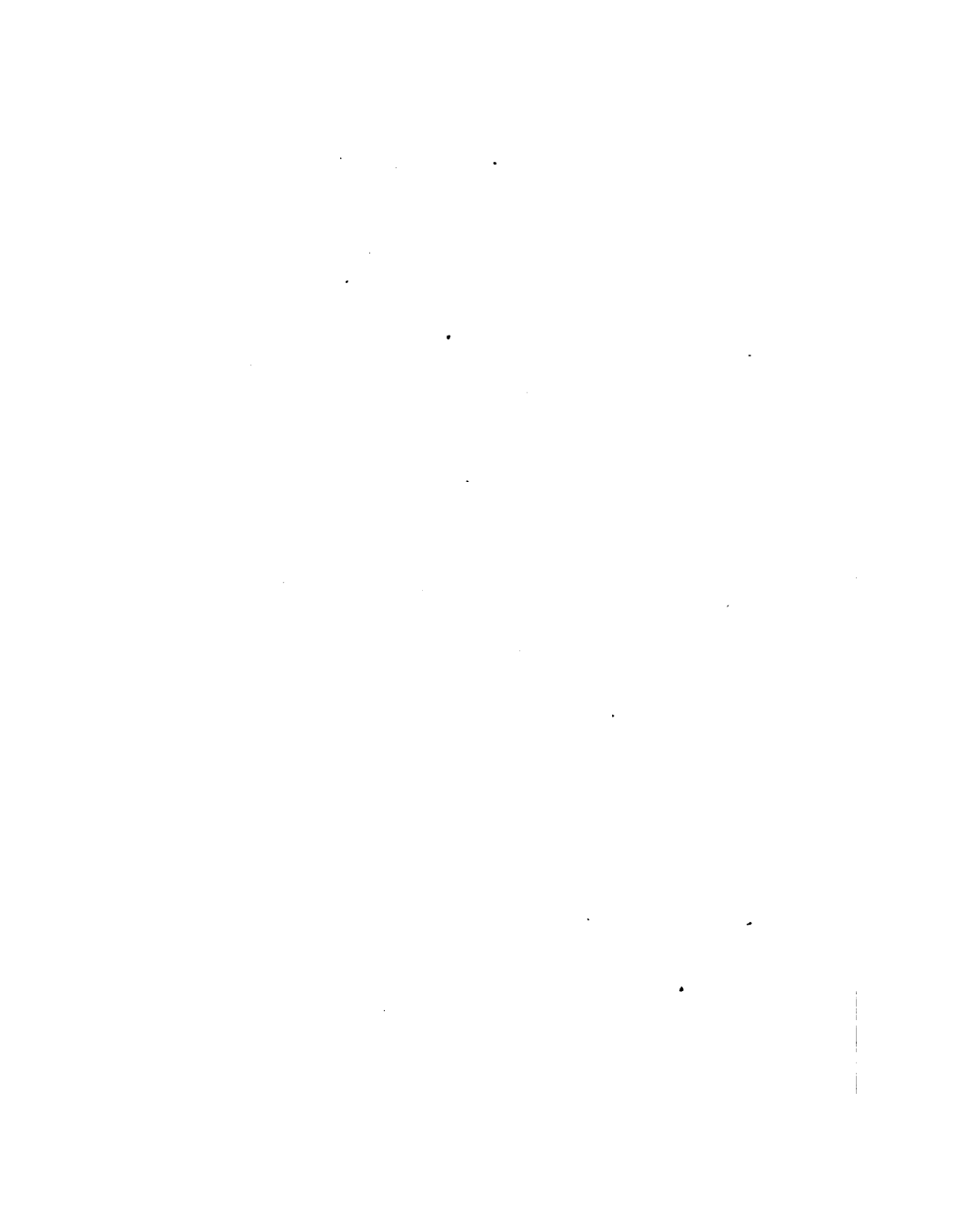
NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 07575017 8



NGL
Oertel



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

R

L



7794
Oertel, W.
W. D. v. Horn's
Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Neunter Band.

Mit einer Illustration.



Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1862.
E. 12

4977

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
781033A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1936 L

NOV 28

Druck von J. B. Bauerländer.

NOV 28

Inhalt.

	Seite
Ammi. Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande. (Hierzu eine Illustration).	1
Quintin. Eine Erzählung	59
Verschiedene Wege. Ein Stücklein aus der guten, alten Zeit	101
Der Sessel des Ohms Joseph. Eine Mainzer Stadt- geschichte aus der goldenen Luft	137
Des Douanen Kind. Eine rheinische Schmugglergeschichte	171
Das Bacharachser Messschiff von Anno 1720. Eine Geschichte	251
Eine Nacht in der Holzhauerhütte. Aus dem Nachlasse meines Großvaters	331



A m m i.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande.

(Hierzu eine Illustration.)

1.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September, und obwohl der Nordwind um diese Zeit in der Regel schon scharf über die Stoppeln streicht und der Hunsrücker bereits seine Winterfaat bestellt hat, auch die Schwalben sich um den Kirchturm schaarten, die baldige Abreise zu besprechen, und die Zeitlose, hier die „Winterhaud“ genannt, die Wiesen bedeckte, so war's doch noch ein recht sonnig warmer Mittag. Den Kranichen und Schneegänsen, die in ihren Dreiecken am Himmel vorübergezogen waren, ging's dieses Jahr gerade wie den Kalendermachern, die Regen prophezeien, und es gibt Sonnenschein, und umgekehrt. Daher kommt's auch, daß das Sprüchwort sagt: den Kalender machen die Leute, das Wetter der liebe Gott. Das Jahr 1811 machte ohnehin alle Bauernregeln und Kalendermacher zu Schanden, und es schien sich einmal vorgenommen zu haben, seinem eigenen Kopfe zu folgen; denn wie's den gesegnetsten Sommer hatte vom frühesten Frühling an, so schien es den Winter völlig vergessen zu haben. Ja, das war ein Jahr! Seit Menschengedenken war kein ähnliches. Das machte aber der mächtige Komet, der am Himmel stand.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September 1811. Die Sonne schien noch so warm wie im Juli und der Komet mit seinem ungeheueren Schweife schien den kühleren Herbst ganz weg-

gelegt zu haben. Gegen den entfernten Hochwald hin dehnte sich eine weite Wiesenfläche, die trotz der Winterhauchen noch üppig grünte. Seitwärts, etwa einen Flintenschuß entfernt, lag das schöne Dorf. In diesem Wiesengrunde, der sich an dem breiten Bache hingog, den Erlen und Weiden einschlossen, weideten Knaben, Jünglinge und Mädchen das Vieh, und Jubel und Gesang schallte von allen Seiten her und im fröhlichen Spiele wurde gar häufig die Aufsicht auf das weidende Vieh vergessen. Das that übrigens nichts, denn es war nirgendß Gefahr und der Wald war weit genug entfernt. Nur das Eine konnte schlimm werden, wenn nämlich eine Bremse daher schwirrte oder eine Hornisse, weil dann das Vieh zu „hieser“ anfing und wegrammte wie toll. Und dazu war's eben immer noch warm genug.

Hier hatten sie von Kartoffelrost ein Feuer angezündet und braten sich Kartoffeln daran und tangten darum, wenn's hoch ausfiel, als ob's ein Johannisfeuer wäre; andere trieben allerlei Spiele, kurz, sie vergnügten sich gar lustig. Der Bach machte, wie alle Hundstücker Bäche, ganz verwunderliche Krümmungen, wodurch es kam, daß es Stellen darat gab, die recht heimliche Plauder- und Koseplätzchen bildeten, wo man dem Auge der Aebriegen ganz verborgen war. An einem solchen Plätzchen, das schier wie eine große Lunte rund von dunklen Erlen abgeschlossen war und nur gegen den Wiesengrund eine schmale Deffnung hatte, lag der Stamm eines beim vorjährigen Hochwasser entwurzelten weiden Weidenkopfs. Er bildete im tiefen heimlichen Schatten eine recht einladende Sigbank, und es schien, als hätten ihn Zwei zum Koseplätzchen erdoren, denn sie kamen, nachdem sie sich nach allen Seiten umgesehen, um sich zu vergewissern, daß sie unbeachtet und sicher seien, mit ruhigen Schritten in das schattige Versteck herein und setzten sich vertraulich auf den Weidenstamm.

Es war ein liebliches Paar, aber nicht ein Junghursh mit seinem Mädchen, sondern zwei Mädchen, die in diesem Jahre kaum

zum neunzehnten Male die Winterhauchen in den Wiesen sahen. Sie waren beide sehr hübsche Mädchen, aber doch so verschieden, daß, wenn man hätte sagen sollen, welche die schönste sei, man in die Klamme gerathen wäre und sich gewagt hätte: bist du auch deiner Sache so sicher, daß dich dein Ausdruck hindernoch nicht reut? Schon wenn man sie die abschüßige Wiese herunter gehen sah, konnte man sehen, daß die Zwei nicht einerlei Wesens waren. Es ist erstaunlich, wie bezeichnend der Gang und die Haltung eines Menschen für sein ganzes Wesen ist. Man kann, wenn man prüfend darauf achtet, gar sichere Schlüsse ziehen.

Die Eine trat fest, bestimmt, kräftig auf, die Andere weich, man möchte sagen ängstlich und sanft, und diese Art des Auftretens stimmte mit ihren Naturen durchaus überein. Die, welche so fest und schnellkräftig einherging, trug sich kerkengerade wie eine junge Lanze. Ihre Auge sah klar und fest in die Welt, aber es war doch kein Stolz, kein Hochmuth darin. Die innere Sicherheit und Festigkeit des Willens und Herzens aber that sich in jeder Bewegung, in Blick und Haltung kund. Sie hatte kastanienbraunes, reiches, glänzendes Haar und braune, leuchtende Augen. Ihre Stirne war frei, hoch und rein, ihre Wangen wie gemalt und ihr kleiner Mund wie eine rothe Kirsche; aber die Hautfarbe war ein bisschen dunkel, was ihr aber gar gut stand, und so recht zum Gange paßte. — Die Andere war etwas kleiner, ihr Körper zarter gebaut, ihr Auge blau wie der Himmel, ihr Haar blond und zart wie der glänzende Flaß, den ihre kleine Hand spannt in den Wintertagen. Ihre Haut war wie der frisch gefallene Schnee, wenn die Morgenröthe darauf leuchtet, und ihre Wangen wie eine Moosrose, die eben die Knospe gesprengt hat. In ihrer Kleidung waren sie fast gleich. Ein buntes Halsstuch umschloß die Brust bis zum Halse, den ein Halsband von Granaten auf schwarzen Sammetband umgab. Das Nieder war von himmelblauem Luche mit schwarzen Sammetblündern eingefast. Der Arm war bloß bis zum

Oberarm, wo sich das schneeweiße, selbstgesponnene Hemd enge angeschlossen, weil es über dem Ellenbogen zusammengelegt und hinten mit einer Stecknadel festgesteckt war. Ein weites, grün und schwarz gestreifter Tartanrock umschloß die schlanke Hüfte und fiel ziemlich lang herab, doch nicht so tief, daß man nicht die hellblauwollenen Strümpfe mit den rothen Zwickeln und die Schuhe mit ziemlich hohen Absätzen hätte sehen können. Vorgebunden hatte jede eine Schürze von dunklem Drucktattun mit schwarzem, lang herabhängendem Bande.

Man konnte es leicht abnehmen, daß die Mädchen Elie hatten, um ungestört plaudern zu können. Bemerkt hatte ihre Entfernung Niemand, und wollte ihnen das Glück wohl, so konnten sie leicht ein Stündchen heimlich reden. Sie setzten sich eng aneinander auf den Weidenstamm, und die Braunhaarige, nachdem sie vorsichtig gelauscht, ob nicht etwas Verdächtiges sich hören lasse, legte der Blonde die Hand auf die Schulter und sagte: „Lene, um tausend Gottes Willen, ist's denn wahr?“

Die Blonde erhob das gesenkte Haupt und sah mit rollenden Thränen die Freundin an und nickte bloß, denn sie konnte jetzt, wo ein langverhaltener Schmerz mit aller Gewalt hervorbrach, kein Wort reden.

Ammi, so hieß die Braune, schlug die Hände zusammen und sagte: „An des Himmels Einfall hätt' ich eher geglaubt! Aber, rede doch einmal, Lene! habt ihr denn Streit gehabt? — Ein Bräutigam verläßt plötzlich seine Braut, in die er verliebt schien wie ein Gichtkrücker — so etwas ist auf dem ganzen Hunsrück noch nicht vorgekommen! Aber, gelt, ihr habt Streit gehabt? Worüber denn, Lene?“

Lene hatte das Gesicht in beide Hände gelegt. Sie weinte fast laut und der Schmerz stieß ihr ordentlich in der Brust; aber sie antwortete nicht und Ammi fuhr fort: „Ich kann mir den Hainriich gar nicht denken! Ist doch die Lene das hübscheste

Mädchen weit und breit! Ist sie doch eines reichen Bauern einziges Kind! Ist doch des Vaters Name ein ehrbarer und ihr Ruf ohne Makel, wie ihre Schönheit! Ich sage, die Welt muß keine Woche mehr vom jüngsten Tage sein!“

Sie sprang auf, rannte einmal das Wiesenplätzchen auf und ab und setzte sich dann wieder.

Da richtete Lene den Thränenmühen Kopf in die Höhe und sagte leise: „Ammi, es ist Alles vorüber! — Er hat mir meinen silbernen Ring zurückgeschickt durch Schulmeisters Ottil, und seinen hat sie ihm gebracht.“

„Da!“ rief Ammi, „so ist der Topf schon übergelaufen! — Du mein Gott und Herr! Vor acht Tagen noch alles Liebes und Gutes, die Reb' von der Hochzeit zu Märtestag, und jetzt Alles aus und vorbei! Das begreif Eins! — Sind denn etwa Fuchsschwänger und Ohrenbläser dazwischen gewesen? Lene, liebe Lene, sag' mir's doch!“

Lene schüttelte den Kopf und sah Ammi so stehend, so schmerzlich an, als wollte sie stillschweigend bitten: Sei doch zufrieden!

„Ich fahr' aus der Haut, Lene, wenn Du nicht die Lippen aufstößt! Ich muß dann glauben, Du seist Schuld, und Deine Thränen klagen Dich der Schuld an!“

Lene richtete sich auf. Ihr glänzendes Auge richtete sie fest auf die Freundin, dann sagte sie: „Gott weiß es, ich bin ohne Schuld!“

„So ist der Hannjost verrückt!“ rief das aufgeregte Mädchen. „Sag' mir's doch!“ bat sie wieder. „Du hast mich nicht mehr lieb, Lene! Sieh', ich hab' keinen Gedanken in der Seele, und Du kennst ihn schon, ehe er um die Ecke ist; aber Du hinterhältst Alles. Hab' ich das um Dich verdient?“

Da fiel Lene ihr um den Hals und sagte, krampfhaft weinend und schluchzend: „Ich kann Dir's nicht sagen!“

„Du — kommst — nicht?“ sprach Ammi gebeknt und ~~schloß~~ bedeckte eine tiefe Gluth ihr Angesicht.

Sie schwieg lange; dann schlang sie ihre Arme um Lene's Nacken, drückte sie fest an sich, faßte ihr Gesicht mit beiden Händen und küßte die Glühende auf den rothigen Mund.

„So!“ sagte sie, „nun hab' ich Dich noch viel tausendmal lieber! Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun! Laß ihn fahren, Lene! er ist ein übermüthiger, lächerlicher Dursche, ein Händelsmacher und Kartenspieler. Laß ihn fahren! Reiß' die Lieb' aus dem Herzen mit Stumpf und Stiel! Er ist keiner Thräne aus Deinen schönen Augen werth!“

„Ach, könnt ich!“ flüßerte das tiefgebeugte Mädchen. „Er war ja meine Welt, mein Alles!“

„Ist er's denn noch, wo er Deiner Achtung nicht mehr werth ist?“ rief Ammi. „Lene, ich hab' meinen Stoffel lieb, daß ich für ihn in den Tod gehen könnte, wenn's sein müßt', aber ich hätte Kraft genug, die Lieb' bis in den tiefsten Keim in mir zu tödten, wenn — —. Nein, Lene, sei stark! Ein Mädchen muß auch Herr sein können über ihr Herz. Kränkt Dich das Gerede der Leute? Wenn das Gewissen rein ist, so lacht man darüber. Siehst Du, da droben der, der weiß Alles und der richtet. — Ueberleg' ich's jetzt und denke mir, wie der Hannsott so oft rauh und widerborstig ist, so mein' ich, der liebe Gott weiß am besten, was uns fremmit. Ich kann freilich nicht in die Zukunft schauen, aber ich hab' den Glauben, so, wie sie's gestellt hat, ist's Dein Glück. Besser, sie werfen vor der Hochzeit die Maske ab, als nachher!“

Ammi hätte wohl noch lange so fort geredet, wäre nicht auf der Weise ein Brüllen des Viehes laut geworden und ein lautes Geschrei der jungen Leute und Kinder.

„Himmel, das Vieh bießt!“ rief Ammi und war im Nu verschwunden, wie das flüchtige Reh, wenn es aufgeschreckt worden ist.

Nach allen Richtungen warnte das Vieh wie rasend, den Schweif hoch in der Luft und den Kopf tief an der Erde. Da war kein Aufhalten, kein Wehren, man mußte es eben laufen lassen, bis es milde war und ruhig wurde, wenn es den Ton der summenden Hornisse nicht mehr hörte. Das nennt der Hunsrückler „bießen.“

Es war ein Glück, daß sich eine Anzahl Knaben gegen den Wald hin zum Ballspiel gesammelt hatte. Als sie das Vieh rennen sahen, bildeten sie eine lange Reihe und lärmten gewaltig, die Klüßen und Lächer schwenkend; dadurch hielten sie das Vieh vom Wald ab. Es rannte nun theils im Weidengrund herum, stürzte sich in den breiten und tiefen Bach und schwamm hinüber, theils rannte es auf die Felder und gegen das Dorf. Nach einer halben Stunde war es zurückgebracht und Alles wieder in Ordnung.

„Was war's denn,“ fragte Ammi ein anderes Mädchen, bei dem der größte Theil der jungen Leute stand.

„Ach,“ sagte das Mädchen, „der Hammjost hat mit der Hase vor dem Munde den Ton einer Hornisse nachgemacht; da wurde das Vieh toll und bleifig.“

Ammi's glühender Blick traf den Uebermüthigen, daß er das Auge niederschlug.

„Wenn man von einem Bubeu- oder Schandstreiche hört, so braucht man nicht mehr im Dorfe zu fragen: wer hat's gethön? Jedermann weiß, daß Weierich's Hammjost der Arhober ist!“

Diese Worte sagte das Mädchen mit heiserer Schärfe.

Der Entroffene wurde bleich vor Zorn. „Wärscht Du ein Duh,“ rief er, „ich bräch' Dir den Hals!“

Ammi hatte sich abgewendet. Jetzt fuhr sie rasch herzu und sagte: „Es thut mir leid, daß ich keiner bin. Einem Mädchen kann ein Strolch höchstens das Herz brechen; und dann ist er noch frech und fed dazu, und die Welt löst ihn nicht aus, wie er es verdient!“

Sie sah ihn fest, saß durchbohrend an, und er schämte sich

sah zur Erde. — Sie aber ging noch einmal so fest und schnellkräftig über die Wiese, die Freundin aufzusuchen. — Lene war heimgegangen, um ihren Knecht zu senden. Ammi kehrte zu der Gesellschaft zurück, von der sich Hannjost entfernt hatte.

„Den wird Gott zeichnen!“ rief das Mädchen nach ihm deutend, „das Zeichen der Schmach trägt er schon!“

Kein Unfall störte mehr die Hiltenden. Die Thiere beruhigten sich völlig und weideten wieder. Hier und dort spielten die jungen Leute in Gruppen, Andere stimmten ein Volkslied an. Ammi aber ging zum Bachufer, lehnte sich an den Stamm einer Erle und stand lange hier allein, sinnend und oft tief aufseufzend. Ihre Gedanken waren bei der Freundin, bis endlich die Betglode läutete und das Vieh heimgetrieben wurde.

Lene und Ammi waren, wenn auch mannigfach verschieden, dennoch Ein Herz und Eine Seele seit ihren frühesten Kindertagen. Sie hatten neben einander in der Schule gesessen, sie waren unzertrennlich bei den Spielen gewesen und hatten auch Beide das heilige Nachtmahl, mit einander zum ersten Mal empfangen. So alte Liebe rostet nicht. Innig und treu verbunden blieben die Mädchen in dieser Eintracht und nichts störte sie. Inniger und enger wurde noch die Verbindung, als sie sich das süße Geheimniß der Liebe zu vertrauen und zu bewahren hatten. Freilich war da die blonde Lene im größten Vortheil. Ihre Liebe war begünstigt vom Vater und von Hannjost's Eltern und bald wurde das Verlöbniß gehalten, wo der Pfarrer eine schöne Rede hielt und die Ringe wechselte. Ihrem Glücke schien nichts im Wege zu stehen, und Hannjost's Eltern, wie viele Leute im Dorfe, meinten, die sanfte Lene werde über den wilden Hannjost eine Gewalt erlangen, wie selten eine Frau über ihren Mann, eben weil sie so gut und mild sei. Andere zweifelten und meinten, Ammi wäre die Rechte für ihn gewesen.

Ammi war nicht so glücklich. Ihre Liebe zu Stoffel war,

wie die Leute sagen, mit aus den Kinderschuhen herausgewachsen, und wie sie höher aufschossen, wuchs die Liebe tiefer in die Herzen hinein; aber sie war eine heimliche, weil der Vater Ammi's dagegen war. Gegen den Burschen konnte er nichts haben, er war ein Muster eines braven, wackern Jungen, aber sein Entgegenstemmen hatte einen Grund, der in dem Sprüchworte fuhte: Viele Brüder machen schmale Güter. Der Stoffel war der Älteste von vier Brüdern und drei Schwestern, und wenn auch der alte Müller Bauermann ein hart gekadener Müller war und ein hübsches Gut hatte, so machten eben doch die Ahtelchen nicht so viel aus, wie Ein Ganzes, und das bekam seine Ammi, denn sie war ein einzig Kind. — Vielleicht hätte sich das doch noch ausgeglichen, weil Stoffel die Geschwister mit Ammi's Geld abfinden und sich die Mühle erhalten konnte; aber der Alte war Stoffel's Vater nicht hold, weil er fest glaubte, der alte Müller Bauermann habe es hintertrieben, daß er Syndik im Dorfe wurde, wie sie zu der Franzosenzeit die Schöffen oder Bürgermeister nannten, und habe es dem Weierich, des Hannjost's Vater, zugespielt, weil der ihm einmal mit Geld aus einer großen Verlegenheit geholfen. Da wusch eine Hand die andere, meinte er mit heftigem Zorn im Herzen, und das vergab er dem Müller nie. So ließ sich's an den Fingern abzählen, daß aus einer Heirath Ammi's und Stoffel's nichts werden konnte. Mit dem alten Zorn und Haß ist es, wie mit der alten Liebe. Er roset nicht und wächst am Ende in's Fleisch hinein, wie ein Nagel, schmerzt immer, aber man kriegt ihn nicht mehr heraus.

„Wie wird's noch gehen?“ sagte Stoffel oft und seufzte.

Dann antwortete Ammi: „Darüber zerbrech' ich mir den Kopf nicht. Kommt Zeit kommt Rath! So viel weiß ich, wenn mein Vater mich zwingen will, hat er das Spiel verloren; denn die ilterliche Gewalt hat auch ihre Grenze, und die ist am Altar Gottes.“

Der alte Bender, Ammi's Vater, kannte seine Tochter.

Hundertmal sagte er: „An dem Mädchen ist ein Sub verstorben. Ich fürchte, sie macht mir noch Arbeit.“

Wenn er das sagte, dachte er allemal an Bauernmann's Stoffel und Ammi's Liebe zu ihm. Sie war ihm ein Dorn im Auge und er wartete nur, bis ein rechter Frier käme, um den Faden abzuschneiden.

Ein Ereigniß, wie das, daß Weierich's, des Syndik's Hannjost mit seiner Verlobten, mit Schneider's Beme gedrohen, brachte das ganze Dorf in wahren Aufruhr. Ueberall steckten die Leute die Köpfe zusammen. Im Backhaus, am Brunnen, im Wirthshaus und Sonntag Nachmittags vor den Hansstühren wurde es besprochen und verhandelt. Aber es war eine seltene Erscheinung, daß sich diesmal keine Parteien bildeten und nur Eine Stimme im Dorfe war, und diese gegen Hannjost. Man bedauerte das gute Mädchen und ihren braven Vater, und Hannjost konnte in jedem Gesichte Ekel, Unwillen, Zorn lesen. Er hatte eben wenige Freunde im Dorfe.

Fast durchweg in jedem Dorfe spielte ein Reichthum unter den Durtschen den Wälden. Er ist der Hauptstamm; um ihn sammeln sich die Anderen, er gibt den Ton an, den Alle summen. Sein Witz wird im Chöre belacht; was er thut, ist schön und recht, was er angibt, wird ohne Weiteres gethan. Wenn er irgend einen freiblichen Bürger auf dem Striche hat, so kann er sich Gott befehlen; jeder Schabernack, aller Aerger wird ihm angethan. Im Wirthshause sitzt er oben an, beim Tanz ist er der Erste und tanzt Solo wenn es ihm beliebt. Er gibt die Tänze an, die die Russilanten spielen müssen, kurz, er ist ein Raaschhaber, wie irgend einer der Welt. Daß er der Liebling der Mädchen ist, auch wenn ein herbes Maß Rohheit und Uebermuth mit in's Spiel geht, liegt auf der Hand; und wenn er zehn Schläge hätte und verliese, die Eilste meint doch, sie fesseln ihn sicher, und nimmt seine Bewerbungen mit Freuden an. Geheh Tollheiten, Unordnungen, Nachscharm und bergleichen von ihm aus; die Männer

haben selten den Muth, es ihm zu verweifen, weil sie die tausendfache Bege kennen, wo er es ihnen vergelten kann und stüher nicht säumt, es zu thun. Bei Schlägereien, die zur Kirchweih seiten fehlen, führt er keinen Troß an und kann seiner Hülfe sicher sein. Wenn alle Welt von ihm redet, gleichviel, gut oder böse, so hat er in seiner Meinung das Höchste erreicht. Es ist wahr, daß oft solche Hauptkähne, wenn sie es recht toll getrieben, im Ehestande musterhafte Männer werden und recht brave Gemeindeglieder; aber es als eine Regel aufstellen wollen, wäre doch allzu gewagt, da das Gegentheil eben so häufig eintritt.

Hannjost, des Syndiks Weierich Sohn, der einzige, der ihm von neun Kindern geblieben, war so ein Hauptkahn. — Eben der Umstand, daß ihnen so viele Andern gestorben waren, sammelte in diesem letzten der Eltern ganze Liebe, und dies war sehr unglücklich. Verzogen wurde er von Kindheit auf, jeder Wunsch wurde ihm erfüllt. Er hatte immer Geld genug in der Tasche, seine Wünsche zu befriedigen, und that's auch, ohne daß ihm die bündigen Eltern etwas dagegen sagten. Er war Herr seines Willens und machte es lediglich und immer, wie er selber wollte. So war er ein lädertlicher Gesell geworden, der seine Leidenschaft allein maßgebend sein ließ für sein Thun, und die Leute im Dorfe nannten ihn „Weierich's Zuchttruthe.“ Er hatte viele Mädchen nachgeführt, aber alle wieder fahren lassen. Um Benders Ammi strich er lange herum, aber das Mädchen führte ihn ab, daß es eine Lust war, und es gehörte entweder die ganze Unverschämtheit Hannjost's dazu, oder eine wahnsinnige Liebe, dennoch wieder zu kommen. Endlich wurde er's denn doch müde. Vielleicht gefiel ihm auch die herrlich erblühende Lene, die alle Welt als die Krone des Dorfes pries, besser. Er warb um sie, und Lene, die ihn längst geliebt, erhdre seine Liebesbitten, und der alte Weierich sah's nicht ungern, obwohl er die rasche Ammi lieber als Schnur gehabt hätte, der er eine größere Macht vertraute, den Willfang zu bündigen und ihn zu

einem braven Manne zu machen. Er war vollends zufrieden, als Lene so starken Einfluß auf den Burschen ausübte, daß er seitdem wirklich ein ganz anderer Mensch geworden zu sein schien.

Da brach er plötzlich mit dem holdseligen Mädchen, und der Vater und die Mutter standen so verblüfft da, wie alle Anderen. Als sie ihn fragten, wies er sie zornig und ungezogen ab. Damit war die Geschichte für sie aus; denn leider war es so weit gekommen, daß sie es nicht mehr wagten, dem Burschen mit dem Ansehen der elterlichen Würde entgegen zu treten. Fast weinend sagte der alte Weierich zu seiner Frau:

„Das ist die Folge davon, daß wir vergaßen, was im Heidelberger Katechismus steht, daß Gott die Kinder durch der Eltern Hand regieren will. Und Salomo und Sirach so gut wie der Apostel Paulus haben uns umsonst geschrieben, was wir thun sollten. Nun ernten wir das Kreuz!“

Die Mutter seufzte und schwieg. Wer von Weiden am meisten Schuld trug, war schwer zu sagen.

„Ich wollt' lieber, er wär' Soldat geworden!“ klagte der Alte.

„Verflübnigs Dich nicht,“ sprach die Mutter; „Du weißt doch noch, wie Du mit dem vollen Kronenthalersäckel nach Simmern ließt und mit dem leeren zurückkommst! Und gib Acht, es legt sich wieder bei.“

Aber es legte sich nicht bei. Wenn auch Scham und Neue Hannsotts Herz zerriß, sein Bauernstolz ließ eine Rückkehr nicht zu. An Lenens Haus ging er vorüber wie ein Dieb, und wenn er sie sah, blickte er an den Boden. Sein Uebermuth war gebrochen; daher bekamen denn auch die Leute den Muth, ihren Tadel laut und scharf auszusprechen. Es geht aber auf einem Dorfe wie in der Stadt. Eine Zeitlang rebete alle Welt von der Geschichte; dann ward's still, und weil Lene nicht starb, wie Manche hatten wetten wollen, sondern, wenn auch mit schmerzlicher Ueber-

windung, ihr Loos trug, so wurde nach einem halben oder ganzen Vierteljahre nichts mehr von der Sache geredet.

Es war gegen Martini, als eines Sonntags Mittags der alte Syndik Weierich in Bender's Haus trat. Bender war allein und saß am Tisch und kramte in seinen Papieren, Schuldscheinen, Quittungen vom laufenden Anno.

„Stör' ich Dich, Peter,“ sagte Weierich, „so sag's; so komm' ich ein andermal wieder.“

„Nein, setz' Dich, Gottfried,“ war Bender's Antwort.

Er raffte seine Papiere zusammen, stieß sie auf dem Tische gleich, band sie zusammen, legte sie in das Schränkchen von Kirschbaumholz, das in der Ofenecke fest gemacht war, schloß ab und setzte sich zu dem Syndik.

„Was führt Dich zu mir?“ fragte er.

„Ein Geschäft,“ sprach der Syndik. „Ist's just hier?“ fragte er, sich umsehend. „Es ist für Dich allein.“

„Wenn die Wände keine Ohren haben,“ sagte Bender, „so sind wir sicher.“

Er stand auf, sah in die Kammer, die auf der einen, und in die Küche, die auf der andern Seite an die Stube stieß, und da er Niemanden sah, kehrte er zurück, setzte sich zu Weierich an den Tisch und sagte: „Du kannst frisch von der Leber reden, wir sind allein.“

„Hör' einmal,“ hob der Syndik an, „ich kann nicht mit jedem Bürger in der Gemeinde reden, aber mit Einem muß ich, und da komm' ich zu Dir, weil ich Dich für verschwiegen halte. Du weißt, die Landmesser sind mit der Vermessung unserer Gemarkung fertig, und die nächste Woche soll unsere Gemeinde eingeschätzt werden in ihre Steuerklasse. Da gilt's! Von Rechtswegen müßten wir halb erste und halb zweite Klasse bekommen; aber da müßten wir höllisch bezahlen und die Steuerlast läge auf unseren Nachkommen bis an's Ende der Welt. Werden wir auch einmal auf dem linken Rhein-

ußer wieder deutsch, was Gott lieber heute als morgen gebe, so bleibt doch der Kataster bestehen und der Steuerfuß ist so fest wie unsere Berge; nicht?"

„Freilich,“ sagte Bender, der eigentlich noch gar nicht wusste, wo hinaus eigentlich Gottfried Weierich wollte.

„Nun hat so ein Commissär zwei Augen,“ fuhr der Syndik fort, „und wenn man auf das eine Geld legt, so sieht er nur halb; legt man auch auf's andere, so sieht er gar nichts. Verstehst Du?“ —

Der Syndik sah mit diesen Worten fuchsschlau lächelnd in Bender's Augen.

„Ich versteh's,“ erwiderte Bender.

„Gut,“ sagte Weierich, „dann kann ich weiter herausrücken. Ich hab' mit dem Commissär die Sache schon rund gemacht. Wenn er sechs Carolin bekommt, so setzt er unsere Gemarkung halb in die dritte und halb in die vierte Klasse. Es kräht kein Hahn darnach, und unsere Steuerlast wird um ein paar tausend Franken geringer. Es ist ein Vortheil auf ewige Zeiten.“

Bender's Gewissen regte sich. „Recht ist's aber doch nicht,“ sagte er.

„Wohl wahr, Peter,“ fuhr der Syndik fort, „und wenn Du meinst, wir sollten's bleiben lassen, so ist mir's auch recht; aber es macht mir und Dir ein schönes Stimmchen und der verfluchte Franzos kriegt's doch, der unsere Kinder hinhordet, den wir Alle hassen, der uns drückt, wo und wie er kann, und wer steht uns dafür, daß er, wenn's ihm an den Pragen geht, uns nicht unser Gemeineland nimmt und veräußert's? Das Sprüchwort sagt: Der Jub' haßt das Gerlimmel! Ich hab' schon so eine Glocke in der Ferne läuten hören. Wie nun? fragst Du noch, ist's Recht oder Unrecht? — He?“

Peter Bender mißte kein Bauer gewesen sein, wenn ihn das nicht schon halb herumgebracht hätte.

„Spiel's," fuhr der Syndik fort, „spiel's ihm in den bodenlosen Säckel, so hat er's, und Du und Deine Nachkommen begahlen's. Uebrigens, Peter, handeln wir ja hier nicht eigenmächtig für uns, sondern für unsere Gemeinde. Das mußt Du bedenken."

Peter Bender sagte: „Aber, Gottsried, woher die sechs Karolin nehmen und nicht stehlen?"

„Oho!" rief der Syndik. „Weißt Du denn nicht vom letzten Gemeindefest her, daß wir in unserer Schmuckkaffe, von der der Maire nichts weiß — weil er nicht Alles zu wissen braucht, und man in einer Gemeinde bald hier, bald da einen Kreuzer braucht, um den man nicht allemal schreiben kann — daß wir in der Kasse noch mehr als so viel haben?"

„Das wär' schon gut," sagte Bender, „aber was wird die Gemeinde sagen, wenn es fehlt? Und Du willst es doch nicht Jedem auf die Nase hängen?"

„Jetzt nicht," entgegnete der Syndik; „aber ich sag' es Dir und noch zwei anderen von den ersten Männern im Dorfe, die Können's bestätigen vor der Gemeind', daß es zu einem Zwecke verwendet worden, der Allen zu gut kommt. Nach ein paar Jahren sagt man's Allen frank und frei und da Jeder seinen Vortheil dabei hat, was er sieht, wenn er in den Steuern herunter kommt, so wird auch Jeder schon sein Maul halten und die Geschichte nicht an die große Glocke hängen."

Beide sprachen nun noch eine Weile über den Handel, dann waren sie einig und die Geschichte war fertig. Diese ächte Bauernschelmerei war aber eigentlich von dem Syndik nur gewählt, um den Bender sich geneigt und kirre zu machen. Es wußten's wenigstens schon zehn im Dorf und der Commissär hatte das Geld schon, um bewilligen er den Staat um das Zehnfache und mehr betrog, eine Handlungsweise, die damals, wo das Geld alles Götze kugelrund machte, ganz herkömmlich war.

Sie hatten ihre Pfeifen angezündet, und nachdem die Staats-

händel beseitigt waren, kamen die eigenen daran. Weierich klagte Bender'n, welcher einen Streich ihm sein Hannjost gespielt mit dem Brechen mit Schneider's Lene. Es mochte ihm damit völlig Straß sein, aber sein geheimer Zweck forderte es, daß er seinen Sohn wo möglich rein wusch. Auf Lene direkt eine Schuld zu werfen, wagte er nicht. Er sagte daher: „So leid mir auch die Geschichte thut, so hat sie doch eine Seite, die mir nicht unlieb ist. Dir, Peter, kann ich schon so etwas sagen. Siehst Du, die Lene ist viel zu weich für meinen Hannjost. Er ist so ein Wilber, weil er halt weiß, daß er Geld hat und kriegt. Wir waren ja auch einmal jung und haben's an uns auch nicht fehlen lassen. Das muß unsereiner bedenken, wenn er über das Thun und Treiben der Jugend judicirt. Und ich frage Dich, sind wir nicht tüchtige Männer und brave Ehemänner geworden? Freilich haben unsere Weiber — man muß ehrlich sein — viel an uns zu schulmeistern gehabt; aber sie haben alle Beide — Deine, Gott hab' sie selig! und meine, Gott erhalte sie! — Haar auf den Zähnen gehabt, und hingen uns den Brodkorb hoch und legten uns den Maulkorb an, besonders für's Wirthshaus. Daraus folgte, daß wir alle Beide behaltene Männer geworden sind. Die Lene wäre, wie gesagt, zu weich für ihn gewesen, und ich hätte besürchten müssen, er hätte wie ein thöricht Fohlen hinten ausge schlagen. Das ist das Einzige, warum mir die Geschichte weniger unlieb sein könnte. Ich meines Orts,“ fuhr er fort, als Peter Bender dazu schwieg, „hatte immer ein anderes Mädchen im Auge für ihn, die Krone aller Mädchen im Dorf; ich will's nur rund heraus sagen — Deine Ammi. — Aber die Lieb' ist stockblind, und man mag auch nicht gerade so entgegen treten, weißt Du? — Nun aber hat er's selber aufgelöst, und nun ist's gut. Leider hat aber Ammi mir alle Hoffnung genommen, sie als meine Schnur zu sehen, da sie mit Bauermann's Stoffel, wie ich höre, ein Gehänge hat.“

Ammi's Vater hatte bis jetzt stille dem Redestrom des ver-

schönsten Weibch' zugehört. Jetzt berührte dieser einen wunder
Bret. „Wer hat's gefagt!“ fuhr Jener auf, „das das Gehänge
mit Baulemann's Stoffel mehr ist, als so ein Lanzspieß? Ich
denke, wenn die Sache ernstlich gemeint sein sollte, der Vater hätte
auch noch seinen Büchsen dazu zu geben!“

Gottfried Weierich hatte erreicht, was er wollte. Er wußte
nun, wie viel ihm es war und wie die Güter im Stalle standen.
„Freilich,“ sagte er begütigend, „so denn“ ich auch. Es ist ja
heutzutage ein Ritterbüßer Geist in der Jugend. Sie wollen von
sterklicher Zucht und kindlichem Gehorsam nichts mehr wissen, und
gedenken nicht, daß es im Heidelberger Katechismus heißt: „Was
will Gott im höchsten Gebote? daß ich meinen Vater und meiner
Mutter und Allen, die mir vorgesetzt sind, alle Ehre, Liebe und
Ehre bewelse und mich aller guten Lehre und Strafe mit gebüh-
rendem Gehorsam unterwerfe.“ und wie die Worte seiner heiligen
Todes möchte gern selbst Herr sein, wenn's über einen Strohhalm
springen kann.“

„Wenn der Vater ein Stempel ist, dann geht's so,“ fuhr
Peter Bender hitzig fort. „Gottlob, ich bin keiner und führe mein
Hausregiment mit eigener Hand. Und dem Wädel will ich den
Stoffel aus dem Kopfe herausschaffen, daß es eine Art hat!“

„Wäße Du denn nicht abgeneigt, wenn mein Hamsstoff ich
und um Amint wäde?“ fragte Gottfried Weierich mit sanft
lächelnder Stimme.

„Daß ich Dir's gerade sage, Gottfried, ich hab' an Deinem
Buben viel auszusetzen,“ sprach Bender; „aber wenn er sich arbt,
so wäße ich nicht, was ich thäte. Das aber will ich Dir sagen,
was wir hier leben, muß unter uns bleiben. Merkte die Braut,
und sie ist ihres Vaters Tochter barm, daß es ein abgetarntes
Weibchen wäre, es gäb' schlimme Abent. Ein resolut Wädel ist sie,
das muß wahr sein!“

„Versteht sich,“ sagte der Syndil. „Dem Hamsstoff will ich
Sorn's Erzählungen. IX. 2

so unter der Hand sagen: Hältst du Bender's Kamm gestreit, so wir' das Alles nicht bekommen. Das ist genug, denn er hatte die Kamm immer lieb, das weiß ich. — Also es bleibt dabei!“ sprach er und stand auf, indem er die Hand hinstreckt. „Schlag ein, Peter! wir wollen Beide das Unrige thun, und meinem Willen will ich sagen: Zieh' die Schwungsebern ein, Büßsen, sonst kriegst noch nicht Gtrienjalobs Kathrin zur Frau! das wird ihn geschneid und zahm machen. Obnehin geht er herum wie ein geschwächter Dieb. Er kann das rechte Fahrwasser nicht finden und merkt doch, daß es halb Zeit ist, verständig zu werden. Er ist jetzt seine ein und zwanzig alt, Alles hat sein Ende, und ich hoffe Dich doch noch Kumpfer“) zu nennen. Schlag' ein, wenn Dir's Ernst ist.“

Der Bender schlug ein, und der Synbil ging fröhlich von dannen. Kamm's Vater aber blieb in tiefen Gedanken zurück. Er hatte da mehr gehört, als er wußte, und sein alter Groll wuchs wieder grün empor. Das aber sah er ein: sollte etwas aus der Heirath mit Hannjost Weierich werden, so war mehr als Eine harte Nuß zu knaden.

Es ist auf dem ganzen Hundsrück eine allgemeine Einrichtung, daß, wo möglich, jedes Haus hinten einen Garten und, an diesen anstoßend, einen mit Obstbäumen mehr oder weniger besetzten Grabsarten, die „Pütz“ genannt, hat. Da mancherlei Abflüsse in diese Pütze gehen, sie auch in der Regel den Brunnen enthält und gewässert werden kann, so wächst in ihr das üppigste Gras, das mehrmals im Jahre das herrlichste Grummet gibt.

Es war, vielleicht vierzehn Tage später, als Kamm mit der Sense und dem Rechen in die Pütz ihres väterlichen Hauses trat, um noch vor Nacht eine Last Grummet zu mähen, da nicht Futter genug zu Hause war. — Die Pütz zog sich vom Hause bis zum

*) Compère.

Höhe hinab und war auf beiden Seiten von einem dichten Hage von Hainbuchen umzogen. Auf der einen Seite führte an diesem Hage ein Weg vorüber, der aus dem Dorfe zum Bache ging. — Sie stand in der Nähe dieses Weges am Hage und schürzte sich eben zum Nähen; aber wie es so geht, es kamen ihr andere Gedanken in den Sinn, und sie stülzte die Sense auf die Erde und lehnte ihren runden vollen Arm auf den Sensegriff. Es war ein schönes Bild, wie sie so da stand; das Haar war nachlässig aufgesteckt, nicht einmal in Flechten; zwei volle reiche Locken hatten sich gelöst und fielen auf beiden Seiten in Ringeln auf den Busen; der weiße Hals wurde dadurch besonders gehoben. Auf den schönen Zügen lag tiefer Ernst.

Was sie so nachdenklich machte, waren zwei besondere Umstände, die seit kurzer Zeit auffallend hervortraten. Hannsjoht schien den Auftritt auf der Wiese ganz vergessen zu haben. Er schien blind für die Berachtung, die sie ihm bewies, taub gegen die harten Worte, womit sie ihn, wenn er sich ihr nahte — und das that er mit sichtlichem Bemühen — zurückwies. Er ging ihr überall nach, und wo er dachte, er könne sie finden, da war er gemiß. Dieses auffallende Betragen stand nicht allein. Auch sein Vater und seine Mutter waren ihr so ungewöhnlich freundlich, daß sie fast zu ahnen anfang, man beabsichtige von dieser Seite her eine Verbindung anzubahnen. — Das war das Eine, was das verständige Mädchen stutzig machte. Das Andere kam aus dem eigenen Hause. Schon mehrmals hatte ihr Vater, wenn andere Leute „mafielen,“ d. h. zu Besuch da waren, die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, davon zu reden, wie nothwendig es für rebliche Eltern sei, dahin zu wirken, daß ihre Kinder sich in keine unpassenden Verbindungen einließen, daß es der Kinder-Pflicht sei, den Eltern auch beim Heirathen unbedingt, blinden-Gehorsam zu leisten. Es sei, sagte er, heutzutage so eine dumme Einbildung und eine Nachäffererei der Herrleute, daß man von Liebe rede, die zum Heirathen gehöre.

Die Hauptsache sei, daß man etwas habe und erhebe, denn die Liebe lasse den Magen leer, und damit sei nicht auszukommen. Derartige Reden führte er gar oft. Auch hatte er mehrmals bei Auer Bäuermann's geredet, man sah's, abköthlich. Einmal, als Sonntags „Waje“ (Besuch) da war, hatte sie nicht schwedgen können. Ihr Vater redete wieder vom Gehorchen beim Heirathen.

„Vater,“ hatte sie da gesagt, „meint Ihr denn, es sei vor Gott recht, daß ein Vater oder eine Mutter ihr Kind gezwungen könne, eine Heirath mit einem Anhold einzugehen, den es haßt und verschmüht? Meint Ihr, es sei auch da gehorsam zu sein schuldig, wo es sich um das Glück oder Elend seines ganzen Lebens handelt? Meint Ihr, zum Beispiel, ich ließe mich so von Euch verschachern, wie unsere Kälbe an den Juden verschachert werden? Da tret Ihr! Ich muß mit dem Manne leben, den ich nehme, nicht Ihr. Und sehe ich voraus, daß ich ihn nicht leiden kann, so soll mich keine Macht zwingen, Ja zu sagen. Das ist meine Meinung. Der Gehorsam hat auch seine Grenzen, und ein Kind ist nicht das Dyrforthier, das die Ältern zur Schlachtbank führen dürfen.“

Da war er aufgebracht mit dem wildesten Lorne, hatte von verbotenen, ungerathenen Kindern gesprochen, und wie er sie wieder zahn zu machen wissen.

Ein andermal hatte sie, als er über Dauermann's Waise, ihre Partel ergiffen und sie vertheidigt; da war denn das Gewitter losgebrochen mit Donner und Blitz, und er hatte ihr rund erklärt, er werde nie seine Einwilligung geben, ihr aber fassen, wenn sie ähnlichen Gedanken forthin Raum in ihrer Seele gebe.

„Wohlan,“ hatte sie da gesagt, „so blöde ich lebig und sterbe als alte Jungfer!“

Seitdem war das Verhältnis zu ihrem Vater nicht mehr das rechte. Kein freundlich Wort sprach er mehr mit ihr. Nur Schurren und Rarren war im Hause, der Freude, wie er selber allezeit geachtet, war verschwunden. Das hatte ihr schon manche

schwere Stunde gemacht, und manche Thräne hatte sie mit der treuen Lene geweint. Sie sah, wie auch ihr ein Schicksal nahe, gleich dem der Freundin.

Das Alles ging jetzt an ihrer Seele vorüber, und immer tiefer versank sie in kummervolles Nachdenken. Da berührte plötzlich eine Hand ihre Schulter. Sie zuckte vor Schrecken und wandte sich schnell um. Es war Stoffel, der eben aus dem Dorfe kam und nach der Mühle ging. Auch in seinen Zügen spiegelte sich der Kummer.

Eine Weile sahen sie sich in die Augen, so still, als sollten die Blicke reden. Sie thaten's freilich auch.

Stoffel sagte Stoffel: „Kunmi, man ist die ganze Geschichte klar!“

„Welche?“ fragte das Mädchen.

„Nun, die mit Dir und dem Hannjost.“

„Nenne den Namen nicht!“ sagte das Mädchen mit großem Nachdruck. „Er ist mir so widerlich wie die Blindschleiche, wenn sie sich zu meinen Füßen windet! Aber sag', was hast Du denn? Du siehst ja auch so kranzig herein?“

„Dann ist froh sein, wenn Du mir sollst entriffen werden?“

„Daran sind wir noch nicht!“ sagte Kunmi.

„Reink' Du?“ fragte der Jüngling und lehnte seine kräftige Gestalt wider den Buchenboag. „Ich will Dir dann nur sagen, daß die alte Weierichin gestern zu meiner Base gesagt hat: es sei ihr lieb, daß ihr Hannjost das bleiche Buttergesicht, die Lene, habe fahren lassen. Die habe nichts für ihn getaugt; Du sehest die Frau für ihn, und sein Vater habe auch mit dem Deimigen geredet und sein Jawort erhalten. Das sei nun ausgemacht, und Dein Vater werde Dich schon zur Ordnung bringen, wenn Du auch nicht willst; diesen Dienstag werde er die Frau senden.“

Kunmi wurde bleich wie Schnee. Sie sah den Jüngling an, den ihre Seele liebte, und in ihrem Blicke lag ihre ganze Seele.

Sie schwieg einige Minuten, dann sagte sie: „Stoffel, ich bleibe Dir treu! Vertraust Du mir auch dann, wenn Du mich an der Seite Hannjost's zur Kirche gehen siehst mit dem Brautkranz im Haar? — Ich frage Dich, glaubst Du auch dann noch an meine Treue?“

Stoffel schwieg einen Augenblick, er verstand kaum, was sie sagte.

Sie wiederholte ihre Worte und sagte: „Sieh', ich fordere viel, sehr viel von Dir, aber die Treue fordert Glauben. Glaubst Du?“

„Ja,“ sagte Stoffel; „aber Gott verhüte, daß es so weit komme!“

„Es kommt so weit, ich glaube es,“ sagte sie, und die bleiche Wange färbte sich wieder in höherer Gluth. „Aber geh', mein Vater könnte kommen. Noch Eins, Stoffel! Rede jetzt nichts mehr mit mir. Thu', als ob wir unsere Herzen auch getrennt hätten. Sei gleichgültig gegen mich, ich bin's auch gegen Dich. Rene wird Dir sagen, was ich denke. Gute Nacht!“

Er reichte ihr die Hand, die sie brühte, und er ging.

Rasch fuhr jetzt die Sense durch das abendlich feuchte Gras, rauschend streifte sie die Mahden nieder. Die innere Erregung förderte das Werk, und bald trug sie die Last in die Tenne, von wo aus sie es in die Kausse des Viehes einlegen konnte. Als sie in das Haus trat, hörte sie schon ihren Vater zornig im Zimmer auf und nieder gehen; die Dielen krachte, so schwer trat er auf. Und als er sie in der Küche hörte, da kam er herans, und sein wilder Horn brach los, denn er hatte sie bei Stoffel stehen sehen. Jetzt erklärte er, nie werde er in eine Verbindung mit ihm willigen; und es sei sein fester Wille, daß sie Hannjost Weidlich zum Manne nehme.

Sie schwieg beharrlich, denn jede Widerrede hätte ihn zu Mißhandlungen führen können. Auch kam die Nacht, und die Ehre, auf die der Hundsrücker viel hält, forderte, daß sie nicht

Junge ist von Worten oder Thaten, denen sich Vater und Kind zu schämen hätten. Sie stellte, als das Essen fertig war, es ruhig auf den Tisch und ging auf ihre Kammer.

Das Herz war zu voll. Hier schüttete sie es in heißen Thränen aus. Sie sah das Unglück nahen, das sie so manchemal bei ihres Vaters starrem Sinne gefürchtet hatte. Es hing die Wetterwolke drohend über ihrem Haupte, aber kein Verzagen kam in des Mädchens starke Seele. Sie betete heiß und innig um Erleuchtung und Kraft, und als sie gebetet, setzte sie sich auf ihre Kiste, stützte den Kopf in die Hand und dachte über ihre Lage nach. Und so saß sie noch, als die Sterne am Himmel standen und der wunderbare Komet mit seinem riesenhaften Schweife; so saß sie noch, als der Wächter die zwölfte Stunde blies. — Aber dann stand sie auf, um sich zu entkleiden. Wer in ihre Züge geschaut hätte, der würde in der wunderbaren Nähe derselben erkannt haben, daß ihr Denken ein sicheres Ziel, eine beruhigende Sicherheit, eine völlige Klarheit gefunden, und daß ihr Wille mit ihren Gedanken im reinsten Einklange stand. Sie legte sich ruhig nieder; und der Schlaf des Friedens senkte sich bald auf die geschlossenen, schönen Augen nieder, aus denen die Thränen verschwunden waren.

Ruhig erwachte sie und ging an ihren häuslichen Beruf. Eine andere Veränderung war an ihr nicht wahrzunehmen, als daß sie bleich aussah und die frischen Rosen ihrer Wangen seit gestern Abend entblüht erschienen.

Ihr Vater sah's, aber er beachtete es nicht, wollte sich wenigstens den Schein geben, als beachte er's nicht. „Bleib heute zu Hause,“ sagte er, als er in die Küche trat, um eine Rolle auf seine Pfeife zu legen. Sie blieb zu Hause und war unermüdet thätig. Als aber der Vater, um etwas zu ordnen, auf's Feld ging, da eilte sie zu Lene und fiel ihr um den Hals.

ich bleibe
an der
rang im
n meine

sie sagte
forderte
Mauben.

so weit

bleiche
mein
mehr
hätten.
wird

Gras,
regung
von
Als sie
immer
er auf.
nd sein
n sehen.
nit ihm
Beierth

ihn zu
und die
sie nicht

„Aber,“ rief sie, auch mir nicht das Unglück. Dankt Dir, der Harnjost freit um mich!“

Bene war fast in Ohnmacht gefallen.

„Was willst Du thun?“ fragte sie schluchzend.

„Meinam Vater gehorchen,“ sagte Anni fest; „aber, Bene, zweifle nicht an mir! Bedenke nicht irre an mir! Und siehst Du mich mit Ihm zur Kirche gehen, zweifle nicht an mir!“

Bene harrete sie an. Anni aber riß sich los und eilte hinweg.

2.

Der Mittwoch war stille herangelommen. —

„Hast Du Beden im Hause?“ fragte da der Vater.

Als Anni es vernahm, gab er der Magd Geld, sie zu holen.

„Nun riichte läße Milch zu,“ sagte der Vater, „und Spec und Bier, denn die Freierkmänner kommen und ich will sie nach Landesfrite traktiren.“

„Welche Freierkmänner?“ fragte sie und ihre Wangen wurden noch bleicher als sonst.

„Die für Weierich's Harnjost um Dich freien. Ich will, daß Du keine Frau werdest, und heische vollen Gehorsam. Keine Widerrede dulde ich!“ Er sprach diese Worte in einem rauhen, herrischen Tone.

„So thätet Ihr am besten, Ihr lübet Eure Hände und schüßet mir eine Kugel vor den Kopf; dann schwinde ich für immer!“ Anni sagte diese Worte mit voller Festigkeit.

„Anni,“ versagte der Alte, „es gibt mehr Leben als reißende Hände, sagt das Sprichwort. Ich rathe Dir, nicht noch einmal ein solches Wort zu reden!“ Sein Auge rollte so lächerlich bei diesen Worten, daß Anni unwillkürlich zitterte.

„Nehmen mußt Du ihn, das hab' ich ausgesprochen, und mein

„Import nehmen ich nie mehr. Nimm Dir Hornoch, und wech Dir, wenn Du es nicht ihust!“

Amni zerbrach eine Thräne und that still, was er befohlen.

Mittags um zwei Uhr traten zwei Männer ein das Haus. Sie hatten ihre Sonntagkleider, die langen blauen Röcke an und die knieträchtigen Hosen auf. Ihre hellblauen Strümpfe waren an dem Anle, wo die kurze gelbe Lederhose endete, aufgerollt und mit dem Lederriemen und der Schnalle befestigt. Schuhe mit blanken gelben, bräunlichen Schnallen und die lange dunkelblaue Tuchweste, zugeknöpft bis zum schwarzen Halstuche, mit weißem, überliegendem Kragen, vollendeten den feststehenden Sonntagstaat. Es waren nahe Verwandte Peterich's von des Mannes und der Frau Seite. Ihre Haltung war steif und feierlich, ihr Gruß höflich und zuvorkommend. Mit lachender Miene begrüßte sie Vender und setzte ihnen Stühle und schwing darn, den „Spruch“ des Aeltesten der Weiben erwartend, der nach dem Herkommen erfolgen mußte.

Nach einigen Minuten räusperte sich dieser und stand auf. Er rebete Amni's Vater mit dem vollen Tauf- und Geschlechtsnamen an und sagte, es sei ihnen, wie aller Welt bekannt, daß das Haus einen Schatz herberge, williger als Silber und Gold, nämlich eine Jungfrau, hochfelig und schön, wie keine mehr unter den Töchtern des Landes, aber, was mehr gelte, züchtig und von untadeligen Sitten und Wandel, fleißig und kundig ein Hauswesen zu regieren, vortlich und wacker vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Solche Vorzüge hätten die Augen einer braven Mutter, und eines gutbelaubten Vaters, der auch ein tüchtig Hauswesen, Viehstand, Ackerbau und Baures habe; auf sie gelauet, und sie malschten sie als Schatz zu haben für ihren einzigen Sohn und Erben.

„Sagt den Namen an,“ sprach darauf nach des Landes Sitte der Vater des Mädchen.

„Sag nannten ihn; allein noch ließ es die Sitte nicht zu, daß

der Vater eine Entscheidung gegeben hätte; indessen lag diese schon in der Erwartung, die nun folgte. Hätte er ihnen einen Schnaps und Butter, Brod und Käse vorgesetzt, so wäre das ein Noth gewesen, auch ohne sein ausdrückliches Nein. Die Freiheitsmänner harrten mit gespannter Erwartung dessen, was folgen werde; denn wußten sie auch gleich, wie es etwa stand, so konnte ja doch mittelloseweile der Stand der Sache ein anderer geworden sein. An den Gesichtszügen war nichts zu merken, denn der Brauch forderte den feierlichsten Ernst, und Bender war nicht der Mann, der das, was ihn innerlich bewegte, geäußert und dadurch seiner väterlichen Würde und Haltung etwas vergeben hätte. Er saß noch einige Minuten still; dann stand er auf und sagte: „Das läßt sich überlegen; daß wir aber das können, werdet Ihr mit mir etwas genießen.“

Er ging zur Thür und rief, daß das Bestellte aufgetragen werde. „Ich muß das selbst thun,“ sagte er, „denn ihr wißt, es hat Gott gefallen, mich in den traurigen Wittwenstand zu versetzen.“

Darauf kam die Magd herein und brachte ein schneeweißes Tuch auf den Tisch, setzte den blinkenden Zinnteller auf, legte die Äpfel und Gabeln zurecht; denn sein Messer führt der Bauer jederzeit in seiner Tasche; es wird daher auch nie ein solches ausgelegt; darauf brachte sie die Zinnschüssel voll süßer kalter Milch mit Weibbroden darin und die dampfende flache Schüssel mit dem Eierkuchen und Speckstücken. Die Gesichter der Freiheitsmänner verkärten sich bei dieser Vorbereitung, denn darin lag stillschweigend die Gewährung ihres Antrages.

Während des nach herkömmlicher Sitte sehr langsam und taktvoll gehaltenen Mahles fragte Bender, wo denn, falls es sein Jawort gäbe, das Paar wohnen sollte, welche Aussteuerbeschränkung erhalte? Die Antworten waren genügend. In Walterich's Hause sollten sie wohnen, sagte der Älteste Freiheitsmann. Das war

Wenker besonders lieb, da er doch dem Hantisch nicht recht traute. Er sagte darauf, was er seinem Lichte mitzugeben gebeule. Auch das genügte, und mit freudigem Handschlag wurde das Jawort gegeben und aufgenommen. Die Männer gingen.

Doben in ihrer Kammer saß Ammi und sah, sich und die Welt vergessend, in die Bläue des Himmels, die rein und wollenlos sich über der Welt wölbte. Der Ausdruck ihres Gesichtes war traurig, das Auge träbe, aber keine Thräne regte es; der Brust pochte nicht stürmisch. Es war eine wunderbare Ruhe in ihrem Herzen, seit sie mit dem Stoffel am Hage der Bütz geredet, seit sie sich ihren Plan zurecht gelegt, seit sie im Gebete Ruhe gewonnen. Nur noch Eines wollte sie thun, um vollends zur Klarheit zu kommen. Der Pfarrer, welcher sie confirmirt, ein würdiger Greis, war auf ein Dorf versetzt worden, das eine Stunde entfernt lag. Dort wohnte auch ihre „Goth“, die sie über die Laufe gehoben. Sie wollte dorthin gehen und Jenem und ihrer Goth ihr Herz ausschütten, und der nahe Sonntag war dazu bestimmt. Als sie die Freiersmänner fortgehen sah, kam sie festen Entsches herab.

„Ammi!“ rief der Vater in der Stube.

Dieser Ruf erschütterte sie. Bedenkend trat sie in die Stube: ob sie hatten könnte, was sie sich vorgesetzt? Ihr Herz pochte und lechzte hat sie Gott um Staft. Sie trat ein. Fenster blickte sie der Vater an.

„Hör“, sagte er herrsch, „die Männer haben für Hantisch Weierich um Dich erworben. Ich hab' als Dein von Gott befallter Fürsprecher Ja gesagt, weil ich Dein Glück gelinden will. Nächsten Freitag ist Hüllig *) in meinem Hause. Richte Dich dazu, wie es ziemlich ist. Was es kostet, frag' ich nicht. Laß es an nichts fehlen und richte Dich dazu ein.“

*) Hüllig = Hulbigung, Eheversprechen, Verlobung. Die Hochzeitgebräuche sind theil der Wirklichkeit entnommen.

... Er hatte erwartet, daß Ammi sich wieder so aufschoben gegen ihn: erlassen würde wie früher, aber er sah sich getäuscht. Sie schwieg, wandte sich um und ging. Als sie hinausgegangen war, schüttelte er den Kopf. „Ward' Ginn' Flug aus dem Weibswolle!“ sagte er zu sich. „Sie, die so starr war, mir aufzutrompfen, schweigt jetzt! Nicht einmal Ihrman sch' ich an ihr! Und die sind doch ihre Hauptwehr! — Sollte sie sich geben wollen? Hätte mein Wille so leicht gefiegt? Oder hat sie Vernunft angenommen?“ Er schüttelte noch einmal den Kopf und nahm sich vor, sie zu beobachten.

Abends kam Hannjost, von Freude strahlend; aber Ammi ging schweigend an ihm vorüber und ließ ihn in die Stube treten. Sie ging zu ihrer Lene.

Als er müdekamut sich bei dem Alten beschwerte, sagte dieser: „Du kennst sie ja! Es ist ein absonderlich Mädel. Sie ist halt ihres Kopfs und sie will ihr Recht haben. Sei Du gutes Muths; es gibt sich Alles. Bleib' nur beharrlich!“

Er kam am andern Abend wieder und dasselbe wiederholte sich. Dennoch ermilbete er nicht.

Der Tag der Hülfig kam. Die Verwandten trübten zusammen. Auch Ammi kam ruhig herein, setzte die Kuchen und den Branntwein auf, und der Freierrmann that seinen Spruch und legte Ammi's Hand in die Hannjosts; sie zog sie aber schnell zurück. Hannjost legte das reiche Handgeld in ihre Hand; sie hob es zurück und sagte: „Ich nehme keines!“ Den silbernen Ring, den er ihr darbot, legte sie vor sich auf den Teller; mit ihm sprach sie kein Wort. Mit den Wästen scheryte sie unbefangen und stimmte ein in das fröhliche Gelächter. Als der Freierrmann meinte, es sei denn doch nun Zeit, daß sie den Ring an ihrem Finger stecke, erwiderte sie, er passe nicht an ihre Hand, er sei für eine feinere gemacht.

Hannjost verstand sie und sah betroffen unter sich. Der

Freiersmann verfehte, so wollte man ihn dem Silberfuchs wieder zustellen, daß er ihn weiter mache; sie sollte ihn aber erlauben, daß er ihn ihr einmal anprobt. Er wollte ihre Hand fassen, allein sie entzog sie ihm unwillig und sagte, das sei lediglich ihre Sache. Sie habe überdies nicht viel übrig für die alten Gebrauche, wie Ring und Handgeld; sie wolle keines von beiden. Sie sei ihrem Bräutigam treu ohne Ring und das Verloben sei kein Judenhandel, bei dem man Brautgeld geben müsse.

Man konnte im Dorf genugsam das eigenmächtige Wesen Ammi's und ihre Art, etwas Kurz abzu thun. Obgleich es eine Abweichung von dem festen Herkommen war, so machte doch der pfiffige Weirich kein Aufhebens davon, weil er fürchte Ammi zu reizen. So verstrich der Abend und Ammi ging leichten Herzens zur Stube. Selbst ihr Vater machte ihr keine Vorworte.

Aber das ganze Dorf sprach davon am andern Tage. Viele meinten, dahinter stecke etwas; Andere sagten: „Es ist ein hochmüthig Ding, das sich über das alte Herkommen wegsetzen will.“ Man suchte aus Ammi herauszufinden, warum sie das gethan; aber das war fruchtlos. Sie lächelte und führte mit einem Scherzwort die Leute ab. Daß sie aber alle Tage zu der so schmäglich verlassenen Bene ging, das war ein Räthsel für alle Leute, und mit Grund. Was die Mädchen rebeten, wußte Niemand und es gab Stoff genug an den Waschküthen, beim Flachbrochen und bei jeder Zusammenkunft, das Unbegreifliche zu besprechen.

Sonntags nach dem Essen sagte Ammi zu ihrem Vater, sie wolle zu ihrer Gotz gehen; ob er es ihr gestatte, den Sonntag drüber zu bleiben und erst Montag Morgen zurückzukommen? Er gab es zu; aber statt nach dem Dorfe ging sie zuerst in die Stadt. Dort hatte ihre Mutter in einer schweren Boantenfamilie mehrere Jahre gedient und es war ein verhautes Verhältniß zwischen ihr und der Familie geblieben. Man trug dort das Wohlwollen auf die brave Tochter der treuen Dienerin über. Sie schätzte: der

madern Hausfrau ihr Herz aus und fragte sie, ob sie nicht zu Martini sie in Dienst nehmen wolle. Voll Mitleid mit dem armen Mädchen sagte ihr die Hausfrau das zu und schließlich kam spät am Abend Ammi zu ihrer Geth. Aber schon Sonntag Abends kehrte sie heim und hörte, daß sie der Pfarrer mit Hannjost als Verlobte abgekländigt habe. Sie lächelte und schwieg.

Die Proclamation ging an den folgenden Sonntagen vorüber. Der Vater kaufte die Brautkleider; sie wurden gemacht und waren ausgezeichnet schön. Auf Dienstag wurde die Hochzeit angesetzt. Am letzten Sonntag der Verlobung des Brautpaares kamen die beiden Hochzeitbitter, den Hut mit Rosmarin verziert und mit dem Branntweinkrug, der an Größe dem Wohlstande des Brautpaares entsprach, in die Wohnungen der zu ladenden Gäste. Man trank und der Älteste Hochzeitbitter hielt seine von Laune sprudelnde Rede. Es solle einmal wieder eine Hochzeit geben, wie lang keine gewesen, sagte er, darum möchten sie sich einfinden und — ein schönes Hochzeitgeschenk nicht vergessen.

Immer mehr wuchs das Erstaunen im Dorfe. Hannjost nur ging still umher. Eine Bräutigamsfreude war an ihm kaum bemerklich; doch ließ er sich die Scherze und Glückwünsche gefallen. Was ihn drückte, war Ammi's Benehmen. Sie redete kein Wort mit ihm; wollte er ihre Hand ergreifen, so sagte sie: „Nach einer anderen solltest Du greifen; aber die hast Du Gottes und der Pflicht vergessen von Dir gestohen.“ Klagte er über ihr Benehmen, so sagte sie: „Warte nur, bis wir getraut sind, dann wird Alles anders.“ Alle ihre Worte hatten einen Doppelsinn, der ihn erschreckte. Fragten ihn seine Eltern nach dem Benehmen Ammi's, so sagte er's ihnen. Sein Vater meinte aber, das sei so das stürzige Mädchenweesen; sobald sie seine Frau sei, werde das verschwinden. Sie wolle sich doch gleich bleiben und müsse so sein um der Leute willen. Das erzwungte ihn wieder, obwohl der Kummer nicht ganz von ihm wich.

Stoffel stand manchmal auch da und wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Ammi verlangte unbedingten Glauben an ihre Tante; und doch ging ihre Verheirathung den sicheren Gang vorwärts. Bei der trauernden Bente, die sich nirgends mehr sehen ließ, holte er sich Trost; aber sie redete ebenso geheimnißvoll, wie Ammi am Tage geredet hatte.

So war Zweifel, Angst, Sorge, Neugierde überall herrschend und selbst Bender wußte manchmal nicht, was er denken sollte. — Um das Hochzeitmaal schien sich Ammi nicht kümmern zu wollen. Er selber ließ schlachten, ließ die großen Vorräthe ankaufen oder kaufte sie selber und bestellte, weil er sich sonst nicht zu helfen wußte und mit Ammi nicht mehr haben mochte, eine Frau zum Kochen, die in ähnlichen Fällen auszuheilen pflegte, weil sie das aus dem Fundamente verstand. Er mußte mit Weierich's die Brautjungfern und Brautführer bestellen und hatte so in diesen Tagen viel zu bescheiden.

Endlich war alles in Ordnung. Der Dienstag Morgen graute. Alles lebte und webte im Hause von helfenden Menschen, und Hannjost's Mutter war nicht die letzte. Die Scheune war zum Tanze mit Tannen geschmückt, die Musikanten bestellt. In der großen Stube standen die gedeckten Eßtische schon bereit und in der Küche lobete das Feuer unter den Kesseln und Töpfen und die Kuchen standen aufgeschichtet in der Oberstube.

Ammi war diesen Morgen nicht aus ihrer Stube gekommen. Was sie that, wußte Niemand. Als die Brautjungfern kamen, sie zu schmücken, sah sie bleich und ergriffen aus. Ihr Gebetbuch lag aufgeschlagen auf dem Bett. Ein reiner Werttagsanzug lag auf der Kiste und ein Korb stand da, der hochgepackt war. Was er enthielt, verberg ein sorgfältig darüber geschlagenes Tuch. Sie grüßte die Mädchen freundlich.

Der Kopfschmuck einer Braut ist etwas Großartiges, wenn sie keine Haube trägt. Das in der Regel sehr reiche Haar wird in

unzähligen, eigenthümlichen Geflechten theils um die Stirne 1
den Kopf gewunden, theils in einer wirklich schwer zu beschreibend
kunstreichen Weise durcheinander geschlungen und aufgestellt, so 1
es ein durchsichtiges Gebilde gibt, auf dessen hoher Höhe
bebeutame Brautkranz, hier aus Rosenroth gewunden, ruht. 1
A
weißen blühenden Mädchengesichtern steht dieser Koppich 1
refend. Will ihn eine nicht, so trägt sie eine einfache, wei
feine Haube, an deren Seite ein sogenannter „gebodener Strauß
künstliche Blumen, mit Fitter, Kunstgold und Glasperlen verzie
angebracht ist, und ein feiner Rosenzweig kunst darüber hi
Vor der Brust trägt sie einen Lorbeerzweig, mit rothen, blau
und weißen Bandschleifen verziert; einen gleichen, doch ohne di
Schleifen trägt sie in der Hand. Ein schwarzes Tuchkleid fä
saltenreich um die Hüften bis tief herab auf den Fuß und e
schneeweißes, feines Tuch verhält züchtig den Busen bis ho
an den Hals. Der Brautjungfrauen Pflicht ist es, sie also 1
schmücken.

„Ammi,“ sagte eine der Brautjungfrauen, „sollen wir D
die Haare aufstecken und flechten, oder willst Du eine Hau
tragen?“

„Keines von beiden,“ sagte Ammi lächelnd. „Ich will mei
Haar tragen, wie ich es jeden Sonntag trage.“

„Et,“ sagte das Mädchen, „Du wirst doch nicht in alle
Stücken von der alten Art abweichen wollen? Die Leute rüffeln
dazüber.“

„Nügen sie!“ war Ammi's Antwort. „Es bleibt, wie ich
sage.“

Sie mußten ihr willfahren. Ihr schönes Haar wurde einfach
gesteckt.

„Wo sollen wir denn den Strauß und den Brautkranz an
bringen?“ fragten die Mädchen wieder.

„Nimmends,“ sagte Ammi. „Ich trage weder den einen noch den andern.“

„Man meint aber doch, Du wärst etwas Extra,“ sprach ärgerlich und schnippisch eines der Mädchen. „Du willst doch immer etwas Apartes!“

„Es gefällt mir so,“ entgegnete Ammi.

Die Mädchen dachten: Armer Hannjost, mit der wirst Du sein fahren!

Das Brautkleid zog sie an, aber sie nahm keinen Strauß in die Hand. Daß sie keinen Brautkranz tragen wollte, machte die Mädchen toll.

„Du wirst Dich wüstem Gerede aussetzen!“ sagten sie, und ließen nicht ab, bis sie darin ihnen nachgab.

Aus Rosmarin wurde er geflochten und auf dem glänzenden braunen Haar befestigt. Und ob auch ihr Putz man gegen alles Herkommen verstieß, die Mädchen betrachteten sie dennoch mit Wohlgefallen und meinten, eine schönere Braut sei doch seit Jahren nicht zur Trauung geführt worden.

Draußen hatten sich indeß alle Räume gefüllt. Die Brautführer, die Musikanten, der Bräutigam und seine Angehörigen, Alles war bereit. Die Burfche standen vor dem Hause in Reih' und Glied. Sie hatten Wagenketten als Bandellere umgehängt und an jeder Kette hing, indem dieselbe durch ein in der Mitte gemachtes Loch gezogen war, ein ungeheures rundes Brod, in dem ein Messer steckte. Jeder hatte einen bauchigen Krug voll Brauntwein in der Rechten, ein Glas in der Linken. Sie waren bestimmt, neben dem Hochzeitzuge herzutanzn, zu springen, zu gehn; je nach Belieben; denn je toller sie sich gaben, je mehr sie das versammelte Volk zum Lachen reizen, desto größer ist ihr Triumph. Da der Zug sehr langsam geht, so lassen sie die Armen, Alten; überhaupt Jeden, der Lust hat, sich ein thätig Stück von ihrem

Horn's Erzählungen. IX. 3

Brotde schneiden, je größer, je lieber, und gießen ihm einen Krug dazu ein.

Jetzt erklang die Glocke, und begleitet von ihren Jungfrauen kam die Braut die Stege herab. Sie war bleich wie eine Leiche und doch so schön, daß fast jedem Mund ein Ah! ent schlüpfte. Man kam gar nicht dazu, die Abweichung von der Sitte wahrzunehmen, weil man sich nicht satt an ihr sehen konnte. — Der Zug ordnete sich. Voraus schritten die beiden Väter und in ihrer Mitte der Bräutigam, dessen Blicke sich kaum von der reizenden Braut wegwenden konnten. Er war dunkel gekleidet, an seiner linken Brust prangte ein ungeheurerer Strauß von gemachten Blumen, Rauschgold, Rosmarin und Bändern. Sein Hut war mit Rosmarin ganz umwunden. — Hinter diesen Dreien, die ernst und gravitätisch den Zug eröffneten, kamen sechs Musikanten, welche einen Marsch aufspielten, der aber sehr langsam gehen mußte, damit der Zug sich nicht übereile. Diesen folgten die beiden Hauptbrautjungfrauen, deren eine einen Keller trug, auf dem ein langer Rosmarinzweig, ein weißes, neues Schnupftuch, und unter diesem ein glänzend neuer Thaler lag; dies war Alles für den Pfarrer bestimmt. Hinter diesen ging die Braut, in Mitten der beiden Brautführer. Es folgte der Zug der Jünglinge, die aber bald ihre Stelle verließen, um Brod und Branntwein auszuthellen, denn es waren sicherlich alle Bewohner des Dorfes versammelt. An ihrer Stelle schloß sich der Zug der Verwandten und Gäste an. Gesenkten Blickes schritt die schöne Braut dahin und auf kein Wort, welches ihr in Scherz und Ernst die Brautführer zuflüsteren, gab sie eine Antwort.

Die Schaaren des Volkes folgten dem Zug. Als der Bräutigam die Schwelle der Kirche betrat, schwieg die Musik. Ein paar Duzend Pistolen knallten und drinne begann die Orgel zu spielen, bis der Zug in die Stühle getreten war und das Volk die Kirche gefüllt hatte. Nun begann, von der ganzen Versammlung gesungen, das Hochzeitslied aus dem kirchlichen Gesangbuche.

Unter dem letzten Berse trat ~~an~~ an den Altar. Die
Dezel schwieg. — Der Bräutigam trat ~~an~~ Schritt zu den Stufen des Altars hinan. Ammi sollte Stuhl und
aber sie wankte, sie war einer Ohnmacht nahe. Die Brautflüsterer
unterstützten sie und zum ersten Male durchzuckte die Neue das Herz
ihres Vaters, als er in das todtbleiche Gesicht seines Kindes blickte.
Man wollte sie mit Branntwein waschen, aber sie stieß die Hände
zurück. Sie hatte sich ermannet und festen Schrittes ging sie durch
die Kirche und trat an des Bräutigams Seite.

Der Pfarrer begann die Vorlesung des kirchlichen Formulars.
Als er an die Stelle kam, wo er zu fragen hatte, sprach er: „Du,
Johannes Justus Weierich, willst Du die an Deiner Seite stehende
Anna Maria Bender zu Deiner Ehegattin nehmen, sie treu und
herzlich lieben, in Freud' und Leid nicht verlassen und den heiligen
Bund der Ehe mit ihr treu und unverbrüchlich halten, bis Dich
einst der Tod von ihr scheidet?“

Hannjost sagte laut sein „Ja.“

Ammi zuckte in sich zusammen, als er es aussprach. Der
Pfarrer wandte sich nun an sie mit derselben Frage. Einen Augen-
blick schwieg sie. Die Versammlung horchte mit angehaltenem
Athem.

Da sprach Ammi mit einer reinen, klaren, Allen klar ver-
nehmlichen Stimme: „Nein!“

Der Pfarrer, dem ein Aehnliches noch nicht begegnet war, er-
schrak so, daß er schneebleich wurde. Hannjost fuhr einen Schritt
zurück vor Entsetzen. Durch die Kirche schallte ein lautes Ach!

Ammi griff auf ihr Haupt und nahm den Brautkranz davon
weg. Sie legte ihn auf die Stufe des Altars. In der Verwirrung,
in die ihn diese Antwort versetzt, wußte sich der Pfarrer gar nicht
zu helfen.

„Ist es Dein Ernst mit Deinem Nein,“ fragte er sie endlich.

„Ja, es ist mein Ernst,“ sprach das Mädchen laut. „Ich

„Ich hab' Gott mehr gehorchen müssen als den Menschen.“
sah sie fort, „den ich verabscheue, kann einem Meinen nicht. Ich hab' Gott mehr gehorchen müssen als den Menschen.“
weil er schon ihr zur Ehre. Ich bin bis an den Altar Gottes gehorsam gewesen meinem Vater, der mich gezwungen hat. Hier vor Gott hat seine Macht ein Ende. Ihr fordert Wahrheit, und ich hab' Gott mehr gehorchen müssen als den Menschen.“

„Unter solchen Umständen kann ich Euer Ehe nicht einsegnen,“ sagte der Pfarrer, wandte sich um und ging.

Aber auch Ammi wandte sich um und ging die Stufen fest hinauf, durch die Kirche und zur Thüre hinaus. Niemand folgte ihr; wie gebannt standen Alle an ihrer Stelle. Endlich lief Hanns fast hastig vom Altare weg; er riß den Strauß von seiner Brust und warf ihn zur Erde; dann stürzte er zur Kirche hinaus, und in lautloser Stille folgten Alle.

Wander war wie vom Blitze getroffen, wie gelähmt schlich er seinem Hause zu. — Schon im Hofe begegnete ihm Ammi. Sie hatte ihre saubern Werktagskleider an und den verdeckten Korb auf dem Kopf. Er starrte sie an.

„Vater,“ sagte das Mädchen fest und ruhig, „nach dem, was vorgefallen ist, ruht Euer Fluch, auch wenn Ihr das schreckliche Wort nicht ausgesprochen habt, auf mir. Ihr habt mich verstoßen. Ich hab' meine notwendigen Kleidungsstücke in den Korb und verlasse mein Vaterhaus.“

Bei diesen Worten brach ihre Stimme; ein Thränenstrom entführte ihren Augen. Stotternd sagte sie dann: „Ich gehe, mein Brod zu verdienen. Lebt wohl!“

Sie blickte ihm noch einmal lange, lange in die Augen, dann wandte sie sich weinend ab und ging.

„Ammi!“ wollte er rufen, aber die Stimme versagte ihm, er wankte. Wäre nicht einer seiner Verwandten, dem es um einen Theil des Hochzeitmahles zu thun war, zu ihm getreten und hätte ihn umfaßt, er wäre zur Erde gestürzt.

Wochen waren nach diesen Vorfällen vergangen. Die Bekämpfung, welche durch das unerhörte Ereigniß im ganzen Dorfe hervorgerufen worden, hatte sich mehr und mehr gelegt, obgleich sie alsbald nach dem unglückseligen Hochzeitstage durch ein neues Unglück vermehrt worden war. Am folgenden Morgen fehlte Hanns-Jost, und als sein Vater in seine Kammer trat, lag ein Zettel da, auf dem die Worte standen: „Die Schmach erttag' ich nicht, ob ich sie gleich am Mädchen verdient habe, das ich so schwer gekränkt. Ich gehe freiwillig unter die Soldaten, wo ja eine Kugel für mich wird gegossen sein.“

Im Dorfe hatten sich jetzt die Urtheile abgeklärt. Anfänglich hatte man über Ammi die härtesten Worte gehört; jetzt waren die Munde ruhiger prüfend, auf ihre Seite getreten und alle Urtheile wendeten sich gegen Hanns-Jost, gegen seine Eltern; und obgleich er das ganze Hochzeitmahl unter die Armen ausgetheilt und dabei gesagt hatte: Betet für mich! gegen Ammi's Vater, der wie ein Unthohb sein schönes Kind zu solchem Schritte gezwungen hatte.

Beiderseits waren die Eltern tief gebeugt, doch Hanns-Jost's Eltern mehr als Vender. Dieser mußte bald wo Ammi war, im Dienste der Familie in der Stadt, wo sie eine Zuflucht gesucht. Aber Weierich's hatten ihr letztes, einziges, wenn auch strafbares, Kind verloren. Verloren? — War denn zur Zeit, als Napoleon seine Heere von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schleppte, noch eine andere Hoffnung, wenn man an die Tobtenscheine dachte, die der Synbil Tag für Tag empfing? Wohin er sich gewendet, erfuhren sie nicht, denn es kam keine Kunde von ihm.

Vender war selbstamerweise gar nicht erkrankt über seine Tochter. Jener Blick, den er in der Kirche in seines einzigen Kindes todtbleiches Antlitz gethan, hatte in seine Seele mitten hineingegriffen, so eiskalt, so erschütternd, daß er hätte ausrufen müssen: „Ammi, komm' zurück!“ Und als er vor ihr stand, noch ergriffen von der Macht des oben empfangenen Eindrucks, und sie

ihm so lange in die Augen sah mit der reichen Liebe und dem unendlichen Schmerz eines Kinderherzens, das zum Außersten gebracht, sich verstoßen und vom väterlichen Fluche belastet glaubt, da war aller Groll verschwunden und die tiefste Reue erfüllte sein Herz, daß er so hart gegen sie gewesen und sie zu einer Ehe hatte zwingen wollen, die in sich selbst eine fluchbelastete gewesen wäre. Er würde sie jetzt zurückgerufen haben, wenn er den noch in ihm waltenden Bauernstolz hätte besiegen können. So ein reiches Bauernherz ist zähe und eisensfest. Er glaubte sich etwas vor den Leuten zu vergeben, wenn er sich schwach zeigte. Auch glaubte er, Ammi sei zu weit gegangen, daß sie das Vaterhaus verlassen, ehe sie gewußt, wie er ihren Schritt aufgenommen. Endlich aber fürchtete er, sie möchte sein Zurückrufen als eine Billigung ihrer Liebe zu Bauermann's Stoffel ansehen.

Es war aber doch eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er ging seitdem ganz gebückt einher; er führte, wenn die Gemeinde bei einander war, nicht mehr, wie sonst, das große Wort, und war nicht mehr so unzufrieden mit allen Schritten des Municipalraths und der Gemeindeverwaltung. Er kam nicht mehr wie sonst in die Wägen am Sonntag Nachmittag und Abends in der Woche. Still und für sich lebte er und die tüchtige Magd, die er hatte, führte ihm seine Haushaltung zur Zufriedenheit. Nur sein Kind fehlte ihm, und das konnte er kaum verwinden. Die Stadt, wo Ammi diente, vermied er; aber ihre Kiste mit Allem, was sie noch daheim hatte und bedurfte, schickte er ihr nach mit dem Zufügen: er wolle nicht, daß sie Mangel habe.

Stoffel war der Glückliche. War er schier gekorben vor Leid, als er hörte, Ammi sei zur Kirche gezogen mit Hannjost, so lebte er jetzt neu auf und die Hoffnung gewann wieder Raum in seiner Seele. War auch die Trennung schmerzlich, so sah er sie doch öfter in der Stadt, als er sie im Dorfe gesprochen hatte, seine Ammi, deren Kreuz die Feuerprobe bestanden. Eine aber

glich der vom Sturme geknickten Aste. War sie auch vollkommen vertraut mit dem, was Ammi thun wollte, die Genugthuung, die ihr dadurch zu Theil wurde, war ihr ein Stich in's Herz, weil sie eine so schreckliche Demüthigung und Schmach für Hannjost in sich schloß. Und als er nun gar plötzlich verschwand und unter die Soldaten ging, da brach ihr schier das Herz; denn der Zettel, den er den Eltern zurüßgelassen und dessen Inhalt im Dorfe sogleich bekannt geworden war, hatte es ja ausgesprochen, daß er seine Schuld fühlte und sein Unrecht erkannt hätte. Und die, die sie allein aufrichten konnte, fehlte ihr, die treue Freundin, die sie so gewaltig gerächt hatte. Die Rosen lehrten gar nicht mehr auf ihre Wangen zurüß, und es schien, als zehre ein tiefer Gram an ihrem innersten Lebenskeime. Es wäre ihr eine Seligkeit gewesen, hätte sie zu Hannjost's Eltern gehen können, um hier tröstend Trost zu finden für sich selber, aber sie wagte das nicht.

Unter diesen Umständen floß der Winter träge hin. Der Komet, dessen Schweiß nach Frankreich hineinstand, gab den Leuten viel zu denken, und der alte Aberglauben, als habe ihn der Herr als ein prophetisches Zeichen an den Himmel gestellt, hindeutend, wohin sich die Zuchttrübe seines Strafgerichtes wenden werde, faßte gewaltig Fuß unter den Bewohnern des Hochlandes, die im innersten Herzen den welschen Drängern feind waren. Als sich die Kunde von Napoleons gewaltigen Kriegsrüstungen auch zu ihnen schlich, da prophezeiten sie ihm den Untergang, weil der Komet es nur zu bestimmt vorgebildet habe.

Durch die rastlose Bemühung des menschenfreundlichen Unterpräsekten in Simmern war es endlich gegen Ostern Weerich gelungen, die Kunde zu erhalten, daß sein Sohn in ein leichtes Infanterieregiment gesteckt worden sei, dessen Stamm in Niemes siege. Er schrieb nun an ihn und in diesem Briefe gedachte er Lenens Leid. Da kam endlich eine Antwort von ihm und ein Brief an das trauernde Mädchen. Zitternd erbrach sie ihn und

war. Hören konnte sie ihn kaum hören; aber was er antwortet, war Balsam für ihr Herz. Voll tiefer Reue sprach er seine Schuld aus und flehte sie um Vergebung an. Heilig bekehrte er sie, wie er erst jetzt so tief fühlte, daß er sie und nur sie liebe.

Das war, wie wenn auf eine von der Sonnengluth versengte und verwelkte Pflanze der erquickende Regen fällt. Wie sie sich aufrichtet zu neuer Blüthe, so Lene. Aller Schmerz, alle Kränkung war nun vergeben und vergessen. Ihre Wangen färbten sich wieder und das Leben, das am Erbschen schien, regte sich wieder frisch in allen Adern des jungen Mädchens. Auch von Ammi's Herzen nahm es eine schwere Bürde des Vorwurfs, da sie sich als die ansehen mußte, die, obwohl sie recht gehandelt zu haben glaubte, dennoch den Grund zu größerem Leide für die Freundin gelegt hatte.

Seine Eltern hatte er flehentlich gebeten, seine Liebe zu ihm auf Lene überzutragen, und sie, die das Unglück tief gebeugt hatte, boten dem Mädchen die Hand der Liebe und Veröhnung, und in Lenens Brust und Leben fiel ein neuer Sonnenstrahl. Indessen begann der alte Weierich zu kränkeln. Die letzten Erfahrungen waren der Nagel zu seinem Sarge gewesen. Ohnehin nicht stark, fühlte er durch so herbe überwältigende Geschehnisse seine Kraft gebrochen. Er siechte noch bis zum Frühlinge hin, dann starb er. Lene hatte ihn wie eine Tochter gepflegt, treu, liebevoll, hingebend, mit einer nie zu ermüdenden Ausdauer. Mit dem Segen für sie auf den Lippen verschied er. Zu seiner Frau hatte er kurz vor seinem Tode gesagt: „Ich sterbe, ich fühl' es. Auf Dich, als die Rängstlebende, fällt nach unserem Ehepakt all' unsere Habe. Sollte Hannjost fallen in der Schlacht, so geb' mir die Hand darauf, daß Lene Dein und mein Erbe ist.“ Die betagte Wittve hing nun an dem Mädchen wie die Mutter an ihrem Kind, und Lenens Liebe theilte sich zwischen ihrem Vater und der Mutter ihres Geliebten.

Noch einmal war ein Brief von Hannjost gekommen, dann

vernehmen man nichts mehr von ihm. Die ausgebildeten Studenten waren zu dem Regimente gestoßen, das mit dem Ceere nach Rußland marschiren sollte.

3.

Wann war es nach den aufregenden Ereignissen wieder ruhiger geworden in Bender's Seele, so zog in sie der alte Ehrgeiz wieder mit aller Macht ein. Die Stelle des Gemeindevorstandes oder Syndiks war durch Meierich's Lob erledigt, und er steuerte jetzt mit vollen Segeln auf sie los, die ihm einst entgangen war, wie er meinte, durch des Müllers Bauermann listiges und ränkevolles Spiel.

Wie immer eine langgenährte Feindschaft denen, die gerne Hader sßen und zu Ehrenbläserien Liebhaberei tragen, ein weiches Feld heilloser Wirkksamkeit eröffnet, so schloß es auch jetzt dem ehrgeizigen Bender nicht an solchen, die ihm hinterbrachten, diesmal dankte Bauermann an sich selber. Er sei beim Maire und Unterpräfekten gar gut angeschrieben, und sei schon bei Weiben gewesen, um sich die Stelle zu sichern. Da glühte der alte Haß noch einmal so feurig, da war die Macht der Leidenschaft im Manne so groß, daß er sich freute, seinem Kinde, das des Feindes Sohn liebte, die Hand noch nicht geboten zu haben.

Und Bauermann's Seele hatte weder früher, noch jetzt daran auch nur im Entferntesten gedacht, sich in diese Angelegenheit zu mischen, oder gar sich selber das zuzuwenden, was Bender mit so glühender Leidenschaft erstrebt. Ein Kerntchen umd das damit verbundene Ansehen, der größere Einfluß, auch wohl hier und da das Vorthellchen, das herausprang, war für diesen die letzte Kostprobe, Bauermann dachte vernünftiger. Er hätte um kein Gut ein Amt haben mögen, da er darin nur Schaden für sein Geschick hätte erblicken müssen. Auch sagte ihm, wenn ein ehrgeiziger Gedanke ihn hätte ergreifen wollen, seine Selbsterkenntniß, daß er

die Fähigkeiten nicht besäße, die zum Gemeindebeamten erforderlich waren. Die kurpfälzischen Schulen, in denen alle diese Männer ihre Bildung erhalten hatten, gehörten zu den dürftigsten, die sich denken lassen. Auch die Schule, welcher sie ihren Unterricht verdankten, leistete kaum das Nothwendigste. Das beklagte Bauermann oft; aber Bender war zu solcher Selbsterkenntniß niemals gekommen, obwohl er kaum seinen Namen schreiben, kaum einen Brief lesen, kaum auf's Nothdürftigste rechnen konnte.

Nie hatte Bender in dem Grade den Bauern geschmeichelt als jetzt, nie hatte er sich so eifrig den Schein eines tiefereu Wissens um die Angelegenheiten der Gemeinde gegeben wie jetzt. Er verschmähte es nicht, des Verstorbenen Handlungen zu tadeln und sich darüber auszusprechen, wie dies und jenes hätte anders und für die Gemeinde vorthellhafter eingeleitet, ausgerichtet und gemacht werden können. So bestellte er den Boden zunächst. Endlich entschloß er sich, zum Maire selber in die Stadt zu gehen. Dieser war ein alter, erfahrener Mann, der, ein Landeskind, die Inzassen seines Verwaltungsbezirkes genau kannte, aber auch die Eigenschaft hatte, rund und dorb das zu sagen, was er für geeignet hielt.

Eines Tages kam Bender in seine Privatwohnung; auf der amtlichen Schreibstube hätte er ihn nicht allein sprechen können. Mit großer Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit trat er ein und seine Verbeugung war um vieles tiefer als sonst. Der Maire hatte ihn auf der Stelle durchschaut, und gerade bei guter Kanne, wollte er einmal die Bindungen kennen lernen, die hier Eß und Schlaubheit mache, um das zu erstrebende Ziel zu erreichen.

„Wie geht's, Bender?“ fragte er freundlich.

„Wie soll's gehen, Herr Maire! So so, la la! Ich denke, wir haben ein gutes Jahr vor der Hand; wenn nur der Krieg nicht wäre!“

„Der ist weit von uns,“ sagte der Maire lachend, „und der Kaiser hat den Sieg an seine Auler geheftet.“

Bender, der gut deutsch gefinnt war, hier aber einem Manne gegenüber stand, der den Franzosen anhing und ihnen seine Stellung verbannte, zuckte die Achseln und sagte trocken: „Man sollt's meinen!“

„Ueberdies,“ fuhr der Maire fort, „wird die Eroberung Rußlands des Kaisers Welt Herrschaft die Krone aufsetzen.“

„Was kann man sagen?“ war Bender's Antwort. „Unserens versteht das nicht.“

„Da habt Ihr Recht,“ versetzte der Maire. „Ich kann's auch gar nicht billigen, wenn der Bauer sich in beratige Dinge mischt.“

„Das ist richtig,“ meinte Bender; „unserens hat Besseres zu thun. In der eigenen Gemeinde ist zu thun genug.“

„Gewiß; aber sagt einmal, wie sprechen sich denn Eure Leute über den Mann aus, der Syndik werden soll?“

„Da wär' viel davon zu reden, Herr Maire,“ sprach Bender ernst und mit dem Scheine großer Unparteilichkeit. „Hätte die Gemeinde zu wählen, so wüß' ich schon, wer's nicht würde. Und doch soll er Himmel und Erde bewegen.“

„Wer denn?“

„Der Müller Bauermann.“

„Hört,“ versetzte der Maire, „da seid Ihr auf einer falschen Fährte. Ich halte den Müller für einen der bravsten Männer Eurer Gemeinde und für einen sehr verständigen dazu. Schon damals, als Deierich es wurde, wollte ich ihn dazu haben; aber er hat's rund abgeschlagen, und erst vorgestern hatte ich ihn dazwischen, daß er jetzt das Amt annehmen solle. Was meint Ihr, was er sagte?“

„Menschengebanken kennt man nicht,“ erwiederte Bender; „aber damals hat er ja doch den Deierich empfohlen.“

„Das ist gelogen!“ pläzte der Maire heraus und lief roth an, denn er war ein hitziger Mann.

„Gelogen?“ fragte Bender erkannt und betroffen.

„Ja, gelassen!“ fuhr der Maire fort. „Er sagte damals zu mir, der Weierich ist ein Dackmäuser, der so seine Schliche geht und sich selber nicht vergißt. Und was er da gesagt hat, hab' ich wahr gefunden. Nein, Euch schlug er damals vor, als ich ihn fragte, Euch, und Ihr meintet — ich hab's wohl oft gehabt — er habe Euch schwarz gemacht. Ihr habt Unrecht an dem braven Manne gehabt, während Ihr und der Weierich unter dem Tische spieltet. — Ihr habt ihm viel abzubitten, Bender, das sag' ich Euch.“ Bei diesen Worten sah ihn der Maire so scharf an, daß er die Augen niederschlagen mußte. „Und vorgestern, als ich ihn wieder fragte, ob er die Stelle denn jetzt nicht annehmen wolle, sagte er fest und bestimmt nein. Er meinte, ein Kerntchen sei für einen Bauers- und Geschäftsmann ein Unglück, wenigstens für einen wie er. Er habe, sagte er, sein Geschäft jetzt so im Schwung, und sein Sohn stehe ihm so wacker bei, daß der Mehlhandel neben dem Mahlen ihm die größten Vortheile abwerfe. Auch wolle er jetzt eine Deismühle bauen, da er Wasser und Raum genug habe, und bewegen war er bei mir, daß ihm das gestattet werden möge. Der will's nicht. Als ich ihn abet fragte, wen er denn für geeignet halte, nannte er — Euch.“

„Nicht?“ fragte Bender voll Erstaunen.

„Ja, Euch!“ bekräftigte der Maire. — „Was meint Ihr dazu?“ fragte er nach einer Pause.

„Was soll ich meinen, Herr Maire?“ antwortete Bender.

„Ich wäre noch rüthig genug dazu.“

„Das ist richtig; aber wißt Ihr, was ich ihm geantwortet?“

Bender sah ihn mit großer Spannung an, aber er schwieg. „Nein, sagte ich,“ fuhr der Maire fort, „der Bender wird doch kein solcher Esel sein, daß er hartnach strebt! Er kann ja nicht lesen und nicht schreiben. Das wäre mir ein feiner Synbill! Nein, sagte ich zu Bauermann, ich denke besser von Bender, als daß er in seinen letzten Tagen noch vom Hochmuthsteufel sich plagen läßt. Der traut sich

selber besser; denn die meisten Leute, die noch aus Kumpels kommen, wissen nichts. Der Weirich war noch der beste Bauernmann allein macht eine Ausnahme von der Regel."

Dem armen Bender wurde es schwindelig. Er entsandte sich und zog sehr roth baumwollenes Taschentuch heraus, um sich den Schweiß abzutrocknen und seine Betroffenheit zu verbergen. Der Maire that, als fähe er das nicht und fuhr fort:

"Der Müller meinte, Ihr wärt ein verständiger und besorger Mann, da Wanne man sich ja in das Geschäft einschließen; aber ich sagte ihm rund heraus: der Bender ist nicht fähig dazu, und es solle man jeden Gedanken daran fahren lassen. Ja, fuhr ich fort, wär' Euer Stoffel verheirathet und ein festharter Bürger, den machte ich zum Syndik, denn der hat etwas Bedenkliches gekostet; und ich halte ihn für den Tauglichsten in der Gemehnde. Uebrigens vor Neujahr wird nichts entschieden, und bis dahin mag der Maire, der als Beigeordneter dient, das Amt versehen. Macht er sich, so soll er es werden; doch kommt Zeit, kommt Rath. Vielleicht verheirathet sich bis dahin der Stoffel, und dann wird er's, so wahr ich Maire bin."

In Bender's Brust arbeitete es gewaltig. Alle seine Hoffnungen waren zertrümmert; aber was er von Bauernmann gehört, das that ihm wohl. Er bat ihm im Stillen alle Unbill ab. Sagte er sich nun die Sache zurecht, so kam etwa diese Gedankenfolge heraus: Heirathete der Stoffel und würde Syndik, und gab es ihm Anani zur Frau, so konnte er doch so unter der Hand mit in's Amt hinein pfuschen und die Dinge in der Gemehnde nach seinem Kopf ordnen. Auch begann ihm der Gedanke zu schmeicheln, daß dann Anani die erste Frau zur Dose wäre. Diese Reihe von Vorstellungen flog ihm durch den Kopf; aber er besaß Selbstbeherrschung genug, so viel als möglich das, was ihn bewegte, zu verbergen.

"Ihr habt Recht, Herr Maire," sagte er nach einiger Zeit,

„für mich ist's nichts, und der Müller hat's gut gemeint; aber sein Stoffel muß ja noch Soldat werden, und dann wär's doch bedenklich, so einen jungen Mann zum Synbil zu machen.“

„Ihr habt da zwei Dinge erwähnt,“ sprach der Maire ernst, „auf die ich wohl antworten kann, weil ich die Sachlage kenne. Stoffel kann nicht Soldat werden. Erinnert Euch, Vender, er ist vor etwa zwei Jahren vom Kirschbaume gefallen und hat den Arm gebrochen. Obwohl das ihn an keiner Arbeit hindert, so kann er doch, da der Arm schlecht geheilt ist, nicht das Gewehr tragen. Das steht fest und ich kenne das. Da er überdies in diesem Jahre jugfähig ist, so haben ihn neulich die Doctoren untersucht und das erklärt, was ich Euch sage. — Das Andere aber ist lächerlich. Erstlich wird er, wie wir, alle Tage älter, und dann kommt's auf die Tüchtigkeit an, und die ist für ihn. Was ich in diesem Falle thue,“ setzte er mit Selbstgefälligkeit hinzu, „ist gethan, und Jugend hat frische Kraft und Freudigkeit.“

Die Stunde, auf die Schreibstube zu gehen, war da, und Vender mußte sich entfernen. Der Maire sah ihm lächelnd nach. „Du bist hoffentlich geheilt!“ sagte er; „aber Alter schützt vor Thorheit nicht.“

Der Weg nach dem Dorfe führte durch den Wald. Als ihn Vender erreichte, bog er links ab und ging in den dichtesten Theil des jungen Schlags, wo er sich am Stamm einer einzeln stehenden Eiche niedersetzte und den Kopf, der sorgenschwer war, in die Hand stützte. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust hervor. Was er heute erlebt, war so bedeutsam und wichtig, daß es sein Innerstes in Aufruhr brachte. Zunächst machte sich sein Jorn über den groben Maire Luft. Der hätte doch manerlicher sein können! Ihm so, mir nichts, dir nichts unter die Nase zu sagen, er sei ein Esel, das war mehr, als ein Mann vertragen konnte, der nichts anders wußte, als daß er sehr klug sei, und der überzeugt war, es mache Niemand seine Sache besser, als er. So

schwer indeffen das zu verwinden war, so blieb doch nichts übrig, als den Aerger zu verschlucken. Das aber plagte ihn über die Maßen, daß der grobe Maire das auch dem alten Bauermann gesagt, und daß der es wußte. Hier rieth die Klugheit, den Bauermann sich nicht auf's Neue zu verfeinden; denn wurde der erst recht zornig, so erfuhr's das ganze Dorf, und stand er dann nicht geradezu am Pranger?

Das Zweite aber, was ihm im Kopfe herumging, war, daß es nun in Frage stand, ob, wenn Stoffel solche Aussichten hatte, er nicht am Ende die Lene heirathete; denn er ging sehr oft dorthin, das wußte er genau. Wär's da nicht klug, Ammi zurückzurufen?

Endlich bewegte ihn die Frage, ob er nicht auf irgend eine Weise mit Bauermann sich ausöhnen könne? Seit Jahren hatte er nicht bei ihm mahlen lassen, weil er den alten Bick auf ihn hatte. Er sann nach; wie das zu machen sei, ohne daß es Aufsehen erzeuge. Zuletzt kam er darauf hinaus, wenn Ammi zurückkehre und er ihrem Umgange mit Stoffel nichts in den Weg lege, werde das sich unter der Hand geben. Und so verhärtet war Bender auch nicht, daß er nicht längst sein rauhes Wesen gegen Ammi bereut hätte. Als er darum mit seinen Ueberlegungen so weit war, that es ihm im Herzen wohl, dem Gedanken Raum geben zu können, sein einziges Kind wieder um sich zu haben. Wär's doch schier dreiviertel Jahre, daß er Ammi nicht mehr gesehen hatte! Und wie oft hatte er das Bedürfnis gefühlt! — Aber — ein Gedanke, der mit diesem Aber durch seine Seele fuhr, erschreckte ihn. Er kannte Ammi und ihre Festigkeit. Würde sie kommen, wenn er es ihr sagen ließe? — Lange saß er in tiefem Sinnen; dann stand er auf, er hatte den Ausweg gefunden. Zu der alten Goll wollte er morgen gehen; die mußte in die Stadt und Alles ausgleichen. Dann wollte er den Wagen anspannen und Ammi selber holen. Hatte sich ja doch, seit Hannsost in seinen Briefen sich wieder an Lenen gewendet, auch sein Verhältnis

zu Ammi geküßert, und ohne Furcht, daß man ihn hätte, konnte er die Hand zum Frieden reichen.

Wäckerlicher, als nach langer Zeit, kehrte Bender heim. Saustier und ruhiger hatte er seit jenem Hochzeittage nicht geschlafen. Als er am andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, so leicht im Herzen, daß er hätte singen und pfeifen können. Alles Bittere, was er beim Maire gehört, war verschwunden, und leichtest Herzens ging er bei Zeiten zu Ammi's Both hinüber nach dem nächsten Dorf.

Unsere desselben begegnete ihm der alte Pfarrer, der viele Jahre lang sein Seelsorger gewesen war und auf den die Gemeindefolk noch ungemein viel hielt. Dem alten Geislichen konnte Nichts erwünschter kommen, als daß er Bender einmal traf. Er hatte ihm so Vieles zu sagen, daß er kaum wußte, wo er beginnen sollte. Dem Bender war's nicht recht geheuer, denn er wußte, der alte Pfarrer war, wenn er auch den Napoleon und die Franzosen nicht leiden konnte, doch des Maire's Freund und verkehrte viel mit ihm. Hätte er ahnen können, daß Vieles von dem, was der Maire so ganz arglos hingeworfen in der gekrigen Unterredung, mit dem Pfarrer verabredet war, er würde jetzt aus den Eifen geschlagen haben; aber darüber lag der Schleier des Geheimnisses, und nicht hob ihn eine Hand.

Nach dem herzlichsten gegenseitigen Gruße fragte der Pfarrer, wohin er wolle, und Bender sagte es offen. — Mit großer Freude nahm der Pfarrer dieses freimüthige Geständniß auf. Er sagte ihm, wie oft schon die gute Ammi ihm weinend geklagt, daß ihr Vater so unversöhnlich sei, nicht nach ihr frage und ihr kein Väterherz zeige.

„Bedenkt,“ sagte er ernst, „daß der ungerechte Fluch auf Eurer Haupt zurückfällt! Ammi hat Euch vor einem schweren Unrecht bewahrt; sie war in ihrem Rechte, nicht Ihr. Und nun verstoßt Ihr das gute Kind, das mit so treuer Liebe an Euch hängt und

sich in Gram und Heimweh verzehrt. Ihr kommt in die Stadt und besucht sie nicht. Wender, Wender! gedenkt Ihr nicht an des Herrn Gleichniß vom verlorenen Sohn? Und Ammi ist kein verlorenes Kind, und Ihr wollt doch nicht vergeben? — Ihr betet alle Tage: Vergeb uns unsere Schuld, wie wir unseren Schulbigern vergeben — und Ihr thut nicht also?“

Wender traten die Thränen in die Augen. „Ach,“ sagte er, „ich bin ja auf dem Wege!“

„Nein,“ erwiderte der Pfarrer, „Ihr wollt noch einen Schleichtweg gehen; Ihr wollt Euch nichts vergeben, sonst ginget Ihr selber. Die alte Geth soll gehen.“

Da rief Wender: „Ihr habt Recht; jetzt seh' ich's ein, und bei Gottes Barmherzigkeit, ich gehe selber!“

„So ist's Recht,“ sagte der Pfarrer; „aber noch Eins, Wender. Wie steht's zwischen Euch und Bauermann? Da wird noch der alte Haß lodern? Wender, denkt an das Gebot, an das ich Euch erinnert: Vergebt, damit Euch vergeben werde! Und warum spreizt Ihr Euch so gegen die Verbrüderung mit dem Stoffel?“

„Ach, Herr Pfarrer,“ sagte Wender, dem es ganz weh um's Herz war, „Ihr wisset nicht, wie Ihr mich treffet. Ich hab' gestern erst Naren Wein eingeschenkt gekriegt. Ich geb' Euch die Hand drauf, so hart und zähe ich bin, ich hab' mich umgewandelt. Ihr sollt von mir hören, ich geb' Euch die Hand drauf.“

Und er drückte die Hand des Geistlichen und ging, statt in's Dorf, rechtsab das Wiesenthal hinunter, welches ihn auf den Weg nach der Stadt leitete.

Wer Ammi lange nicht gesehen hatte, erschraak über das bleiche Aussehen des einst so blühenden Mädchens. Offenbar nagte der tiefste Schmerz an ihrem Herzen, und dieser Schmerz war kein anderer, als der über ihres Vaters zähes Beharren auf seinem Sinne. Die Familie, die sie mehr aus Liebe als aus Bedürfniß ihrer Dienste aufgenommen, suchte sie aufzurichten, aber es gelang

nicht. Halbe Nächte saß sie weinend in ihrem Bett. Da trat unerwartet ihr Vater zu ihr. Als sie ihn erblickte, sanken ihre Arme wie gelähmt herab. Sie wurde noch bleicher als gewöhnlich, und ein Zittern ergriff ihren ganzen Körper. Ihre Thränen brachen zugleich mächtig hervor, aber sie vermochte kein Wort zu sprechen.

Vender saß sie liebevoll an. „Ammi!“ sagte er, „Dein Vater kommt, sein Kind wieder zu suchen.“

Er selbst war bewegt, und sein Auge wurde feucht, als er das sagte. Da löste sich der Zauber, der ihre Brust beengte; einen Schrei stieß sie aus, der gellend durch das Haus drang, und dann lag sie an ihres Vaters Brust und weinte laut. Die Bewohner des Hauses eilten herzu, und als sie das Kind an des Vaters Brust sahen und wie die Weiden weinten, da sagte die alte Mutter zu den Andern: „Lasset sie allein! Da feiert die vergebende und versöhnende Liebe ein Fest, dessen sich die Engel des Himmels freuen.“

Und sie gingen und ließen sie allein, bis sie sich ausgeweint, bis das Wort das Herz erschloß und sie die Vergangenheit vergaßen in der siegenden Liebe des Augenblicks. — —

„Es geschehen Zeichen und Wunder,“ sagte am folgenden Tag ein Nachbar zu der Wittwe Weierich, die bei der Lene in traulichem Gespräche saß. „Habt Ihr's denn schon gehört, daß Vender's Ammi wieder mit ihrem Vater ausgehñt und hier ist seit gestern Abend?“

„Was sagt Ihr?“ rief Lene und sprang auf.

„Wahrhaftig, so ist's!“ sagte der Nachbar.

Nun hielt keine Nacht das Mädchen mehr. Sie flog die Straße hinaus und lag bald am Herzen der treuesten Freundin.

Vender war früh weggegangen, ohne daß er gesagt hätte wohin. Er hatte nahe bei Bauermann's Mühle eine Wiese. Dorthin war er gegangen, um Bauermann vielleicht zu treffen. In das Haus

geradezu zu gehen, davon hielt ihn denn doch der noch nicht ganz niedergetropfte Bauernstolz zurück. — Es war ein heißer Sommertag, der Himmel rein, ohne ein einziges Wölkchen. Obwohl es Vormittag war, so zitterte doch schon die Luft in der sengenden Gluth der Sonne. Die Pflanzen ließen matt ihre Blätter hängen und kein Kästchen bewegte das Laub der Erlen, die am Mühlenteiche standen. An der Mühle ließ sich keine Seele sehen; nur die Räder klapperten emsig, vom starken Wasserstrahle getrieben.

Vender ging am Teiche hinab, wo es schattig war, und näherte sich der Pflz, die an die Mühle fließ und nach Landesitte mit einem sauber beschorenen und sorglich gepflegten Fage von Hainbuchen umfriedigt war. Dort standen des Müllers Bienenstöcke, gegen die Hainbuchenhecke sich anlehnd. Vender trat näher, um nach dem Fluge der Bienen und ihren vorliegenden Schwärmen zu sehen. Das hatte er früher um keinen Preis gethan. Er ging wohl auch auf seine Wiese, aber kein Bild streifte die Mühle; er that, als sähe er sie nicht. Heute aber war er so glücklich, Ammi hatte ihn so liebevoll gegrüßt, als er aus der Kammer trat; sie hatte sein Frühstück schon bereitet, und nie war die Suppe, die die Magd gekocht, so schwachhaft und so nach seinem Sinne gewesen. Er hatte Gott gedankt für die Wendung der Dinge, und es war ihm, als sei die vergangene Zeit ein willster Traum gewesen. Da kam denn auch des alten Seelsorgers Wort wieder mit seinem ganzen Gewicht in sein Andenken zurück, und das Versprechen, das er ihm vor Gott gegeben.

Neben seinen Bienenstöcken saß der Müller Bauermann auf einem Schemel, den er sich dahin getragen, weil er heute gegen Mittag das Schwärmen eines Stodes mit Gewißheit erwarten konnte. Das Gerlusch von Dritten hatte ihn aufmerksam gemacht. Er lugte durch die Lücken der Blätter, die ihn verdeckten, und gewahrte den Vender. Er erkannte; Vender sah nach der Mühle; ja, es kam ihm vor, als suche sein Auge Jemanden, als verlange

er, Jemanden aus der Mühle zu treffen. Nach dem, was er bis jetzt an Vender erlebt, kam ihm das so sonderbar und räthselhaft vor, daß er sich kaum hinein finden konnte. Sein Gertraumen wuchs, als Vender an den Hag näher herankrat und die Bienen betroschete.

In diesem Augenblicke stürzten die Massen der Bienen zum Flugloche heraus. Sammend schwirrten sie nach der Höhe.

„Der fliehet ab!“ rief Vender. „Ist denn Niemand da?“

„Doch,“ sagte jetzt Bauermann, und stand auf, Vender'n grüßend. Der hatte sich schon zur Erde gebückt und eine Handvoll Erde gegess'n, welche er in den Schwarm warf.

„Geh' das Fass! geschwind!“ sagte er zu Bauermanns, „ich will Dir helfen!“ Rasch sprang er um die Ecke, wo die Mühle war, und stand bald neben dem Müller. Ohne auf etwas Anderes einzugehen, sprach Vender eifrig von den Bienen und beobachtete dabei die Richtung, welche der Schwarm zu nehmen schien. „Dort am Büumchen hängt er sich,“ sagte er, und wirklich bildete sich bald dort viele Klumpen, anzeigend, daß dort die Königin ihren Ruhepunkt gewählt habe. Der Schwarm wurde nun gefaßt und dann in's Gras gestellt, wo er sich bald bezog.

Jetzt schloß Vender, daß er reden müsse von dem, was ihm im Herzen brannte.

„Bauermann,“ sagte er verlegen, „ich habe Dich viele Jahre lang im Verdachte gehabt, Du seiest mein Gegner und Feind. Oeffern sind mir die Augen ausgegangen und ich hab's eingesehen, daß ich Dir groß Unrecht angethan. Sieh', darum kommt ich und reiche Dir die Hand und sage ehrlich: verzeih' mir's; der Hader soll begraben sein in's tiefste Meer!“

Bauermann hatte ihm bewegt zugehört. „Gottlob,“ sagte er, „und Gott lohn's dem, der's gethan, daß Du zur Einsicht kommst. Hier ist meine Hand! Niemand kann sie lieber reichen als ich, denn Hader ist Eiter in den Gebreuen, und Friede ernähret, Unfriede aber verzehret.“

Als einem herzlichem Glanzstrahl war der Freude hergestellt und befestigt. Nach Lange sahen sie bei einander, bis der nahende Mittag zur Gehmkehr rief. Als Bunder schon wieder jenseits der Bäh war, rief er nach zurück: „Sende den Stoffel mit dem Wagen, ich muß heute noch Korn fassen.“

„Es geschähen Zeshen und Wunder!“ rief Bundermann, als er zu seiner Frau trat, bei der Stoffel stand. Retnes begriff, was er meine; als er aber erzählte, was sich ereignet, hörten sie voll Bewunderung zu und die Mutter schlug die Hände zusammen; Stoffel aber ging in den Garten, weil es für sein Herz zu enge wurde in der Stube. Die Stube war so groß, nach so langer trostloser Aussicht; die Hoffnung schwellte sein Herz auf's Neue. Er konnte von Abend kaum erwarten, wo er Ammi wieder sehen sollte, und diesmal im elterlichen Hause, das er seit seinen Kinderjahren nicht mehr betreten hatte.

Ammi ahnte nichts, als ihr Vater mit dem Knechte ging Korn zu fassen und ihm sagte, er habe den Müller selbst bestellt. Abends stand sie in der Stube, als ein Müllerwagen daher rasselte, den die Kloden der Rasse verflumeten. Sie hätte fast laut aufgeschrien, als sie Stoffel sah, der am Hause hielt und herinsprang, nachdem er die Peitsche an's Kuramet gesteckt. Hocheröhrend blühte sie in ihres Vaters Angesicht. Dieser lächelte und sagte: „Geh', Ammi, und zeige dem Stoffel das Korn, das er laden soll.“

Sie zauderte — das war zu außerordentlich, als daß sie hätte daran glauben sollen. „Nun,“ sagte Bunder, „soll ich selbst die hohe Treppe hinauf steigen?“ Da flog sie wüthenden Herzens hinaus und vor Stoffel die Stiege hinauf, daß er ihr kaum folgen konnte. Aber broben? Da sank die Glückliche an des Jünglings treue Brust und im Jubel erzählte sie ihm Alles, was sich seit gestern Wunderbares ereignet hatte. Doch wie erkannte sie, als man aus Stoffel ihr die neue Nähe von heute Morgen mittheilte. Ammi blühte dankend nach oben, Stoffel aber drückte sie an seine Brust

und rief: „Ammi, es tagt nach langer Nacht und die Hoffnung geht auf wie die Morgensonne!“ Und ihr in die Augen blinkend, fragte er leise: „Sagst Du auch Nein, wenn Du mit mir am Altare stehst und Dich der Pfarrer fragt, ob Du mein Weib werden wolltest?“

Da riß sie sich aus seinen Armen, deutete auf die Erde und rief: „Stoßel, trag' das Korn hinab! Hörst Du, es klingelt, die Mühle ist leer!“ Und im Nu war sie die Treppe hinab und verbarg das glühende Antlitz in ihrer Kammer.

Es war im Spätherbste des Jahres 1818, gegen Martinstag, und es war ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Thüre hätte jagen mögen. Päder und Mäher stritten draußen, wer von ihnen der größte Schelm sei, wie man auf dem Günsrück sagt, wenn im Herbst Regen und Schnee unter einander fällt und der Wind die Wetterfahnen und die Flocken und Tropfen trübt. Man sucht dann eifriger den warmen Ofen und schmiegt sich fröstelnd daran, die bedauernd, die draußen sein müssen.

In einer hellerleuchteten Stube saß ein blühendes junges Weib neben dem alten, viereckigen Ofen, auf dessen Platten biblische Geschichtsbildstellungen zu sehen waren. Sie sparrt den Aberglänzenden Flachs und zog seine Fäden, während sie dann und wann einen liebevollen Blick auf die Wiege warf, in der ein Kind sanft schlummerte, leise geschaukelt von einem alten Manne, der auch kaum vom Rinde wegsah, dessen Züge der schönen Mutter Abbild waren. Dann aber flog ihr Blick mit demselben Ausdruck zur andern Seite des Lohes, wo ein junger Mann saß, der seine Pfeife rauchte und das glückliche Gesicht der Mutter mit unglücklichem Wohlgefallen betrachtete.

Das Gespräch stockte eben, da klopfte es an den Boden, erst leise, dann härter. Die junge Frau erschrak.

„Herr Synbil!“ rief eine bekannte Stimme, und der junge Mann ging zum Fenster und öffnete.

„Was gibt's?“ fragte er.

„Bieder Gott, es sind wieder zehn Deferteurs da, die um Gotteswillen bitten, wir sollen ihnen Brod geben. Es sind Deutsche.“ Es war ein Mann von der Sicherheitswache, die man überall in den Dörfern errichtet hatte, weil die Wälder von Deferteurs der zerrütteten Armee wimmelten.

„Sollen wir sie arretiren?“ fragte der Mann, setzte aber schnell hinzu: „Wir müßten dann aber Hülfe holen!“

„Stoffel!“ bat das junge Weib, „es sind ja auch treuer, trauernder Mütter Söhne! Thu' es nicht!“

Der Synbild blickte nach ihr hin und man sah, wie schwer es ihm wurde, seiner Pflicht zu genügen.

„Ich muß,“ sagte er. „Meine Pflicht fordert es.“

Ammi blickte trauernd in das Licht und seufzte tief. Stoffel griff nach seiner Mütze.

„Willst Du?“ fragte sie zitternd vor Mitleid, Angst und Sorge.

„Weib,“ sagte er bittend, „mache mir meine Pflicht nicht schwerer, als sie ist!“

„Vater,“ bat sie, „geht doch mit ihm, daß ihm kein Unglück widerfährt.“

Der alte Bender stand rasch auf, um nach seiner Mütze zu greifen; aber in dem Augenblicke kam ein zweiter Bote, der sagte, sie seien fort. Die Leute hatten ihnen Brod gegeben.

„Dann kann ich zu Hause bleiben,“ sagte Stoffel Bauermann, der junge Synbild, schloß den Laden und setzte sich wieder. Langsam lehrten Ammi's rothe Wangen wieder.

„Es ist doch entsetzlich,“ sagte sie, „was die armen Jungen ausstehen müssen!“

„Und wie muß es um die Armee stehen!“ meinte Vater Bender. „Seit der grausamen Schlacht von Hanau laufen halbe Regimenter fort, der Heimath zu. Haben sie aber Unrecht? Ihr Kaiser lügt die Welt an in einem Bulletin, daß man in alle

Welt scheidt, und sagt, er habe gesiegt, und läßt seine Leute im Stich und macht sich aus dem Staube nach Paris! Und Euch, den Syndiken, gibt man Befehl, die armen Teufel zu arretiren, die nicht wissen, wer Koch oder Kellner ist. — Nein, küm' einer oder zehn an unsere Thür, ich gäh' ihnen all' unser Brod. Welt, Ammi?"

„Freilich," sagte die junge Frau und blinzte schalkhaft nach Ihrem Manne. „Sie kämen dann ja zum Bender und nicht zum Syndik Bauermann, zu Bender's Ammi und nicht zur Frau des Syndik."

„Schöne Wirthschaft!" sagte der Syndik halb ernst, halb lachend. „Ich glaube, Ihr habt's schon so gemacht."

Da ließ das junge Weib den Faden einlaufen, klatschte leise in die Hände und sagte: „Welt, Vater, der Stoffel könnte Rathsherr werden!"

Der Alte lachte und sagte: „Du hast's ja nicht gesehen, als es gestern Abend geschah!"

„Ach," rief Ammi, „wenn doch der Hannsost käme!"

„Ei," erwiderte Stoffel, „da steht man doch, daß es ihr mit Ihrem Nein nicht so ernst war! Vielleicht sagte sie jetzt gerne Ja!"

„Du böser Mann!" zürnte das junge Weib. „Aber nein," fuhr sie fort, „laßt uns im Ernste davon reden. Nun ist's weit über ein Jahr, was sag' ich, sichter zwei, daß kein Zeichen des Lebens mehr von ihm gekommen ist."

„Ich weiß nicht," sagte Stoffel, „mir ist's, als müßte er kommen. Der Andres Pfaff aus der Stadt, der als Invalidé heimgekommen ist, hat ihn noch vor der Leipziger Schlacht gesprochen, wie er mir selber gesagt hat. Hat ihn Gott so lange erhalten, so bin ich des Glaubens, daß er kommt."

Und noch lange besprachen sie diese ihnen Allen wichtige Angelegenheiten.

Und gerade in dieser Nacht war es, daß nach ein Uhr an Weierich's Hause leise geklopft wurde. Der Knecht hörte es und

dachte, es seien wieder hungrige Defecteurs, welche damals in Schaaren die Wälder des Hunsrüds durchwanderten. Meist waren es Belgier und Holländer, oder Niederländer aus dem Bergischen oder der Gegend von Aachen und Cleve, die sich ihrer Heimath näherten. Strenge Befehle wurden gegeben, sie zu arretiren, aber kein Mensch that es, vielmehr leistete ihnen überall das Volk Hilfe und Beistand, so viel es konnte.

Der Knecht stand auf, um nachzusehen, und da fiel es ihm auf, daß der alte Spitz nicht bellte, sondern mit allen Zeichen der Freude webelnd an der Thüre herum lief. Er öffnete das Fenster. —

„Jakob,“ sprach eine Stimme, die ihm bekannt schien, „mach' auf, ich bin's, der Hannjost, des Synbils Sohn; aber sei still, daß es Niemand merkt.“

Der alte Knecht öffnete, und zerlumpt, naß und fast baarfuß hinkte Hannjost herein. Die Uniform hing ihm in Fetzen am Leibe und den Arm trug er in einer Binde.

„Wie geht's meinen Eltern? was macht Lene?“ fragte er.

„Eure Mutter ist wohl auf und auch Lene — aber Euer Vater ruht schon lange im Grabe.“

Da sank der Arme auf die Bank und weinte laut.

Die Mutter hörte die Unruhe unten. Sie stand auf, machte Licht und kam herab. — Wie erschrad sie, als sie den Fremden sah! aber welche Seligkeit durchströmte das Mutterherz, als es der geliebte Sohn war! Schnell wurden Kleider geholt, Kasse gelockt, und erst jetzt sah sie seinen Arm. Er war verwundet worden bei Hanau und noch war der Stich einer Lanze nicht ordentlich verbunden. Die Wunde sah Abel aus. Was die pflegende Liebe konnte, geschah, aber noch vor Tag holte der Knecht den Chirurgus aus der Stadt, der ein verschwiegener Mann war.

Morgens kam, wie sie pflegte, Lene. Am strahlenden Antlitze

der Mutter sah sie, daß etwas Erfreuliches vorgefallen war. Sie sah sie forschend an.

„Komm,“ sagte Lene und führte sie hinaus. Der Chirurgus hatte eben den Arm untersucht und verbunden. Lene warf sich weinend über den Geliebten.

„Kannst Du dem Neuzigen vergeben?“ fragte er sie. „Ich habe schwer gebüßt!“ setzte er hinzu. —

Sie barg ihr Angesicht an seiner Brust und ihr Mund brauchte nicht zu antworten.

Morgens kam Lene, strahlend vor Freude, zu Ammi, die allein bei ihrem Kinde saß. Diese sah die Freundin einen Augenblick forschend an, dann rief sie! „Er ist da! gelt, er ist da?“ Und Lene nickte mit seligem Antlitz.

„Aber schweig, um Gotteswillen!“ sagte sie. „Wir halten ihn verborgen. Denk' Dir, er ist verwundet!“

Zwei Monate kaum war er verborgen, da kamen die Deutschen unter Blücher's Führung und die Rheinlande waren frei. Des genesenen Hannjost's erster Gang war zu Stoffel und Ammi.

„Weinst Du, ich hätte es nicht gemußt?“ fragte Stoffel seine triumphirende Frau. „Da hät' ich ja doch blind sein müssen. Dir les' ich jeden Gedanken auf der Stirn!“

Bald vereinte der Pfarrer das glückliche Paar, und Lene sagte nicht Nein.



A n n i n .

Eine Erzählung.

1.

In die Werkstätte des Waffenschmieds Messis zu Mastricht trat am Morgen des Tages Sanct Katharina ein reich gekleideter Cavalier, mit dem Comthurkreuz des Johanniterordens geschmückt. Ein freundliches Lächeln lag über den tiefen Ernst und die Hoheit des männlich schönen Gesichts, als er den Meister grüßte, der im Feierkleide saß und die blinkenden Waffen mit wohlgefälligen Blicken musterte. Der Meister zog schnell die Sammitappe vom grauen Schädel und verbeugte sich demüthig vor dem hohen Fremdlinge.

„Man hat mir Eure Waffen sehr gerühmt, Meister!“ sprach jetzt, einen prüfenden Blick umherwerfend, der Cavalier, „und ich bin selbst hierher gegangen, um mich davon zu überzeugen und — so es also ist, vielleicht ein Kunde von Euch zu werden.“

„Wollet Euch selbst überzeugen, edler Herr!“ erwiderte Messis; „denn Euer Kennerblick wird bald auch ohne meine Selbstprüfung finden, ob meine Arbeit des Ruhmes werth ist; den man ihr zollt.“

„Recht so,“ sprach der Comthur, „das Werk muß den Meister loben und nicht der Meister das Werk!“ —

Er ging an den Wänden umher, blieb bald hier bald da stehen und wandte sich dann schnell zum Meister mit den Worten: „Schade, daß ich an Euren wohlgearbeiteten Degen das vermißte, was man an den Damascenerklingen mit Recht rühmt — — —“

„Mit Gunst, edler Herr!“ sprach einfallend ein Jüngling, der eben erst hereingetreten war, und nun im Schmuck männlicher Schönheit, mit einem offenen, äußerzigen Blick aus den großen blauen Augen, sich neigend vor dem Comthure stand, „ich will Euch einen Degen zeigen, dessen Klinge gewiß einer Damascenerklinge an Härte, Schärfe und Schönheit nichts nachgibt.“

Des Comthurs Blicke maßen den Jüngling, der an riesiger Größe und wohlgestaltetem Körper weit ihn selbst übertraf; und seine Stirne legte sich in Falten.

„Dein todes Versprechen, wenn's nicht aus Jugesaittheit herrührt, die Dir übel anstände,“ erwiderte der Comthur, „fordert mich auf, Dich beim Worte zu halten.“

„Es sei!“ rief jener lächelnd und entfernte sich mit einer anständigen Verbeugung.

„Der junge Mensch hat viel Selbstvertrauen,“ hob der Comthur an, sich zu Messiss wendend; „ich mag es wohl leiden, wenn's nur nicht in Uebermuth ausartet, dem es so nahe steht.“

„Verzeiht ihm, edler Herr!“ bat Messiss, „er ist nicht stolz, und ich bin der Meinung, daß er Euch Wort halten wird, denn der Junge steht in seiner Kunst, ich muß das selbst bekennen, weit über seinem Vater.“

„Das macht ihm keine Unehre, so wenig als dies Bekenntniß, dem Vater selbst, der Ihr wohl seht, wenn ich meinen Augen trauen kann?“ versetzte der Comthur.

„Ja!“ sprach der Meister. „Nur will es mir nicht gefallen, daß Quintin so eigentlich keine Freude am Handwerke hat; und doch zeichnet er so schönes Blattwerk und so wunderliche und doch schöne Gestalten zur Verzierung der Waffen, daß wohl schwerlich bereist aus ihm ein Waffenschmied werden wird, wie ihn die alte Stadt Augsburg und das weit berühmte Städtlein Solingen nicht wohl wird aufweisen können.“

Indem trat Quintin mit freundlicher Miene herein, in seiner

Stand einen langen Degen tragend, dessen schön gearbeitete Spitze und zierlicher Griff dem Comthur in die Augen leuchteten. Rasch flog die lange bis in die Spitze hinaus klare Klinge heraus und mit zierlichem Auslande reichte sie Quintin dem Comthur.

Dieser prüfte sie wohl. Der Stahl bog sich zum Klinge. „Erlaubt euren Augenblick,“ sprach Quintin, den Degen fassend, und führte einen kräftigen Streich auf eine Stahlstange, die in der Ecke stand. „Wollt Euch überzeugen von der Güte der Klinge,“ versetzte er, die Stahlstange aufhebend, als sei es ein Strohhalm; und sie dem Comthur hinhaltend. Eine tiefe Scharte war in der Stange und die Klinge unverletzt.

Mit Wohlgefallen hob der Comthur die Klinge auf und las die mit Silber eingelekten Worte: Deo Gloria, mihi Victoria! „Ist dieses Schwert Deine Arbeit?“ wendete er sich fragend zu Quintin. Dieser neigte sich erröthend.

„Nun,“ fuhr der Comthur fort, „dann hast Du redlich Dein Wort gehalten, und zum Beweise, daß es meine Ueberzeugung ist, will ich es Dir ablaufen.“

Obgleich Quintin ungern das Schwert hingab, so ließ doch der Comthur nicht nach, bis er's ihm überließ.

„Was wärest Du auch damit beginnen,“ fragte er, „da Du doch Deine Kunst übst und nicht den Waffendienst?“

Quintin zuckte die Achseln. „Je nun,“ versetzte er, „es könnten Zeiten kommen, wo auch der Bürger ein Schwert braucht, und dann hätte ich gerne diese Klinge geführt.“

Der Comthur klopfte ihm auf die Schulter. „Dein Sinn gefällt mir; aber Gott und die heilige Jungfrau mögen unser armes Holland vor solchen Zeiten des Bürgerkrieges bewahren und schützen ermöglichen!“

„Amen!“ sprach der Vater.

„Du kannst auch ein guter Meister werden,“ hob der Comthur

wieder an, denn Du hast viel voraus vor andern Deines Gewerbes und Deine sechszehn Jahre kaffen Dir eine schöne Bahn offen.“

„Ich bin schon Siebenzehn alt,“ fiel Quintin ein.

„Aber,“ fuhr der Comthur fort, als habe er Quintins Rede nicht gehört, „eins thut Dir Noth. Du mußt die Welt sehen und anderer Meister Kunst. Drum wandere, und einst wirst Du dann als Meister heimkehren und Deines alten Vaters letzte Stunden werden dann durch des Sohnes Kunst und Fleiß wahre Feierstunden des Lebens und der Arbeit sein.“

„Das war längst meines Herzens Wunsch!“ seufzte Quintin, den Vater bittend ansehend.

„Nun denn,“ fuhr der Comthur fort, „so will ich Dir einen Meister nennen, dessen Kunst weit berühmt ist. So gehe nach Antwerpen zu Meister Jan, dem Waffenschmied, und Du wirst finden, wie ich Dir sage.“

Mit diesen Worten entfernte sich, wohlwollend dem Jüngling die Hand reichend, und den Vater, der in tiefen Gedanken da stand, grüßend, der Comthur.

„Gehe dich weg von mir, du Versucher!“ sprach der Vater murmelnd vor sich hin, „du willst dem morschen Gebäude auch die letzte Stütze rauben, daß es in Trümmer falle!“

Zwei Monate später kloteten die Glocken der Sanct Andreas-Kirche dumpf und schaurig und ein langer, schwarzer Reihenzug bewegte sich die Straße herauf, den Ort des Friedens und der Ruhe zu suchen für den milden Schläfer, den sie trugen. Es war Quintins Vater.

Des Alters Entkräftung und der Kummer durch unglückliche Speculationen und Betrügereien, an die der Bleibere nicht geglaubt und darum Jedem auf seine glatte Zunge getraut hatte, brachen seine Kräfte und sein Herz. Quintin war nun eine Witwe, ohne Stütze. Als Fremdling war sein Vater eingewandert, arm und hilflos, nur auf seinen Muth, seine Selbstbeherrschung, seine Kunst

vertäubend — so stand Dattin wieder da; denn die unbarmherzigen Gläubiger seines Vaters nahmen ihm Alles, bis auf das Wamms, das er trug. In dem Hause, das nicht mehr sein war, stand der Jüngling am Tage der Bestattung seines Vaters, und der gewaltige Schmerz wollte ihm die Brust sprengen und den Athem nehmen, nach dem er mit Anstrengung kämpfte. Aber seine erleichternde Thräne rieselte über seine Wange. Der ungeheure Schmerz hatte seine Augen ausgetrocknet.

„Ach,“ rief er, „meines Bleibens ist nicht mehr hier, in diesen Mauern, in denen ich die glücklichsten Stunden meines armen Lebens harmlos dahinlebte! Der letzte Trost, da zu bleiben, wo die süßen Schauer der Erinnerung meine Seele umwehen, ist mir geraubt. Was beginnen? wohin mich wenden?“

Hast du nicht deine Kunst und deines Vaters Segen? sprach er leise in seinem Innern. Willst du in kindischem Kleinmuth verzagen, weil man die Alles nahm, — dich hast du noch, dich selbst hast du noch nicht verloren. —

Das richtete ihn empor unter der Last seines Schicksals.

Er band das einzige Hemd, was ihm noch geblieben, in sein Tuch, griff mit brechendem Herzen nach dem Wanderstabe seines Vaters, und trat aus der Stube. Da überwältigte ihn der Schmerz. Er lehnte sich an die Wand und Thränen rollten über seine Wangen.

In diesem Moment trat der Jude Jehum in das leere Haus und grinzte mit giftigem Hohne den weinenden Jüngling an. Hun war das Haus.

„Nu?“ als Ihr noch do seid?“ fragte er. „Als Ihr mit de Thränenherz nit ausblecht des Oblitzbüche, was ich heb schwarz uf weiß! So Ihr mit geht schnell, so muß ich gebrauch me Haustrecht!“

Armer Jüngling! wie mußte des teuflischen Juden Hohne seine weiche Seele zerreißen!

Ohne den Juden einer Antwort und eines Blicks zu würdigen, erwarmete sich Quintin, hauchte in das Tuch, drückte es schnell auf die Augen und trat ungewissen Schrittes aus dem Hause. Laß ohne daß Jemand sich um ihn kümmerte, wartete er zum Thore hinaus, in sich hineinlegend; Das ist der Fluch der Armuth, daß sie Niemand kennen will, und selbst der Hohn des Unmenschen sie ungestraft treffen darf!

2.

Im Westen sank eben die Sonne hinab und säumte glühbig den Horizont. Goldene Abendwölkchen zogen am Himmel hin und ein lauer Wind wehte eine angenehme Kühle. Antwerpens Thürme standen vergolbet im Aether. Weiße Segel schaukelten auf den schimmernden, von der Abendsonne vergoldeten Wogen der Schelde, und majestätisch lagen im Hafen die Kolosse, die dem Handel der Stadt die Reichthümer ferner Gegenden zuführten, mit flatternden Wimpeln geschmückt von den Farben aller Nationen. Zwischen den Rauffahrern prunkten die gewaltigen Kriegsschiffe. Von einzelnen Thürmen der Stadt erklang melodisch die Belpser, während längs des Hafens und auf den Ausgängen der Stadt Antwerpens Bewohner sich ergingen. Die staubige Heerstraße daher schritt Daintin schweren Herzens. Da lag Antwerpen vor ihm und das Ergreifende des Anblicks verfehlte seine Wirkung nicht auf das Herz des Jünglings. Er setzte sich sehend auf den Rasen neben dem Wege und versank in stillen Nachdenken. Bald war Alles um ihn vergehen und seine Seele war im Reiche der Vergangenheit. Die Bilder seines frühern Lebens, seiner Jugend, seines Glückes gingen still und ernst an ihm vorüber. Es war ihm, als läge er noch neben dem geliebten Vater am runden Deltisch und ließe sich erzählen aus der alten guten Zeit und bespräche die Gängel der ersten Jährtzeit und des Statthalters Grausamkeit. Ein unaussprechlich süßes Gefühl ergriff ihn und eine Sehnsucht nach

der Heimath, deren Ferne ihn ein Blick auf seine Umgebung lehrte, und nach dem heimischen Stillleben, die nur das gefühlvolle Herz empfinden kann, und die unsere Sprache so bedeutungsvoll „Heimweh“ nennt.

Unwillkürlich hatte er seine Hände gefaltet vor der Brust und die Thränen, des Gemüthes leise Verräther, rollten ihm über die kummerbleiche Wange.

Er hatte es nicht bemerkt, daß ein Reiter die Straße daher kam, der, abgestiegen, jetzt zu ihm trat und ihn mit kräftiger, aber wohlwollender Stimme anredete: „Warum weinst Du, mein Sohn?“

Quintin fuhr zusammen und empor, denn eine bekannte Stimme hatte sein Ohr getroffen. Er wischte rasch die letzte Thräne weg und starrte den Fragenden an.

Es war der Comthur, der im langen schwarzen Mantel mit dem weißen Kreuze geküßt vor ihm stand und noch einmal weicher und milder die Frage wiederholte: „Warum weinst Du, mein Sohn?“ —

„Ach!“ — stotterte Quintin, „ich habe ja nicht geweint, edler Herr!“

„Mein Sohn!“ versetzte der Comthur, sanft verweisend, „es gibt Thränen, deren sich auch der Mann nicht zu schämen braucht, und das Leben hat ernste, schwere Stunden, wo nur die Wahrheit allein gelten darf. In solch einer Stunde, wenn mich nicht Alles trägt, habe ich Dich gefunden und Du hast mir eine Unwahrheit gesagt. Zwar habe ich als Fremdling keine Ansprüche an Deine Geheimnisse und Dein Vertrauen, und ich wünsche Dir nur, daß Deine bleichen Wangen und Deine rollenden Thränen nicht Deine eigenen Ankläger sein mögen!“

Er wendete sich ab und wollte gehen.

„Um Gott, edler Herr!“ rief Quintin erröthend vor dem Verweise des Comthurs, seine Hand fassend: „Verdammet nicht ungehört!“

„Nun, so sprich!“ sprach Jener. „Kann ich Dir helfen, so soll es geschehen.“

Mit rührender Trauer erzählte Quintin des Vaters Tod, sein Schicksal, seine Absicht in Antwerpen, eingegeben des Rathes, den der Comthur ihm einst gegeben, sein Brod zu verdienen. —

„Armer Junge!“ entgegnete der Comthur, „Du hast frühe des Schicksals Eisenhand empfunden! Doch Du bist Mann genug, Herr Deines Schmerzes zu werden. Glaube mir, Jüngling,“ setzte er hinzu, und seine Stirn legte sich in tiefe Falten, „glaube mir, es gibt härtere Kämpfe zu bestehen im Leben und schwerere Siege zu erringen, als diese. Gebe Gott, daß Du diese und jene, wenn sie bermaleinst über Dein Herz kommen sollten, muthig und vorwurfslos bestehst!“ —

Es entstand eine lange Pause; dann fuhr, wie aus einem Traum erwachend, der Comthur fort: „Dein guter Engel führte Dich nach Antwerpen. Suche Dir Unterkunft bei Meister Jan, dem Waffenschmiede. Sei brav, sei treu und fromm, und Du sollst einen treuen Freund in mir haben. Nimm dies Wenige, was ich bei mir trage, um Dir die ersten Bedürfnisse, die Du hast, eine bessere Kleidung, zu verschaffen.“

Quintin wollte der Gabe widerstreben — aber der Comthur brückte sie ihm in die Hand, schwang sich auf sein Roß und verschwand im Nebel der Nacht, die schnell hereinzubrechen begann.

Der zweite Tag brach an, seit Quintin diese Unterredung mit dem Comthur gehabt. Wohlgekleidet schritt Quintin durch die Straßen der Stadt, seine Augen immer auf den Sanct Annenturm richtend, der sich mit seinen gothischen Verzierungen fähig in die Lüfte erhob, in dessen Nähe Meister Jan's stattliches Haus stand. Durch die hellen Fenster sah man den regen Fleiß der kunstreichen Hände am blinkenden Stahle.

Schüchtern trat Quintin in das Haus.

„Wen sucht Ihr?“ fragte ein Greis mit einem ersten Gesichte, den Jüngling mit wohlgefälligen Blicken messend.

„Den kunstreichen Meister Jan,“ erwiderte bescheidenlich Quintin, „um ihm meine geringen Dienste anzubieten.“

„Ihr seid vielleicht der junge Waffenschmied aus Rastricht?“ fragte der Meister.

„Ja,“ sprach Quintin, „aber ich erlaune, daß Ihr mich kennt!“

„Und wenn ich auch nicht ein gutes Probestück Eurer Tüchtigkeit gesehen hätte,“ entgegnete freundlicher der Greis, „so seid Ihr mir doch bringend empfohlen. Ihr habt gute und hohe Öbner in unserm guten Antwerpen, tretet darum herein und seid willkommen!“

Er führte den Erstaunten in die Wohnstube. —

„Erlaubt mir die erste Frage an Euch, Meister!“ nahm Quintin hier das Wort. „Wer hat mich Euch empfohlen, wer konnte des Fremdblings Freund sein in Antwerpen?“

„Sollte Euch denn der Mann so ganz unbekannt sein, der sich so warm Eurer annimmt?“ forschte der Meister. „Es ist der edle Graf Hoorne.“

„Wahrhaftig!“ ich kenne den Menschen nicht, betheuerte Quintin.

„Ist das Wahrheit, so müßte ich mich in Euch geirrt haben,“ sprach ernst der Meister. „Ihr kennt wirklich den Comthur nicht?“

„Ist's der Maltheser?“ rief froh Quintin, „dann, ja dann kenne ich den edlen Mann; aber ich wußte nicht, daß es der angesehene Graf Hoorne sei.“

Bei diesen Worten ging die Thür auf und eine Jungfrau trat herein im einfachen schwarzen Trauergewande, das sie um die verlorene Mutter trug. Es war Clara, des Meisters einziges Kind, ein schönes blühendes Mädchen mit einem sanften blauen Augenpaare. Sittig grüßte die Jungfrau, und des Jünglings anständige Verbeugung vor ihr jagte eine höhere Gluth auf ihre Wangen.

Quintin war erstaunt über den Empfang bei Vater und Kind. So hatte nie der alte Messias einen Gefellen empfangen und

behandelt, und er war doch ein frommer Mann, der immer zu sagen pflegte: Wie Du willst, daß Dir die Leute thun sollen, also thue Du gleich auch ihnen.

Clara mußte sich nun zu ihnen setzen, und ihnen eine Flasche kredenzen, die der Alte zu bringen befaß. So wurde der Bund gegenseitigen Wohlwollens geschlossen, und Quintin sprach am Abend froh zu sich: O, der Eltern Segen bringt Glück und Heil auf allen Wegen!

3.

In Meister Jan's Hause ging Alles den strengen Gang der Ordnung und ein Tag glich dem andern auf's Genaueste. Nur eine Aenderung im Haus und in seiner Tagesordnung war eingetreten, seit Quintins Anwesenheit nämlich; er, der doch bloßer Geselle war, genoß einer besonderen Auszeichnung. Er aß an des Meisters Tisch, schlief in des Meisters Haus und durfte an Sonn- und Festtagen seine Meisterstochter begleiten zur Kirche, und am Nachmittag in Begleitung des Vaters wohl auch auf einen Lustgang oder zum Tanz.

Auch saß Meister Jan seitdem manchen Mittag eine Stunde länger am runden eichenen Dieltische; denn er mochte gerne hórchen auf Quintins wohlgefehte Reden und sein reifes Urtheil. Auch wußte Quintin wohl zu erzählen die wundersamen Begebenheiten früherer Tage. — Wenn dann in der gemüthlichen Stunde sein Mund dem Alten so Manches kund that, was er noch nicht wußte, dann hingen seine Blicke an des Jünglings Mund und Clara vergaß oft die leeren Schüsseln abzutragen vom Tisch, und der alte Meister gefiel sich so wohl in seinem Verhältnisse, daß er manchmal seine Blicke von Quintin auf Clara gleiten ließ und im Stillen den Wunsch hegte, einst Quintin als Gatten seiner sanften Clara zuführen zu können. Zudem kam noch, daß, seit Quintin

hier war, seine Werkstätte häufiger besucht und sein Erlös um Vieles erhöht war. Er konnte sich es nimmer verhehlen, daß Quintins Kunst ihm diesen Segen gebracht, denn mit kunstreicher Hand zeichnete Quintin zierliches Laubwerk und Figuren zur Verzierung der Waffen, und mancher Kunstverständige bewunderte das Leichte und Anmuthige der Zeichnung.

So war es, als eines Tages Quintin, der im Auftrage Meister Jan's auf einem Kauffahrer gewesen war, der aus England Stahl für den Meister gebracht hatte, in eine der engsten Gassen Antwerpens einbog, um einen weiten Umweg abzuschneiden. Vor ihm her schwebte die Gestalt einer Jungfrau, schlank und hoch aufgeschossen, nicht kostbar, aber doch sehr anständig gekleidet. Es fing schon an zu dunkeln, und das Mädchen eilte so sehr, daß er sie bald aus dem Gesichte verlor. Da hörte er plötzlich den Hülfseruf einer weiblichen Stimme weiter hinauf in der Straße.

Sollte wohl der Jungfrau etwas begegnet sein? fragte er sich selbst, und mit aller Anstrengung eilte er der Gegend zu, woher der Hülfseruf immer mütter erscholl.

„Aneble der Bestid die Hände!“ rief jetzt vor ihm eine furchtbare Stimme in gedämpftem Tone.

„Halt!“ schrie Quintin, „Zhr Unmenschen, was beginnt Zhr?“

„Nette, rette!“ wimmerte das Mädchen. Aber ein furchtbarer Streich traf jetzt Quintins Haupt daß er taumelte.

Schnell ermannte er sich, riß mit wüthender Gewalt den nieder zur Erde, der ihm den Streich gegeben, und entwand ihm seinen Stoch und versetzte in demselben Moment dem Andern einen entsetzlichen Schlag auf den Arm, daß er brüllend das Mädchen fahren ließ und zur nächsten Wand fluchend taumelte. Jetzt wollte Quintin die Ohnmächtigen ergreifen, da stieß ihm der Erste, den er niedergelassen hatte, sein langes Ratrosenmesser in die linke Schulter und floh, aber aus der Gasse heraus hatte der Lärm die Diener der Gerechtigkeit herbeigerufen, und sie nahmen die beiden

Matrosen gefangen. Man brachte Lichter, und nun erst sah Quintin, welch ein Engelsbild in seinen Armen lag.

Sie schlug die Augen auf, die wild umherrollten, und fragte zitternd: „Wo bin ich?“

„Gerettet seid Ihr, holde Jungfrau, aus den Händen der wüthenden Unmenschen,“ sprach Quintin, den Schmerz seiner Wunde verbeißen, deren Blut ihm warm in der Seite herabquoll. „Befehlet nun, wohin ich Euch bringen soll!“

Mißtrauisch sah sie ihn an. „Ach, Ihr betrüget mich nicht?“ versetzte sie.

„Trauet ihm, Jungfrau, er blutet ja für Euch!“ sprachen die Umsehenden.

„Blutet?“ fragte das Mädchen ängstlich.

„Laßt's gut sein,“ versetzte Quintin, „das Messer streifte nur meinen Arm, und gebietet, wohin ich Euch geleiten soll!“

Sie bezeichnete ihm die Gegend, und er führte sie dahin.

Immer dunkler war es geworden und nur langsam konnten sie gehen, die Jungfrau war erschöpft und auch Quintin fühlte den immerwährenden Blutverlust.

„Gottlob,“ sprach endlich die Jungfrau, „wir sind am Ziel!“

Indem trat in die Thür eines Hauses ein bejahrter Mann und fragte laut: „Wo mag Maria so lange bleiben?“

„Hier bin ich, mein Vater, und mein edler Retter mit mir!“ rief das Mädchen.

„Was ist Dir begegnet meine Tochter, Du siehst so bleich?“

„Kommt hinauf, Vater, daß ich es Euch erzähle.“

Quintin wollte sich entfernen, aber in diesem Augenblick wurde es ihm dunkel vor den Augen, seine Kniee brachen und er sank.

Der Mann fing ihn auf.

„Um Gott! was fehlt dem Jüngling?“ fragte er erschrocken.

Da erst, als das Licht auf ihn fiel, sahen sie die blutige Gestalt und das bleiche Todtengesicht.

„Großer Gott,“ schrie Maria, „er stirbt!“

Als Quintin erwachte, lag er auf einem Bett und um ihn beschäftigt war der Vater Maria's. Diese aber stand neben ihm und hielt ihm wohlriechende Specereien an die Nase und wusch ihm die Schläfe. Seine Wunde schmerzte ihn sehr. Er richtete sich auf und sagte leise zu Weiden: „Verzeiht, daß ich Euch den Schrecken verursacht, es war nur die Schwäche, die eine Folge des Blutverlustes war.“

„Nicht also, junger Mensch,“ sprach der Vater, seine Hand ergreifend, „empfangt meinen tausendfachen Dank! Ihr habt mir mehr gegeben, als Könige und Fürsten mir geben könnten, Ihr habt meines Kindes Leben, und was mehr ist, seine Ehre gerettet, dafür bleibe ich ewig Euer Schuldner!“

„Wollet mir kein Verdienst anrechnen, das ich nicht habe,“ versetzte Quintin. „Es war ja Zufall, daß ich die Strafe kam, und was ich that, würde jeder Andere wohl sicherlich auch gethan haben.“

„O, raubt mir nicht die Möglichkeit, Euch ewig verpflichtet zu sein!“ rief Maria. „Euch sandte der Himmel als einen rettenden Engel in meiner Noth.“

Sie ergriff seine Hand und drückte sie an ihre hochschlagende Brust.

Quintin wollte sie ihr leise entziehen.

„Nein, nein!“ rief das Mädchen, „Ihr sollt mir die Hand nicht entziehen, die mich rettete; Ihr dürft meinen Dank nicht zurückweisen!“

„Bescheidenheit erhöht das Verdienst!“ sprach gerührt der Vater. „Doch, wer seid Ihr? Diese Frage beantwortet mir vor Allen!“

Quintin stand auf. Seine Wunde war verbunden. Er mußte den Arm halten. Schnell sprang Maria hinzu und hielt ihn, bis

er sich gefest hatte, dann riß sie das Tuch von ihrem Busen und schlang es um den Arm und um seinen Hals; dann flog sie hoch erröthend hinaus und kam bis an's Kinn verhält wieder, blieb aber im Schatten stehen, daß nicht Quintin ihre Schamröthe sähe.

Dem Jüngling war wunderbar zu Muth. So hatte sich noch kein weibliches Wesen an ihn geschmiegt, wie es Maria gethan, so hatte ihn noch kein weibliches Wesen liebevoll behandelt — und Maria war so schön, so schön! —

Der Vater mußte noch einmal die Frage nach seinem Namen wiederholen, dann erst erzählte Quintin. Maria's Augen ruhten auf ihm, als wolle sie das schöne Bild tief in ihre Seele prägen, daß es nie ihr entschwinde.

Als Quintin geendet, wollte er sich entfernen. Maria erblaßte.

„Ach,“ rief sie schmerzlich aus, „soll auch Euch ein Unfall treffen in der dunklen Nacht? Bleibet bei uns bis zum Morgen; erfüllet die erste Bitte Eurer Geretteten!“

Auch der Vater bat.

Mit tausend Banden fühlte sich Quintin gefesselt. Aber welche Angst wird der gute Meister tragen und die gute Clara, dachte er und ließ sich nicht halten. Aber auch der Vater ließ sich nicht zurückhalten, ihn bis heim zu begleiten.

Mit einer Thräne im Auge trat Maria zu ihm.

„Ihr könnt nicht bleiben, ich fühle das, obgleich wir heiligere Rechte an Euch haben. So nehmet noch einmal das schwache Lallen meines Dankes, den keine Worte aussprechen! Und das versaget mir nicht: Lasset mir die Freude Eures baldigen Wiedersehens!“ —

Quintin versprach's, und schied mit einem Blick, in dem seine ganze Seele lag.

4.

Der Morgen graute kaum, da klopfte es leise an Quintins Kammer, und als er herein gerufen den Klopfenden, trat Clara mit besorgter Miene in die Kammer.

„Wie ist Euch, lieber Quintin?“ fragte sie ängstlich. „Ich habe die Nacht nicht schlafen können, ich war oft an Eurer Thür und horchte, ob ich Euch nicht Klagen hörte.“

„Ihr seid so gut, liebe Clara,“ sprach der Jüngling. „Ich danke Euch herzlich für Eure Sorge. Ich habe sanft geruht.“

„O, der Schlaf des guten Bewußtseins ist gewiß stärkend,“ meinte Clara. „Ihr habt ja ein Menschenleben und mehr gerettet, wohl konntet Ihr ruhig schlafen, aber schmerzte Euch die Wunde nicht?“

„O nein,“ erwiderte Quintin, „mir ist wohl und die Wunde wird bald heilen, seid beifalls unbekümmert.“

„Ihr habt mir gestern viel Sorge gemacht,“ sprach jetzt der Meister, der auch hereinkam, „durch Euer Ausbleiben. Ich dachte wohl, es sei Euch etwas zugefallen!“ —

Unter solchen Reden und Gegentreden hatte sich Clara entfernt und auch der Meister. Quintin kam herab zum Frühstück. Als sie da saßen und Quintin noch einmal erzählen mußte das Vorgefallene, da öffnete sich die Thür, und ein Mann mit majestätischem Anstand und köstlich gekleidet trat ein.

Jan sprang auf. „Geld mir willkommen, kunstreicher Meister, in meiner Behausung! Die Ehre solchen Besuches verdanke ich Euch, Quintin!“

Quintin reichte mit herzlichster Freude dem Maler die Hand, die dieser mit Wärme drückte.

„Eure Gerettete läßt sich nach Eurem Befinden erkundigen, junger Mann. Ich kann meiner Tochter doch die frohe Botschaft Eures Wohlbestehens und die Gewißheit eines baldigen Besuches bringen?“ fragte wohlwollend Swanefeldt.

„Ich danke Euch sehr,“ entgegnete bescheiden Quintin, „für Eure sorgliche Theilnahme. Wenn es sich ziemen will, so bitte ich Euch, Eurer Tochter meinen Gruß zu entbieten, und auch ihr ließe ich Dank sagen und melden, daß ich wohl würde morgen wieder an meinen Schraubstock treten können.“

„Fehlgeschossen!“ fiel Meister Jan hier ein, zu Swanefeldt gewendet, „die Jugend meint mit ihrem frischen Muth auch die Schranken zu überspringen, die ihr die Nothwendigkeit gesetzt.“

„Quintin, Ihr werdet in langer Zeit Euren Arm nicht gebrauchen können, fintemal Eure Schulter mehr verletzt ist, als Ihr zu glauben gesonnen seid! Nun, Ihr müßt Euch pflegen, seid Ihr mir doch so lieb geworden, wie mein eignes Kind!“

Swanefeldt warf einen Blick auf Claren, die erröthend die Augen niederschlug und schneller rupfte an der Spindel, die sie im Arme hielt.

„Ein schönes Zeugniß für Euch, Quintin,“ meinte Swanefeldt, „und eine schöne Zugabe zu Eurer gestrigen Edeltbat sind diese Worte und ein Paar glühende Rosenwangen.“

Quintin verstand ihn nicht, aber er erröthete ob solchen Lobes und verbat es sich ernstlich; „denn,“ sagte er, „so verderbt Ihr mir die Freude, Eure liebenswürdige Tochter gerettet zu haben.“

In dem Saale des Rathhauses zu Antwerpen saßen mit kalten, fürchtbar ernsten Gesichtern der Fiskal und die Blutrichter um die schwarze Tafel innerhalb der Schranken auf einer Estrade. An den Wänden des Saales saßen auf Bänken etliche Rathsherren, Edle der Stadt, spanische Ritter in einzelnen Gruppen leise flüsternd. Mit käsebleichem Gesichte stand unter den Spaniern Don Gomez Lanos, des mächtigen, fürchtbar strengen Fiskals einziger Sohn, und wipelte über des Waffenschmieds Heldensinn, und versprach den Spaniern einen Göttergenuß, wenn Maria, unverschleiert erschiene, wie es zu hoffen stünde. Unfern von ihm saß allein in stikem Ernst

Graf Hoorne, der Malthefer-Comthur, und hörchte leise den leichtsten Reden des übermüthigen Jünglings, der trotz seiner schmerzenden Reden eine sichliche Beglommenheit nicht unterdrücken konnte.

Da öffnete sich die Thür und in stattlichen Kleidern trat Swanefeldt, der Maler, herein und hinter ihm stolzen Ganges, den linken Arm in der Binde, die ihm Maria aus ihrem Busentuche gemacht, Quintin. Mit Ehrerbietung und Anstand neigten sich Beide vor den Richtern, und traten dann in bescheidene Entfernung zum Fenster.

Bistige Blicke schoß Gomez auf den Jüngling, den er zum ersten Male sah.

„Du hast bray gehandelt, mein Sohn,“ sprach jetzt leise der Comthur, Quintins Hand ergreifend, „Dein verwundeter Arm gilt mehr, als manch ritterliches Ehrenzeichen eines elenden Junkers, der wohl Mädchen verführen, aber sein Leben nicht an die Rettung der Unschuld wagen mag!“

Gomez hörte die Rede und seine Lippen wurden blau vor innerm Grimm. Mit Mühe kämpfte er gegen das beißende Wort, das ihm auf der Lippe schwebte; doch ein Blick auf den Vater und des Comthurs ruhige Miene brachten ihn zur Besinnung. Jetzt brachten die Kathädiener die beiden Delinquenten, zwei spanische Matrosen mit wahren Galgenesichtern, die auf einem Bänklchen links sich niederließen.

Der Fiskal erhob sich mit Grandezza und gebot Stille und forberte dann vor die Schranken: Maria, die Tochter des Malers Swanefeldt.

Der Maler trat vor. „Verzeiht, hochmögende Herren,“ sprach er, „der weltlichen Schamhaftigkeit, die ohnedem schon durch jenen unglückseligen Zufall ein Gespräch der Leute geworden ist, daß meine Tochter nicht erschienen ist. Ich glaube es von Eurem Efelsinn erwarten zu können, daß Ihr dem Vater vergönnt, an der Tochter Statt zu reden.“ —

„Nag sein!“ rief mürriſch der Fiſkal. „Was habt Ihr vorzubringen?“ —

Swanefeibt erzählte kurz und bündig die Begebenheit.

„Quintin Meſſias,“ ſprach abermals der Fiſkal, „erzählt, was Ihr von der Sache wiſſet!“

Mit wohlgeſetzten, beſcheidenen Worten erzählte Quintin. Mit ſittlichem Wohlgefallen horchten die Richter.

„Seid Ihr fertig?“ herrſchte ihm der Fiſkal zu, „ſo tretet zurück.“

Die übrigen Zeugen beſtätigten das, was Quintin und Swanefeibt geſagt.

„Zu leugnen vermöget Ihr nicht,“ wandte ſich jetzt der Fiſkal an die beiden Räuber.

„Ihr ſeid überwieſen, eine Jungfrau rauben und dort den Jüngling meucheln gewollt zu haben! Sprechet das Urtheil, wie es das Geſetz gebeut in ſeiner ganzen Strenge,“ ſprach er zu den Richtern.

„Urtheil milde, hochmüthige Herren,“ baten Quintin und Swanefeibt! — „Wir haben verzeihen; außerdem,“ ſetzte Quintin hinzu, „war meine Verwundung ja nur das Werk der Selbſtvertheidigung!“

„Schweigt,“ donnerte der Fiſkal. „Es ziemt Euch nicht, der ſtrafenden Gerechtigkeit in den Arm zu fallen!“ Die Richter erhoben ſich. Lebenslängliches Gefängniß! ſprachen ſie mit einem Munde. —

Schreden und Grimm malte ſich in den Geſichtern der Böſewichte. „Wird die Strafe auch bleiben, wenn wir geſtändig ſind, daß man uns gedungen hat zu der That und uns heute noch mit vielem Geld und dem Verſprechen eines milden Spruchs den Mund ſchließen wollte?“ fragte Einer derſelben mit ſcharfem Tone. Die Richter ſahen ſich verwundert einander an. Don Gomez ätztete ſittlich.

„Haltet Euch, daß Ihr nicht ſinket!“ ſprach mit bitterem

Hohne der Comthur zu Gomez, der ihm einen Dastischenbild dafür zusandte, aber nicht reden konnte.

„Wollt Ihr durch Lügen Euch retten? Schurken!“ donnerte der Fiskal.

„Es ziemt dem Richter nicht, zu schimpfen,“ sprach kalt und trotzig der Delinquent; „glaubet nicht, Herr Fiskal, daß Ihr also Euer Söhnlein rettet!“

„Was erkühnst Du Dich, Bösewicht?“ schrie erbleichend der Fiskal.

„Wollet Euern Sohn Don Gomez herbescheiden und alsbald wird sich das Blättlein wenden!“ bat grinzend der Matrose.

„Gomez!“ rief der Fiskal, seiner kaum mächtig, „tritt herzu und rette Deine und Deines Vaters Ehre!“

Zitternd und bleich wie Wachs wankte Gomez herzu.

„Aha!“ rief der Matrose, „steht nicht die Schuld auf seiner Stirn? Und Ihr,“ wandte er sich zu einem der Schergen, „habt Ihr nicht heutigen Tages dem Hidalgo das Gefängniß geöffnet?“

Die Richter erbleichten mitsammt dem Diener.

„Verzeiht dem ungerathenen Sohne,“ rief mit einem Jammer-tone Gomez, die Schranken aufreißend und seines Vaters Kniee umklammernd, „es ist also, wie sie sagen!“

„Das mir!“ rief schmerzlich der Fiskal, die Hände vor das Gesicht haltend. —

Eine furchtbar angstvolle Pause trat ein. Der Fiskal ermannte sich.

„Zurück von mir, Schlange!“ donnerte er den Sohn an, ihn mit dem Fuße zurückstoßend; dann wandte er sich zu den Richtern, seinen Amtsbrod ablegend: „Richtet streng über den Knaben Absalom und achtet nicht des unglücklichen Vaters!“ Hierauf ging er wankenden Schrittes zum Saale hinaus.

Stille war's, daß man das Athmen hören konnte, und Aller Augen waren gespannt auf die Richter geheftet.

Noch einmal baten Swanefeldt und Quintin.

„Richtet!“ rief Gomez, knirschend und giftige Blicke auf die Bittenden schiefend, den Richtern zu, „Ich will nicht mich frei betteln lassen von diesem Volke!“

„So theilt die Strafe mit Euern Schandknechten, Junker,“ sprachen die Richter, „doch mag der Statthalter kaiserlicher Majestät, wenn's ihm beliebt, das Urtheil mildern!“ — Sie wurden abgeführt.

„Das ist die Strafe des Laster's,“ sprach der Comthur, zu Quintin tretend, „wohl Dir, daß Dein Gewissen makellos ist!“ —

5.

Im tiefen Sinnen saß einen Monat später Maria in ihrer Kammer. Die Stickeret lag vor ihr. Ihre Hand hielt die Nadel, aber arbeiten konnte sie nicht, denn Thränen verbunkelten ihren Blick.

„O du harter Vater!“ seufzte sie leise, „warum ist dein Künstlerholz mächtiger, als die Liebe zu deinem Kinde? Könnte nicht Quintin auch als Waffenschmied als dein Gibam dir Ehre machen?“ — Sie weinte leise fort. Da klopfte es an ihrer Thür, und Quintin trat schüchtern herein.

Mit dem „Ach!“ eines freudigen Erkennens flog Maria an sein Herz. Er schlang den einen Arm, den er noch brauchen konnte, um die Geliebte. Einen Moment hielten sie sich innig umfangen: dann setzte sich Quintin zu der Geliebten.

„Ach!“ seufzte auch er. „Maria! warum trennt uns Deines Vaters Eisenwille und Stolz? — Wie glücklich würden wir leben!“

Maria's Thränen rieselten auf die Stickeret.

„Aber verzage nicht, Geliebte! ich will Dich verdienen. Ich fühle in mir die Kraft, auch einst den Pinsel mit Ehre zu führen. Wir Beide sind jung. Vertraue Gott, der uns zusammengeführt; es wird Alles noch gut gehen!“

Maria erhob langsam das scheue Auge zu ihm, als wolle sie forschen, ob's nicht ein eiller Trost sei.

Quintin legte die Hand auf's Herz. „Traue mir, Maria! bleibe Du mir treu und nichts soll uns trennen!“

Da flog das Mädchen von Neuem an seine Brust. „Sammst Du zweifeln an meiner Treue?“ fragte sie sanft verweisend. „O! eher erlischt der Sonne Licht, als meine Treue wankt! Aber welche Ausflüchte hast Du?“

„Ich werde Maler,“ rief begeistert Quintin und seine Augen funkelten, „und dereinst werde ich vor Deinen Vater treten und ihn fragen: Willst du dem Maler versagen, was du dem Waffenschmied versagtest?“ —

„Ha, ha, ha,“ erscholl draußen vor der Thür ein höhnliches Lachen, und in die Thür trat mit verbissenem Grimme Swanesfeldt. „So erklärst Du Dich noch, mein Haus und der Jungfrau Kammer zu betreten, Verführer!“ rief er zornig, „und ihr verbranntes Gehirn mit Deinen Albernheiten anzufüllen?! — Hab' ich es Dir nicht genugsam gesagt, daß nur ein vollendeter Maler, dessen Kunst ich ehren muß, die Hand meiner Maria erhalten wird, und Du, Handwerker, redest Deine schwarze Hand nach ihr? Soll ich mein Hausrecht gebrauchen?!“

„Habt Erbarmen, Vater,“ flehte Maria, „und gedenkt, daß er mich rettete, daß ich ihm mein Leben verdanke, und meine Ehre!“

„Die er Dir, leichtsinnige Dirne, jetzt durch seine heimlichen Besuche zu rauben kommt!“ donnerte der Alte.

Da erhob sich stolz Quintin. „Ich habe in Zucht und Ehren Euer Kind besucht, Herr Swanesfeldt, und in Zucht und Ehren wollte ich sie heimführen, als mein eheliches Gemahl und sie redlich nähren durch meine Kunst.“ —

„Kunst?!“ höhnte der Alte.

Aber Quintin fuhr mit steigender Kraft und Wärme fort: „Ihr nur habt uns gezwungen, heimlich eine Liebe zu nähren, deren wir uns vor Gott und aller Welt nicht zu schämen brauchen. Seid ruhig. Ich betrete Eure Schwelle nicht wieder!“

Verblüfft stand Swanefeldt vor dem Jüngling. Leise trat Quintin zur ohnmächtig hingefunkenen Maria, drückte einen Scheibekuß auf ihre Lippen, hob sie sanft auf und trug sie auf das Bett und schritt dann stolz an dem Maler weg zur Thüre hinaus.

Eine Weile noch stand Swanefeldt da und sah auf die Thüre, zu der der Jüngling hinausgeschritten war, dann brummte er leise vor sich hin: „Es ist wahr, ich handle undankbar! Schade, daß er kein Maler ist!“ dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er das Andenken an die bessere Regung seines Herzens, die ihn eben übermannt hatte, wegwischen, holte darauf Essig, um Marien anzuwaschen.

Sie schlug ihr Auge auf. „Wo ist Quintin?“ fragte sie.

„Wo er hingehört, an seinem Schraubstock,“ erwiderte höhntich der Vater; „und Du, ehrvergeßene Dirne, schweigst und nennst seinen Namen nicht mehr, auf daß nicht auch Du fühlst, daß die Vaterliebe streng sein muß, um das verirrte Kind auf den Weg der Ordnung zurückzuführen.“

Mit trübem Blick und schwerem Herzen ging Quintin Meister Jan's Wohnung zu. Er war aus seinem Himmel getrieben. Mariens Rettung hatte ihm Swanefeldt's Thüre geöffnet. Oft kam er, oft fand er Marien allein und im traulichen Gespräche flogen die Stunden dahin. Immer schöner erschloß sich ihm Mariens Engelsherz, immer traulicher wurde sie. — Unvermerkt zog die Liebe in Weiber Herzen mit siegender Allgewalt ein. Seltsame Tage brachte Quintin's noch immer kranker Arm, denn er konnte nicht arbeiten. Mit der Allgewalt der ersten Liebe hing Mariens Herz an dem liebenden Jüngling. Ihm war nie eine Ahnung gekommen, wie nahe die Gefahr sei, wie sich ein Unwetter über ihren Häuptern sammle. Swanefeldt hatte bei seinem ersten Besuch in Meister Jan's Wohnung die Ueberzeugung gewonnen, Clara liebe den Jüngling und er sie, und des Vaters damalige Rede war ganz geeignet, ihn auf den Gedanken zu bringen, Quintin sei Jan's

kniffliger Eidam. Darum war er so sorglos bei Quintins Befuchen. Darum sprach er bei Marien auf die Hochzeit der Danfbarth, was die Heuflerung einer innigen Liebe war. Vater dieser Kniffländer fand die Liebe kein Hinderniß in ihrem Weg und noch freudig und frisch. Aber in dem Momente des höchsten Glückes, gerade als Maria an Quintins Herz geküßt war und das beifolgende „Ich liebe Dich!“ geküßt hatte, da trat Swanzelst aus seiner Werkstätte in das Zimmer, wo die Liebenden ihn, sich selbst und die Welt vergessen hatten.

„Was gibt's hier?“ hatte er sie ausgenommen und mit Flucht war er auf sie zugerannt, hatte sie auseinandergerissen und Quintin sein Haus verboten. Aber die Liebe kennt und scheut keine Gefahren. Quintin hatte heimlich Marien gesprochen und von ihr den hoffnungslosen Bescheid empfangen, nur einem Maler, der ihm durch seine Kunst Bewunderung ablocke, werde der Vater Mariens Hand geben oder einem Edelmann, nie aber einem Handwerker, wie Quintin.

Und dennoch zog er des Herzogs mächtige Erlaube hin zu Marien, bis ihn der Vater endlich bei ihr fand und so schön sie behandelte.

Quintin trat still in das Gemach Meister Jan's, mit gewöhnlicher Herzlichkeit geschenkt.

Jan dankte nicht. Vor sich hinbrütend faß er mit gezogener Stirn am Tisch und rechnete, zählte dann Geld, rollte es zusammen und legte es neben sich hin.

Clara saß an der Spinnet mit rothgewinkten Augen und sah mit einem wehmüthigen Blick auf Quintin, stand dann auf und ging leise in die Kammer.

Der Meister fuhr einmal über sein Gesicht mit der Hand, dann stand er auf und stellte sich mit sorgwühenden Blicken vor Quintin hin, der voll Erwartung daßand. „Quintin,“ hob er mit ungewisser Stimme an, „Ihr wißt, ich hatte Euch mit wahrhaft väterlicher Liebe aufgenommen in mein Haus, hatte Euch Kindesrechte geküßt. Stillschweigend eingeheimet.“ —

„Wozu diese Einleitung?“ fragte Quintin, „ich muß Euch bitten, Euch kurz auszusprechen. Ich ahne, was Ihr wollt!“ —
„Seit Ihr zur Arbeit unfähig seid, pflegten wir Euch, als ob Ihr unser Sohn wäret.“ —

„Das lohne Euch Gott, Meister! wie ich es Euch danke!
Aber warum diese Rechnung?“ fiel Quintin ein.

Doch der Meister ergrimnte ob dieser Zwischenrede. „Ich gedachte es gut mit Euch zu machen. Ich wollte Euch Clarens Hand geben, denn das Mädchen war Euch gut — da war Euch Clara zu geringe. Die Malerstochter wollt Ihr freien und so uns lohnen mit Unbarm, darum verlaßt Ihr noch heute mein Haus.“

„Euer letzter Jahrlohn steht noch, hier habe ich ihn zusammen gerechnet, daß Ihr Euch nicht beschweren könnt. Und somit Gott befohlen.“

Quintin stand wie erstarrt. Lobtenblässe überzog seine Wangen, während der Meister sprach; als dieser aber jetzt ein Nöllchen Geld auf den Tisch warf, da erwachte er; da flog ihm das Blut in die Wangen und Blitze sprühte sein Auge — aber er hörte Clarens Schluchzen — und der Blöde wurde zum Lamm; doch konnte er die Bitterkeit nicht unterdrücken, die seine Brust erfüllte.

„Meister,“ sagte er mit schneidendem Tone, „von Euerm Händeln träumte mir nicht, so sehr ich Eure Tochter ehre und liebe. — Mir eine Behandlung vorwerfen, die in Euerm freien Willen stand, für den ich Euch dankbar bin, ist mindestens unedel. Ich hatte mehr Schonung, wenn auch nicht für mich, doch für Claren erwartet. Dieses Geld — haltet für Eure Pflege seit ich nicht arbeiten konnte — oder, so Ihr das nicht wollt, gebt es dem armen Kaspar, der krank liegt am Fieber, er ist seiner bedürftig, ich nicht.“

Mit diesen Worten wendete er sich und ging schon nach wenig Minuten mit seinen wenigen Habseligkeiten die Treppe herab, um das Haus zu verlassen. Immerer Grimm folterte ihn. Er fühlte sich in diesem Momente zu etwas Besserem geboren, als zu Hammer und Ambos.

Da aber stand plötzlich Clara vor ihm, bleich wie ein Marmorbild, die Hände ringend mit stehenden Thränen.

„O, vergeß dem Alter!“ rief sie, ihre Arme um seinen Hals schlingend, „werf keinen Haß auf uns! Scheidet nicht, wenigstens nicht mit Fluch und Stoll; ich bitte, ich stehe zu Euch, sonst raubt Ihr mir meinen Frieden gänzlich!“

„Eble Seele!“ sprach Quintin, „wer könnte je Dir grollen? Wer möchte den Himmelsfrieden Deiner Seele stören?“

„Wo ich auch sei, Clara, da wird meine Seele Euren Namen segnen! Aber sterben kann ich nicht — unmöglich!“ —

Da schluchzte sie lauter, schlang ihre Arme inniger um ihn, drückte ihre Lippen auf die seinigen und kuppelte unter rinnenden Thränen: „Leb' wohl, leb' wohl, ich kann Dich nie vergessen, Dich, den meine Seele liebt.“ Dann riß sie sich los und eilte schnell hinweg und Quintin taumelte, wie trunken, hinaus in die Dämmerung.

Groß und riesig und dunkelschwarz, wie die Sanct Annenkirche vor ihm stach in der Dämmerung erhob, lag ein unaussprechliches Weh auf seinem Herzen. Kummervoll lehnte er an der metallenen Pforte des Heiligthums und wunderliche Gedanken woben einen dichten Schleier um seine Seele.

Alles verloren, Alles an diesem entsetzlichen Tage, klagte er leise. Wohin soll ich mich wenden?!

„An Gott und an mich, den Du noch nicht verloren hast!“ sprach eine wohlbekannte Stimme jetzt neben Quintin, und mit treuherziger Theilnahme ergriff der Comthur Quintins Hand und zog ihn mit sich fort.

6.

Bei hellem Kerzenschöne saß Quintin in dem Quartiere des Grafen Hoorne, in einem weichgepolsterten sammtnen Armfessel gegen dem Grafen über. Des Grafen Blicke ruhten mitleidig auf dem bleichen Gesichte des Jünglings.

„Quintin,“ hob er nach einer Pause an, „die freigelegte Rede, die Du vor wenig Minuten führtest, und Dein blaßes Gesicht läßt mich auf unselige Vorgebehalten schließen, die Dich betroffen haben? Hat der heimtückische Spanier Dir vielleicht schon die Grippe gegraben?“ —

Der Jüngling seufzte tief auf und schüttelte dann leise den Kopf, „Vor einem Spanier weiß ich nichts. Das konnte er auch für eine Freude haben, mich unglücklich zu machen, was mich Keiner dieses Volkes kennt!“ —

„Du arglose Seele!“ rief der Comthur, „hast Du denn Don Gomez Ranzos vergessen, dem Du seine Beute entriestest? Siehe, ich kenne besser die Wege Deines Geschicks in des Meisters Hand. Niemand anders, als Gomez, hat es angerichtet; und glaubst Du, seine Raube sei geendet, so irrst Du sehr. Dein Leben ist hier in großer Gefahr. Du mußt Antwerpen schnell, und wenn nicht auf immer, doch auf lange Zeit verlassen.“

Da erblickte Quintin noch mehr.

„Was ist Dir?“ fragte der Comthur erschreckend.

Quintin warf sich vor ihm nieder. „Edler Mann!“ rief er tief ergriffen, „Gute Huld fordert mein Vertrauen!“

„Steh' auf, mein Sohn, und sprich offen!“ mahnte der Comthur, „ich will für Dich sorgen.“

Da erschloß sich des Jünglings Seele vor dem Manne, daß er tief hinabschauen konnte.

Gelächet brückte er den Jüngling an seine Brust.

„Ich stehe allein auf Erden,“ hob er nach einer Weile mit Rührung an, „ich habe Niemanden, der mir dereinst liebevoll die Augen zudrücken wird, denn ein unseliger Zwist trennt meinen Bruder von mir. Ich gehe jetzt einen ersten Gang, und Du sollst mich begleiten, mein Sohn; sollst um mich sein in trüben und heiteren Stunden, und Deinen verlorenen Vater will ich Dir zu ersuchen suchen! Willst Du?“

„O, ich verbleibe diese Huld nicht!“ rief der Jüngling, in der geöffneten Arme des Comthurs stehend.

„Gut,“ fuhr dieser jetzt fort, „mich ruft die Pflicht nach Malta, denn der Orden bedarf meines Armes. Sultan Mahomed droht Malta mit einem Ueberfalle; doch ehe der Frühling kommt, werde der Lüfte sich nicht herauswagen aus seinem Asyl; darum esse ich ab mit dem morgenden Tage, damit ich in Deutschland und Schwaben des Ordens Geschäfte beende und dann noch in diesem Winter Malta erreiche.“

„Für Deinen Wunsch, Dich zum Maler zu bilden, kann es noch Rath werden in dem kunstreichen Welschlande, wo Du bleiben magst, bis der Krieg mit Malta geendet ist, wo wir dann vielleicht, so es Gott gefällt, in unser gutes Holland heimkehren.“

Quintins Auge funkelte — bald aber fiel er in ein tiefes Nachsinnen.

„Du hast noch etwas auf dem Herzen, mein Sohn, sprich es aus, vielleicht weiß ich Dir Rath.“

„Ihr seid so gütig, mein edler Herr,“ versetzte schlichtern Quintin, „daß Ihr mir wohl nicht zürnet, wenn ich den Wunsch hege, Worten von meinem Schicksale zu unterrichten.“

Der Comthur nickte. „Wie willst Du das anfangen?“ fragte er.

„Ich will Ihr ein Brieflein schreiben,“ meinte Quintin.

„Aber wie soll sie es erhalten?“ fragte zweifelnd der Comthur.

„Die Zeit eilt und es ist schon spät.“

„Ich bringe es Claren, sie wird die letzte Bitte mir nicht versagen.“

„So versuche es,“ sprach der Comthur aufstehend; „Schreibe sogleich, hier hast Du Pergament. Alle Dich adee.“

Er ging hinaus.

Quintin griff rasch zum Kiel and schrieb. Dann rollte er das Pergament zusammen und ging nach dem Hause seines alten Meisters.

In ihrer Kammer weinte Clara dem erschrockenen Liebesgatten bittere Thränen nach. Ob auch ihr Herz gebrochen war, sie

konnte Quintin nicht zürnen. „Was konnte der Jüngling dafür,“ klagte sie leise, „daß mein Herz ihn liebte? Was konnte die arme Maria dafür, „daß sie seine Liebe gewann? Ach, was verschuldete ich Arme aber, daß mein Herz lieben mußte, um der Liebe Weid in so hohem Grade zu fühlen?“ Sie weinte leise und flehte um Muth und Stärke zur heiligen Jungfrau. Da flog ein Steinchen wider die runden Scheiben ihres Kammerfensters, dann noch eins. Sie öffnete mit einer bangen Ahnung.

„Clara!“ rief es leise unten, „theure Clara!“

„Gott, das ist Quintins Stimme!“ sprach sie zitternd; „was wollt Ihr, Quintin?“

„Die letzte Bitte des vielleicht auf immer scheidenden Freundes werdet Ihr mir nicht versagen! Ihr seid so gut, so liebevoll gegen mich gewesen,“ flüsterte Quintin unten, „daß ich mit Vertrauen meines Lebens Glück in Eure Hand lege. O Gott! Clara, rechtfertigt mein Vertrauen! Vergebt mir, wenn es Euch kränkt. Bringet einen Faden heraus, daß ich Euch dies Blättlein daran binde, und bringet solches Marien, Swanesfeldt's Tochter.“

Clara taumelte vom Fenster. Alle ihre Nerven bebten, es dunkelte vor ihrem Blicke. „Großer Gott!“ jammerte sie, „ist es noch nicht genug des Jammers für das arme Herz?“ Halb bewußtlos ließ sie den Faden hinab und zog das Blatt herauf, das ihrem Herzen einen so fürchtbaren Lobesstoß gab.

„O, Clara!“ flehte noch einmal Quintin unten, „erfüllt meine letzte Bitte!“

„Ich will!“ sprach sie mit brechender Stimme.

„So lebt wohl, Gott segne Euch!“ rief der Jüngling und verschwand, und Clara sank nieder auf ihre Kniee und flehte: „Brich mein Herz, Vater im Himmel! daß es den Frieden finde bei dir, den es hienieden verloren hat!“ —

Der Tag graute im Osten, da ritt Quintin in stummem Schmerz neben dem Comthur zu dem Thore hinaus, zu welchem

er vor einem Jahre mit eben so schwerem Herzen herbeigekommen war.

Oben auf der Anhöhe, wo der Comthur den Jüngling gefunden, hielt dieser plötzlich sein Ross an und sah Quintin in das thränenschwere Auge.

„Du läßt Dein Lebensglück hier zurück,“ sprach er sanft, „aber siehst Du dort die Morgenröthe flammen? O Jüngling, Dir, Dir wird sie einst an Deinem Horizonte eben so schön heraufglücken, wenn Du wiederkehrst. Du bist es nicht allein, der so von seinem Glücke scheidet, und Dir bleibt die Hoffnung. Wie mancher schied eben so, wie Du, und ihm lächelte keine Hoffnung und nur die kalte Nothwendigkeit legte ihre Eisenhand auf das arme Herz und gebot ewige Entfagung. Und doch mußte er scheiden, überwinden und siegen über sich selbst und sein Schicksal. Fasse Du Muth und sei stark, mein Sohn!“

„O Gott! auch Ihr seid nicht glücklich, mein edler Vater!“ sprach leise Quintin, sein Auge auf den Comthur mit inniger Liebe heftend.

„Ja, so nenne mich, Quintin, so nenne mich, dann habe ich doch ein Wesen auf der armen Welt, das ich lieben kann, das mich liebt.“ Er reichte Quintin seine Hand mit gewaltiger Rührung, die dieser mit Inbrunst an seine Lippen drückte.

Dann rief der Comthur: „Gin ist hin! verloren ist verloren! Glaube mir, mein Sohn, ich bin jetzt glücklich, sehr glücklich. Ich habe überwunden. Auch Du sollst glücklich werden, obwohl auf andere Art!“

Und rasch gab er seinem Pferde die Spornen, und dahin flogen sie die Straße.

Die Glocken des Sanct Annenthurmes riefen zur Frühmesse. In Schaaren kamen die Gläubigen zum Tempel des Herrn. Die Straße herauf kam langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes Maria, um in dem frommen Gebet Ruhe für das wunde Herz zu suchen. Einem schüchternen Blick warf sie auf das Haus, wo der

Geliebte wachte. Da schwebte aus der Thüre des Hauses Clara, bleich wie eine Lilie, in ein schwarzes Gewand gekleidet; aber ihr Auge leuchtete, wie der Stern der Liebe beim Untergehen — sie hatte den schwersten Kampf gekämpft diese Nacht, und den schwersten Sieg errungen — den über das eigene Herz.

Mit leisem Klirren trat sie zu Marien, die erröthend in das Heßliche, bleiche Gesicht sah. Sie faßte zitternd ihre Hand. „Laßt uns vereint beten, Jungfrau!“ sprach sie mit wankender Stimme. „Laßt uns für Quintin beten!“

Da faßte Maria ihre Hand. „O, Du Engel des Friedens!“ rief sie leise, „ja, laß uns beten für ihn!“ Sie gingen in den Kempel. Ihre Seelen flossen in einander. Ein Gebet entführte ihren Schwefelseele. Hier aber betete die beglückte Hoffnung, dort die demüthige Entsagung.

Der Gottesdienst war geendet. Wie verklärt erhob sich Clara und ging mit Marien hinaus. Carlos Herz hatte Kraft gewonnen, Quintins letzten Wunsch zu erfüllen. Sie legte leise in Mariens Hand das Pergamentblatt und sprach: „Quintins letzte Bitte ist erfüllt. Nun lebet wohl und Gott segne Euch und ihn!“ Sie riß sich los und eilte ihrer Wohnung zu.

Da dümmerte in Mariens Seele der Tag der Erkenntniß. „Sie liebt ihn,“ sprach sie leise, „und hat ihn entsagt; o du blumliches Wesen, Gott gebe dir Frieden!“

7.

Der Winter war früh hereingebrochen in die Thäler Helvetiens und lange hatten den Gomthur des Orbens Geschäfte in Deutschland und Schwaben hingehalten. Schon starrten von Schnee und Eis Helvetiens graue Klüften und das Gebirg auf den Alpen war versteinert; da zogen die Reisenden durch das herrliche Land dem von Quintin so heiß ersehnten Italien zu. Beschwertlich war die

Waise und nicht ohne manche Gefahren; aber sie überstanden sie glücklich. Auf Quintins Verlißensgrund hatte der Wechsel der Gegenden des lieben Deutschlands und nach Jberdens kurze Winterpracht und Italiens Sommer im Winter einen gar wohlthätigen Eindruck gemacht. Geküher gedachte er der fernem Geliebten und frohlicher Wäute er seiner Zukunft entgegen.

Sie hatten Rom erreicht; da erkrankte der Comthur schwer. Mit der innigsten Liebe, mit der ausdauerndsten Treue pflegte sein der Jüngling. Oft saß er mit Thränen im Blick am Schmerzenslager des väterlichen Freundes und dunkel umschloß sich der Himmel seiner Hoffnung. Der Comthur wurde immer schwächer. Nur wenige Freunde des Comthurs waren um ihn und theilten mit Daintin die Sorge um den Kranken. Nur mit Gewalt oder konnten sie Daintin bewegen, der Ruhe zu genießen, die ihm so nöthig war. Gerührt sah der Comthur die Liebe des Jünglings, und seine Hand fassend, sprach er matt: „Wie soll ich Dir vergessen Deine rechte Liebe, mein Sohn?“ —

Quintins Gebet wurde erhört; der Comthur genas wieder. „Du sollst nicht mit mir nach Malta, mein Sohn,“ sprach er eines Tages. „Ich habe Die einen Meister erwählt und ausgesucht, bei ihm sollst Du Dich üben in der herrlichen Kunst. Ich habe für Dich gesorgt. Sterbe ich in Malta, so wird mein treuer Freund Bisconti Dir meinen letzten Willen eröffnen. Sterbe ich nicht, so umarme ich Dich wieder nach einem Jahre, so Gott will!“

Er drückte den Jüngling an seine Brust. „Gedenke des Zieles, das Du erreichen willst, mein Sohn, und sei fleißig. Vergiß meiner nicht, wenn ich fern bin, und weibe mir eine Thräne, wenn ich fallen sollte im Kampfe gegen die Ungläubigen.“

„Das verhoffte Gott, daß ich noch einmal sollte vaterlos werden!“ sprach Daintin.

Gerührt riß sich der Comthur aus seinem Armen und reichte ab, von den Segenswünschen des Jünglings begleitet.

Der Statthalter kaiserlicher Majestät hatte die Strafe des Don Gomez Lanos zu einem Monat Arrest gemildert. So viel vermochte das Ansehen des Ritters von Calatrava und Fiscal Don Pedro Lanos. Statt aber, daß die Strafe und die Einsamkeit des Kerlers das wilde Gemüth des Jünglings gebändigt hätte, war es vielmehr nur heftiger geworden und in seiner Seele war das Verderben geschworen dem Retter seines Opfers und diesem selbst, Quintin und Marien. Kaum seiner Haft entlassen, hatten ihn auch die Späher Quintins Aus- und Eingehen im Hause Swansfeldt's hinterbracht, und seine Combinationsgabe hatte ihn auch sogleich zu der Gewißheit verholfen, daß Beide sich liebten. Er war es, der durch einen Andern an jenem verhängnißvollen Tage Quintins Einschleichen in Swansfeldt's Hause diesem hinterbracht und das stolze Gemüth des Malers gereizt hatte. Er war es, der unter dem Vorwand, etwas bei Meister Jan zu kaufen, auch diesen zum Hass gegen Quintin empört hatte.

Sein Plan war, den Armen erst recht elend zu machen, und dann ihn mit seinem Dolche seiner Rache zu opfern. Der Comthur hatte die Schritte des Voshafsten belauern lassen, und sah die Gefahr, und wollte an jenem Abend, als er Quintin in halber Verzweiflung traf, den Jüngling warnen und mit sich nehmen.

Gomez knirschte, als sein Opfer ihm entronnen war. Nun blieb ihm noch ein Gegenstand seiner Rache — Maria; aber die alte Leidenschaft erwachte in seiner Seele. Verderben wollte er sie erst, beslehen mit seinem Rasterhauche die reine Seele, und dann sollte sie sterben unter seiner Hand.

Er drängte sich an Swansfeldt. Er schwang mit ihm von der Kunst in erheuchelter Begeisterung. Er kaufte einige seiner Bilder um hohen Preis — und hatte des Künstlers Freundschaft gewonnen.

„Geld gewinnt die Welt!“ jubelte er, und brüllte die Argusaugen der väterlichen Liebe zu.

Aber diesmal hatte er sich sehr betrogen. Bald durchschaute

der Maler die Schlangenwege des Hasses, die der Jüngling einschlug und seine Seele empörte sich. Er vermied ihn. Er war kalt gegen ihn — aber es half nichts — der Zubringliche ließ sich nicht abweisen. Da ließ ihn Spanefeldt die ganze Verachtung fühlen, die der Willkür verdiente.

Entschend schwor der Versmähte ewige Rache auf Swanesfeldt's Haupt. Und bei dem Vater klagte er ihn schänder Furcht, ja des feyerhaften Glaukens an.

Der Brand von Spanien hatte die Schmach noch nicht vergessen, die durch Swanesfeldt's Tochter über seinen Adel gekommen war. Froh, eine Gelegenheit zur Rache gefunden zu haben, ließ er schnell den Maler in gefänglichen Gewahrsam bringen.

Triumphirend trat am Nachmittage des Verhaftungstages ihres Vaters Don Gomez in Mariens Gemach, die erblickend über das höllische Lächeln seines Mundes kaum sich, von ihrem Sitze zu erheben vermochte. Grinzend freundlich drückte er sie mit ritterlicher Courtoisie in ihren Stuhl zurück, setzte sich neben sie hin und begann ihr nun mit wohlgefälligem Lächeln die Lage ihres alten Vaters mit allen Schwere auszumalen. Folter und Scheiterhaufen — Anfang und Ziel seiner Qual malte er mit den grellsten Farben der unglücklichen Tochter aus. Dann zeigte er ihr, wie nur sie, wenn sie seine Flammenliebe erhöere, ihren Vater retten könnte.

Er hatte geendet. Bleich, ein Bild des Jammers, sah das Mädchen vor dem Bösewichte da. Doch bald richtete sich ihre Seele auf. „Höllischer Bösewicht!“ rief sie aufspringend, „hast Du mich nicht genug Jammer über mein Leben gebracht? Willst Du mich und meinen Vater verderben? Es wird Dir nicht gelingen! Gottes Auge wacht über der Unschuld und wird Deine höllischen Missethaten vernichten. Zittere, zittere vor dem Richter der Unschuld!“ Mit diesen Worten eilte sie hinaus. Doch ein wenig erschüttert von der Rede des Mädchens schlich, bleich vor Wuth und Entsetzen, der Bösewicht zum Hause hinaus.

Bei Claren hatte Maria Trost und Rath gefunden. Der wackeren Jim sah jetzt plöglich, wie auch er ein Werktag der Ruhe in des Schwerts Hand gewesen war. Schwer betruert er das Unrecht, was er Quinkin gethan, und an Maria wollte er es wieder gut machen. Er nahm die Schatzkiste in sein Haus. Er wußte zur Rettung Swansfeld's an, was er vermochte. Leider war Alles umsonst. In einem finstern feuchten Kerker saß der unglückliche Mann. Wenige Halmet Strohes — sein Lager; Wasser und Brod, kärglich zugemessen, seine Nahrung. Eine verpestete Luft mußte er athmen, und kein Schimmer des Tages traf sein Auge.

Schon Monate hatte der Proceß des unglücklichen Schuldlosen gebauert. Die Winterkälte hatte seine Lage bis zur Unertügligkeit verschlimmert. Die Folter hatte der Fiscal ihm zuerkant, um das Bekenntniß seiner Kegerci ihm zu erpressen — da erhörte der Himmel das Flehen der Unschuld — ein Nervenschlag tödtete den alten Fiscal Lamos; und ein edler Holländer, Hanns van der Meeten, kam an seine Stelle.

Maria fiel zu den Füßen des neuen Fiscal's und beschwor ihn, sein Amt mit einem Werke der Barmherzigkeit zu bekrönen. Swansfeld's Proceß wurde revidirt und der Unschuldige freigesprochen.

Der ohnmächtige Gomez willhete — aber umsonst.

Langsam dämmerte es, bis Swansfeldt seine Gesundheit wieder erlangte, die er in dem finstern Loch verloren hatte. In Antwerpen mochte er nicht mehr bleiben. Zu viel unangenehme Erinnerungen knüpften sich an diesen Ort. Er verließ ihn im ersten Jahre seiner Befreiung und zog mit Maria nach Amsterdam; wo eine keine Wirth für sein Künstleralent sich ihm eröffnete und wo er die Tage seines Alters in Ruhe zu verleben hoffte.

In dem schönen Bunde der Freundschaft hatten Clara und Maria gelebt. Eng waren ihre Herzen zusammengedrückt in der Liebe zu Quinkin, um den sie Beide trauerten als um einen Todten; denn zu ihren Ohren war die Kunde gebrungen, er sei mit dem

Campitum nach Malta gezogen und sei dort mit diesem in der Hohenbeidigung La Valetta's gefallen. Stillschweigend hatten Beide ihre ewige Treue gelobt. Auf Mariens Flammenseele wirkte der Schmerz verjöhrender als auf Claren. Ihr Heil lag jenseit des Grabes. Maria hatte es hierieden gesucht, Des frommen Gemüths gewann eine himmlische Nähe selbst in dem tiefen Wehe.

Um diese Zeit brach die marische Hülle Meißer Jan's unter der Last der Jahre. Der Kummer, Clara allein und ohne Stütze zu hinterlassen, da sie alle Anträge zu einer ehelichen Verbindung ausschlug, hatte seinen Tod befördert.

Maria eilte, als die Trauerbotschaft ihr gebracht wurde, mit ihrem Vater nach Antwerpen zum Troste der ihenern Freundin. Aber nicht, wie sie geglaubt hatte, fand sie Clara. Die stille Heiterkeit einer Verkürzten schwebte auf dem himmlisch schönen Antlitze der Jungfrau.

„Tröste mich nicht, meine Maria,“ sprach sie freundlich. „Meine Hoffnung und meine Liebe ist nun jenseits. Ich gehöre der Erde nicht mehr an. Aber bei Dir will ich des Engels harren, der des Körpers Ketten löst und mich in das Land der Freiheit und des ewigen Friedens führt!“

Maria umarmte sie weinend.

Ewanfeldt machte Clara's Habe zu Geld, und dann zog sie mit ihnen gegen Amsterdam.

8.

Mit dem Fleiße, zu dem ihn seine Liebe trieb, und mit den Talenten, die in ihm lagen, machte Quintin wahre Riesenschritte in dem Gebiete der Kunst. Zwei Jahre waren verlossen und schon nannten Roms Künstler mit wahrer Achtung den Namen Meffis.

Reiche Gagen des edlen Visconti hatten, Quintin bei seinen wenigen Bedürfnissen zu einem gewissen Grade von Wohlhaben-

erhoben. Dazu kam noch, daß Roms Frauen und Jungfrauen nur von dem schönen Holländer, den seine stille Schwermuth so interessant machte, wollten gemalt sein. So blühte Quintins Talent und Ruhm freudig auf, und seine Seele dachte mit stiller Wonne an die Rückkehr in's heure Vaterland.

Da trat eines Morgens mit trüber Miene Visconti in das Atelier des Künstlers. Nicht ohne bange Ahnung trat ihm Quintin entgegen.

„Ich komme,“ begann er nach einer traurigen Begrüßung, „die schwerste Pflicht meiner Curatorschaft über Euch, Herr Messis, zu erfüllen. Dieser Brief aus Malta meldet mir unser's Fremdes Tod in türkischer Gefangenschaft, und legt mir zugleich die Pflicht auf, sein Vermächtniß an Euch in diesem Document auszuliefern.“

Quintin sank bei diesen Worten sprachlos auf einen Stuhl. Seine Hände hielt er vor das Gesicht, und Thränen rollten ungehemmt darunter hervor. „So hat mich dann der zweite Schlag getroffen!“ rief er jammernb. „So bin ich dann zum zweiten Male vaterlos!“

„Er war gut! Friede seiner Asche!“ sprach Visconti. „Laßt uns unsern Schmerz männlich tragen!“

„O, warum konnte ich nicht um ihn sein in seinen letzten Augenblicken, und ihm die Augen zublicken, wie er es einst gewünscht hatte!“ klagte der Jüngling.

„Wißt Ihr nichts Näheres von den Umständen seines Todes?“ fragte er.

„Der Brief meldet bloß seinen Tod,“ versetzte Visconti, „doch um ganz die edle Seele kennen zu lernen, lesst dies Pergament.“

„Laßt mich, ich bitte Euch, edler Herr!“ rief, vom allzuheftigen Schmerz ergriffen, Quintin, „kennie ich denn seine Seele nicht, bedarf ich noch neuer Beweise, um die Größe meines Verlustes zu fühlen?“ —

„Wohlan, so muß ich es Euch lesen, so schwer mir es auch ist,“ versetzte Visconti, und las das Document.

Der Comthur vermählte darin an Quintin tausend holländische Goldgulden, nebst seinem herrlichen Hause zu Antwerpen, und einem Landgut unweit Amsterdum, das dem Comthur zu eigen war.

„Ihr seid nun ein reicher Herr und frei,“ fuhr Bisconti fort. „Gebrauchet Euren Reichthum wie Euer edler Pflegerater, zum Wohl Eurer Brüder, gedenket des Obeln, und lebt wohl!“

Bisconti entfernte sich, ohne den Dank zu hören, den Quintin ihm für seine uneigennützigte Sorgfalt zollen wollte, und überließ den Jüngling seinem Schmerz.

Es war wiederum am Tage Sanct Katharinä, acht Monate später, als Quintin das Gemälde eben von der Staffelei nahm, mit welchem er um Mariens Hand werben wollte. Es war eine „Ruhe auf der Flucht“ von unaussprechlicher Lieblichkeit. In Marien, der Mutter des Heilandes, hatte er seine Maria verewigt und ihr Bild strahlte in himmlischer Herrlichkeit. Täglich war sein Atelier von Schaulustigen erfüllt gewesen, die dem Künstler ihre Bewunderung zollten, und wie schmeichelte es dem Herzen Quintins, seine Maria und ihre Goldseligkeit preisen zu hören. Bald aber wäre ihm doch der Zulauf des Volkes zu groß geworden, und das Lob dem Bescheidenen zu viel, darum nahm er das Bild von der Staffelei. Kaum hatte er es abgenommen, da klopfte es abermals an der Thür und mürrisch genug rief Quintin das: „Herein!“

Die Thüre öffnete sich und herein trat, in Lumpen gehüllt, die elende Gestalt eines Bettlers. Schnell erheiterte sich sein Gesicht. „Bergiß des Armen nicht, wenn Du den frühlichen Tag hast,“ rief freudig Quintin und griff mit gedöffneter Hand in die Börse, trat dem Geringe freundlich entgegen und reichte es ihm dar. Aber in diesem Moment blickte er in das Antlitz des Armen und mit dem Schrei: „Gott, mein Vater!“ raffelte das Geld auf den Boden und slog Quintin an des Comthurs Hals.

„Ja Du bist es; Du bist mein Sohn!“ rief mit gebrochener

Stimme der Comthur und drückte ihre an seine Brust: und Picconti, der in der offenen Thüre stand, rief tief bewegt:

„Das ist der Lohn der Tugend, daß sie hierieden schon die Freuden des Himmels schmeckt!“

Der erste Rausch der Wiedersehensfreude war vorüber. In des Comthurs Seite saß der Jüngling und der Freund, Beide gleich gespannt auf die Erzählung der Begebenheiten des Comthurs.

Mancherlei schreckliche Schicksale hatte der edle Greis erduldet. Noth und Elend hatte er getragen, Alles, was das Slavenleben Schreckliches hat, und nur ein halbes Wunder hatte seine Rettung bewirkt.

Duttnin war ganz Ohr gewesen; jetzt erst bemerkte er des Comthurs Kumpen. „Gottlob,“ rief er, „daß ich gespart habe von dem Ueberflusse, den mit Eure Güte gab, und mein Verdienst abwarf. Er eilte hinweg und legte nach wenig Minuten einen schweren Beutel in des Comthurs Hand.

„Meidet Euch, edler Vater!“ rief der Jüngling, „und dann nehmt hin das Document und Alles, Alles, was ich bin und habe. Ich bedarf nichts mehr, ich habe Euch wieder!“

Mit inniger Rührung schloß ihn der Comthur an seine Brust und rief: „Wer solch eine Seele sein nennen kann, der ist reich, und wär' er der ärmste Bettler, der ist reicher, als der Heidenthönig Arbfus!“

9.

Die Künstler Hollands hatten am 22. März des folgenden Frühlings, des Statthalters Geburtsfest zu begehen, auf dem Rathhause zu Amsterdam im großen Saale ihre Gemälde zur Bekannung ausgestellt. Ein wahres Drängen und Wogen war nach, aus ward in dem Saale. Beinahe Jeder fand hier das, was seinem Geschmacke zusagte. Hier Blumenbouquets, als habe sie eben die Hand des Gärtners vom Bette gepflückt, gar wunderschön geordnet; dort

Gruppen welkenben Blick auf süßigen Trübsen. Hier des Meeres Sturm mit schauerlicher Wahrheit dargestellt und dort wieder der stille Frieden einer idyllischen Landschaft. Hier die Zügel heidnischer Göttergebilde, bald in süßigen Formen und lebendigem Colorit, bald im reizenden Chiaroscuro und edler, reiner, göttlicher gehalten, und unmittelbar darauf folgend die Gruellsteinen christlicher Märtyrer mit einer Wahrheit, die das Blut fließen und das Haar sträuben machte. Endlich die Scenen des häuslichen Stilllebens, mit Lust der Wirklichkeit abgelauscht von dem Künstler, nebst den Aeußerungen eines rohen Wesens, bereit Pinselstriche der Grundsatz wohl mußte geleitet haben: Naturalia non sunt turpia, neben den herrlichen Scenen aus dem Leben des göttlichen Hellenads und den himmlischen Angesichtern der heiligen Jungfrau, die am meisten vorhanden und am herrlichsten gelungen waren.

Hin und her flatternd, wie der Schmetterling, sich aus jedem Blumenkelch etwas Nektar holend, irrten die Augen der Menge über die Bilder dahin, und Lob und Tadel wurde gespendet, je nachdem ein Bild die Individualität des Beschauers anzog oder nicht. Darin aber waren Alle einig: Ein Bild sei die Krone der Ausstellung. Es war eine „Ruhe auf der Flucht,“ von einem unbekanntem Meister. Vor diesem Bilde stand immer ein dichter Haufen, und wenn auch das Auge sich gewaltsam abzog davon, unwillkürlich kehrte es darauf zurück. Große Summen waren geboten dafür, aber der junge Mensch, der dabel stand, sagte immer, es sei nicht sell.

Es war um die Mittagsstunde des zweiten Tages der Ausstellung; das Volk hatte sich verloren; nur wenige Verehrer der Kunst fanden noch hier und da vor einem Bilde; da trat Swansfeldt mit einem andern Maler vor das Bild hin, das so allgemein bewundert wurde, und beschaute es mit stillem Sinmen.

„O mein Gott!“ rief Swansfeldt, „ist es nicht Maria, meine Tochter, dieser Kopf der heiligen Jungfrau?“ —

„Wahrhaftig!“ sprach der Maler, „die Keckheit ist groß, so viel ich mich entsinne!“

„O Gott!“ seufzte Swanefeldt leise.

„Wir müssen es dem Künstler zugestehn, daß er, obwohl Manches zu tabeln ist, dennoch ein herrliches Bild geliefert hat,“ fuhr Swanefeldt's Begleiter fort.

Swanefeldt bejahte, in wehmüthiges Schauen versunken, und setzte dann hinzu: „Ich möchte wohl den Künstler kennen.“

„Ihr kennt ihn schon!“ rief Quintin, auf Swanefeldt zuströmend, „laßt mich mit diesem Bilde um Mariens Hand werben; die Liebe hat meine Hand geleitet, die Liebe mir Muth und Ausdauer verliehen. Gebt dem Maler, was Ihr dem Waffenschmiede versagtet!“ —

Swanefeldt starrte ihn lange zweifelnd an. Dann erkannte er ihn, und erblickte und schüttelte leise den Kopf.

Quintin stürzte zu seinen Füßen: „O gebt mir Marien!“ rief er, seine Hand mit Küssen bedeckend, „gebt mir Marien! Euer Wille ist erfüllt, ich habe sie redlich verdient!“

Aber Swanefeldt schüttelte noch immer das Haupt, mit Wehmuth den Jüngling anblickend. Seine Lippen bebten leise, schwere Seufzer arbeiteten sich aus seiner Brust, er konnte nicht reden.

„Werbet Ihr, stolzer Mann,“ sprach jetzt hinzutretend mit majestätischem Ernste der Comthur, „werdet Ihr auch dem Adoptivsohn und Erben des Grafen Hoorne Eurer Tochter Hand versagen, der in diesem Jünglinge darum wirbt? Ich weiß, Eurer Tochter Hand ist noch frei!“

Da blickte Swanefeldt mit einer Thräne im Auge und einem bitterem Lächeln den Grafen an und sprach leise: „O, der Stolz ist gebrochen, wenn er je dies Herz erfüllte! Ihr habt wahr geredet, Maria ist frei. Komm, Quintin, ich will Dich zu ihr führen!“

Er faßte des Jünglings Hand und zog ihn mit sich. In einer Spannung, für die es keinen Namen gab, folgte Quintin,

mit banger Ahnung der Comthur. Durch die langen Straßen Amsterdams führte schweigend der Greis den Jüngling, der wie betäubt folgte.

„Sind wir bald dort?“ fragte Quintin, denn seine Füße zitterten.

„Bald, bald, mein Sohn; doch laß uns nicht zu sehr eilen, wir kommen immer noch früh genug; sie schläft noch!“

Da traten sie aus dem Thore und vor ihnen lag der Gottesacker. Das schwarze Thor mit der Inschrift: *Requiescant in pace!* starrte sie an.

„Um Gott, was wollt Ihr?“ fragte zähneklappernd Quintin.

„Dich zu Marien führen, mein Sohn,“ sprach mit kalter Stimme der Greis.

Er zog den Todtenbleichen hinein, führte ihn an ein Grab, über dem der Rasen schon grünte und die weißen Rosen schon Knospen trieben. „Hier ruht sie seit einem Jahre,“ sprach er dann, die Hände vor seine Augen haltend, und ohnmächtig stürzte Quintin auf Mariens Grab.

In ängstlicher Besorgniß stand Clara am Fenster. Meister Swanefeldt war heute so lange geblieben, was er sonst nie that. Die nächste Thurmuhre hatte schon Zwei geschlagen und noch kam er nicht. Sie riß ängstlich das Fenster auf und blickte auf die Straße.

Da bewegte sich langsam eine Sänfte die Straße herauf und hinter ihr her wankte Swanefeldt am Arm eines hohen Fremdlings.

„Was ist das?“ rief zitternd Clara, und die Sänfte hielt vor Swanefeldts Thüre.

Clara eilte hinab. Da trugen die Träger einen bleichen Jüngling ihr entgegen.

„Allmächtiger Gott,“ rief sie, „das ist Quintin!“

Langsam breitete er ihr seine Arme entgegen und laut jammernd lag sie an seiner Brust.

Es dauerte geraume Zeit, bis Quintin sich erholte.

Mit theilnehmendsten Blicken sah Clara an seinem Bett, seine Hand in der ihrigen haltend. Sie erzählte ihm von Marien.

Bei ihrer Erzählung rollten selbst über des Comthurs Wangen die Thränen; nur des unglücklichen Vaters Auge hatte keine Thränen mehr.

Sanfter war Quintins Schmerz geworden, durch die heilende Zeit und Clara's liebevolle Behandlung. Er sah das Leben nicht mehr mit so frustrierten Blicken an, wie sonst. Stille trug er seines Herzens Weh.

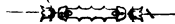
Da kam Mariens Todestag. In stiller Trauer saßen sie Alle beisammen, Clara, Quintin, Swanefeldt und der Comthur. Da ergriff dieser Quintins Hand und sprach also: „Beim Scheiden von Antwerpen sagte ich einst zu Dir, mein Sohn, daß das Leben größere Kämpfe habe, als das Scheiden im Leben, und daß dennoch der Mensch, und noch mehr der Christ, seines Schmerzes Herr werden müsse. Es ist eingetroffen, Quintin. Nun aber sei ein Mann. Du gehörst dem Leben an, wende Dich nicht feindlich von ihm. Dir blüht ein stiller, überschwänglichliches Glück in Clara's Herzen. Suche nicht in der Ferne, was so nahe liegt. Erheitere unseren Lebensabend, auf daß wir beide müden Wanderer nicht mit Herzeleid in die Grube fahren.“

Er legte Clara's Hand in die seinige.

„Seid glücklich, Ihr Guten!“ rief er begeistert.

„Meine Clara!“ seufzte Quintin, und das Mädchen lag mit der Liebe süßer Wonne an seinem Herzen.

„Gott segne Euch!“ rief Swanefeldt und seine Hände gefaltet in die Höhe hebend, setzte er leise hinzu: „Und du, Maria, segne auch du sie, und bete für sie!“



Verschiedene Wege.

Ein Stücklein aus der guten, alten Zeit.

„Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich noch eines alten Herrn Wetters, der in Mannheim Organist an der Hauptkirche war. Das Bild dieses Mannes, der noch so ganz nach Form und Wesen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angehörte, schwebt mir so lebhaft vor, als hätt' ich ihn gestern zum letzten Male gesehen, und doch liegt zwischen unserem letzten Begegnen hienieden und heute auch die Hälfte eines Jahrhunderts und selbst noch mehr denn ein Jahrzehnt drüber hinaus.“

Das waren die einleitenden Worte meines nahezu siebzigjährigen Nachbarn zu Heidelberg, bei dem ich gemütlich saß.

„Ei.“ sagte ich zu dem lieben, geschichtreichen Mann, „ist's denn möglich, daß Sie sich aller Einzelheiten entfinden können?“

„Ja gewiß,“ sagte er, „und ich will ihnen zeigen, wie lebhaft mein Gedächtniß geblieben ist und wie treu, indem ich ihnen vorerst den Mann schildere und Ihnen dann die Geschichte seines Lebens erzähle, oder doch ein wesentliches Stück davon.“

„Mein Herr Wetter war, wie gesagt, alt, fast so alt, als ich heute, da besuchte er uns noch einmal hier und lebte sich in die Zeit zurück, da er auch hier studirt hatte.“ —

„Studirt?“ fragte ich erstaunt. „Ein Organist und studirt.“ Mein Nachbar lächelte.

„Das ist's ja eben, was Ihnen seine Geschichte interessanter machen dürfte,“ sagte der alte Herr. „Nun hören Sie:

„Er war damals noch ein kräftiger Greis, der sich grade hielt; obwohl sein innerstes Wesen demüthig war, kam die Haltung Manchem vor wie Hochmuth. Davon war er Himmelweit entfernt. Sein Gesicht war frisch und dessen Ausdruck mild und heiter. Er war ein schöner Greis. Sein Haar war reich und so gepudert, daß es schneeweiß war. Ein Zopf, länger wie der Friedrichs des Großen, hing ihm schier bis auf das Kreuz. Er war fest mit schwarzem Band umwickelt und diese Operation nahm ihm viel Zeit weg. Oben am Kopfe war ein gewaltiger schwarzer Bandschlupf, so an der Wurzel des Zopfes. Das Haar des Vorderhauptes trug er in Form des Herz-Loupé's, und das stand ihm ganz delicat zu Gesichte. Ging er aus; so saß darauf der Dreimaster von seinem Filz. Die Halsbinde war schneeweiß; die rothe Sammtweste, mit goldenen Knöpfen und schöner Stickerei, reichte von der Halsbinde bis zum Schenkel und war zugeknüpft von oben bis unten. Nur an Sonntagen sah der breite, unendlich fein gefaltete Jabot coquett baraus hervor. Der Rock war von weißem Tuche, fein und rein, mit zinnoberrothem Schooß- und Brustfutter. Zum Zuknöpfen war er nicht, und lief rund vom fingerbreiten Krägelein über die Brust weg zum Schooße, der breit und lang war; dennoch war er auf der rechten Seite mit unendlich großen, stark vergoldeten Knöpfen besetzt; ebenso die Taschenklappen und Aermelausschläge, die fast bis zum Ellenbogen reichten, und aus denen die Manschetten lang hervortraten.

„Die Hose war von schwarzem, feinem Pellsche, und reichte nur zum Knie, wo sie eine feine vergoldete Schnalle hielt. Weiße seidene Strümpfe umschlossen das schön bewadete Bein und seine Jabots den Fuß mit mächtigen, den ganzen Vorderfuß bedeckenden Schnallen von Silber, durchbrochen und sehr schön gearbeitet. Dazu gehörte ein ächtes Javarohr mit vergoldetem Knopfe, das zwei Dritttheile der Leibeslänge hielt.“ —

„Sie lächeln?“ unterbrach er sein Porträtiren. „Freilich die

flappige Mode dieser Zeit ist eine andere; aber ich sage Ihnen, er sah stattlich aus; es war eine Pracht von einem Manne, der Respect einflüßte, und diese Mode hatte etwas Gehaltenes, Würdiges, Ernstes und Anständiges. Es war schlechterdings eine Annehmlichkeit, daß ein Mann in diesem Costume Dummheiten und Unfinn treiben oder überhaupt die Strenge der Sitten übertreten konnte. Glauben Sie mir, junger Freund, es war eine Zeit, die sittlich mehr werth war, als die unsrige. Doch, ich will nicht richten, sondern erzählen. Sehen Sie, so ging unser Herr Better aus. War er so gekleidet, so hielt er streng auf den äußern Anstand. Daheim trug er Pantoffeln, das Joseppchen und eine weiße Baumwollmütze mit langem Zipfel und bedeutendem Klänker —“

„Das Joseppchen? Herr Nachbar, was war das für eine Kreatur?“ fragte ich.

„Für Euch junge Leute ist doch jene Zeit ganz zu Grabe gegangen!“ sagte er mit beklagendem Ausdruck. „Ich will es Ihnen sagen. Das Joseppchen, Seppelchen oder, wie man es sonst auch hieß, war ein damastiner wattirter Schlafrock, der aber nur bis an den Schenkel reichte und mehr die Rockform hatte. Wie gesagt, zu Hause trug er dies Kleidungsstück, das sehr commode war, rauchte seine feine Holländische und saß im Sessel. Dann ging ihm Mund und Herz auf. Wir setzten uns um ihn und er erzählte viele Geschichten.“

„Einst saßen wir auch so um ihn und horchten auf seine Worte, da kam er auf seine eigne Lebensgeschichte, und um diese handelt es sich ja jetzt. Wir schwebt das noch vor wie heute, und ich führe ihn darum auch selbst redend ein.“

„Ihr lieben Verwandten, sagte er mit all' der ihm eigenen Gemüthlichkeit und Blics dabei seine ringelnde Knasterwollchen aus, habt mich wohl bisweilen gefragt, wie ich zum Organisten gekommen, da ich doch allhier die Gottesgelahrtheit drei Jahre fleißig und eifrig studirt. Glaub's wohl, daß Ihr's Euch nicht reimen könnt,

seit die uralte Kurpfalz durch die leidigen Franzosen ist zu Grabe gegangen. Sie war alt und wackelig geworden, wie das heilige, römische Reich, dem sie als Kur angehörte. Sie hatte dicke Fehler und ich selber bin davon ein lebendiger Beweis. Wär's nicht so gewesen, wer weiß, welche Stellung ich jetzt einnähme. Doch — es hat so sein sollen und ich bin ja in meiner Lage recht glücklich, und preise die Wege Gottes. Ich bin der einzige Geseprüßling eines armen Mannes. Mein Vater war Schulmeister, Cantor, Organist und Rükster in Ladenburg, und seine ganze Besoldung betrug hundert und fünfzig Gulden, eine freie Wohnung und einen Garten dabei. Davon lebten wir schlicht und recht; aber Sprünge konnten wir keine machen und Schmalhans war Rükchenmeister. Trotz alle der nothgebrungenen Beschränkung waren wir Drei, mein Vater, meine Mutter und ich, in Liebe glücklich.

„Mein Vater war ein Musiker, wie es damals wenige gab. Gründlich gebildet, war er ein Meister auf der Orgel, der seines Gleichen kaum hatte, und sein gebildeter Geschmac bewies sich an der leidenschaftlichen Vorliebe für alte, gebiegene Kirchnmusik. Ihr mögt es Euch daher erklären, daß er, außer dem regsten Fleiße, den er in und außer der Schule meiner geistigen Entwicklung widmete, auch sehr frühe mit mir Musik zu treiben anfing.

„Der Liebe des Vaters gelang es, die Gottesgabe, die ich empfangen hatte, zu wecken und frühzeitig zu bilden. Die ganze Stadt rebete davon, daß ich so taktfest spiele, als ich kaum mein achtzes Lebensjahr zurückgelegt. Das wurde dann eifrig fortgesetzt und der Vater hatte recht seine Freude an mir. Christian, sagte er in der breiten pfälzer Mundart, Du wirst einst ein Orgelspieler, der sich gewaschen hat, und das wird Dich nicht gereuen, auch wenn Du niemals es als Broberwerb treibst, wie ich; denn ich hoffe zu Gott, daß Du ein recht tüchtiger Pfarrer werden sollst. Dem schadet's auch nichts, wenn er etwas von dem Orgelspieler versteht.

„Das war denn meist seine Rede und es prägte sich mir die

Bestimmung tief in die Seele hinein, ehe ich nach die Schwelle jener Vorbereitung betrat, die dies Studium heißt. Mich auf einer Schule auswärts zu erhalten, hätten meine armen Eltern nicht zu Wege gebracht; aber der Rector in Ladenburg war ein Gelehrter, der sich gewaschen hatte, und man konnte Viel bei ihm lernen.

„Durch meines Vaters Privatunterricht war ich frühe schon reif für den Eintritt in dessen Schule. Er war selber ein Freund und Kenner der Musik, und daher meines Vaters besonderer Gönner, der mich mit Liebe aufnahm und behandelte. Mein Eifer und Fleiß hatte an meinem lieben Vater und meiner nie rastenden Mutter leuchtende Vorbilder, und blieb nicht zurück. Der Herr Rector rühmte und bevorzugte mich deshalb, was mir freilich bei meinen Mitschülern manchen schweren Buckel voll Prügel eintrug, die ich, als der Jüngste und Schwächste, einrieb und in der Stille verbiß. Das hatte anderweltig sein Gutes; denn ich lernte frühe die Prüffe tragen und dulden, die mir später das Leben und die Verhältnisse beibrachten. Abhielt es mich aber nicht im Mindesten, meinen Fleiß fortzusetzen, und wann ich's der Mutter einmal klagte, sagte sie: Besser Keiber, als Mitleider. Und mit dem Sprüchworte tröstete sie mich.

„Die lateinische Schule kostete mich nichts. Selbst den Privatunterricht im Griechischen ertheilte mir der brave Rector unentgeltlich. So wuchs ich ziemlich heran, und als ich confirmirt war, kam die Zeit, vor der meine armen Eltern oft gezittert hatten, die nämlich, wo es eine unabweißbare Nothwendigkeit wurde, daß ich die Medarschule zu Heidelberg besuchte. Wo, wie und wann sollten die Eltern das aufbringen, dessen ich dort bedürftig war, trotz aller Gewohnheit an die schmalsten Bissen? Ich entsinne mich noch eines Abends aus jener Zeit, den ich genauer schildern muß.

„Es war am heiligen Pfingsttage. Morgens war ich mit

meinem Vater auf der Orgel und ich sollte, da der Herr Inspector das Lieb: „Wachet auf, ruft uns die Stimme zc.“ gegeben hatte, ein fugirtes Vorspiel vortragen, das mein Vater zu der herrlichsten Melodie gesetzt hatte. Es war ein Meisterstück, das ich aber auch eingeübt hatte, daß es mir in den Fingerspitzen und Zehen festsaß, mit denen ich Manual und Pedal regieren sollte. Ich begann. Mein Vater stand neben mir und sein Antlitz leuchtete wie das eines Seligen, als ich meine Arbeit gut machte. Das feuerte mich an und ich spielte meinen Satz tüchtig, ging dann in die Melodie über und leitete den Gesang der Gemeinde wie ein Alter.

„Als die Kirche aus war, überhäufte der Rector meinen Vater mit Lob und mir drückte er die Hand, was eine Ehre war, die mir selten wieder vorkam. Wir kamen beide überglücklich heim und die Thranen der Mutter, die schon von den Nachbarinnen Alles wußte, waren nur eine Erhöhung unserer Freude. Mittags nach dem Gottesdienste kam der Kirgendienere und lud meinen Vater zu dem Herrn Inspector. Da das Bfter vorkam, fiel es uns nicht auf; das aber machte uns doch betroffen, daß der Vater bis Nacht ausblieb; denn so etwas war in dem pünktlichen Leben desselben noch gar nicht dagewesen. Erst zur Nachteffenszeit kam er, und sein Gesicht strahlte.

„Komm' herein, Mutter, rief er in die Küche, ich bringe eine Post, die nicht anbrennen darf!

„Die staunende, neugierige Mutter kam; ich machte das Klavierchen zu und der Vater hob an: Vor Allem rufe ich: „Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen!“ Was uns beängstigte, hat Gott wunderbarlich gewendet! Als ich heute in geziemender Devotion in die Stubir- stube des Herrn Inspectors trat, saß der Herr Rector schon da. Nach geschwehener standesmäßiger Begrüßung sagte der Herr Inspector: Setz' Er sich, Herr Cantor, und reichte mir ein Glas köstlichen Weines, den sie tranken. Solche Ehre war mir nie

widerfahren! Darauf, als ich nach ziemlich Umständen, mich endlich gesetzt, das Glas genommen und mit Reberenz Gesundheit getrunken, hob der Herr Inspector an zu reden von Christian's Orgelspiel von heute und des Herrn Rectors gutem Lobe, rebete mit Salbung, wie er sich an dem Einen erbaut, und an dem Anderen erfreut, und wie des Knaben Talent nicht versumpfen dürfe. Er habe, fuhr er fort, im hohen Kirchenrath einigen Arm und den wolle er geltend machen, daß Christian an der Nedarschule umsonst aufgenommen würde. Da das so gut wie abgemacht sei, so habe er den Herrn Rector gebeten und mich berufen, um das Weitere in sügliche Ueberlegung zu nehmen. Der Herr Rector sei ein Heidelberg'scher Kind, habe vermögliche Verwandte und Freunde bortselbst und er, der Herr Inspector, sei auch nicht ohne Einfluß auf Andere, also daß der Bube dort alle Tage, Jahr aus, Jahr ein, sein Essen habe. Er fragte mich aber, ob ich ihn wohl in Kleidern werde unterhalten können, bis er sich durch Unterrichtgeben das selber verdienen könne. Des Herrn Rectors Stiefschwester, so in der Busemergaß wohne, wolle ihm überbies ein Stüblein und Bett geben, so er ihr Peterchen alle Tage eine halbe Stunde unterweise. Die Wäsche könnten wir von hier aus besorgen und so wäre Alles sonnenklar, wenn ich nur Kleider und Schuhwerk auch wohl Bücher und Schreibmaterialia besorge.

„Was meinst Du, Mutter, wie mir da das Herz im Leibe hüpfte? Ich sagte freudig Ja und Alles war in Ordnung und den Herbst geht er auf die Nedarschule! Alleluja!

„Wir saßen da und hatten die Hände zusammengelegt wie zum Gebet, und ich glaube, wir haben auch gebetet und gedankt Dem, der so unverhofft den Wünschen eine Thüre geöfnet und der Sorge Balet gesagt und gegeben.

„Das war ein Freudenabend! Der Hirsebrei, den die Mutter gekocht, und auf den ich früher, nämlich ehe der Vater daheim war, epißt war wie eine Raze auf die Maus, wurde rein vergeffen.

Fredlich war das nicht zu meinem Schaden, denn er zog eine desto dickere Haut, und das ist, wie Ihr wißt, am Drei Nr. 1. Nach dem Hirsebrei setzte sich der Vater hin an's Clavierchen und fugirte die Violine: „Nun danket alle Gott!“ auf eine wunderbar herrliche Weise, und als er endlich sie spielte, fielen wir alle Drei ein und sangen das schöne Lied, wie's darin auch heißt: „Mit Herz und Mund.“

„So bin ich denn den Sommer noch da geblieben, und als in den Ferien der Herr Rector nach Heidelberg ging, machte der Alles rund. Mittlerweile war denn ein Umstand eingetreten, der im Familientathe verhandelt werden mußte.

„Seit meiner Confirmation hatte ich im Wachsen einen ganz unvernünftigen Schuß gethan, gemiß einen halben oder gar drei viertel Pfälzer Schuß war ich in die Länge gewachsen, und, wie es anderwärts auch geht, mein Röcklein hatte vergessen, mitzuwachsen. So war's denn gekommen, daß bei mir die sogenannte Taille oder Dünnung im halben Rücken war, die Schoosenden aber jenseit der Hüfte des Oberschenkels saßen und die Hände bis hinter das Handgelenk aus dem Aermel hervorguckten, was gar übel aussah und mich in Betreff der Hände in erckleliche Verlegenheit setzte, da ich gar nicht wußte, wo ich sie eigentlich hinthun sollte. Das ist bekanntlich in diesem Alter immer der Buben Kreuz, und ich glaube, es gibt Wenige, die nicht eine ähnliche Geschichte mit ihren Händen seiner Zeit erlebt haben. Es sind erschreckliche Gliedmaßen zu selbiger Zeit!

„Da ging die Noth an den Mann! Der Vater hatte versprochen, mich zu kleiden; aber es fand sich, daß ich so ziemlich Alles verwachsen hatte, und das lief in's Geld. In Labenburg wär's noch gegangen, aber als Neckarschüller lautete denn doch die Geschichte anders.

„Während mein Vater dasaß und an den Nägeln kaute, nahm meine Mutter das Wort und löste den Knoten, wie denn die

Wetter allemal am Besten Rath zu schaffen wissen; denn sie sind erstaunlich kniffig und piffig.

„Wilhelm, sagte sie zum Vater, Du quälst Dich wieder einmal um des Kaisers Bart, und der Rath liegt so nahe! Christitan ist ja so dünne aufgeschossen wie ein Strickpieß, und mein Vater, seliger, war ein Mann, der in's Gevierte etwas maß, da er noch lebte. Du weißt wohl, wir haben seinen Hochzeitsrock noch: er ist von leberfarbigem, schwerem Tuch und der Schneider macht ihm einen Staatsrock draus!

„Mein Vater seufzte tief auf, aber man hörte, mit dem Seufzer ging eine schwere Last von der Seele weg.

„Du sollst Rathsherr zu Nürnberg werden, Du vorzügliches Weib, sagte er erleichtert. Geh', hol' ihn 'mal.

„Das ließ sich meine Mutter nicht zweimal sagen.

„In weniger Zeit, als man ein Vater-Unser beten kann, war sie wieder da und hielt triumphirend den Rock in die Höhe. Man hebt doch etwas nie zu lang auf! sagte sie freudig.

„Ja, das war noch ein Kerntuch, wie man heutzutage keins mehr zu sehen kriegt! Hier und da hatte zwar eine haushälterische Motte für ihre liebe Nachkommenschaft darin ein zart Bettlein bestellt und die kleine Brut hatte geweidet; allein das fiel weg bei meinem dürren Häringsteibe, und für den Umstand, daß stellenweise die Farbe ihre Treue nicht bewährt, auch diverse Flecken darin und aus beiden Gründen Braun und Lehmgelb in nachbarlichem Freieben sich in die Oberfläche des ehrwürdigen Kleidungsstückes theilten, wußte unser Nachbar, mein Pathe, der Färbermeister Jobbel, Rath. Als er in den Betrath gezogen wurde, meinte er, er habe Schlimmeres in Einklang gebracht, und wenn er die Flecken im Gewissen und Leben, und den Abschuß der Treue und Ehrlichkeit so gut vertilgen könnte; wie hier Flecken und Farbänderung, so wolle er dem Papst in Rom schon zu schaffen machen und mehr

einnehmen, als weiland Tegel bei seinem bewußten, einträglichem Handwerke.

„Meine Mutter zertrännte gleich den Rod; Zobel nahm ihn mit und es war wirklich zum Erstaunen, wie schön er ihm wieder auf die Beine half. Nun kam Meister Zinbraht, der berühmteste Schneider in ganz Labenburg, nahm das Maß, besah den Rod, zeichnete mit Kreide allerlei lauderwässche Linien darauf, und erklärte endlich, es gäbe einen Rod von perfecter Vollkommenheit.

„Acht Tage später hatte ich ihn am Leibe. Er saß königlich und ich war gepuht wie ein Prinz.

„Ob ich gleich alle Samstag Nachmittage heimlaufen konnte, so war doch das erste Scheiden für Eltern und Kind gleich hart und schwer. Es flossen der Thränen viele, und erst, als ich mit dem Herrn Rector auf dem Leiterwagen meines Patzen saß, der uns hinfahren ließ, und Labenburg hinter uns lag, wurde meine Seele wieder frei und ruhig.

„Wir erreichten die schöne Musenstadt und ich zog in mein Dachstübgen in der Bussemergasse, bei Frau Wittwe Nöhlich, einer kreuzbraven Frau, unterwies das Peterchen im ABC, lehrte es im sogenannten „Namenbuch,“ der kurpfälzischen Handfibel, lesen, und brachte es, bei des Knäbleins offenem Kopfe, bald zu etwas Erfreulichem, was mir denn bei der Mutter einen Stein in's Brett setzte und mir, da der Schulmeister der Stadt keinen Pfifferling werth war, noch mehr Kindlein des Alters zubrachte, die mir ein Weniges bezahlten, mir aber dadurch ein Wesentliches leisteten, wie ich sogleich berichten werde.

„Das Gnadenbrod ist ein hartes, bitteres Gebäck, und wer es gegessen hat, weiß schon, warum. Ich hatte mein Tagesessen, vom Frühstück bis zum Abendbrod, in den Familien, die mir die Herren Inspector und Rector zu Labenburg ausgemacht; aber das waren unterschiedliche Leute. Die Einen gaben's gern und sahen nie sauer, wenn ich kam und demüthig in der Ecke stand und

harrte, bis es hieß: Christian, setz' Er sich an und greif' Er zu! Die Andern waren unfreundlich, und man sah, sie hatten es nur gethan, weil sie sich doch schämten, Einem der beiden Fürbitter es abzuschlagen; aber insgeheim wünschten sie mich dahin, wo der Pfeffer wächst. Lieber Gott! ich konnte doch nicht anders und mußte kommen, so ungerne man mich auch sättigte, und das nicht einmal, denn ich aß mich nur dreiviertel satt, oft, wenn's im Hause brummig war, kaum halb. Wieder Andern war ich schon recht und keine Last, wenn sie allein waren; es waren so die vornehmeren Leute; aber war Besuch da, und ging's hoch her, da war ich ein Dorn im Auge. So Etwas thut erschrecklich wehe. Ich drückte mich dann stille, zog mein Beutelchen, nahm sechs Kreuzer heraus, was hinreichte für ein Bröblein und etwas Wurst oder ein Pfund Kirschen, wenn's um diese Jahreszeit war. Damit schlich ich auf mein Kämmerlein und verspeiste es mit Behagen. Anfänglich merkte das die brave Frau Nöthlich nicht; aber nach und nach kam sie dahinter, examinierte mich, und kam zur vollen Kenntniß meiner Lage. Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Ja, ja, sagte sie bitter; je reicher, desto geiziger, und je vornehmer, desto gemeiner! Nein, Musje Christian, das soll Ihm nicht mehr passiren, daß Er einen Tag ohne Warmes bleibe! Mit meinem Willen geht Er nicht mehr zu dem reichen, vornehmen Paß. Ich rede mit den Müttern der Kinder, welche Er mit meinem Peterchen unterweist, und dann kriegt Er Seine Kost auf Seine Stube und braucht nicht zu krazsüheln.“

„Aber was wird der Herr Rector sagen? verzehte ich.“

„Meinem Herrn Bruder will ich den Staar in einem Briefe setzen, der ihm seine vornehmen Freunde in's Licht setzen soll! — rief sie aus und ging.“

„Nun waren die Familien, deren Kindlein ich für ein gar Billiges, die Stunde für einen Kreuzer per Kind, unterwies, allesammt wohlstehende Bürgers- und Hantirungsleute von

altem Schrot und Korn, in der Bolle geküßt und sadengrad geküßt, schlicht und recht, aber mißherzig und mit gewogen ihrer Kinder wegen, die mich erstaunlich Lieb hatten. Da brachte es Frau Nöthlich auf der Stelle fertig, und ich hatte mein Essen für alle Tage und bekam's auf die Kammer gebracht, und allemal einen schönen Ort und ein freundlich Angesicht dazu.

„Wie hab' ich Gott gedankt und der guten Frau Nöthlich! Nun brauchte ich nicht mehr zu Lagenbuckeln, und mich halb und dreiviertel satt zu essen! Und der Herr Rector muhte nicht. Ich glaub', die Frau Nöthlich, die eine gar geschickte und resolute Frau war, hat ihm das Köpflein der stürmlichen Warmherzigkeit aufgedeckt, daß er auf den Boden sehen konnte.

„Der Erfolg war, daß ich das läßliche Ansehen verlor, rotthe Backen bekam und auseinanderging, wie eine Dampfinsel von der Gese.

„Unter allen Demen, die mir das Essen brachten, war keine herziger, als das Mariechen aus Rubelbachs an der Ecke der Busermeggasse, links. Sie war ein Waisenkind, etwas jünger wie ich, und aß auch das Gnadenbrod im Hanse, wo sie war, bei Gefeundten ihrer seligen Eltern. Ach, sie war erstaunlich schön, und noch 'braver, als sie schön war. Arm wie ich; in vielen Fällen in gleicher Lage und Bedrängniß, da schließt sich das Herz auf und das Vertrauen, das in belben Seelen wächst, thut sich in Eine Pflanze zusammen, die nun frühlich gebeißt, und wenn sie blüht, ist die Blüthe allemal die Liebe. So war's auch bei uns; aber unsere Liebe war schön und geschämig, sie hatte keine Sprache, als die Stimme der Augen und des herzinnigen Lächelns, der Freundlichkeit. Wir Beide aber fühlten das heißeste Verlangen, bei einander zu sein, und waren wir's, wenn Mariechen das Essen brachte und das Geschirre holte, so waren's doch nur wenige Minuten, die wir zusammen sein und plaudern konnten. Von der Lieb' kam da nichts vor; wir klagten uns unsere Noth und trösteten uns beiderseitig.

„Mit dem verbleibenden wenigen Gelde bestrich ich nun nicht nur meine Bücher und Schreibmaterialia, sondern auch noch das Schuhwerk, was meinen lieben Eltern sehr zu Statten kam, indem dadurch das Pfand Brod um zwei Realgeit draufschlag, weil es eine Mißgerichte gewesen war im Sommer vorher. Der liebe Gott möge es indeffen bald noch besser.

„In der Heiligengeist-Kirche war die Orgel in Unordnung gerathen, und die Jungengrüßer waren stumm geworden, weil Fledermäuse hartnäckig überwintert und auch ihre Nester in Sommerzeit darin hatten. Es kamen daher Orgelbauer aus der Rheingrafschaft an der Nahe, so Stümm hießen, damals berühmte Leute im Lande weit und breit, die reparirten die Orgel, und als sie fertig war und probirt wurde, kam auch mein Vater als Probirer und Unparteiischer nach Heidelberg. Da war ich denn auch dabei, und mein Vater sagte zu seinem Collegien an selbiger Kirche, es solle mir auch einmal Guts gestatten.

„In der Kirche waren voll hundert Menschen als Zuhörer. Der Organist ließ es zu, und ich setzte mich und spielte meines Vaters Satz zu dem Lied: „Wachet auf.“, und schloß mit der Melodie. War es nun die Wahl der Register oder die Begleitung, die über mich gekommen war, oder die auffallende Seltsamkeit, daß ein armer Medorfschüler so spielen konnte — ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß der Organist, ganz erstaunt, Bravo! sagte, mir auf die Schulter klopfte, mich öfters zum Spielen an Sonntagen einlud, und meinen Vater gar sehr complimentirte über mein Spiel. Die Leute machten lange Häße, und als ich nachher mit meinem Vater nach der Busergasse ging, sah ich wohl mit Geröthen, wie hier und da die Leute mit Fingern nach mir wiesen.

„Am andern Tage, als Marielchen mir die Akung brachte, gar vortreffliche Leberklöße, die sie selbst gemacht, sagte sie: Hann, Musje Christmann, die ganze Stadt ist ja Eines Lobes voll von wegen Seines erbaumlichen Orgelspiels! Mach' Er doch, daß ich

Ihn auch einmal höre! Das ist ja eine Kunst bei Ihm, die noch kein Mensch gekannt hat!

„Die Frau Nöthlich kam dazu und sollte mir auch ihre Freudentheilnahme, und schloß ihre Bitte an die des holdseligen Kindes. Da mußte ich denn versprechen, nächsten Sonntag Morgen in der Heiligengeist-Kirche zu spielen.

„Der Herr Organist gab's mit Freuden zu; aber ich weiß nicht, wie es kam, daß die einzige Zuhörerin, die da unten im Schiffe mit den leuchtenden Augen saß, mich fast zittern machte? — Die Frau Nöthlich war's aber nicht, obwohl die neben dran saß, und alle Mütter meiner kleinen Schüler und Schülerinnen. Demen hatte es Frau Nöthlich sicherlich gesteckt.

„Der Organist mochte es merken, daß es mir nicht geheuer war. Er führte mir zu: Kurafshe, Musje Schneider! — Und das wirkte. Ich griff frisch in die Tasten; ich fuhrte tüchtig auf dem Pedal herum, und vergaß schier Menschen und Zeit und Welt, so fühlte ich in meiner Seele eine Begeisterung. Es ging über die Maßen gut, und der Organist sagte: Nun muß Er aber auch den ganzen Gottesgesang leiten und den Ausgang spielen! Das that ich, und ich hatte die Freude, daß, statt daß die Leute aus der Kirche gehen sollten, sie drinnen blieben, bis ich geendet, und was ich gespielt, war ein altes Stück von einem Italiener, aus einer Missa das Gloria.

„Da war denn des Lobes kein Ende, und Marietjen saß dranten im Schiff und trocknete mit den rosenrothen, feinen Fingerspizlein eine Freudenthräne nach der andern. Da spielte Einer einmal kein Gloria, wenn er das sieht, und weiß, wieviel Uhr es ist! — Ich will nicht davon reden, wie die mildherzigen Welber mir ihren Beifall zollten und mich mit Kuchen regalirten, und die Frau Wirthin aus dem „Reichsapfel“, deren eheleibliches Töchterlein ich instruirte, mir sechs Krüge Märzbier sandte, dergleichen ich mein Lebtag nicht getrunken; sondern davon, daß

Mariechen, als sie mir, wie allemal Freitags, das Essen brachte, mir mit einer demantellen Thräne die Hand reichte und nichts weiter sagen konnte, denn: Ach, wie schön war's! Das galt mir selbst mehr, als eine Post, die auch nicht zu verachten war. Montags nämlich war der Stadtbienner gekommen und hatte einen schönen Gruß entboten, von dem gestrengen Herrn Bürgermeister, und er sei am Sonntag in der Kirche gewesen und ließe fragen, ob ich seinem Söhnlein Clavierunterricht geben wolle, und ob ich die Zeit dazu habe, Abends von fünf bis sechs Uhr? Das Kind habe ein erstaunlich musikalisch Ingenium, und er wolle für jede Stunde sechs Kreuzer gerne zahlen, auch neune, wenn ich wolle und könne. Da griff ich mit Freuden zu, denn diese Stunde hatte ich frei, und das war ein schönes Honorarium. Ich beschloß also gleich, das Geld, das allemal Sonntags ausbezahlt werden sollte, in dieser theuren Zeit meinen lieben Eltern nach Labenburg zu bringen, wenn ich Sonntags früh oder Samstag Abends heimging, da ich die Stunde Samstags von Eins bis Zwei gab. Wie groß die Freude meiner Eltern und meiner Gönner, des Herrn Inspectoris und Rectoris war, kann ich gar nicht sagen.

„So ist denn endlich das letzte Jahr herumgegangen, welches ich auf der Neckarschule zubachte, und mit dem nächsten Halbjahr sollte ich Student werden.

„In Heidelberg befand sich nun neben dem Neckarthor ein Haus, das Collegium Sapientiae, oder gemeinhin „die Sapienz“ hieß. Das war eine Stipendien-Anstalt für solche, welche arm waren und Theologie studirten. Das war so eine fromme Stiftung aus alter Zeit, und die Studenten, welche darin freie Wohnung und freien Tisch, das heißt Essen, hatten, hörten auch die Vorlesungen an der Universität frei, mußten sich aber einer gewissen Hausordnung unterwerfen, und hießen: „Sapientisten.“ Mich dahinein zu bringen, war der beiden Gönner Bestreben, und dem Arme, den der gute Herr Inspector im hohen Kirchenrathe hatte, gelang es leichtlich.

„So zog ich, um zu Mariachens Kammer, in die Garderobe; denn noch brachte sie mir kein Essen wehen, wozu ich sah, sie und sie mich selten.

„Wer aber denken sollte, ich hätte meine alten Freunde nun vernachlässigt, der wäre auf falscher Fährte gewesen; ich ging vielmehr öfters hin, und da sie mich lieb hatten, wurde ich auch oft zu ihnen eingeladen. Da sah ich denn das hochselige Martchen; wenn ich auch nicht mit ihr plaudern konnte, wie damals, als sie mir Freitags die köstliche Fastenspeise brachte. Wir waren auch so zufrieden, denn daß wir uns lieb hatten, wußten wir ja doch, ohne daß wir es uns zu sagen nöthig hatten.

„In Mariachens Leben gab's aber um diese Zeit auch eine Aenderung, die uns noch seltener das Sehen zuließ. Der Vormund des Kindes nämlich erkannte, daß für ihre Zukunft besser gesorgt sei, wenn sie Hauben sticken lernte, wie man damals sie trug, wunderfame Gebäude von Spitzen und dergleichen, thurmartig bald, bald in der Mitte eingebogen und neben ausgebauscht. Curiose Dinger, standen aber schön! Zugleich sollte sie lernen, feine Kleider für das Frauenzimmer zu machen und alle die feinen Dfsteilen, die sie befähigen konnten, einmal Kammerjungfer bei einer adeligen Dame zu werden, oder sonst bei einer distinguirten Person.

„Das war löblich von dem Vormund; aber es that uns doch, gar, leid! Nur Samstags sahen wir uns in der Kirche und auf dem Spaziergange nach dem Stifte Neuburg zu, wo sie mit einer Freundin ging und ich sie traf. Da war's still und einsam und die Freundin wußte schon, wie es mit uns Zwei stand.

„Da ich in der Caplery wohnte, Alles frei hatte und nur etwa drei Stunden Collegia, so magt Ihr denken, daß ich tüchtig Privatunterricht gab, denn durch des gestrenghen Herrn Bürgermeisters Empfehlung kam es, daß ich fast mehr Antzäge für den Musikunterricht hatte, als ich abhalten konnte. Da fiel dann ein Schöneck, ab für meine lieben Eltern, und an Mariachens Geburtstag, so auf

den abgehenden Jandus still, konnte ich ihn mit einem solchen heidenen Luche gratuliren, wofür sie ungemein glücklich war.

„Damals war das Studentenleben anders wie heute, wo die Herren Studiosi mit Degen einhergehen, geziert, gepuht, geschmiegelt und geschmegelt. Rappiren, Sichschlagen, Reiten, Fahren und — nichts studiren ist so die Art und Weise, dazu Schulden machen, saufen, karten und den Eltern das Blut abzapsfen. Es war viel soliber, stiller, und vollends in unserer Sapienz — da ging's streng und pünktlich her. Freilich gab's auch Windbeutel damals, Kaufbolde, Faulenzler und Tagebiebe. Das waren aber so der reichen Leute Kinder, die Herren Cavaliere, die Söhne der Beamten von Mannheim und Heibelberg, letztere „Klimmeklirker“ geheißn. Die trieben allerlei Malefiz, und die Pedelle sahen ihnen für ein paar Kopfstücke durch alle Finger.

„Es gibt halt nichts Neues unter der Sonne! Wir waren aber solche Dursche ein Dreuel der Verwölkung! Ich will mich nicht selber loben, wegen des alltäglichen Sprichwortes vom Eigenlob, aber ich war fleißig, solid, wohlgestikten und von den Herren Sapienz-Directoren besonders bevorzugt.

„Unter Allen auf der Universität war keiner willber, als ein gewisser F . . . aus Mannheim, eines Hofgerichtsraths Söhnlein: Dumm, faul, stolz und überlich, das waren seine hervorstechenden Eigenschaften. Auf Asfereln achtete er nicht, obgleich ich hörte, er sei bei dem Allen noch, was man „einen guten Ker“ zu nennen pflege.

„Ich weiß es nicht, wie es kam, er schien aber an mit einer Extra-Freude zu haben. Er ging nicht an mir vorüber, ohne mit einem freumblichen Gruß zuzunicken, und einmal sagte er zu mir, als wir uns solo auf dem Schlosse begegneten: Wie geht's, Schneiderus? Ihr seid ein sehr fleißiger, beaver Dursch! Kommt doch einmal zu mir; ich wohne auf der Hauptstraße, Nr. 170, am Eck der Rantengasse bei dem Herrn Kirchenschatz Dr. Juris Wundt.

„Ich mache meine Reuerenz und danke: Kannst lange warten und Gott lasse dich gesund, bis du das erlebst!

„Der war' gewiß der zweite ewige Jub' geworden!

„Item, wie riß ich die Augen auf, als er eines Tages in mein kleines Stüblein in der Sapienz trat, sich mit klirrenden Spornen an den Kanonensstiefeln auf den einzigen leeren Stuhl warf, den Schweiß trocknete, hustete und sagte:

„Meiner Treu, Schneiberus, wenn man Euch 'mal sprechen will, muß man auf Eure Stube kommen! Ich hab' aber eine intime Bitte an Euch, und weiß, Ihr könnt mir helfen und thut's auch. Dabei bemerke ich, daß ich flott bezahle, und Euch thut ein neuer Rock Noth, denn der, den Ihr da anhabt, ist sadenscheinig, wie mein Fleiß. Ueber letzteren Wiß brach er in ein wieherndes Gelächter aus, in das ich, trotz meines Kergers, einstimmen mußte.

„Als das gar nicht zu bewältigende Lachen endlich doch aufhörte, versicherte ich ihn, ich würde ihm gerne dienen, basern ich nur mit meinen schwachen Kräften ausreichte.

„Papperlapapp! rief er, das sind maufige Nebenarten! Ich weiß, Ihr seid ein Kapitalerl. Nun hört: Bis nächsten Sonntag ist meines Herrn Papa Geburtstag. Da möcht' ich ihn doch gar zu gerne mit einem Carmen, einem Gedichte, zur Gratulation erfreuen. Nun geht mir alle poetische Aber ab, und ich kann höchstens die Worte Schmerz und Herz, Brust und Luft und einige dergleichen nennen; aber hab' ich die Reime, so fehlt mir der Gedanke dazu, und ich zerbreche mir fruchtlos den Kopf, was allemal meiner ohnehin schwächlichen Gesundheit Abel bekommt. Da seht Ihr wohl, Freundchen, daß ich kein Posta bin und mein Haupt der Lorbeer nie ungrünen wird. Geh't's vollends an ein lateinisches Carmen, wie ich's gerne haben möchte, so stolperte ich alle fünf Minuten über die Füsse, finde den Einschnitt nicht, und die Hexameter sind fünf Fuß zu lang oder zu kurz, und mit dem Gedanken

geht's wie im Deutschen. Einen Gradus ad Parnassum schreibe ich nie, denn die Längen und Kürzen machen mich confus und verrückt.

„Da ist mir denn der Gedanke gekommen, Ihr könntet mir aus der Noth helfen, denn Ihr seid Curer Latinität wegen in der Medarischule berühmt gewesen, wie mir der Herr Scholarch, Kirchenrath Hlabt, gesagt hat. Wißt Ihr was? Machet mir ein lateinisches Gratulationsgedicht, und Ihr sollt sehen, ich bin dankbar zeitlebens. Nicht wahr, Ihr thut's?“

„Nun hab' ich meiner Lebtag viel Verse machen müssen, denn unser Director war ein Versenarr. Mir fällt dabei das Beseklein ein:

„Es hat halt Jeder in der Welt
So seinen Ertra-Sparren.
Und wenn man's Beseklein nahe hält —
So sind wir Alle Narren!
Und wenn ein Jeder das erkennt,
Nicht seinen Balken Splitter nennt,
So leben hoch die Sparren!“

„Der hatte den Versesparren. Da war mir's denn ein Leichtes, so ein Duzend Verse zu machen. Warum sollt' ich's ihm auch geradezu abschlagen? — So sag' ich denn: Ja, ich wollt's thun! Und er ging.

„Als er fort war, seht' ich mich hin und macht' ihm ein lateinisches Gedicht, das einen halben Bogen einnahm und supersein gegliedert, tührend und blumenreich, besonders aber aus der Göttersphäre der Alten gehörig ausschaffert war. Das bracht' ich ihm am Abend.

„Er las es, sprang auf, fiel mir um den Hals und stellte sich wie ein Fohlen, das zum ersten Mal auf die Weide kommt. Ich ärgerte mich ordentlich; aber es war gute Herzensfreude. Dann sprang er an seinen Schrank, zog eine Schußkugel heraus und

hüllte mir etwas in' die Hand, indem er sagte, das sei nur so ein Wahrzeichen seines Dankes.

„Wie erstaunte ich, als ich heimkam und das Papierlein öffnete! Es lagen fünf goldene Ducaten drin! Niemand auf Erden war glücklicher als ich. So viel Geld hatte ich nie besessen, vollends Geld, das ich nur einmal gesehen, als mir Mariechen ihren geheirateten Rheingoldducaten zeigte, den sie am Tag ihrer Laufe von ihrer Pathe erhalten hatte. Jetzt konnte ich mir ein neues Kleid kaufen, das mir, wie der F . . . gesagt hatte, wirklich Noth that.

„Dazu ging denn auch das Geld vollends auf. Ich schrieb meinen lieben Eltern dieses Glück, und sie freuten sich in eben dem Maße darüber, wie Mariechen, die übrigens von dem F . . . nichts wissen wollte, da er ihr bedeutend mit seiner Liebe zugefegt hatte.

„Es dauerte übrigens kaum acht Tage, so kam F . . . wieder auf mein Stübchen.

„Ich komme heute zu Euch, Schneider, sagte er ernst, in einer Angelegenheit, an der Ihr die Schuld traget, und mir also auch heraus helfen müßt. Ich hab' Euer Gedicht sauber abgeschrieben und meinem Vater geschickt. Der hielt es in einem verzeihlichen Irrthume für meine eigenste Arbeit und, indem er dem Gedicht überschwängliches Lob zollte, fuhr er fort, daß ein Mensch, der solche Verse machen, ein so classisches Latein schreiben und damit so gewandt hantiren könne, auch als Doctor der Rechte promoviren könne. Da haben wir's nun! Ich kann nicht Doctor der Linken werden, zu geschweigen eines der Rechte. Und doch muß ich, wenn ich nicht meinem Vater unglücklich machen, mir meine ganze Zukunft verderben will. Nun ist' ich fast, wie ein Vogel auf der Heimrutsche, und die Heimrutsche ist zwar schönes Gedicht. Bring' ich nun keine Dissertation fertig, oder ist das Latrin darin

schlechte, als im Gebiete, so bin ich blüht bis ins Grab. Ihr müßt mir nun eine Dissertation schreiben, das hilft Alles nichts.

„Aber ich hätte Sie um Gotteswillen, sagte ich, wie kann ich das? Erbens ist es ein Betrug. —

„Ja, ja, hat lachte der Andere. Betrug? So müßt Ihr mir auch das Gebieth nicht machen dürfen, das war ja auch Betrug! Ihr müßt mir helfen und mit solchen albernen Neben mir vom Lebe bleiben.

„Ferner, fuhr ich in großer Verlegenheit fort, bin ich Theologe und Sie sind Jurist. —

„Das sind Poffen! fiel er mir ein. Nehmet irgend eine alttestamentliche Materie, wie zum Beispiel, welches Recht vor der Schabstuch gegolten. Je weniger wir davon wissen, desto mehr Feld zu Hypothesen und desto weiter das Gebiet für Nebenarten. Oder, was noch besser wäre, nehmet die mosaischen Ehegesetze. Da könnt Ihr Euer Hebräisch an den Mann bringen und eine profunde Gelehrsamkeit an den Tag legen. Kurz, Ihr müßt! Ihr's Bezahlen laßt mich sorgen. Es sind Leute hier, die nehmen hundert Gulden für eine solche Dissertation; ich, geb' Euch zweihundert, ungefordert!

„Mir schwebelte schier.

„Wie steht's aber mit dem Examen? fragte ich.

„Ei, wie seid Ihr unerfahren! rief er aus. Je schöner die Dissertation, je eher das Examen erlassen wird. Ueberdies, wenn die Herren nur die Gebühren haben und die Dissertation, an die sie sich halten können, so denken sie an kein Examen, und danken Gott, wenn sie dieser Nähe überhoben sind.

„Was wollte ich machen? Er bedachte immer mehr, und am Ende mußte ich zusagen, um ihn los zu werden.

„Ich ging anfänglich mit innerlichem Widerstreben an die Arbeit; aber als ich weiter hinein kam, machte sie mir Freude. Der Bibliothekar der Universität bot mir einen reichen Stoff dar,

den ich vorarbeitete, und in vier Wochen habigte ich ihnen die bittere Arbeit ein und ich empfing zweihundert Gulden! Welch ein Reichthum für mich Armen! Was sollte ich mit dem Gelde machen? Brauchen konnte ich es nicht. So kam ich denn mit Marietzens Berathung dahin, es meinen lieben Eltern als Nothspennig einzuhändigen. Das that ich; aber wie erstaunten sie!

„Nicht Tage später ging ich am „schwarzen Brette“ vorüber, da sah ich das Diplom des Studiosus F als Doctor der Rechte und des Lobes war darin kein Ende.

„Die Folge dieser Doctorpromotion war nun, daß F zum Assessor bei dem kurfürstlichen Obergericht in Mannheim ernannt wurde mit einer hohen Besoldung, und ehe ich die Univerſität verließ, war er einer der gelehrtesten Räte dieses angesehenen Collegiums. Er sah dem Glück im Schooße, hatte seine Carrière mit Glanz gemacht und keine Seele ahnete, wer der Urheber einer Dissertation war, die im Druck unter seinem Namen erschien, und vielfach öffentlich gerühmt wurde.

„Und wie wird es Dir ergehen, dachte ich. Mein Gewissen sagte mir, daß ich meine Zeit gut angewendet hatte; ich konnte es mir selber nicht leugnen, daß ich etwas Lichtiges gelernt hatte und das zeigte sich auch im Examen, denn ich erhielt von Zwölfen, die mit mir waren geprüft worden, das beste Zeugniß. Aber was half's?

„In der gesegneten Kurpfalz wimmelte es von Candidaten und es waren welche da, die bereits vierzig Jahre alt waren, und noch das Loos des Kranken am Leiche Bethesda theilten. Ueberdies hatte sich bei dem edeln Kirchenrath ein Gebrauch ausgebildet, der zu den edelsten der Welt und Geschichte gezählt werden konnte. Alle Pfarreien des Landes waren nämlich in verschiedene Classen, je nach der Höhe der Pfründe eingetheilt. Jede hatte ihre Taxe, nämlich einen fest stipulirten Betrag, welchen der Candidat an die Herren Kirchenräthe zu bezahlen hatte, wenn

er die Stelle erhielt. Der reich war, konnte da schnell aufkommen; der Arme verkümmerte in seinem Elend. Außerdem waren die Herren besondern Einflüssen zugänglich und die entfernteste Wettertschaft wirkte mehr, als die vorzüglichsten Kenntnisse und der reinste Wandel. Das waren die Aussichten, die ich hatte. — Denn der gute Inspector war gestorben, dessen Arm im Kirchenrath Etwas für mich hätte wirken können.

„Ich machte meine Visiten bei den Herren, erhielt zum Versprechen goldene Berge — hinter denen eine wüste Hohe der trostlosesten Aussicht lag. So ging ich denn nach Labenburg, um mit meinen Eltern und dem guten Herrn Rector zu berathen. Die Ansicht des Rectors siegte. Er meinte, ich sollte in Heidelberg bleiben, wo Gelegenheit zum Privatunterricht sei, und den Lagen die von faulen Studenten mit Dissertationen auszuhelfen. Die Musik sei für mich die allergiebigste Hülfquelle, die solle ich recht fliehen machen.

„So ging ich denn wieder nach Heidelberg und die treffliche Frau Röhrlich gab mir ihr Stübchen wieder umsonst ein, weil ich dem Peterchen nachhalf, der mittlerweile auf die Redarschule gekommen war, und dem es beträchtlich an Dem fehlte, was man nicht kaufen kann.

„Nach und nach bekam ich den Musikunterricht in den ersten Familien der Stadt, auch anderweitigen, daß ich mein Auskommen hatte. An unwissende Studenten ertheilte ich den benötigten Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen; ich schrieb juristische und philologische Dissertationen, übersezte medizinische in das Lateinische und erwarb mir mit der Zeit ein ganz anständiges Auskommen; allein mein Amt, um meinen Kräften gemäß wirken zu können, blieb ein Gegenstand der Wünsche und — in weitem Feld. Ich hatte eben kein Geld. Um jede Stelle melde ich mich, aber ich erhielt keine, weil, wie man mir sagte,

ein Aelter Bewerber da war, oder eine Hinterlassene Tochter des
selbigen Pfarrers mit der Pfarrstelle mußte gekrönt werden.

„Es wird Euch einleuchten, daß ich eine solche Zugabe nicht
annehmen konnte — denn — meine Seele hing mit heiligem
Banden an meinem Mariächen, die so manche gute Partie
ausgeschlagen hatte, um mir die Treue zu bewahren. Wir
hatten uns lange treu geliebt und in unseren Herzen heilige
Treue geliebt, ehe das Wort über ihre Lippe ging. Endlich aber
war auch die Scheu vor diesem Bekenntnis überwunden worden,
und wie gelobten uns die ewige Treue. Sie war bei der Freifrau
von Hahardt Kammerjungfer und sparte sich zu unserem Haushalt
und ich that dergleichen. Die Sparsamkeit wuchsen und die —
Jahre, aber die Hoffnung schrumpfte immer mehr zusammen.

„Meine lieben Eltern waren alt geworden und mein Vater
starb endlich. Ich nahm meine liebe Mutter zu mir und sie führte
unsern kleinen Haushalt, bis auch sie dem geliebten Gatten folgte.
Nun stand ich allein. Acht und dreißig Jahre war ich alt,
und noch immer Candidat und kein Mensch fragte nach mir, als
etwas Kranker, fauler und zu einer Reise lusttragende Pfarrer aus
der Umgegend von Heidelberg, für die ich predigen sollte. Ich
that's auch; die Gemeinden hörten mich gern, aber an eine
Verforgung dachte Niemand, am wenigsten die Herren Kirchenräthe,
die meine Armut kannten. Nachgerade wurde ich des Lebens
überdrüssig, trostlos und schwermüthig.

„Da dachte ich an den Herrn Obergerichtsath, dessen Doctor-
diplom ich erwirkt, und es kam mir der Gedanke, ihn an das
Wort zu erinnern, das er mir einst gegeben, mir zeitlichen
dankebar sein zu wollen.

„Ich reiste nach Mannheim und ließ mich melden. Obgleich
ich meinen Namen deutlich gesagt, wurde ich drei Tage nach
einander abgewiesen. Bald war der Herr Obergerichtsath in der

Sigung, bald mit Gefährten überhäuft, bald hatte er vornehme Gesellschaft. Endlich wurde ich vorgelassen.

„Er sah mich bescheiden an, als ich meinen Namen nannte. Habe, meines Wissens, nicht die Ehre, sagte er, Sie zu kennen.

„Erlauben der Herr Ehegerichtsrath,“ sagte ich, innerlich vor Zorn stehend, daß ich Sie daran erinnere, daß ich Ihnen die Doctordissertation schrieb. —

„Ach ja,“ sagte er barock lächelnd, die Jugend ist oft trüger, und bedient sich fremder Äpfeln für die eigene Birne, während sie sie selber besser tragen könnte: meines Wissens habe ich Ihre Werke anständig honorirt oder sollte —

„Nein, nein,“ rief ich fast zitternd vor Entrüstung; das ist's nicht, woran ich Sie erinnern wollte, sondern an Ihr Versprechen, sich mich einmal Ihren Einfluß geltend zu machen. Ich bin acht und dreißig Jahre alt und bin noch Candidat. Kenntnisse habe ich, das wissen Sie am Besten. Da wollte ich Sie um Ihr Hirnwort bitten. Ich habe Sie zum Manne gemacht, Sie sollten mir zu Brod helfen. Nun sehe ich, daß ich mich getrrt. Ich habe nichts zu hoffen. Leben Sie wohl, Herr Doctor!

„Ich wandte mich und ging.

„Der Mensch stand da wie eine begossene Kage. Der reiche, mächtige Mann erblickte, und ich, der arme, vergessene, brodlose Candidat, ging stolz wie ein König von dannen.

„Es war Samstag. Ich lief in meiner Aufregung in den Schlossgarten, bis sich mein Gemüth beruhigt hätte; aber meine Gefühle waren zu sehr erregt: ich sehte mich an eine verborgene Stelle, stüzte den Kopf in die Hand und — ein Thänenstrom entquoll meinen Augen!

„Vor mir lag ein verarmtes Leben ohne Ziel, ohne Aussicht. Was sollte aus mir werden? Konnte ich Mariechen mit mir in das Elend hinabziehen, das ich über mich kommen sah? Immer trüber wurde es mir um die Seele und immer heftiger rann

meine Thränen. Die Erfahrung, die ich heute gemacht, war die allerbitterste meines Lebens.

Es war schon dunkel, als ich in das Wirthshaus zurückkehrte, wo ich eingekehrt war. Der Wirth war ein reißeliger, braver Mann, der sich Mühe gab, mich zu unterhalten. Er erzählte mir Hof- und Stadtg Geschichten, die ich kaum halb hörte. Endlich sagte er, der Organist an ihrer Kirche sei gestorben, und morgen sei Probe vor der Wahl. Es hätte sich aber nur Einer für fähig gehalten, die Stelle des ausgezeichneten Mannes anzunehmen, den der Lob der Gemeinde entriß. Die Stelle trage ein schönes Gehalt ein; das Haus sei sehr hübsch, der Garten groß, und da der Organist keine Schulstelle habe, so sei mit Musikunterricht viel zu verdienen in der Stadt.

„Ich weiß nicht, wie es kam, dies Wort fuhr wie ein zündender Blitz in meine Seele.

„Wie? dachte ich, wenn Dir der Herr hier eine' Aussicht eröffnete? Ist's denn nicht auch ein festes, ehrliches und löbliches Stücklein Brod, das Du Dir hier erwerben könntest? —

„Ich sann, während der Wirth fortplauderte, und fragte endlich, ob man sich zum Spiele melden müsse? Und bei wem?

„Er nannte mir einen Vorsteher und ich ging sogleich hin.

„Sie kommen wie gerufen, sagte mir der freundliche Mann, denn soeben hat der Lehrer, welcher sich um die Stelle beworben, mir abgeschrieben. Es steht also bei Ihnen, ob Sie morgen die Orgel spielen wollen. So war denn die Sache schnell abgemacht. Der Vorsteher, der Gefallen an mir zu finden schien, lud mich ein, an sein Instrument zu treten. Ich dachte, das soll so eine Vorprobe sein, und setzte mich. Das Instrument war vortrefflich. Ich hatte lange so keines gespielt. Wie mir's öfter ging, so traf sich's denn auch hier. Ich vergaß, daß außer mir noch Jemand in der Stube war. Alles, was ich heute erlebt, bewegte auf's Neue meine Seele und im wilden Sturm der Gefühle erbrausten

die Accorde. Allmählig legte sich der Sturm. Eine tiefe Behymnäh zitterte durch die Saiten. Meine Seele klagte dem Herrn, was sie schmerzlich durchgekämpft, und das Bewußtsein, daß er alle Geschicke der Menschen zum Besten lenke, sprach sich in milben Weisen aus, und ging zuletzt in den Choral über: „Bestehl du deine Wege u.“, den ich variirte und fugenartig durcharbeitete, bis ich mit einem vollen Accorde das Amen aussprach. Ich stand auf.

„Mit Verwunderung sah ich den ganzen Familienkreis versammelt; die Mutter, zwei Töchter und zwei Knaben, die Söhne des Hauses, waren meine tiefergriffenen Zuhörer gewesen, ohne daß ich es ahnete.

„Herr Candidat, sagte der Vater mit Begeisterung, Sie sind ein Meister, wie wir Wenige vorgekommen sind. Ich bitte Sie, nehmen Sie die Stelle an. Es wird Sie nicht gereuen. Das Vermögen der Kirche ist groß. Der Kirchenvorstand wird einem Mann Ihrer Kunst gern ein Erkleckliches zulegen. Und dann, bitte ich, geben Sie meinen Kindern Unterricht.

„Die Mutter reichte mir ihre Hand und sagte, ich danke Ihnen für den Genuß, den Sie uns bereitet und lege zu der Bitte meines Gatten noch Eine ein, seien Sie heute unser Gast zum Abendbrod, morgen zum Mittagel!

„Ach ja! Ach ja! baten die Kinder.

„Mir wurde so eigenthümlich zu Muth, daß ich fast meinem Gefühle nicht wehren konnte. Das war ein Abstand gegen heute früh bei dem Ehegerichtsrath! Ich konnte den Bitten nicht widerstehen und blieb. Während des Essens erwiederte ich dem Vater, der mir sagte, er habe meine Phantasie so recht mit seinem Herzen begleitet, wie, sie so recht Das, was ich an diesem Tage erlebt, abgespiegelt habe. Ich mußte erzählen und that's. Ich ließ sie in mein Leben blicken und das gewann mir diese edeln Herzen vollends.

„Wie empört waren sie über Das, was sie hörten! Auf's Neue bat mich der Vater, meinen inneren Beruf zu diesem zu folgen. Er sagte mir, wie Mannheim gerade der Ort dafür sei, und malte mir, ohne zu lebhaften Farben, eine schöne Zukunft. Es war spelt, als ich diese liebe Familie verließ. Schlafen konnte ich nicht.

„Falls habe der Vorsteher, der ein reicher, angesehenes Kaufmann war, Alles bereits geordnet. In seinem Hause erwartete ich das Bild. Der Mäster brachte es endlich. Es war wiebes das herrliche: „Wachet auf x.“, und meines Vaters schönste Composition, die ich unvergänglich in mir hatte; trat mir in die Gedanken

„Es kütete endlich.

„Ich ging mit dem Kaufmanne zur Kirche. Sie war gedrängt voll. Ich setzte mich auf die Orgelbank und spielte meines theuern Vaters Composition und sie hob meine Seele zum heiligsten Gefühl. Ich glaube, daß ich nie seelenvoller gespielt habe. Ohne an den Zweck zu denken, zu dem ich spielte, legte sich meine ganze Seele in die Töne, die aus dem herrlichen Instrumente wunderbar hervorquollen. Dann ging ich in die Melodie über und leitete den Gesang. Beim Schlusse desselben blieb ich in der Melodie, und schloß, indem ich sie leise verhallen ließ.

„Der Kaufmann, der neben mir stand, preßte meine Hand in die seine. Er hatte Thränen in den Augen. Daß ich es kurz mache, der Kaufmann führte mich nach dem Gottesdienste in die Sacristei. Dort waren die Geislichen und die übrigen Vorsteher versammelt. Alle bestrimten mich, die Stelle anzunehmen, und versprachen eine Vermehrung der Besoldung von hundert Gulden für meine Lebenszeit, wenn ich bei ihnen bliebe.

„Mein Herz schlug heftig. Ich kämpfte einen heißen, inneren Kampf. Einem mit Liebe gewählten Berufe zu entsagen und in eine andere Bahn einzulenken, ist schwer. Ich bat mir vierzehn

keine Bedenkzeit aus und wisse noch vor Mitternacht, weil es mich drängte, Marietchen Alles zur Entscheidung vorzuliegen.

„Ich kam gen Heidelberg mit schwerem Herzen. Noch am Abend eilte ich zu ihr, Alles ihr mitzutheilen.

„Ich ahnete nicht, daß meine Bewerbung um die Organistenstelle so schnell dem hohen Kirchenrathe zur Kenntniß gekommen und allerdings im Schooße desselben einen Sturm hervorgerufen hatte.

„Daß ich dem geistlichen Amt untreu werden und eine untergeordnete Stelle annehmen wollte, weil sie mich hatten viele Jahre darben lassen, ohne mir ein Amt zu geben, das mußte Aufsehen erregen, mußte harte Urtheile hervorrufen, mußte den allgemeinen Unwillen gegen den Kirchenrath aufstacheln und konnte möglicherweise zu den Ohren des Kurfürsten kommen.

„Die Herren waren zu klug, um nicht die Gefahr und die unabwiesbaren Nachteile zu erkennen, die ihnen drohten. Es galt ihnen, Alles aufzubieten, den Sturm zu beschwören. Selbst in ihrer Mitte wurden Stimmen laut, die das Verfahren mit gerechtem Unwillen tadelten und die wurden betroffen, deren Thun am unkontrollierbarsten in der Besetzungswaise der Aemter hervorgetreten war. Es gingen Brieflein von Einem zum Anderen und auf dem folgenden Tag wurde eine Sitzung und Berathung anberaumt, die Mittel suchen sollte, dem drohenden Uebel zu begegnen. Das Alles trug ich zu, als ich bei Marietchen saß und ihr meine Erlebnisse in Mannheim mittheilte.

„Sie hörte mir stille zu. Es lag eine tiefe Bohnmuth in ihren Zügen, die mir recht in das Herz schritt. Als ich ihr die Begebenheit von dem herglofen Hogerichtswathe mittheilte, entfiel ihrem schönen Auge eine Thräne.

„Wohl ban, sagte sie, der sein Vertrauen nicht auf Menschen setzt!

„Nicht wenig bewegte es sie, als ich ihr sagte, wie ich im tiefen Schmerz im Schloßgarten gesessen.

„Werde nicht muthlos, sagte sie, Gott wird Dir ja schon eine Hülfe bereitet haben, wo Du am gebeugtesten warst!

„Das hat er auch, sagte ich, und erzählte ihr das Folgende, bei dem Wirth und bei dem Kaufmann Reiter Erlebte.

„Sie wurde immer gespannter, und als ich endlich sagte, daß ich zum Organisten erwählt sei, mir aber Bedenkzeit ausgehalten; daß sie die Besoldung verbessern wollten und daß ich eine sorgenfreie Stellung haben würde, da faltete sie ihre Hände und sagte: Stehst Du, lieber Christian, der Herr hat Weg allerwegen und an Mitteln fehlt's ihm nicht!

„Aber was hältst Du von der Sache, liebes Mariechen? fragte ich. Sie erschrad.

„Es ist Deine Sache, Christian, sprach sie ruhig und fest. Mein Wunsch, meine Ansicht, darf nicht im Mindesten entscheiden. Du mußt vor Gott prüfen und dann wählen. Du gibst einen schönen Beruf für immer auf, bedenke das; bedenke aber auch, daß Dir eine schöne, wenn auch untergeordnetere Stellung geboten wird, die aber dennoch eine sehr ehrenwerthe ist und zu dem Dienste des Herrn wesentlich beiträgt, wenn auch in anderer Weise. Ich will recht innig zu Gott beten, sagte sie, daß er Dir Licht gebe, das Rechte zu wählen.

„Damit entließ sie mich, denn die Stunde war da, wo sie zu ihrer Gebieterin mußte.

„Ich ging heim und am Abend kniete ich nieder und betete heiß und innig zu Gott, daß er mir den rechten Weg zeige, und dann legte ich mich nieder und schlief bald ein; aber ein seltsamer Traum beschäftigte mich. Ich war in einer schönen Kirche und mein lieber, seliger Vater saß auf der Orgel und spielte herrlich. Ich hörte mit ganzer Seele den wunderbaren Tönen. Da blickte er mich an und winkte mir. Ich ging zu ihm an die Orgel. Komm', sagte er liebevoll, setze Dich nieder und spiele! Und vor mir stand das Choralbuch aufgeschlagen und die Melodie: „Was

Gott thut, das ist wohlgethan.“ Und ich griff freudig in die Klaviatur und spielte die Melodie. Da erwachte ich. Es war heller Tag.

„Ich stand auf, setzte mich nieder und schrieb dem Kirchenvorstand in Mannheim, daß ich die Stelle annehme.

„So wohl war mir lange nicht zu Muthe gewesen. Es war Friede in meiner Seele, denn ich sah den Traum als eine neue Weisung Gottes an, die Stelle anzunehmen, die mir ohnehin wie eine Fügung Gottes da entgegengebracht wurde, als ich hoffnungslos und trostlos dastand.

„Nie schmeckte mir mein Frühstück besser, als heute; nie ging ich fröhlicher an die Arbeit. Vorher aber schrieb ich Alles Mariechen, und Rüdlich's Peterchen brachte mir die Antwort zurück, die nur aus den Worten bestand: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, dabei will ich verbleiben!“

„Ganz unerwartet kam am Mittag des Kirchenraths-Vote, der mich zu dem Kirchenrathe H beschied.

„Was mag der wollen? fragte ich mich verwundert, zog meinen besten Rock an und ging hin.

„Der Herr sah sehr finster drein.

„Setzen Sie sich, Herr Candidat, sagte er, denn ich habe ein ernstes und nachdrückliches Wort mit Ihnen zu reden. Ich that, wie er geboten, und er hob an: Es ist eine Mähr zu Ohren des hochwürdigsten Kirchenraths gedrungen, die ihn mit gerechtem Unwillen gegen Sie erfüllt hat. Man hat uns gestern durch einen Eilboten von Mannheim berichtet, daß Sie gesonnen seien, die Organistenstelle anzunehmen, die der dortige Kirchenvorstand zu besetzen hat. Wir hoffen, daß es bloß ein blinder Lärm ist.

„Da er einen Augenblick inne hielt, so fiel ich ein und sagte: Der hochwürdige Kirchenrath hat die volle Wahrheit gehört!

„Da sprang er auf und wurde ganz bleich. Wie? rief er, es wäre wahr? Sie hätten so ganz die Würde des geistlichen Amtes

aus dem Auge gefeht, daß Sie, ein Theologus, eine Organistenstelle ungunstigen im Sinne hätten?

„Erlauben Sie, Herr Kirchenrath, sagte ich, daß ich Ihre Meinung bekräftige. Seit vierzehn Jahren bin ich Candidat. Daß ich arm bin und nur mit Kummer und Sorgen mein Brod ach, ist Ihnen bekannt; daß meine Kenntnisse tüchtig sind, haben Sie selbst beurkundet; daß ich mich um jede erledigte Pfarrstelle im Lande bewarb, ist wohlkundig, wie Das, daß ich keine erhielt. Immer waren Bessern da; immer erhielten sie Solche, die begünstigt waren oder die Mittel hatten, sich die Günst zu erwerben und zu sichern; mehrmals wurden schwachvolle Bedingungen gemacht, als da wären: die Heirath der Pfarrwitwe oder einer Tochter, die ich nicht eingehen konnte. In Summa — für mich fand sich keine Stelle. Da bin ich der Mißhanblung müde geworden; müde des kümmerlichen Erwerbs; müde des Duldens und Hartens, und habe den schönsten Wünschen meines Herzens, dem mit Liebe gewählten, mit Treue erstrebten Beruf entsagt. Ich bin erwählter Organist. Die Sache ist zu Ende und ich glaube, auch unsere Anstrengung, so Gott will, die letzte in dieser Welt.

„Ich nahm meinen Hut, verbeugte mich und wollte gehen.

„Ihr hättet den hohen Herrn sehen sollen, wie er erbahlt aus- sah, wie seine Lippe zitterte; wie Grimm und Scham in ihm um den Vorrang stritten!

„Er faßte krampfhast meinen Arm und drückte mich auf den Stuhl zurück,

„Sie haben da harte Worte geredet, die ich nicht anhören dürfte, sagte er nach Fassung ringend; aber ich will sie nicht gehört haben, will sie vergessen. Nur das Eine muß ich Ihnen sagen, Sie müssen die Zusage zurücknehmen. Sie beschimpfen den Stund der Diener der Kirche heillos. Sie bringen den hochwollrdigen Kirchenrath in eine fatale Lage. Das unverdiente Urtheil der Welt

wodas ihn treffen. Haben Sie das bedacht? Hloren Sie weiter! Wir haben heute in der Vormittagsigung beschlossen, Ihnen die erste vacant werdende Stelle zu übertragen. Hören Sie es! Schreiben Sie auf der Stelle ab. Hier ist Feder und Tinte!

„Mir war während dieser Worte eine Ruhe in die Seele gekommen, die mir eine Festigkeit des Willens gab, welche auch diese Versuchung überwand.

„Nein, sagte ich fest. Zu lange haben Sie mich schwächen lassen. Die Jahre meiner Jugend haben Sie todtgeschlagen und nun, wo Sie Schmach und Schande wittern, wollen Sie einen Armen anstellen. Ich habe kein Geld, eine Stelle zu bezahlen. Leben Sie wohl! —

„Ich ging und sah nach, wie er die Hände zusammenschlug und in seinen Sessel sank.

„Ich hatte mein Herz ausgeschüttet und war standhaft geblieben. Das gab mir Frieden.

„Ich ging heim in mein Stüblein und dachte nach über das unfeilige Treiben der Menschen.

„Nach einer Stunde kam der Kirchenrathsbote wieder und brachte einen Brief.

„Ich war lange zweifelhaft, ob ich ihn erbrechen sollte; der Bote war angewiesen, auf eine Antwort zu warten.

„Er bat mich, wahrhaft stehend, den Brief zu erbrechen.

„Ich that's endlich.

„Es war die Ernennung zum Vicarius des alten Pfarrers zu R bei Mannheim. Ich traute meinen Augen kaum. Dem Pfarrer kannte ich wohl. Er war ein noch sehr rüstiger Mann, der aber zu bequem war, den Fiskus zu bedienen, und sich deshalb einen Vicar hielt.

Es war ein Rothhuh, das lag am Tag. Und Gott weiß, wie lange ich wieder hätte warten können, zumal ich nun den Stab

Wesche über meinem Haupte sah, da ich von der Leber weg geredet hatte, wie man's von einem Candidaten nicht erwartet hatte.

„Kurz besonnen, setzte ich mich nieder und schrieb, daß ich als wohlbestallter Organist der Kirche zu Mannheim fürderhin keinen Dienst als Diener am Worte mehr beanspruchen könne und diese Ernennung nur irrtümlich erfolgt sein müsse, indem ich am heutigen Mittage Herrn Kirchenrath H meine allerbündigste Erklärung abgegeben habe,

„Damit war denn für immer die Brücke abgebrochen, die eine Rückkehr möglich gemacht hätte. Ich eilte sogleich zu Mariechen und theilte ihr Alles mit.

„Sie lächelte selig.

„Ach, sagte sie, Dir hat Gottes Gnade den rechten Weg gezeigt, nun wollen wir ihm dankbar bleiben unser Leben lang. Ich ging nun gleich am anderen Morgen nach Ladenburg, wo der wackere Rector noch, hochbetagt, lebte. Auch er billigte vollkommen meinen Entschluß und wünschte mir Glück.

„Von da ging ich nach Mannheim, wo ich mit Freuden begrüßt wurde. Hier ordnete ich Alles zu meinem Ueberzuge.

„Von meinem Sparpfennig und dem Mariechens bestritt ich unsere bescheidene Einrichtung. Dann kehrte ich nach Heidelberg zurück und leitete das Nöthige zu unserer Trauung ein, und als sie vollzogen war, reisten wir, reich beschenkt von der edeln Dame, bei der Mariechen seit Jahren gewesen war, an unseren neuen Wohnort.

„Wir haben den Schritt nie bereut. Unsere Lage war eine sorgenlose und glückliche bis heute. Zwar hat uns der Herr den Kindersegen nicht beschert, aber unsere Lage hat er heiter und glücklich sein lassen. Dafür sei er gelobt und gepriesen.

„In Mannheim sind wir allzeit mit großer Achtung und Ehrerbietung behandelt worden, und in dem großen Kreise unserer

Freunde war die Familie des braven Kaufmannes Reiter die erste und theuerste.

„Noch Eins muß ich erzählen, sagte der Better.

„Mit dem Herrn Ehegerichtsrath kam ich nie zusammen; doch grüßte er mich allemal sehr zuvorkommend, wenn er mir begegnete. Er starb vor etwa sieben Jahren. In der Lobesanzeige stand zu lesen, daß er der gelehrteste und tüchtigste Beamte gewesen, und daß es für die Wissenschaft nicht genug zu beklagen sei, daß er, da seine ebenso gelehrte als geistreiche Doctorbiffertation so viele Kenntnisse verrathen und noch so Schönes habe hoffen lassen, unter den vielen Berufsgefchäften, die Zeit nicht mehr habe erübrigen können, den Schatz seines reichen Wissens der Welt durch weitere gelehrte Werke zu erschließen.

„Ich lächelte, als ich das las, und reichte das Blatt meiner lieben Frau.

„Sie lächelte auch und sagte: Dieser säet, und Jener erntet. Aber wie erstaunten wir, als sich in seinem Testament ein Codicill fand, das bestimmte, daß der Herr Organist Christian Schneider ein Legat von Tausend Gulden erhalten solle, weil er, der Herr Ehegerichtsrath, ihm vielen Dank schuldig sei.

„Siehst Du, sagte Mariechen, der Mensch war doch noch der schlimmste nicht!

„Was mein eheliches Leben betrifft, schloß der Better, so ist es ein heiterer Frühlingsstag gewesen, und der Feierabend wird, Gott gebe es, ein heiterer sein, denn ich hoffe, wir sollen nicht lange getrennt bleiben.“

„Sehen Sie, sprach mein Nachbar, als er diese Geschichte beendet hatte, das ist ein Stück kurpfälzler Geschichte. Wenn darum die Leute dies alte Regiment loben, geht's mir allemal wie ein Scheermesser durch's Herz. Ja, es hatte sein Gutes, aber es war ganz abscheulich viel Schatten bei dem wenigen Licht.

„Um aber noch einmal auf meinen Herrn Vater zu kommen, so hatte er eine Vorahnung am Schlusse seiner Erzählung ausgesprochen, die ihre volle Erfüllung fand. Seine treffliche Frau, mit der er ein Leben wie im Himmel schon hier auf Erden geführt, starb zuerst, und nicht volle acht Tage drauf folgte die ganze Stadt Mannheim dem allberehrten Manne zu Grabe. Einen Organisten wie ihn konnten sie nicht wieder finden.“



Der Fessel des Ohms Joseph.

Eine Mainzer Stadtgeschichte aus der goldenen Luft.

1.

Es ist eine allgemeine Klage, besonders bei alten Handwerksmeistern, daß das fabrikmäßige Betreiben der Handwerke das Verarmen der nicht selbstständigen Meister mit steigender Schnelligkeit herbeiführe, indem es sie zwingt, für Einen ihres Gleichen zu arbeiten, den die Kunst der Verhältnisse zum schwinghaften Betriebe befähigte, während sie dessen abhängige Gesellen werden. So ist es in der alten Rheinstadt Mainz auch mit dem Schusterhandwerk ergangen, und wer in der Schusterergasse und in den neuen Gassen am Rhein, auch wohl in anderen belebten Theilen der Stadt, die Schuh- und Stiefelläden sieht, wer es weiß, daß auf allen nahen und fernem Märkten und Messen Mainzer Schuhfabrikanten ihre Wägen ausschlagen mit ihrer wirklich schönen, dauerhaften und preiswürdigen Waare, dem wird es begreiflich, daß viele arme, herabgekommene, harrende Meister für den Einen reichen Zunftgenossen arbeiten, der den Preis bestimmen kann, um den sie sich plagen, und der dem Glücke im Schooße sitzt, während sie an der Werkbank, neben demselben, ihre Tage fristen im Schweiße ihres Angesichts.

Davon wollte mit schweren Seufzern Einer zu reden, dem das Glück nie sonderlich freundlich gelächelt. Es war der alte Meister Hübner, der in der goldenen Luft wohnte, in einer Straße, die jedes Mainzer Kind wohl kennt und auch weiß, wie sie zu früheren Zeiten diesen Namen gewonnen, der henzutage wie ein

bitterer Spott klingt, da dort wohl Luft in Hüll' und Fülle, auch, wie damals, reine und gesunde, zu athmen ist, des Goldes aber nicht sonderlich viel gefunden wird.

Es lagen nun schon siebenzig Jahre auf des braven Mannes Nacken und hatten ihn gar tief gebeugt, und der Schnee der Jahre lag auf dem Haupte nicht erst seit kurzem. Auch er war fröhlichen Muthes aus der Fremde gekommen, weil er etwas Nüchternes gelernt hatte und jung und kräftig war; auch er hatte den strengen Anforderungen seiner Kunst in Prüfung und Meisterstück genügt und war mit Kosten und Ehren-Meister geworden; auch er hatte sich in sicherer Aussicht ausreichender Kundschaft gesetzt, hatte ein Nachbarskind heimgeführt und blickte voll Hoffnung in die Zukunft, denn man sagt ja, das Handwerk habe einen goldenen Boden. Es war auch gut gegangen, aber nun kamen Kriegzeiten und das sind Sorgen- und Jammerzeiten; es kam ein Bombardement der Stadt, eine lange Belagerung, Alles wurde theuer, Jedermann behalf sich und, was noch schlimmer war, es kam eine pestartige Krankheit. Aller Verkehr stockte und auch Meister Glöckner wurde von Krankheit und Noth heimgeführt. Seine Kinder starben dahin, er und seine Gattin genasen zwar wieder, aber er war weit zurückgekommen. Sein Vaterhaus, ein zweistöckig Haus von altem Ansehen und alter Bauart, war, als ein Holzhaus, baufällig geworden; sollte es nicht die Bewohner unter seinen Trümmern begraben, mußte es erneuert werden. Da blieb denn keine Wahl, er mußte das Haus mit dem kleinen Gärtchen in eine Hypothek legen und es herstellen. Um aber arbeiten zu können, brauchte er Leber — und Geld fehlte. Es blieb also nichts übrig, als daß er borgte bei dem Leberhändler, und das Vorgen reimt auf nichts besser als: Sorgen alle Morgen.

Als er die bekümmerte Miene seiner Frau sah, sagte er tröstend: „Nestgen, vom Verdienste wird's gleich wieder bezahlt.“ Der Verdienst ging indessen nicht gleich ein, da Glöckner auf Rechnung für viele Kunden arbeiten mußte; um zu leben, bedurfte man aber

des Geldes, wie bescheiden man auch lebte, und als die Rechnungen bezahlt wurden, — blieb ein Theil der Schuld stehen und neues Vorgehen steigerte des Lederhändlers Guthaben. Glöckner, der früher mit zwei Gesellen arbeitete, ließ einen davon ziehen und saß halbe Nächte an der Werkbank. Mittlerweile waren die Zünfte mit der Franzosenherrschaft zusammengebrochen. Wer ein Patent löste, durfte sich als Meister setzen. Die Zahl derselben in der goldenen Luft mehrte sich. Die jungen Meister rissen die Kundschaft an sich und drückten die Preise. Meister Glöckner entließ bald auch den letzten Gesellen und arbeitete allein und hämmerte manchen Seufzer in die Sohlen hinein, die er auf seinen Knien schlug. Es sollte aber noch herber für ihn kommen. Sein Nettchen, die treue Gefährtin seiner Tage, schenkte ihm noch eine Tochter und stand aus dem Wochenbett nicht mehr auf. Das beugte ihn unendlich tief, aber er raffte sich gewaltsam empor, denn er hatte nun noch ein Wesen, für das er sorgen mußte, und ein so hilfloses, so theuer erkauftes!

Durch die lange Krankheit seiner Frau war seine Kundschaft noch mehr zusammengeschnitten, da er Krankenpfleger sein mußte und sie daher nicht rasch genug bedienen konnte. Da blieb nichts übrig, als auf's Eilend für die Schuhfabrikanten in die Stadt zu arbeiten. Er war Zunftmeister gewesen und nun war er Geselle eines Mannes, der bei ihm das Handwerk erlernt und nicht einmal Zunftmeister war, sondern nur ein Patent hatte, — aber es war so. Dennoch hatte er sein Auskommen und konnte auch die Zinsen seiner Hypothekar- und seiner Lederschuld bezahlen, denn er nahm Miethsleute in das zweite Stockwerk und behalf sich mit seinem Kinde, das lieblich heranwuchs. Er ließ es im Nähen und Kleidermachen unterrichten und es überhaupt lehren, was er vermochte, um ihm eine bessere Zukunft zu sichern. Und das Mädchen hatte viel Geschick und Verstand. Aber Glöckner wurde alt und schwach. Das Arbeiten während ganzer Nächte ging nicht mehr, der Verdienst wurde schmaler. Waren die Zinsen bezahlt, so blieb zum Leben

war zu wenig übrig. Nun, das Entbehren wurde ~~Glück~~ nicht schwer; war er doch nie ein Wirthshausgänger, hatte sein Glück nie außer den stillen Mauern seines Hauses gesucht und war stots mit Wenigem zufrieden gewesen. So konnte er's tragen, wenn man das Wenige noch weniger wurde, und nur für sein Rätzchen that ihm das Darben wehe. Nach und nach besserte sich das zwar wieder, denn Rätzchen ging nun aus in die Häuser zu nähen und Kleider zu machen. Alle Frauen und Mädchen von der goldenen Luft bis in die Gaugasse waren ihres Lobes voll, denn sie nähte außerordentlich fein und die Nadel flog ordentlich, und dennoch nähte sie nicht „wie (nach dem rheinischen Sprichworte) der Schneider Puff, denn, was er heute näht, geht morgen wieder uf,“ sondern es war fest und dauerhaft. Uebrigens nahm sie das Maß ausgezeichnet, schnitt sicher nach dem Pariser Modejournal aus freier Hand, ohne Patronen, und hatte einen Geschmack wie die feinste Modeschneiderin auf dem Boulevard des Italiens in Paris. Außerdem konnte sie die Hüte vom vorigen Jahr nach dem neuesten Pariser Muster umarbeiten und machte und verzierte Hübsches zum Küßeln schön. Rath mußte sie in allen Fällen zu geben, wie eine erfahrene Frau, wenn es auf Stoffwahl ankam, ob's zum Gesichte und Haar stehe; und wenn etwa an der Gestalt irgend ein kleiner Mangel war, etwa eine höhere Hüfte oder dickere Schulter, so mußte sie im Korsette die Geschichte so kunstfertig zu verbeden, daß kein Mensch es ahnte, — und sie war doch erst achtzehn Jahre alt! — Wor sie schon durch ihre Geschicklichkeit ein Liebling der Leute, so war sie es in eben dem Maße durch ihre stete Freundlichkeit und Dienstkraftigkeit. Auch wenn man nichts als ihren Rath wollte, so kam sie gelaufen und gab ihn mit Freuden. Ihre anmuthige Erscheinung nahm vollends für sie ein und der fleckenlose Ruf vollendete ihren Werth in den Augen aller Leute. Man mußte, daß sie mit Schambattist Eugler so gut wie verlobt war, und daß er hob sie weit über etwaiges böses Gerede.

Aber obgleich Rätchen viel verdiente durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit, so konnte das doch den völligen Anfall des Verdienstes ihres Vaters nicht ersetzen. Der alte Mann war brodelos, weil er nicht mehr arbeiten konnte. Seine Augen waren blöde geworden, seine Arme und Hände kraftlos. Das Alter, eine Krankheit, die allen anderen zur Grundlage diente, war schnell und mächtig über ihn gekommen. Der Lederhändler hatte gerade so lange Geduld gehabt, als Meister Glöckner Leber bei ihm nahm. Da das aufhörte, brach auch der Faden seiner Geduld und Milde. Er drängte den Greis unablässig und wurde endlich klagbar, zumal Glöckner eilige Jahre die Zinsen schuldig geblieben war. So kam es denn nothwendig dahin, daß er die Pfändung eintreten ließ.

2.

Eines Tages saß Rätchen am Fenster und nähte mit großem Fleiße. Sie hob das schwere Auge nicht ein einziges Mal zur Höhe des Fensters, um etwa zu erfahren, wer draußen vorübergehend den Schatten geworfen, der über ihre weiße Näherel hinglitt. Dann und wann suchte sie tief, doch suchte sie solche Seuffer vor dem Greise zu verbergen, der in seinem Lehnsstuhle mit gefalteten Händen saß und seine kummervollen Blicke bald zur Decke erhob, bald auf dem lieblichen Kinde ruhen ließ, das ihm Gott als einen Segen seines Alters geschenkt und erhalten hatte. In seiner Seele gingen die Erlebnisse vorüber, deren wenige geeignet waren, heitere Erinnerungen zu wecken. Sie reihten sich in bärterer Folge an einander bis zu den kummervollen Tagen, die er jetzt durchlebte, da er in jedem Augenblicke ein Ereigniß zu befürchten hatte, das, wie kaum ein anderes, ihn drückte. Plötzlich stieß Rätchen einen Schrei aus. „Hast Du Dich gestochen, Kind?“ fragte der erschrockene Greis voll langer Sorge, da er das Mädchen leichenblaß da sitzen sah. Ihre Hand war herabgesunken, das weiße Kleid, an dem sie arbeitete,

tete, glitt langsam neben ihr zur Erde. Sie schwieg; aber in demselben Augenblicke wurde, ohne anzuklopfen, die Thüre geöffnet und zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, traten herein. Was sie wollten, war weder Glädner noch Rätchen zweifelhaft. Der ältere war eine lange, klapperdürre Figur, mit einem Gesichte, dessen Anblick das Herzblut konnte stocken machen. Mühsam waren die wenigen langen Haare des Hinterkopfes über den entblößten Schädel gestrichen, ohne daß sie die Wülste, welche dort herrschte, verdecken konnten. Einzelne derselben standen gerade in die Höhe, weil sie sich dem Striche der Hand entzogen, welche sie alle paar Augenblicke in die gezwungene Lage zu bringen versuchte. Die Stirne war schmal und hoch. Unter ungemein buschigen Brauen blickte ein kleines, tiefliegendes Auge hervor. Die große Habichtsnase senkte ihre scharfe Spitze weit über den eingefallenen, fast zahnlosen Mund, und das lange Kinn trat so weit in aufwärts gehender Richtung vor, daß es schier die Nasenspitze berührte. Boshaft, tückisch, gefühllos war der Ausdruck des gelben Gesichts. Eine Brille ruhte auf dem tiefeingebogenen Sattel der Nase und schien nur die Bestimmung zu haben, die unheimlichen Blicke der Augen etwas zu verdecken. Es war in der That ein entsetzlicher Mensch und seines Zeichens ein Gerichtsvollzieher. Der andere war ein junger Mann, dessen in Saffran verhüllte Papierrolle seine Eigenschaft als Schreiber des Gerichtsvollziehers Grambolini verrieth. Sein sanftes Gesicht war der entchiedenste Gegensatz zu dem seines Brodherrn.

„Guten Tag,“ sagte der Gerichtsvollzieher barsch und mit einem schneidenden Ton, und warf seinen Strohhut auf den Tisch. „Ich bin doch hier recht? Ich suche den Schuster Glädner?“ In dem Augenblicke sah er Rätchen. „Der Tausend!“ rief er aus, und sein diabolisches Gesicht nahm einen noch widerlicheren Ausdruck an, „der Tausend, solch eine Perle hätte ich in der goldenen Luft nicht gesucht!“ Er faßte ihre kleine Hand und wollte sie

lassen, doch zog sie das Mädchen empört zurück, und zwar so rasch und heftig, daß sie mit seiner Nasenspitze in eine sehr unangenehme Berührung kam. Der Gerichtsvollzieher fuhr zurück. „Nun, nun,“ sagte er, „nicht so heftig, Ramsfellen! Spröbesein hat sein Schönes, doch nur unter Umständen. Sehr artig war das nicht für ein so reizendes Mädchen.“

Der alte Mann war beim Eintritt der Beiden aufgestanden, um sie zu begrüßen. Er zitterte vor Schreden; dennoch ergriff ihn ein tiefer Unwille, und er sagte: „Arm sind wir, aber unbescholten, Herr Gerichtsvollzieher. Thun Sie, was Ihres Amtes ist, und lassen Sie mein Kind in Frieden.“

Roth, wie ein gefotterer Krebs, fuhr Grambolini herum. Ein giftiger Basillitenblick aus den kleinen Augen traf den Greis, und heftig sagte er: „Ihr habt Recht. Es soll geschehen. Setzen Sie sich, Leberer, und dresfieren Sie den Kopf des Aufnahmeprotokolls. Schonung ist hier nicht am Orte.“

Der Schreiber gehorchte und der Gerichtsvollzieher schlug trotzig die Arme übereinander und blieb mitten in der Stube stehen, indem er seine Augen auf das Gerüthe richtete, welches umher an den Wänden hing und stand, was jedoch nicht verhinderte, daß diese Augen bisweilen auf Käthchens Gestalt weilten, die leise weinend in der Nähe der Thüre stand, wohin sie sich zurückgezogen hatte, um nöthigenfalls schnell zu fliehen. Nach einer Pause peinlichen Schwelgens, in der der alte Mann dem Gerichtsvollzieher einen Stuhl hinsetzte und ihn einlud, sich niederzulassen, hub der Gerichtsvollzieher an: „Ihr wißt, daß ich hier bin, um in Folge richterlicher Verfügung eine Pfändungsaufnahme für den Leberhändler K. vorzunehmen.“

„Ich weiß es,“ sagte Meister Glöckner mit schmerzlichem Ausdruck.

„Leberer, sind Sie fertig?“ fragte der Gerichtsvollzieher, „oder hal Sie das Flennen des spröden Gänschens hinter Ihnen confus gemacht?“

Der Schreiber warf dem Jungen einen Blick des Unwillens zu und erwiderte: „Dichten Sie, wenn es Ihnen beliebt!“

„Gut, so fangen Sie an: Ein Spiegel, eine Kommode, — wahrscheinlich liegen darin die Zähne des schönen Kindes? Muß ausgehauen werden, weil sonst der Inhalt mitgeht.“ — So fuhr er fort, alle Mobilien des Zimmers aufzeichnen zu lassen. „Ein Bild,“ sagte er nach etwagem Schweigen, in dem er die Züge des Bildes mit denen des Mädchens verglichen hatte, denen sie sprechend ähnlich waren.

„Um Gottes willen, haben Sie Erbarmen, es ist das Bild meiner seligen Mutter!“ rief das Mädchen mit krampfhaft vor der Brust gefalteten Händen. „Lassen Sie es aus; es wird ja doch für sonst Niemand Werth haben.“

Er bligte sie mit einem bösen Blick an und sagte in schneidendem Tone: „Wenn es so viel Werth für Sie hat, Ramsfellschen, so können Sie es ja ersteigern und so einen Theil der Schatz bezahlen.“

Das Mädchen zuckte in sich zusammen. Sie bedeckte ihre Augen mit ihren Händen und weinte wieder leise. Er trat zu ihr und küßte ihr etwas in's Ohr. Empört stieß sie ihn zurück und eilte hinaus. Der Herr Gerichtsvollzieher lachte hell auf. Der Secretär bengte sich tief auf sein Protokoll, um seinen Joco zu verbergen, und der Greis stand da wie eine Wilsäule. Er wollte reden, aber er konnte nicht. Seine Lippe gitterte wie seine Glieder.

Der Gerichtsvollzieher wandte sich jetzt gegen ihn und sah den Stffel.

„St,“ rief er aus und trat näher, „wie kommt denn Saul unter die Propheten? Das ist ja ein köstlich Stück alter Kunst. Hat's wohl einmal geübt irgendwo? Ihn, wirklich schön, doch etwas fremdartig.“

„Nein,“ sagte der Greis, der sich kaum sammeln konnte, „es ist ein Erbstück in der Familie.“

„So?“ fragte höhniſch der Gerichtsvollzieher. „Zhr' ſtammt wohl von irgend einer adeligen Familie ab, oder von dem berühmten Glöcker von Notre-Dame de Paris?“

„Meine Voretern waren ehrſame, unbeſcholtene Bürger der Stadt Mainz,“ ſagte der Greis. „Ein Bruder meines Vaters aber war in Oſtindien und dem gehörte der Sefſel.“

„Aha, ich merke,“ ſpottete der Gerichtsvollzieher, „er war wohl Nabob von Myſore?“

„Ich verſtehe Ihre Worte nicht,“ ſprach der Greis, „aber daß es Hohn iſt, fühle ich. Es iſt nicht fein, des Unglücks zu ſpotten,“ ſetzte er hinzu. „Mein Oheim war nur ein Kaufmann, aber ein unbeſcholtener Mann.“

„Ohne Zweifel aber ein Millionär?“ ſagte in etwas veränderten Tone der Gerichtsvollzieher, dennoch aber mit ſpöttiſcher Miene.

„Auch das nicht,“ entgegnete der Greis. „Unter dem Wenigen, was er hinterließ, war dieſer Sefſel. Mir iſt er ſehr theuer. Mein Vater hat ſchon darin geſeſſen und ſtarb darin. Meine liebe Frau hat ihren letzten Seufzer darin ausgehaucht, und ich dachte vielleicht auch darin einſt ſterben zu können, wenn es Gottes Wille wäre.“

„Wenn das nicht zwischen heute und morgen früh neun Uhr geſchieht, ſo wird nichts daraus,“ ſagte der Gefühloſe; „denn ich muß ihn wegnehmen. Er iſt weitaus das Beſte, was Zhr habt. Die kunſtvolle, fremdartige Schnitzerei daran dürfte ihn hoch im Werthe bringen. Für Euch iſt ſo etwas ohnehin nicht.“

„O, Herr Gerichtsvollzieher,“ flehte der Greis mit gerungenen Händen, „nehmen Sie Alles, was ich habe, nur laſſen Sie mir altem, lebensmüdem Mann dieſen Sefſel! Sie wiſſen nicht, welchen Werth er für mich hat.“

„Zhr ſißet auf einem Strohhuhle eben ſo gut,“ entgegnete der Gerichtsvollzieher. „Ich kann nicht den thörichten Einbildungen nachgeben. Wenn es von Euch abhinge, ſo bekäme ich nichts. Ab!

Schreiben Sie, Deberer: Ein Sessel von ausländischem Holze mit schönem Schnitzwerk.“ Der Gerichtsvolkzieher verließ nun die Stube, um in die Küche zu gehen. Nach einiger Zeit kam er wieder herein und nannte dem Secretär eine Anzahl Küchengeräthe, welche dieser aufschrieb.

„Wie sieht es oben im Häuschen aus?“ fragte er dann den Greis.

„Leer,“ versetzte dieser schmerzlich. „Unsere Miethsleute, die zwölf Jahre bei uns wohnten, mußten ausziehen, seitdem wartet das Geschloß auf neue Miethsleute, die sich aber in diesem Theile der Stadt selten finden. Wollen Sie die Zimmer einsehen?“

„Nein,“ sagte kurz der Gerichtsvolkzieher. „Schließen Sie ab, Deberer,“ bemerkte er dann und wandte sich zu dem Greise. „Ihr bürgt mit Eurer Person und ebenso Euer Mädchenlein dafür, daß von Allen, was ich aufgenommen habe, kein Stück bis morgen früh acht Uhr abhanden kommt. Merkt Euch das. Geht das Geringste, so lasse ich Euch verhaften.“ Er setzte seinen Strohhut auf und ging. Der Schreiber folgte ihm, zuvor jedoch trat er zu dem Greise und sprach leise: „Fluchet mir nicht! Ich weiß, wie es der Armuth ist; aber ich schreibe um mein täglich Brod bei diesen Menschen.“

Der Greis sah ihn freundlich an. „Ach,“ redete er, „auch ihm will ich nicht fluchen. Er hat seinen Lohn dahin. Gott vergelte Euch Euer Mitleid.“ Der Schreiber drückte dem Greise die Hand und ging seinem Meister nach. Der Alte aber faltete seine Hände und sprach: „Es ist eine schwere Heimsuchung, aber ich beuge mich demüthig unter deine gewaltige Hand. Nicht wie ich, sondern wie du willst, o Herr, so geschehe mir!“

3.

Die Sonne dieses für Meister Wäner und seine Tochter so traurigen Tages war endlich hinabgesunken und die Dämmerung trat ein. An ein Nachbessen hatten Vater und Kind nicht gedacht,

woll das Wohlthun vor dem Schmerz nicht aufkommen konnte. Keine Nachbarn und Nachbarinnen waren bis zu der Stunde bei ihnen gewesen, die sie selbst in den Kreis ihrer Häuslichkeit zurückrief. Jetzt waren sie allein und saßen still und ihr Loos überdenkend da. Es war nämlich mit Grund zu befürchten, daß nun auch der Hypothetargläubiger seine Rechte geltend machen werde und — was sollte dann aus den Armen werden? Aus den theuren Akkunen des Vaterhauses getrieben, mußten sie irgend ein Dachstübchen mieten und zu den Kosten der Erhaltung des armen Lebens kam noch die Zahlung der Miete. Das und anderes bewegte ihre Herzen und machte sie schwerer als sie schon durch die heutige Erfahrung waren. Ach, dachte still in sich hinein der Greis, Nettchen, dir ist wohl. Ich habe tief, tief um dich getrauert und doch danke ich heute meinem Gott und Herrn, daß du das nicht hast erleben und durchmachen müssen! Wär' ich bei dir, wie wohl wäre mir! — Doch nein, Gott, vergib mir den Wunsch! Ich will warten in Geduld, bis du mich abruffst. Müßte ich doch mein Kind hier allein lassen, wo Rohheit sich alles gegen die Armuth erlaubt.

Diesen Gedankengang unterbrach ein leises Klopfen an die Thüre. Auf den Ruf: Herein! traten zwei Personen in das Zimmerchen, eine betagte Frau und ein junger Mann.

„Guten Abend!“ grüßten sie vertraulich.

„Ach, dacht' ich's doch, Ihr kommt heute zu uns an diesem schweren Tage!“ sagte Glöckner und räumte der Frau den Sessel ein, die ihn jedoch nöthigte, sitzen zu bleiben und schnell auf einem der Strohstühle Platz nahm. Der junge Mensch war zu Rätchens getreten und hatte innig ihre Hand gedrückt. Sie sprachen leise miteinander, während Meister Glöckner der Frau Alles berichtete, was an diesem traurigen Tage sich ereignet hatte. Es war Frau Rugler und Schambattist, ihr Sohn, Rätchens Bräutigam, wie man in der goldenen Lust unbedingt anzunehmen sich für berechtigt hielt.

Frau Rugler war die Wittve eines Kräflanten, der seine erste Beigē ganz wader gespielt hatte, so lange er konnte; aber eine langsame Zehrung hatte ihn vor zwei Jahren weggerafft. Lange Jahre waren Rugler's Miethsleute Meister Gbäcker's gewesen und all' die vielen Jahre war die Freundschaft der Familien nicht einen Augenblick unterbrochen worden. Die Kinder wuchsen auf wie Geschwister, und erst in späteren Jahren zeigte es sich, daß eine tiefe und treue Liebe ihre Herzen verband. Dagegen hatten die Eltern nichts einzuwenden, und so waren sie denn als ein Paar betrachtet worden, das so recht für einander bestimmt sei, und sie selbst fühlten sich unendlich glücklich in diesem Verhältnis und Bewußtsein.

Schambattist war ein braver Schüler der Realschule gewesen, und als er diese durchlaufen hatte, Schreiber bei einem alten Notar geworden, was ihm ein recht hübsches Stück Geld abwarf. Nebenbei besorgte er von dem Notar, der ihn als treu und zuverlässig empfahl, ihm zugewiesene Geschäfte und zeichnete auch, da er in dieser schönen Kunst sich ausgebildet hatte, allerlei zierliche Titelsbogen für eine große Musikalienhandlung in der Stadt.

Da er zu weit zum Notar zu gehen hatte und zu viel Stiefel zerriß, gab die Mutter die Wohnung auf und zog in die reiche Clara-Gasse, in ein enges Stübchen; aber die lieben Freunde in der goldenen Luft vergaßen sie nicht, obgleich Schambattist nie ohne die Mutter in das Haus seiner Braut trat. Er plagte sich recht; aber viel brachte er doch nicht vor sich, da auch die Wittve wegen der langen Krankheit ihres Gatten noch Vieles zu zahlen hatte.

Wie traf sie das Schicksal ihrer Freunde so schwer! Wie innig fühlten sie es mit, wie trauerten sie mit ihnen!

„Ach,“ flüsterte Klüßchen, „denke Dir nur, Schambattist, der abscheuliche Grambolini hat ja meiner Mutter Bild mit aufgenommen! Vergeblich hab' ich ihn um Schonung dieses theuren Gutes gebeten. Der Mensch hat einen Stein, wo andere Menschen das Herz haben.“

„Sie sind Blutsauger,“ sagte Schambattist. „Ich möchte solch ein Amt nicht und wenn es noch so viel einbrächte.“

„Ach, da hast Du Recht, lieber Schambattist,“ versetzte das Mädchen. „Es ist entseßlich, Andern gefühllos das Theuerste zu nehmen.“

„Und doch müssen sie's,“ sagte Schambattist; „aber ihrer harten, gehässigen Pflicht das Bittere, das Verbundende zu nehmen, versteht kaum einer der Berufenen, die Gewohnheit erstickt das Gefühl. Was das Bild betrifft, Rüdchen, so gräme Dich nicht, Du wirst es nicht verlieren.“

„O Du Guter!“ kispelte das Mädchen und lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

„Er drückte sie innig an sich. „Hätte ich nur die Mittel, Euch Alles zu erhalten,“ meinte er bewegt. „Aber leider konnte ich das nicht ahnen, und erst heute habe ich unsere Miethe bezahlt.“

„Ich wollte gern Alles wissen,“ sprach im Laufe der Erzählung Glöckner zur Frau Rugler, „könnte ich nur zwei Dinge retten: das Bild meiner Frau und den Sessel — Ihr wißt schon warum, Frau Rugler.“

„Hat er auch das aufgenommen?“ fragte schmerzlich berührt die Wittve. „Wohl kann ich mir denken, wie Euch das drückt. Ach, wer doch die Mittel hätte! — Nun, wenn's nicht unsere schwachen Kräfte übersteigt, wird mein Schambattist schon sorgen,“ setzte sie nach einigem Sinnen hinzu.

Glöckner faltete seine zitternden Hände und sprach halbblaut: „Ach, wenn er das könnte!“

„Wir wollen hoffen,“ sagte bedeutsam Frau Rugler.

„Wie ist das eigentlich mit dem Sessel?“ fragte Schambattist. „Vater Glöckner, Ihr habt mir nie gesagt, wie Ihr dazu kamet.“

„Das will ich Dir erzählen, mein Sohn,“ versetzte der Greis. „Es sind schmerzliche Erinnerungen, die sich daran knüpfen, so früh als spät. Zuerst reißt sich daran eine bittere Täuschung. Von der

will ich reden, das Spätere erläßt Du mir heute. Mein Vater hatte einen Bruder, der frühe schon ein unrühiger Geselle war; sein Stuhl stand immer in's Blaue hinein und oft, wenn er sein tolles Wesen trieb und mein Großvater sagte: Junge, ich wollte, Du wärest wo der Pfeffer wächst! — entgegnete er: Da geh' ich auch einmal hin! Wie oft, erzählte mein Vater, lachten wir über dies Wort; aber es saß ihm fest im Kopfe und wurde auch wahr. Er lernte wenig, aber er hatte besondere Gaben. Um jedoch für seine Zukunft zu sorgen, that ihn mein Großvater zu einem Sattler in der Schusterstraße. Kaum war er Geselle, so ging's in die Welt und Niemand hörte etwas von ihm. Jahre gingen hin und sie hielten ihn für todt oder doch verschollen. Er war wirklich hingejogen, wo der Pfeffer wächst, nämlich nach Ostindien. Dort war er aber vom Sattlerhandwerk abgegangen und wurde Bedienter bei einem reichen Engländer, der lebig war und ihn besonders aus- gewann. In seinem Testamente bedachte ihn der Herr wie es schien reichlich. Jetzt hatte er Mittel und sein Speculationsgeist trieb ihn an, Handelsgeschäfte zu machen, wie er sie bei seinem Herrn kennen gelernt hatte, erst klein, dann, als sie glückten, größer und umfangreicher, bis er endlich einen blühenden Handel hatte und schweres Geld erwarb. Er verheiratete sich dort, aber seine Ehe war kinderlos, und als er alt wurde, kam ihm der Gedanke an die Heimath wieder, wie das allemal sein soll bei Leuten, die in der Fremde alt werden. Er war aber ein Krittellopf, dem es selten Jemand recht machte, und hatte sich gewöhnt, alles nach seinem Kopfe zu machen. Seine Frau starb ihm noch in Ostindien, und nun bekam er noch mehr seltsame Gewohnheiten und fing ein anfechtliches Leben an. Er wurde nastrauisch, und es war recht schwer, mit ihm zu leben und umzugehen. Endlich kam er wieder nach Mainz. Mein Großvater und meine Großmutter waren todt und Geschwister hatte er weiter keine als meinen Vater, der ein armer Schuster war und viele Kinder hatte.

„Die Freude war ungeheuerlich und groß, den verlorenen Bruder wiederzusehen, denn mein Vater war ein gar treues Gemüth; weil er aber arm war, so meinte der Dhm Joseph, die Freude gälte bloß seiner Habe, seinem Gelde. Er mochte, das will ich nicht leugnen, bittere Erfahrung von Habsucht und Scheinheiligkeit gemacht haben, daß er kopfscheu wurde — aber er hätte doch nicht in Dausch und Bogen urtheilen und richten sollen. Das war unrecht. Mein Vater fragte ja nicht: Hast du etwas oder bist du wie eine Kirchenmaus aus dem Lande gekommen, da der Pfeffer wächst? Er lieferte ihm das kleine väterliche Erbe aus, das er auch nahm, und blieb sich in seiner Liebe gleich.

„Dhm Joseph blieb nicht lange in Mainz. Gott weiß, was ihm im Kopfe steckte. Was kann man sagen von den Gedanken der Menschen? Wer kennt sie? Er nahm seine sieben Sachen, darunter auch den Sessel, den er aus Indien mitgeschleppt hatte, und zog nach Aschaffenburg. Mein Vater hörte wenig und sah noch weniger von ihm. Erst nach längeren Jahren, da wir Duden groß wurden, kam von Zeit zu Zeit ein Päcklein Geld, das bald hier, bald da zur Post gegeben worden war, bei meinem Vater an, und das half manches Schwere überwinden. Niemals war etwas dabei geschrieben, aber mein Vater wußte wohl, woher es kam, und dankte es seinem Bruder herzlich.

„Es ist ein altes Wort: Alter schützt vor Thorheit nicht, und wahr ist es allewege. Der Dhm Joseph heirathete plötzlich ein holländisches Mädchen, die Tochter seiner Hausleute. Wie das gekommen war, weiß ich nicht, nur das weiß ich noch, daß mein Vater die Heiße zuckte und zu meiner Mutter sagte: „Das ist Josephs dummiester Streich. Es ist gut, Mutter, daß wir auf eine solche Erbschaft keinerlei Hoffnungen gebaut haben.“ Ich war der Heiße und arbeitete bei dem Vater. Daher hörte ich denn auch manchmal ein Wortlein über die Wirtschaft des Dhms Joseph in

Afchaffenburg. Sie muß capitaltoll gewesen sein, denn mein sonst so mild richtender Vater äußerte sich oft herbe darüber.

„Weißt Du was, Mutter,“ hörte ich ihn einst zu meiner Mutter sagen, „wenn's die Frau Schwägerin in Afchaffenburg so forttreibt, so kann's noch kommen, daß mein Bruder in seinem Alter lernt wie das Brod der Armuth schmeckt.“

„Es schadet ihm nichts,“ erwiderte sie. „Er hat's ja so haben wollen. Des Menschen Wille ist sein Himmelsreich oder seine Hölle.“ „Wenigstens die Thüre dazu,“ sprach seufzend mein Vater. — Kinder hatten sie in Afchaffenburg nicht und es muß doch recht arg im Hause hergegangen sein, denn mein Ohm Joseph trennte sich von seiner Frau, das heißt, von Tisch und Bett, weil er nichts mehr von ihr wissen wollte.

„Wie's nun ging, weiß ich selber nicht genau, aber es scheint am Ende seines Lebens eine Veröhnung stattgefunden zu haben, denn als sein Ende nahe kam, war seine Frau wieder bei ihm und Alles scheint gut gewesen zu sein.

„Plötzlich erhielt mein Vater einen Brief von der Frau Schwägerin, die er nie gesehen hatte, darinnen stand, daß Ohm Joseph nicht mehr ferne von der dunkeln Pforte stehe, die in's andere Leben führt, und daß er den Bruder noch einmal sehen wolle.

„Mein Vater machte sich auf die Socken und ging nach Afchaffenburg, denn seine Armuth erlaubte eine andere Art des Reisens nicht. Er traf seinen Bruder noch am Leben. Er nahm ihn liebevoll auf und sagte ihm: er habe ihn bedacht im Testamente. Vorzugsweise vermache er ihm diesen Sessel. Er solle ihn in Ehren halten, denn es sei ein theures Gut, dessen Werth er erst kennen lernen werde. Mein Vater mußte ihm schwören, ihn mit nach Mainz zu nehmen und ihn nie in fremde Hände kommen zu lassen. In dieser Unterredung wurde er durch die Schwägerin unterbrochen, die nun dafür sorgte, daß er meinen Vater nicht mehr allein sprach. In der folgenden Nacht wurde er schwächer und schwächer und sein

Eube mochte. Schnell. Kurz vorher wollte er seinem Vater noch etwas in das Ohr flüstern, aber es war zu spät — ein Schlag endete sein Leben, ohne daß er es vermocht hatte.

„Als das Testament eröffnet wurde, zeigte es sich, daß er seine Frau als Hauptebin eingesetzt hatte. Mein Vater erhielt zweihundert Gulden und den Sessel. Das war Alles. — Die zwei hundert Gulden reichten ihm, eine Schuld zu zahlen und mein Vater segnete den Verstorbenen dafür. Seinen Schwur hielt er. Der Sessel, obgleich er viele Liebhaber fand, blieb sein und wurde ihm in seinen alten Tagen und in seiner langen Leidenszeit ein rechter Segen, so daß des Verstorbenen Wort recht prophetisch war. Er starb darin. Und mir ist er auch ein Segen im Hause gewesen — doch, was hilft's, wenn ich die Leiden vergangener Tage wahrse im Herzen?

„Ihr, liebe Frau Rugler, wisset, was ich sagen möchte; Ihr habt meine schweren Prüfungstage treu mit durchgemacht. Ihr wißt auch, warum dieser Sessel mir so theuer ist. Ach, ich hatte gehofft, auch einst darinnen zu sterben. Das ist nun vorüber.“ —

Er schwieg und die liebenden Herzen, die ihn umgaben, fühlten sein Weh recht tief mit. Ihre Thränen waren Zeugen davon.

Dies Gespräch war im dunkeln Gemache geführt worden, weil es sich so traulicher rebet. Keins sah den Schmerz in des Andern Zügen und doch empfanden ihn Alle gleicherweise. Es trat ein langes Schweigen ein, das nur durch Rathsens Schluchzen unterbrochen wurde.

Endlich schieden die Freunde in der Noth und stumm drückten sie sich die Hände.

4.

In Bingen wohnte zu damaliger Zeit ein Geschwisterpaar, das in seiner Art ganz eigenthümlich war. Es waren lebige Leute von etwa fünfzig Jahren, mit allen Sinnen behaftet, bis das

Speloteußen im: Gagefolgen hervorzurufen pflegt. Umgang hatten sie mit Niemand, und wenn sie genöthigt waren, die Diensthöden zu wechseln, was freilich selten geschah, so war die erste und strengste Bedingung der Auf- und Annahme die, daß sie sich mit Niemand in der Stadt einlassen wollten und sollten. Sie waren Bruder und Schwester, reich und bei allen Besonderheiten soelegant. Jedes der Geschwister bewohnte die eine Hälfte des Hauses und trieb dort sein Wesen in seiner Art, ungehört vom andern; denn sie kamen niemals zusammen, außer bei Tische. Wer aber hätte schließen wollen, sie händeln deswegen feindlich gegen einander, der hätte sich sehr getäuscht, denn sie waren höchst innig und einträchtig. Der Bruder, in der Stadt lediglich unter dem Namen Monsieur oder, wie man's dort aussprach: Musée Anton, bekannt, hatte alle Räume seiner großen Haushälfte mit tausendfach verschiedenem alten Zeuge angefüllt. Bilder, die so gedankelt waren, daß man nicht mehr erkennen konnte, ob der Gegenstand eine Landschaft oder sonst eine Darstellung sei; alte Bronze- und Porzellanfiguren oft fragenhafter Art; chinesische Tassen und Schüsselwerk; asiatische Akerthümer, bestehend in zerbrochenen Urnen und dergleichen; Schwerter, Lanzen, Harnische und Helme aus den Zeiten des Ritterthums; Armbrüste, Morgensterne und Waffen aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges; dann altes, schönes Schrein- und Schnitzwerk verschiedener Art und zu den verschiedensten Zwecken bestimmt. Es war in den weltten und schönen Gemächern kaum so viel Raum, daß man sich frei bewegen konnte. Obwohl dies in Wahrheit der Fall war, so reiste er doch jedes Jahr nach Mainz, und die Tröbler und Antiquare waren nie froher, als wenn sie Herrn Anton Dreweß, denn das war sein eigentlicher Name, daherkommen sahen. Was kein Mensch kaufte, dafür gab er namhafte Preise, wenn es nur irgend seinem baroden Geschmacke zusagte.

Seine Schwester, Missell Dulchen, hatte ihre Liebhaberei an

ausländischen Vögeln. Ihre Gemüther waren eine wahrer Wonnegart
von Papageien, Raben's, Krän's und dergleichen, deren Gesäusel
keinen andern Menschen länger um seinen Verstand gebracht hätte.
Manzell-Julien that's unendlich wohl, weil sie an einem beträcht-
lichen Gehörangel litt. In der Wartung und Pflege dieser
SchreiVögel, die eine Plage für die Nachbarschaft in weitlicher
Entfernung waren, ging ihr ganzes Leben hin. Schiffer, die nach
Holland fuhren, machten ihre Sammlung stets reicher und wohl-
zähliger — und keine schlechten Geschäfte dabei, denn sie zahlte
reichlich, wenn sie nur etwas Besonderes brachten.

So mild und freundlich Bruder Anton war, so kam's doch
vor, daß er, wenn die Bestien der Schwester einmal im Chore
schrien, sie auf den Bloßberg wünschte und seinem Kerger durch
einen halbblauten Ausbruch der Erregung Luft machte. Das änderte
aber im Gange der Dinge nichts.

Die Zeit war denn nun auch wieder gekommen, daß Herr oder
Musje Anton nach Mainz ging, und getrunnig argerte es ihn, daß
einer der spottliebigen, schwarzjüngigen Schiffer, der ihn an die
Vlligence (wie man damals die kleinen Yachten nannte, welche
in unausprechlicher Langsamkeit den Verkehr zwischen Mainz und
Sobling unterhielten) fuhr, fragte: „Gehen Sie wieder nach Mainz,
Herr Dreweß, altes Gerölle kaufen?“

Er kostete ihn mit stiller Verachtung und schmelzte in dem
Gedanken, daß und wie er seine schöne Sammlung würde bereichern
können.

Die Räder der Sänter am Rhein, so zu Kastell wie zu Mainz,
erzählten schon in länger Reihe in die dunkle Nacht hinaus und
das Geplätscher der Wellen am Bord des Fahrgeweges mischte sich
in das allmählig näher rüdende Rauschen der Rheinumflüster, als
lautes Rären und Rufen auf dem Verdeck dem Urterruhmsfrennde
das Zeichen gab, daß endlich das alte goldene Mainz erreicht ist.
Als zum wirklichen Landen war es nun freilich noch weit, alle

sein Herz hüpfte vor Freude, denn morgen war Fruchtmarkt, dann wurde regelmäßig am Theater eine Versteigerung alten Erbbaus und gepfändeter Mobilien gehalten. Da hatte er schon manchen köstlichen Fang gethan, und es wollte ihn gemahnen, als sei morgen wieder so eine Glückshunde für ihn. Er nahm daher auch immer seine Wohnung im rothen Hause, aus dessen Mittelfenster er eine Uebersicht alles dessen hatte, was dem Kauflustigen dargeboten und angepriesen wurde.

In süßen Hoffnungen seine Seele wiegend schlief er endlich ein; aber kaum erklangen die Glocken zur Frühmesse, so lag er schon, völlig angekleidet, am offenen Fenster, schmauchte seine Morgenpfeife und sah dem erheitern den Treiben zu, das sich überall zu entfalten begann. Die Dorf-Frauen und Mädchen der benachbarten Orte kamen mit ihren Gemäßen und Früchten und schichteten sie lodend auf. Wagen mit hoch aufgetürmten Fruchtstücken schwannten heran. Mit jeder Minute wurde das Leben und Weben bunter, mannigfaltiger und anziehender. Er nahm rasch sein Frühstück, das man ihm auf die Stube brachte, und postierte sich dann wieder an's offene Fenster. Jetzt rollten die langen Schiebekarren daher, belastet mit Bettladen, Kommoden, Spiegeln, Bettzeug, Tischen und Stühlen. Alles wurde aufgestellt; ein langer Tisch diente dem Ausrücker, der, Herrn Drewe's wohl kennend, herauf grüßte und ihm sein: Auch einmal wieder hier? — zutraulich zurief. Die Karren kamen und gingen. Der Schreiber saß schon da. Alle Frauen musterten die künstlichen Gegenstände, aber noch hatte sein Auge nichts entdeckt, was es hätte fesseln können. Da — sein Auge öffnete sich wieder, sein Herz schlug heftiger — kam der lange Schiebekarren noch einmal und trug einen Sessel von so absonderlicher Form, so seltsamer und schöner Arbeit, wie er weder etwas Aehnliches besaß, noch jemals gesehen. Er warf seine Pfeife schlaflos in eine Ecke und rümpfte über den engen Gang, die Stiege

Staub, auf den Platz. Hier unterfuchte er den Sessel, um den sich schon Neugierige gesammelt hatten.

Er war aus einem unbekanntem, aber sehr festen, bündeln Holze gefertigt. Ueberall bedekten Schnitzereien das Holzwerk, und diese bestanden aus Zusammenstellungen und Verschlingungen von Thiergestalten und Pflanzengewinden. Die eine Armlehne zeigte einen Etwen, den eine gräßliche Riesenschlange umwand; im Todeskampfe rang der König der Thiere, und dieser war mit eben so viel Kunst der Arbeit, als richtigem Ausdrucke dargestellt; die andere zeigte den Kampf eines Tigers mit einem Krokodile. Jeden Zwischenraum, den die Thierformen ließen, füllten Blumen und Blätter von der zierlichsten Arbeit. Ebenso zeigten die Füße verschiedene Affenarten in den seltsamsten, halb kämpfenden, halb lustig spielenden Stellungen. Der Bezug des ungemein bequemen Sessels war gepreßtes Leder, dessen Farbe aber längst verblichen und verstaubt war, so daß ein neuer Bezug geboten war für den, welcher in den Besitz des Kunstwerks gelangte. Immer größer wurde der Kreis der neugierig Beschauenden um das schöne Stück.

Niemand beachtete es, daß in eben dem Maße als sich jener Kreis vergrößerte, die Miene eines jungen, schönen Mannes sich verblüfferte, welcher sich gegen die Mauer gelehnt hatte und dem Treiben der sich mehrenden Menge zusah.

Neben dem jungen Manne stand der Schreiber Grambolini's, des Gerichtsvollziehers. „Lederer,“ hatte dieser zu ihm gesagt, „das Bild aus Glöckner's Wohnung muß ich haben. Sie ersteigern es um jeden Preis.“ Der Schreiber, der Zeuge des Auftritts im Hause des armen Glöckner gewesen, empfing mit innerer Unzufriedenheit und Empörung diesen Auftrag. Wenn hätte er dem Mädchen das Bild zurückgegeben. Um aber doch ein Maß zu haben, bat er um nähere Bestimmung des Preises; es sei nur mit Wasserfarben gemalt und schlecht dazu.

„Das ist richtig,“ versetzte Grambolini. „Man kann Butter

zu theuer bezahlen, und die ist doch lauter Fett, sagen die Frauen, und das Bild ist nichts Besonderes. Nun, es werden wohl-scheinlich auch keine Liebhaber dafür sich finden. Geben Sie etwa drei Gulden dafür; steigert aber das Mädchen, welches Sie ja auch gesehen haben und kennen — dann gehen Sie mit, wie hoch es auch komme.“

Der Schreiber sah sich jetzt auf dem Platze überall um, aber das schöne Mädchen konnte er nicht erblicken.

Die Verhaftung begann mit Bettladen, Eischen und dergleichen. Endlich kam das Bild. Der junge Mann neben dem Schreiber des Gerichtsvollziehers bot diesen ab. „Für wen bieten Sie?“ fragte er ihn freundlich.

„Für Jemanden, dem das Bild überaus theuer ist,“ war die Antwort.

„Vielleicht für Glöckner?“ —

„Ja“ —

„Nun, so ist das Bild für Sie,“ sagte der Schreiber und entfernte sich. Schambattist, denn der war's, der geboten hatte, sah dem jungen Menschen bewegt nach. Er konnte ihn nicht.

Nach kurzer Zeit kam er jedoch wieder, weil er im Auftrage des Gerichtsvollziehers anwesend sein mußte. „Haben Sie das Bild?“ fragte er Schambattist.

Dieser reichte ihm die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen! Doch sagen Sie mir, was bewegt Sie, solchen Antheil an der Familie zu nehmen?“ —

„Ich bin so unglücklich, Grambolini's Schreiber zu sein,“ entgegnete Leberer offen, „und war daher gestern Zeuge von Misstritten, die mir tief in das Herz schnitten. Könnten wir dem braven Greise doch auch den Sessel erhalten!“

Schambattist blickte ihm dankbar in die treuen Augen. „Wenn er nicht allzu hoch kommt, werde ich ihn steigern,“ sagte er zu Leberer; „allein mehr als fünf und zwanzig Gulden hab' ich nicht.“

„Victoria!“ rief Leberer, „so ist er unser, wenn zehn Gulden sey' ich dazu; ich hab' es heute vor Gott gelobt.“

Schambattist hatte nicht Zeit, seiner Dankbarkeit Worte zu leihen, denn schon rief der Ausrufer: „Ein Sessel von kostbarer indianischer Arbeit, aus Ostindien stammend! Wer bietet?“

„Fünf und zwanzig Gulden!“ sagte Anton Dreweß mit, vor Begierde nach dem Sessel, zitternder Stimme.

„Sechß und zwanzig!“ rief Leberer.

„Sechß und dreißig!“ Dreweß. —

Schambattist erbleichte. — „Ruth!“ rief Leberer leise ihm zu; „Bierzig!“ —

„Fünfzig!“ bot Dreweß. —

„O mein Gott!“ seufzte Schambattist. —

„Gut!“ sagte Leberer. „Der Kerl soll ihn bezahlen, wenn er so darauf erpicht ist. — Sechßzig!“ —

„Siebzig!“ rief Dreweß, erschauert nach dem Mitbietenden blickend. —

„Achtzig!“ setzte Leberer darauf. —

„Ich bitte Sie um Gottes willen!“ sagte Schambattist, seine Hand fassend. —

„Lassen Sie mich!“ flüsterete Leberer. „Ich kenne den Narren; er läßt nicht nach. So retten wir wenigstens das Uebrige für die Familie, denn der muß Capital und Zinsen des Leberhändlers bezahlen.“ Dreweß blickte auf den Sessel und bot hundert Gulden.

Aller Augen richteten sich auf die beiden sich streigenden Liebhaber. „Der Schreiber Grambolini's hat Aufträge von hohen Personen, die Geld haben!“ sagte Jemand halblaut. —

„Das hab' ich auch!“ sagte Russe Anton, und sah Kirchroth an.

„Gut,“ versetzte der Mann, „so bieten Sie!“

Dreweß hatte im heiligen Eifer vergessen, daß er der Rechtbietende gewesen und bot fünfzig Gulden weiter. Ein schallendes Gelächter erhob sich.

„Aberer schüttelte sich vor Lust und rief: „Zweihundert Gulden.“

„Noch fünfzig!“ sagte Drewes.

„Dreihundert!“ rief Lederer in heftiger Stimmung.

„Noch fünfzig!“ war Drewes' Gebot.

„So!“ sagte Lederer und rieb sich die Hände vor Lust. „Man bleibt nach Abzug der Kosten eine hübsche Summe übrig. Dafür kaufen wir in Bembe's Magazin dem alten Manne einen gepolsterten Sessel und das übrige Geräthe geht zurück.“ Schambattist stand wie eine Bildsäule dabei. Lederer trat zum Ausrufer. „Halten Sie ein,“ sagte er, „die Summe ist gedeckt.“

Das Protokoll wurde unterzeichnet, das Geld baar erlegt und ein langer Schiebekarren lud Glöckner's Geräthe auf, um es heimzufahren. Schambattist, sein Bild unter dem Arme, folgte demarren, während Lederer als Bevollmächtigter sein Geschäft mit dem Ausrufer abmachte. Als dies beendet war, trat er zu Drewes und sagte: „Sie haben da einen Erwerb gemacht, wozu Sie sich gratuliren können. Wollen Sie übrigens den Sessel abgeben, so bietet Ihnen Jemand das Doppelte.“

„Nicht für tausend Gulden!“ lachte Herr Drewes und folgte den Trägern, die den Sessel in's rothe Haus trugen.

„Und doch,“ sprach Lederer, der ihm beharrlich folgte, „würden Sie als reicher, aber ehrenhafter Mann sich nicht glücklich im Besitze fühlen, wenn Sie wüßten, was ich von dem Sessel weiß.“ —

„So?“ erwiderte Drewes, dessen Gutmüthigkeit sich zu regen begann. „Was wissen Sie denn?“ —

„Wenn Sie mir erlauben, Sie zu begleiten, theile ich Ihnen Alles mit.“

„Thun Sie das,“ sagte Drewes, und Beide schritten der nahen Thüre zu, innerhalb welcher bereits die Träger des Sessels verschwunden waren.

Lederer, der schnell den Mann durchschaut hatte, mit dem er verhandelte, setzte sich in der Stube zu ihm und erzählte, was er

am gestrigen Abend erlebt und was er aus dem Zwiesgespräche des Gerichtsvollziehers und des alten Glöckner von dem Sessel vernommen. Er hatte die Gabe, recht beweglich zu erzählen und that's nach bester Kraft. Die Erzählung fand den Weg zum Ziele, dahin sie wollte und sollte. Drewes war tief ergriffen, aber es entstand ein Kampf in seiner Seele zwischen dem Gedanken, den Lederer's Erzählung geweckt, und seiner Liebhaberei. Unruhig rückte er auf dem Sopha hin und her, darauf Beide saßen. Hätte nicht der Sessel mit seiner unübertrefflich schönen Arbeit vor seinen Augen gestanden und diese immer auf's neue die Lust des Besitzes geweckt, Lederer hätte ohne Zweifel sein Ziel erreicht.

Als er schwieg und auf dem Gesichte seines Nebenmannes den Eindruck seiner Erzählung zu lesen suchte, sagte dieser: „Freilich, freilich — ich erkenne, wie theuer dies Gut dem Manne sein muß, aber — thut's denn nicht ein anderer Sessel auch? — ich — würde — im Nothfalle —“

„Wir haben geschickte Arbeiter hier,“ fiel ihm Lederer in's Wort. „Ich würde mich verpflichten, Ihnen einen auf's Haar diesem gleichen Sessel zu schaffen.“

„Aber der wäre ja nicht alt, nicht aus Indien!“ unterbrach ihn Drewes.

„Hören Sie, Herr, nehmen Sie mir's nicht übel, das ist so ein Bäcklein Narrheit,“ rief Lederer aus. „Ich wollte dem neuen Sessel das Älteste Ansehen geben lassen und — bei Liebhabereien kauft immer ein bisschen Lüge mitunter. Entweder belügt man sich selbst und Andere, oder wird belogen. Was hätte es denn auf sich, wenn Sie daheim sagten: Er ist aus Lippo-Sahib's Palast und stammt von dessen Urgroßmutter, die ihn in Kairo von dem Pascha von Egypten als Alterthum zum Geschenk erhielt, — denn er stammt aus der Nachlassenschaft des Pharaos, der im rothen Meere ertrank, und kam Erbtheilungshalber in andere Hände u. s. w. Ich wette die Leute glauben's.“

Drewes mußte lachen. „Sie haben eine gute Anlage zum Antiquar und Advocaten,“ sagte er. „Ich will mir die Sache überlegen. Kommen Sie morgen wieder zu mir.“

Damit hatte die Unterredung ein Ende und der junge Mensch ging, freilich um ein Bedeutendes an Hoffnung ärmer als er herausgekommen war.

5.

Als Lederer weg war, besah sich Drewes seinen Sessel von allen Seiten. Es ist ein Prachtsitz, rief er, von Freude strahlend, aus. Alles, was ich daheim habe, ist purer Schund und Tröbel dagegen. Er ging zehnmal drum herum und in jeder Minute wurde er des Besizes froher.

Was thut's denn, sagte er zu sich, wenn der alte Schuster einen neuen Sessel erhält? Kann ja auch darin ruhen, und, wenn er's absolut so will, auch meinetwegen — sterben. Selbst wenn ich ihm einen der kostbarsten Sessel kaufe, ist dieser noch spottwohlfeil. — Er ging wieder drum herum — kauerte sich auf die Erde und betrachtete die Schnitzerei. Prachtvoll! rief er aus. Drewes, du wärst ein colossaler Simpel und in Erz gegossener Narr, wenn du um der Grille eines alten Schusters Willen dir, dies Prachtsitz wegmanipuliren ließest. Bei dem Manne ist es sentimentale Faselerei. Den eigentlichen künstlerischen Werth capirt er nicht. — Aber — fuhr er plötzlich auf — das alte, nach Pech riechende, verblaßte und verrutschte Leder muß herunter, heute noch herunter. Ich gehe zu einem tüchtigen Tapezيرer und dann zu Ruffany's und kaufe Purpursammet zum Ueberzug. Ein Schreiner muß ihn abpoliren und — ganz Bingen muß in Aufruhr kommen über den Sessel, der eines Königs würdig ist. Er nahm den Hut und Stock, schloß vorsichtig ab und rannte fort.

Es war Mittags zwei Uhr, als der Sattler mit seinen Wert-

zeugen in die Stube trat, wo ihn Drowes mit Ungebuld erwartete. Nachdem der kundige Mann den Sessel nach Verdienst bewundert hatte, gab er sich daran, die Nägel auszuziehen. „Herr,“ sagte er, diese betrachtend, „der Sessel muß seiner Zeit in reichen Händen gewesen sein, diese Nägel sind von Silber!“

„Was sagt Ihr?“ rief Drowes und sprang hastig auf. Er untersuchte die Nägel — es war richtig. Wahrlich!“ brummte er in den Bart, „der arme Schelm von Schuster wußte nicht, was er da hatte. Dafür soll er aber von mir entschädigt werden, denn vor einem Unrecht bewahre mich Gott.“

Der Sattler arbeitete weiter. Als er die Roßhaare wegnahm, um sie auszustauben, rief er aus: „Was zum Ruckud ist denn da?“ „Was?“ fragte Drowes und drängte ihn zur Seite.

„Da sehen Sie nur, da ist ja ein verborgenes Schubfach an der Rückseite des Sighumfangs und — richtig! Hier die Feder öffnet es!“

Der Arbeitsmann wollte auf die Feder drücken, aber Drowes riß ihm die Hand weg. „Halt!“ rief er, „was da drinnen ist, gehört dem Manne, von dem ich ihn erstanden.“

„Fehlgeschossen, Herr,“ bemerkte der Meister. „Sie haben den Sessel, wie Sie mir sagten, in öffentlicher Versteigerung erstanden und ehrlich bezahlt. Es ist Alles Ihr Eigenthum, da heißt keine Maus einen Faden ab.“

„Wie Ihr denkt, geht mich nichts an,“ erwiderte Drowes. „Jetzt kommt mit mir. Es muß Alles so bleiben wie es ist. Wir gehen zum Friedensrichter. Der muß die Feder öffnen.“

„Sie sind ein grundehrlicher Mann,“ sagte lächelnd der Meister, „und ich bewundere Ihre kluge Rechtschaffenheit, obgleich —“

„Still, still!“ rief Drowes und zog ihn fort, indem er sorgfältig abschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte. „Kommt!“

Beide gingen und der Meister führte Herrn Drowes zu dem Friedensrichter, der sich mit ihnen sofort an Ort und Stelle verfügte.

„Seien Sie so gütig, ein Protokoll anzunehmen, Herr Friedensrichter, ehe wir zur Oeffnung schreiten. Doch halt! — Der Meister Glöbner muß selbst hierher. Er muß dabei sein, warten Sie noch, bis er da ist.“ Er klingelte, und der Hausknecht mußte eilends in die goldene Lust laufen, um den alten Glöbner herzuschaffen.

Dort saß Schambattist bei dem alten Manne und Rättschen, die ihre Augen nicht von dem lieben Bilde der Mutter wegwenden konnte, und wenn sie es that, so geschah es nur, um sie mit dem Ausdrücke von vollster Liebe und Dankbarkeit auf dem Manne ruhen zu lassen, den ihre Seele liebte. Zwar theilte der Preis die innige Freude seines Kindes über das wiedererhaltene Bild der Verstorbenen in vollstem Maße, aber sein Gesicht trug doch den Ausdruck eines wehmüthigen Gefühls über den Verlust des Sessels, der ihm ein so werthvolles Gut gewesen war. Er segnete den braven Lederer und seine uneigennützigte Menschenliebe; er freute sich der wiedererlangten Mobilien, der vollständig bezahlten Schuld, aber als Schambattist den Plan aussprach, den Lederer ersonnen, vom Ueberfluß einen bequemen Sessel zu kaufen, da schüttelte er das schneeweiße Haupt.

„Nein,“ sagte er, „nicht nach dem behaglichen, bequemen Sitze geföhlet es mich; Crambolini hat Recht, ich sitze ebenso gut auf diesem Strohsuhle. Es waren andere Dinge, die mir den Sessel so werth machten, die Erinnerungen — und die, guter Schambattist, kann mir selbst der kostbarste Prunkessel nicht wiedergeben, die knipfen sich allein an den alten Stuhl.“

Schambattist hatte das vorausgesehen. Er ließ den Kopf traurig sinken. „Ach,“ bemerkte er, „warum bin ich nicht so reich, daß ich dem Alterthumsnarren den Sessel abringen könnte!“

„Es soll nun einmal so sein,“ meinte mit Ergebung Meister Glöbner. „Ich habe Theures hingeben müssen. Ich will mich um ein Stüd zerbrechlichen Geräthes nicht kränken. Es ist Gottes Wille, redet nicht mehr davon.“

So ergeben auch seine Seele sich in diesen Worten aussprach, der Ton, in dem sie gesprochen waren, deutete doch auf tiefes Weh, das durch die Seele des alten vielgeprüften Mannes zog.

Es trat eine lange Pause ein, in der Jeder seinen Gefühlen Raum gab. In diesem Augenblicke klopfte es an, und Leberer trat mit freudestrahlendem Gesichte herein.

„Ach,“ sagte er, „ich habe einen Wettersturm ausgehalten wegen des Bildes — aber er hat mich doch nicht gebeugt. Grambockni wüthete; doch sein Zorn überstieg alles Maß, als er, nach Abzug der Kosten, mir diese Quittung des Lederhändlers und diese schöne Summe baaren Geldes einhändigen mußte, um sie Euch zu bringen, Meister Glöckner. Dafür aber müßt Ihr Euch einen andern Sessel kaufen, denn der Dreweß ist zwar ein grundguter und ehrlicher Mensch, aber in seiner Narrheit so verrannt, daß er wohl schließlich den Sessel hergeben wird. Ich hab' ihn nach allen Kanten bearbeitet, aber es verfringt nicht. Zwar bestellte er mich noch einmal auf morgen früh — und ich glaube, er kauft Euch am Ende noch einen andern Sessel, aber den schönen, alten werdet Ihr verschmerzen müssen.“

Den Strom der Dankbarkeit, welcher eben aus drei Herzen brechen wollte, unterbrach der Hausknecht aus dem rothen Hause, der fast athemlos hereinstürzte. „Ihr sollt sogleich in's rothe Haus kommen, Meister Glöckner, zum Herrn Dreweß, von Bingen,“ berichtete er. „Sogleich, habt Ihr's gehört? Es eilt!“ —

„Was ist denn zu thun?“ fragte Schambattist, als Glöckner vor Erstaunen nicht zum Wort kommen konnte.

„Was weiß ich?“ versetzte der Hausknecht. „Macht Euch nur schnell auf die Lappen. Der Dreweß kann nicht lange Ausschub vertragen, ich kenne ihn. Der bremmt mich was herum.“

„Gebt Acht,“ rief, die Hände vor Lust reibend, Leberer, „mein Wort hat doch bei Dem durchgeschlagen. Nun aber, Meister Glöckner, macht, daß Ihr geht!“

Räthchen eilte, des Vaters Hut und Rod zu holen, den er Sonntags zu tragen pflegte, wenn er nach dem Dom ging.

„Ich denke, wir Beide gehen mit dem alten Manne,“ sagte der ehrliche Lederer zu Schambattist. Räthchen, die vor Freude strahlte, stimmte ein, und bald gingen alle Drei hinaus. Dem alten Manne wurde der Weg aus der goldenen Luft bis zum rothen Hause hinab recht beschwerlich. Obwohl ihm Schambattist den Arm reichte, wurde es doch ziemlich spät, bis sie in das Gemach traten, wo Drowes, der Richter und der Sattler in gespannter Erwartung saßen.

„Aha,“ rief Drowes, „kommt Ihr endlich!“

Glückner's Blicke ruhten mit Schmerz auf dem Sessel, der wie zerrissen in der Mitte des Zimmers stand. „Was soll ich hier?“ fragte der alte Mann unwillig. „Wollt Ihr mir den Schmerz bereiten, mein theuerstes Eigenthum zu erblicken, das Ihr mit entrissen und nun zerreisset? Wollt Ihr Euch an meinem Schmerze weiden?“

Drowes ging das Wort des alten Mannes durch die Seele. Er faßte seine Hand und sagte: „Glaubet das nicht, Meister Glückner, ich weiß von dem braven jungen Manne dort, wie Ihr zu dem Sessel steht; aber — da ist etwas sichtbar geworden, das nur in Gegenwart des Herrn Friedensrichters und Curer geöffnet werden darf, da ich kein Recht daran habe. Herr Richter, lassen Sie gefälligst öffnen!“

Berwundert, blickten Alle auf den Sattler, der jetzt auf eine kaum bemerkbare Feder drückte. Ein Kästchen sprang auf. Es lag ein Papier darin, etwa zehn lange Rollen und eine kleine Schachtel. „Bitte, lesen Sie die Schrift, Herr Friedensrichter,“ sagte Drowes. Dieser entfaltete das ziemlich vergilbte Papier und las:

„Mein lieber Bruder!

„Als ich noch in Benares wohnte und Geschäfte trieb, kaufte ich einst diesen Sessel von einem alten Hindu, den ich nicht kannte, auch nicht habe wiederfinden können. Woher er stammt, weiß

ich nicht. Als ich ihn genau untersuchte, berührte ich unvermuthet eine Feder und die Rückplatte des Sitzes sprang auf. In dem Kästchen lag ein Schatz von Gold und Edelsteinen. Sie legten mit dem Golde den Grund meines Reichthums. Einen Theil der Edelsteine behielt ich. Sie sind von hohem Werth und liegen in dem Kästchen. Ich brauchte sie nicht zu verkaufen und hielt sie für etwaige Wechselfälle in meinem Leben zurück. Gott sei Dank, diese sind nicht eingetreten! Gott segnete mich mit Reichthum, aber ich wurde hart und mißtrauisch. Ich kam nach Mainz zurück und Deine Liebe sah ich für Heuchelei und Streben nach meinem Erbe an. Gott verzeihe mir's! Du weißt ich verheirathete mich, weil — ich bethört wurde; aber ich lernte mein Weib kennen und verließ sie. Wem sollte ich meine Habe zuwenden, als Dir? Aber Du solltest es nicht gleich ahnen, deswegen verbarg ich den Dir zugehörigen Theil in dem Sessel, den ich Dir hinterlasse. Die Feder zeige ich Dir, ehe ich sterbe. Vergib meiner Thorheit und bete für

Deinen Bruder Joseph Glöckner."

Der Friedensrichter hatte längst das Papier neben das Kästchen gelegt und noch dauerte die tiefe Stille fort, die während des Lebens geherrscht hatte.

„Ach, nun weiß ich, warum mein Ohm Joseph meinem Vater den Sessel so gewaltig auf die Seele band. Nun weiß ich, was er ihm in's Ohr flüstern wollte, als der Tod das Band seiner Zunge fesselte," sagte mit Thränen im Auge Meister Glöckner.

Dreves stand mit heiteren Zügen neben ihm. „Nehmt Euer Eigenthum, Meister," sprach er, „und den Sessel schenke ich Euch dazu. Ihr, junger Mann, habt mir heute versprochen, daß Ihr mir ein gleiches Kunstwerk hier wollet machen lassen. Ich halte Euch beim Wort."

„Das ich halten werde," sagte freudig Lederer.

„Meister,“ wandte sich Dreweß darauf an den Sattler, „nagelst den Bezug wieder drauf.“

„Mit den Nägeln von Silber?“ fragte dieser bedencklich.

„Versteht sich — denn mich geht er nichts mehr an. Ihr habt ja gehört, daß ich ihn Meister Glädner geschenkt. — Meinet, nehmt Eure Schätze!“

„Stille,“ sagte der Richter. „Wir wollen erst sehen, was in den Rollen ist.“ Er nahm eine heraus und öffnete sie. Es waren Doppelguineen. „Empfangt Euer rechtmäßiges Erbe,“ sprach er zu dem tiefgerührten Greise. „Ich wünsche Euch Glück!“

6.

Ein Jahr später sagte Dreweß zu seiner Schwester, unter deren Papageien ein arges Sterben gekommen war: „Zulchen, in Mainz ist der van Macken mit seiner Menagerie. Laß uns zusammen dorthin reisen, dann kannst Du Dir neue Exemplare kaufen. Ich muß doch hin, denn der alte Glädner hat mir geschrieben, mein Sessel sei fertig, aber ich müsse ihn selber holen, zumal ich Pathe bei dem Erstgeborenen seiner Tochter geworden und die Kindtaufe bis zu meinem Kommen ausgesetzt sei.“

Daß gefiel Jungfer Zulchen über die Maken, und die zwei Geschwister reisten zum ersten Male in ihrem Leben mit einander nach Mainz. In einem stattlichen, schönen Hause auf der großen Weiche hielten sie an. Zwei junge Männer und ein Greis empfingen sie wie alte, liebe Freunde an der Thüre.

„Nun, das ist schön,“ sagte Dreweß, „daß ich auch Sie hier finde,“ und reichte mit diesen Worten Leberern die Hand.

„Wissen Sie denn nicht, daß wir einen Holzhandel in Gemeinschaft führen, Kugler und ich,“ fragte Leberer, „und daß er höchlich geht?“

„Nein,“ sprach Dreweß, „aber das freut mich. Ihr seid

zusammengeführt worden ist den Tagen der Sorge und des Unglücks, so müßt Ihr auch zusammenbleiben in den Tagen des Glücks.“

Die Alten wurden hinaufgeführt und ein schönes, blühendes Weib brachte einen prächtigen Knaben dem Herrn Dreyes entgegen und sagte: „Segnen Sie Ihren Patzen, der mit seinen Eltern Ihnen Glück und Segen verbankt.“

Dreyes beugte sich über das Kind und küßte es auf die Stirn, und es währte länger als ein gewöhnlicher Kuß, bis er sich aufrichtete, weil — er eine Thräne verbergen wollte, die dagegen Käthchen sich keine Mühe gab, in ihrem schönen, glänzenden Mutterauge zu verbergen.

Nachdem sich die beiden Ankömmlinge von Bingen einigermaßen erholt hatten, nahm Glöckner Dreyes an der Hand und führte ihn in ein größeres, nebenausstoßendes Zimmer. Dort standen zwei Sessel — einer wie der andere, beide gleich mit purpurrothem Sammet bezogen.

„Nun, theurer Freund,“ sagte Glöckner, „welches ist der alte, achte Glückssessel?“

Alle waren gefolgt. Dreyes ging prüfend um beide herum. Er besah alles so genau wie möglich. Endlich, nach langer Prüfung, richtete er sich auf, ging auf Lederer zu und sprach: „Sie sind ein wahrer Herrenmeister!“

„Ich nicht,“ lachte dieser, „sondern einer unserer geschickten Arbeiter. Nun, welcher ist's?“

„Ehrlich gestanden, — ich weiß es nicht,“ meinte Dreyes etwas kleinlaut.

„Da sehen Sie, wie wahr das ist, was ich Ihnen im rothen Hause sagte. Man kann die Leute mit sehenden Augen blind machen und mit der Alterthümelei geht's in der Regel auf ein bißchen Lug und Trug hinaus. Herr Glöckner,“ fuhr er fort, „zeigen Sie ihm den neuen, denn — ich kenne ihn selber nicht mehr.“

Glädner drückte auf die geheime Feder und sagte: „Dies ist der alte.“

Wirklich war der neue ein Meisterstück und der Schreiner, der ihn gefertigt, hatte durch künstliche Beize dem Holze auf's Eukstendste dieselbe Farbe gegeben. Glädner zog Drowes in den neuen Sessel, wo er sich setzen mußte. Dann umarmte er ihn und sprach: „Gott, lasse Sie lange darin gesund und ohne Sorgen ruhen!“ Alle stimmten in diesen Wunsch aus treuem Herzen ein.

Am folgenden Tage war die Kindtaufe, wo dann der Friedensrichter und der Sattler, wie auch der öffentliche Ausrufer nicht fehlten, der Drowes den Sessel zugeschlagen. Sie verlebten einen glücklichen Tag, und Drowes und seine Schwester sonnten sich recht in der Liebe, die ihnen so innig gezollt wurde. Sie blieben mehrere Tage bei ihnen in Mainz.

Schambattist half Jungfer Zulchen die schönsten Papageien kaufen, und als sie endlich schieden, war das kleine Verdeck der Diligence ganz von den Käfigen der schreienden Vögel bedeckt, aber die Mitreisenden hatten nur Augen für den köstlichen Sessel, der in der Kajüte stand, was Drowes große Freude bereitete, zumal ihn Jedermann für alte, köstliche Schnitzarbeit ansah.



Des Donanen Kind.

Eine rheinische Schmugglergeschichte.

1.

Wo zwischen Bingen und dem Dorfe Heimbach die Burg Soneck hoch auf einem Felsen thront, beginnt der Soon, ein mächtiger Wald, welcher sich über die Berge hinzieht, die das reizende Nahethal gegen Norden begrenzen und schützen. Seine Längeausdehnung beträgt wenigstens vierzehn und seine Breite durchschnittlich vier Stunden. Bäche, welche von der Wasserscheide des Hunsrückens sich zur Nahe hinwinden, haben an vielen Stellen die Berge durchbrochen und schauerliche Schluchten in das schwarze Gestein gerissen, wo ihre Wellen im weißen Schaume sich an den Felsen brechen; an anderen Stellen schneiden liebliche Thäler in die Berge ein, wo sich der fleißige Mensch angebaut und seine Dörfer gegründet hat; aber auch auf den südlichen Abhängen des dunkeln Soon hat in früheren Zeiten schon die Art geliebt, und wo einst der Wald herrschte, da zieht jetzt der Pflug seine Furchen, und die goldene Aehre reift im Strahl der Sonne auf weiter Flur.

Dort, am südlichen Abhange, wo unfern auf hoher Kuppe eine alte Wildgrafenburg über die weite Gegend schaut, liegt ein Dorf, das gegen Norden den die Höhe bedeckenden Hochwald Soon zum Schutze hat, dessen Fluren sich rechts und links ausdehnen und an dessen Häufer sich ein grüner Gürtel von Wiesen anschmiegt, so saftig und frisch, daß das Auge schon von Ferne sich daran erlabt. Ein Wald von Obstäumen umschließt das Dorf, aus dem sein Kirchturm recht hoch herauschaut. Unfern des Dorfes sitzt ein

Nach in eine tiefe Schlucht, die auf beiden Seiten mit dichtem Gebüsch bewachsen ist, aus welchem einzelne Hochstämme schlank in die Freiheit hinauffstreben. Weiter unten wird der Fluß des Baches ruhiger, denn die Thalsohle wird breiter und ebener, und dort liegt die „rothe Mühle,“ so genannt, weil das Balkenwerk roth angestrichen ist seit alter Zeit, und die Gefachspiegel weiß sind. Damals, als unsere Geschichte sich dort ereignete, wohnte hier ein alter Junggeselle und trieb das Geschäft des Mahlens mit Erfolg.

Wenn man von der Mühle den gewundenen Felspfad hinauf nach dem Dorfe steigt, so geleitet er durch den Wiesengürtel des Abhangs in einen breiteren Pfad, der, auf beiden Seiten mit Hainbuchen bewachsen, nach dem Dorfe führt. Links, wenn man in's Dorf tritt, steht ein Bauernhaus, mit Stroh gedeckt, wie alle. Das Strohdach läuft aber gegen die Wiese, die sich daran schließt, und die eine beschorene Hainbuchenhecke einsfriedigt, weit vor, ruht auf vier gewaltigen Stämmen, und bildet so eine eben so kühle als anmuthige Wagnerwerkstätte. Dieses Haus bewohnte der alte Fehrringer mit seinem Sohn und der alten Base Lene; Lene das schlechtthin genannt. Gegenüber, und nur durch den Pfad getrennt, stand ein kleines Haus, einem reichen Bauer Namens Ries gehölig, das aber an den Douanen Dollart vermietet war.

Aber, fragen vielleicht meine Leserinnen, wer war denn das? Was heißt denn ein Douane und wie kommt der hierher? — Darauf muß ich freilich antworten, und bin genöthigt etwas weit auszuholen.

Als Napoleon die Welt beherrschte, oder doch einen großen Theil davon, trug er, wie bekannt, unerfättlichen Haß gegen England, dessen Macht zu brechen seine höchste Aufgabe war. Gerade am allerverwundbarsten Siegfriedsfechtchen faßte er's, nämlich am seinem Gewerbfleiß und Handel. Er verschloß nicht nur allen englischen Waaren seine Grenzen, sondern selbst denen, welche durch englischen Verkehr uns zugeführt werden. Darum zog er eine:

doppelte Zollwächterlinie um das Reich. Am Rheine standen diese „Douanen“ enge, und man begegnete den bewaffneten Grünröden überall bei Tag und bei Nacht, denn sie gingen von Posten zu Posten, um ja jede Bewegung auf den Fluthen des Rheines zu beobachten, und es war kaum möglich, daß vom jenseitigen Ufer ein Kahn landen konnte, ohne daß Einer dieser den Uferbewohnern verhassten Unglücksvögel zur Hand gewesen wäre, schonungslos den Landenden zu betasten und zu untersuchen bis auf's Hemd, ob er keine verbotenen Waaren einschwärze oder, wie man sagte: einschmuggle.

Eine zweite Linie, freilich weiter auseinander stehend, zog sich über die Höhen und Berge hin, welche etwa zwei bis drei Stunden vom Rheine entfernt waren, und zu dieser, der sogenannten „Schwarzen Brigade“ gehörte Dollart, welcher in dem Hause neben Zehringer wohnte, mit seiner Frau und seiner Tochter Claire einen kleinen Haushalt bildend.

Im Lande kostete Salz, Tabak, Kaffee und Zucker horrendes Geld, und über dem Rheine, in den Uferorten, nur sehr wenig. Wenn nämlich im Lande der Kaffee das Pfund zu zwei bis drei Gulden bezahlt wurde, so kostete es drüben etwa ein Sechstel oder Siebentel dieses Preises, und so im Verhältnisse Alles. Englische Stoffe aber erreichten eine Preishöhe, die fabelhaft heute klingen würde.

Es ist eine uralte, selbst im Paradiese begründete Wahrheit, daß eben das Verbotene reizt. Hier kam indessen auch noch das Bedürfnis hinzu, um den Schmuggel zu begründen.

Es war das einträglichste Geschäft für die Schiffer und Rheinuferbewohner, zumal Schifffahrt und Handel ungläublich flohte. Aber es hatte dies Gewerbe seine Schwierigkeiten und Gefahren.

Wurde ein Schmuggler ergriffen, so war die Galeere sein Erbe, und Hab und Gut wurde als Staatseigenthum verkauft.

wenn man in einem Hause ausländische Waaren fand, die unverzollt eingeführt waren. Die Zölle aber glichen in ihrer enormen Höhe einem völligen Verbote wie ein Ei dem andern. Da lockte der große Verdienst, und die Schlaueit mußte das Aeußerste aufbieten, wenn sie die List der Douanen überlisten wollte; es sei denn, daß sie, die sehr geringe besoldet waren, die Hand mit den Schmugglern im Spiele hatten und gefällig rheinaufwärts gingen, wenn rheinabwärts ein Kahn mit verbotenen Waaren landete. Rasch warfen dann die Schmuggler ihre Bündel, welche mit Saalbandträgern versehen waren, über, und mit Windeiseile ging's den Berg hinan, wo oben der Wald sie in seinen dunkeln Schuß nahm.

Waren sie glücklich über die erste Douanen-Linie draußen, so war das Spiel schon halb gewonnen. In einer Mühle, einem Försterhause, oder in einem einsam stehenden Hofe wurden dann die Bündel abgelegt; Andere, Landeskinder, welche die Wälder und Schlüße kannten, nahmen sie hier auf und trugen sie bis hinter die zweite Douanen-Linie, und jenseits dieser war der Sieg errungen und die Waaren gingen bis Paris, wo die Damen des Hofes Napoleon's bei den kaiserlichen Festen in den Roben englischen Stoffes und im Schmucke englischer Spitzen sich bewundern ließen; selbst der duftende Kaffee auf den Tafeln in den Palästen Napoleon's war geschmuggelter, dem man's freilich nicht anschnedte.

So stand's damals am Rheine und in den Bergketten, die seine Ufer bilden.

Auch in dem Dorfe, dessen Lage ich eben geschildert, war seit Kurzem, es war im Jahre 1813, eine schmugglerische Verbindung angeknüpft, und der Wirth Kamper suchte eine Schmugglerbande zu bilden.

Es war an einem Sonntagnachmittage, schon gegen Abend, als alle die Leute heimgegangen waren, da saß der alte Fehringer allein noch bei dem Wirthe und blickte wehmüthig auf sein Glas, in dem nur noch wenige Tropfen standen.

Der Wirth raffelte mit der Rechten in seinem Sack mit Geld, während er mit der Linken mit seinem vollen Glase spielte. Sein Auge ruhte dabei mit einem pfliffigen Ausdruck auf dem Fehringler. —

Endlich sagte er: „Was denkst Du jetzt Fehringler?“

„Was ich denke?“ war dessen Antwort, „daß mein Handwerk, seit der Jörg sich hier als Wagner gesetzt hat, mir nicht mehr so viel gibt, daß ich leben kann —“

„Und trinken!“ fiel der Wirth ein und lachte dazu.

„Auch das,“ fuhr Fehringler fort. „Du raffelst im Gelbe, und wenn Du mich auf den Kopf stellst, fällt kein Pfennig heraus; Du hast ein volles Glas und das meine ist leer. Das ist unangenehm, ob ich gleich kein Käufer bin.“

„Da trink' einmal mit mir,“ sprach der Wirth, und schob ihm sein Glas zu. „Aber bist Du daran nicht selber Schuld?“ fragte mit einem Tone des Vorwurfs der Wirth.

„Das verdien' ich nicht,“ sprach mit Festigkeit der alte Fehringler. „Niemand wird mir und meinem Martin absprechen, daß wir uns ehrlich umthun; daß wir arbeiten mit Freuden, wenn wir Arbeit haben; allein es geht so in der Welt, daß Alles dem neuen Wagner zukommt, weil neue Besen gut kehren. Mein Gut ist geringe. Es nährt mich nicht. Das Handwerk wirft nichts mehr ab. Da hast Du gut reden.“ —

„So hab' ich's ja gar nicht gemeint,“ nahm der Wirth das Wort. „Ich weiß ja, wie es Euch geht, und selbst das weiß ich, daß Du mit Deinem Schwager zerfallen bist, der Dir helfen könnte, der Müller in der rothen Mühle nämlich. Ich dachte an ein Andres.“ Und nun neigte er sich flüsternd zu Fehringler's Ohr und sagte: „Du könntest mit Deinem Sohne alle Nothe zwei, auch vier Kronenthaler verdienen, und zwar wenn Andere schlafen! Verstehst Du mich?“ —

Fehringler fuhr auf. „Wie meinst Du das?“ fragte er betroffen.

„Nun“ entgegnete der Wirth, „die ganze Arbeit bestünde darin daß Ihr zwei Bündel trüget. Für jeden fällt ein Kronthaler ab.“

„Aha, schmuggeln,“ sagte Fehring.

„Ja, schmuggeln,“ war des Wirthes Gegenrede. „Ihr nehmt die Bündel und tragt sie nach dem Schwarzfeller Hof dahinten. Es sind drei Stunden Weges. Den Weg kennst Du wie Du Deine Westentasche kennst, und gehst ihn im Dunkeln so sicher, wie am Tage.“

„Ja, wenn der Dollart nicht wäre!“

„Was Dollart?“ rief zornig der Wirth. „Sich nicht fangen lassen, ist die Kunst.“

„Dem trau' Einer!“ sagte Fehring. „Ich weiß mehr, als Du!“

„Nun was weißt Du denn?“ fragte spottend der Wirth.

„Wir sind allein,“ sprach mit feierlichem Ernste Fehring, „da kann ich reden. Du weißt, sie sagen, der gehe nicht mit rechten Dingen um; er habe — einen Pakt mit dem Bösen, und darum fange er die Schmuggler so oft. Ich hab's gesehen, daß es nicht just ist mit ihm. Glaub' mir's. Ich bin kein Hase, aber es gibt Dinge, die Einem eisfalt machen.“

„Du abergläubischer Narr!“ rief zornig der Wirth. „Wenn er Alles wüßte, so wären die Schmuggler nicht gestern ihm vorbei gewischt.“

„Mag sein,“ entgegnete Fehring, „aber was meine Augen sehen, das glaubt mein Herz. Es war heute vor drei Wochen, am Samstag Abend. Ich war im Walde, um mir eine Last guter Schuppenstiele zu hauen. Der Mond schien hell wie am Tage. Ich lag, weil ich den Förster witterte, im Busch und hielt mich stille, wie der Hase im Lager sitzt, und duckte mich. Da sah ich Einen am Saume des Waldes schleichen; aber es war der kleine dicke Förster nicht, sondern die lange, hagere Gestalt des Douanen Dollart. Nicht weit von mir stand ein alter Ständer, Du weißt ja die hohe Eiche am Heiligenbrunnen. Da sah ich ihn

sehen, mütterseelenallein. Da pffiff er plötzlich kurz, hell und hellend, und blitzschnell war, noch Einer bei ihm, auch angethan wie ein Douane, eine Flinte im Arm, einen Hut auf, wie Dollart. Sie stüßerten mit einander. Plötzlich dreht sich der Fremde um und sein Gesicht war — rabenschwarz! — Gleich darauf gingen sie nach dem Sillrotherwalde hin und Pff! Paff! hör' ich die zwei Flinten knallen, und sie hatten die Waare der Schmuggler, zehn reiche Bündel, die ihm ein höllisches Geld einbrachten. Was meine Augen sehen, glaubt mein Herz, Kamper. Ich weiß, daß weit und breit kein Douane ist als er, und ich hab' ihn allein aus seinem Hause gehen sehen und allein heim gehen. Nach's rund, wenn Du kannst!" —

Der Wirth schwieg und es rieselte ihm kalt über den Rücken, eiskalt, denn die Schmuggler hatten den Schwarzen auch gesehen, als sie von ihm betroffen wurden, und sie ihre Bündel abwarfen und davon liefen.

„Barisari!“ sprach er; „Ihr habt in der Angst Alles doppelt gesehen, und schwarz sehen in der Nacht alle Katzen aus. Du könntest als Schmuggler mehr leisten, als Alle zusammen, weil Du den Spitzbuben auslauern könntest; ja Dein Martin, der mit der schönen Claire gar gut stehen soll, wie der Adam Ries will herausgefunden haben, könnte es erst recht ausklufen, wohin der lange Dollart geht. Ginge er rechts, so ginget Ihr links, darn wäre das Fangen denn doch eine Kunst.“

„Mein Martin hat nichts mit dem Douanenrädel zu thun!“ rief Fehringers zornig. „Der Reibfack, der Adam Ries, hätte das Rädel gern zur Frau, aber es mag ihn nicht, und daher meint er, mein Martin, der ein bildhübscher Jung' ist, müßt mit dem Rädelchen Liebhaben spielen. Glaub' dem Lügner nichts. Der hält's mit dem Dollart, und könnte er, so verriethe er ihm Alles.“

„Mag sein,“ versetzte der Wirth, „aber ausspioniren könntet ihr den Dollart doch und schmuggeln helfen. Ist Dir's recht, so

schlag ein; aber ein Schloß vor den Mund, hörst Du, und moogen
beginnt Arbeit und Verdienst.“

Fehringer'n stieg das Blut in den Kopf, daß er schier schwindelig
wurde. Eine Weile saß er da und wußte nicht, sollte er einschlagen
oder nicht — dann aber schlug er rasch ein.

„So ist's recht,“ sagte der Wirth. „Nur will ich Dir auch
vertrauen, daß in meinem Hause die Bündel liegen und Ihr von
hier aus sie auf den Hof traget. Ich zahle Euch den Lohn aus
und ein solcher Verdienst läßt sich hören.“

Noch eine Weile redeten sie halblaut, dann ging Fehringer
heim und Martin trat ihm aus der Werkstatt entgegen.

2.

Dollart war ein Glässer, und dazu ein pfiffiger Mensch, was
nicht alle Glässer sind; aber was sie meist sind, von Herzen gut-
müthig. Er suchte seine Familie ehrlich zu nähren. Wenn ihn der
Dienst nicht in Anspruch nahm, saß er an seinem Webstuhl und
wob Damastseinen, in welcher Kunst er Meister war. Seine Frau
kam mit den Bauernfrauen ungemein gut; denn sie verstand die
Hauben zu machen, zu waschen und zu bügeln, und Claire half
wader. Dollart's waren nicht stolz, lebten sich bescheiden und
Claire ging mit den Mädchen freundlich um, und wenn die Datsche
und die Mädchen Sonntag Abends vor's Dorf spazieren gingen,
und sangen, da war sie dabei, und ihre glöcknerne Stimme hörte
man vor allen.

Die Mädchen waren freilich mit Claire nicht zufrieden; ihr
aber konnten sie doch keinen Vorwurf machen, weil sie ihm Grunde
unschuldig daran war. Das lag nämlich so. Claire war achtzehn
Jahre alt und schön, wie ein Engel. Eine hohe, stolze Gestalt,
mit braunem Haar, so glänzend wie die Schale der reifen Kastanie,
wenn sie aus der Kolbe fällt; mit Augen so groß, so klar, so

freundlich; daß man nichts Herrlicheres sehen konnte; mit einer Hautfarbe, wie der junge Schnee, auf dem die Morgensonne ruht ihren ersten Strahle; mit einer Leichtigkeit des Ganges und der Bewegungen, als hingen alle diese reizenden Glieder in feinen Ketten — kurz — schöner war weit und breit kein Mädchen, obgleich im Dorfe die Schönsten der ganzen Soorhöhe zu finden waren, und die auswärtigen Bursche sich manch' Mädchen heimholten zum Aerger der Einheimischen.

Seit Claire im Dorfe war, hatten alle Burschen nur Augen für sie, und es schien, als seien die anderen hübschen Mädchen gar nicht da; aber Claire gab doch gar keine Veranlassung dazu. Sie zeichnete Keinen aus, ging Keinem zu Gefallen, und, wenn sie auch gegen Keinen unfreundlich war, so hatte sie doch so eine merkwürdige Art, daß es Keiner wagte sich ihr zu nähern, oder einen Scherz mit ihr zu machen. Es war ordentlich ein Respekt, den sie vor dem muntern Mädchen hatten, als ob's die Pfarrersdochter wäre.

Wenn nun auch so ein heimlicher Reiz in den Herzen der Mädchen lag, so ließen sie's denn doch die herzliche Claire nicht entgelten; denn das hätten sie gar nicht fertig gebracht, weil sie zu gut, freundlich und lieb war gegen Jedermann, ohne Ausnahme. Und wenn auch die schöne Claire keinen der Burschen auszeichnete, so war doch Einer, der es besser wußte, als alle, wie es um ihr Herz stand, und welch' eine Seligkeit es war, von ihr geliebt zu sein — und das war — — Jehringers' Martin, ihr Nachbarssohn.

Martin war so alt als Claire, und die Mädchen im Dorfe waren alle einstimmig darin, er sei der schönste, bravste und bescheidenste Bursch im Lande; das konnte ihm aber auch selbst der Adam Ries nicht ableugnen, der's doch so gerne gethan hätte, weil er ihn benebete. —

Martin war groß, starkgebaut und doch schlank. Seine Haltung war kerngerade. Um ein hübsches Antlitz sproßte der junge Bart und gab ihm eine dunklere Beschattung, auch wenn er ihn sorgsam:

abstrahirte. Dunkle Locken fielen in krausen Ringeln um das schöne Oval seines Gesichts und seine Augen leuchteten wie zwei Sterne. Seine Haltung war stille und ernst, sein Leben fleißig und vorwurfsfrei. Daß er arm war, that nichts; denn der Müller in der rothen Mühle war sein Ohm und Pathe, und er sein Liebling, wenn er auch seinen Vater nicht leiden konnte, der seine selbige Frau, des Müllers Schwester, übel behandelt hatte. Stand auch das Erbe im weiten Felde, so kam's doch einmal sicher, und wenn jetzt der Müller die Hände fest zuhielt, so kam das ja dem Martin allein zu Gute.

Seit Dollart's Claire im Dorfe war, konnte man freilich an dem Martin etwas merken. Er hatte kein Mädchen, keinen Schatz, und wahrhaftig, jede hätte sich glücklich gepriesen, die sich hätte sagen dürfen, sie sei's, die er erkoren. Manchmal sagten die Mädchen unter sich: Es ist mit den Zweien, der Claire und dem Martin, nicht richtig; denn heute hatte die gemeint, sie hätte Martin auf einem Blicke ertappt, der unbewacht zu Claire geflohen und die Fülle einer innigen Liebe verrathen; morgen meinte jene, sie habe es gesehen, wie Claire's wundervolle Augen lange und ausdrucksvoll auf Martin geruht, und sie roth geworden sei bis an die Ohrspäpchen, als sie sich bemerkt und beobachtet gesehen; allein dabei blieb's, und sichere Beweise fehlten, wie sorglich auch die Beobachtung war.

Die Liebe, auch die reinste, ist schlau. Das ist eine Welt-erfahrung und eine Thatfache, für die tausend Beweise vorliegen. Das Geheimniß ist so süß, ist ein so gewaltiger Zauber, daß seine Macht unendlich groß und weitreichend ist. Das selbstelgene Wissen um die Liebe des geliebten Wesens entschädigt für Alles und ein Augenblick glücklicher Gemeinschaft reicht hin auf lange Zeit des Entbehrens. Das zeigte sich bei Claire und Martin im hellsten Lichte. Sie hatten sich liebgewonnen, ehe Eins dem Andern nur irgend seine Liebe verrathen. Ein Moment aber war entscheidend

gewesen. Claire stand einst am Bache, Wasser zu schöpfen. Ein von ihr sehr geliebtes Kind einer benachbarten Familie war ihr gefolgt und stürzte in den Bach, der es mit sich forttrieb. Verzweifelt schrie das Mädchen um Hilfe. Martin kam gerade am Ufer des Baches durch die Schlucht herauf. Er vernahm den Ruf, erkannte die Stimme und beeilte seine Schritte. Da sah er das Kind, stürzte zum Ufer in den Bach und rettete das Kind. Keine Menschenseele war weit und breit zu sehen. Martin trug das Kind zu Claire und beide brachten es in das Leben zurück. Claire eilte hinweg, trockene Kleider zu holen, was ihr unbemerkt möglich war, da die Eltern des Kindes auf dem Felde arbeiteten, Claire aber im Hause sehr befreundet und bekannt war. Beide klebten das Kind um und pflegten es, bis es wieder ganz munter wurde. Nun reichte Claire Martin ihre Hand, die er nicht wieder loslassen wollte und die ihm Claire auch gerne ließ.

Während das Kind vor Erschöpfung auf Claire's Schooß einschlief, plauderten Beide traulich, und das süße Geheimniß der stillen Brust fand seinen Weg über die Lippe, und über dem schlafenden Kinde wurde der Bund der Herzen geschlossen, aber auch das gegenseitige Gelübniß abgelegt, daß Niemand ihre Liebe ahnen dürfe.

Das hielten sie treu und jene Aeußerungen der Mädchen waren mehr eine Zusammenstellung von Vermuthungen, als wirkliche Thatfachen. Daß sie beobachtet wurden, wußten Beide nur zu wohl; denn Adam Riez verfolgte die liebliche Claire mit seiner Liebe und die Mädchen wollten auch, wie dieser, um jeden Preis dahinter kommen, ob denn, wie sie sagten, Claire ein Herz von Stein habe, und ob denn Martin absolut in's Kloster gehen wolle, da er doch Protestant, und nicht einmal ein Kloster im Lande sei.

Zu diesem Geheimniß trieb sie auch noch ein Anderes. Claire's Vater war ein strenger Mann und würde eine Neigung seines Kindes zu einem bloßen, dazu unbemittelten Bauernburschen durch-

aus nicht gebilligt haben und der Müller in der rothen Mühle war ein so erbitterter Franzosenfeind, daß er eine solche Verbindung seines lieben Patzen und Erben in Hoffnung nicht würde gebuldet haben.

Hoffnung ist allerwege die Begleiterin der Liebe. Auch Martin und Claire hofften und um so mehr, als ihre Liebe in ihrer Lauterkeit gewiß des himmlischen Schutzes würdig war.

Dem Bedürfniß der liebenden Herzen genügte es, sich selten zu sehen. Da die Hauswiesen an einander fließen und Martin jede Stunde des Tages in der Werkstätt hinter dem Hause saß, so fehlte es nicht an dem, was das Herz ersetzte. Sie sahen sich, sie wechselten über den Zaun weg ein Paar süße Worte, drückten sich die Hand, und wenn an den Sonntagnachmittagen die Bursche und Mädchen in hellen Haufen spazieren gingen und Lieder sangen, so sahen und hörten sie sich, und das genügte den beschriebenen Herzen, und mehr heißten sie nicht.

Auch an dem Abende, als Martins Vater den Bund mit dem Wirthe Kamper gemacht, und Martin ihm aus der Werkstätt entgegenkam, hatten Beide ein halbes Stündchen unbemerkt gelost, und voll stille Freude war Jedes in das Haus getreten. Wenn auch die gute Kenebas, die Fehringers Hauswiesin leitete, um die Liebe der Weiden alleine wußte, so sprach sie doch kein Wort darüber und weder ein Scherz, noch eine leise Andeutung färbte jemals Martins Wangen höher. Die alte gute Seele hatte ihren braven Martin viel zu lieb, und auch das freundliche Douamenkind liebte sie, wie eine Mutter. Sie war der Meinung, Beide seien so recht für einander geschaffen, und konnte sie irgend eine Gefahr abhalten, so that sie es gewiß. Sie wachte ordentlich oben im Hause am Dachfenster ihres Kämmerleins, wenn etwa Jemand käme, der sie überraschen könnte und machte dann irgend ein Geräusch, das die Liebenden schnell auseinander trieb, ehe die Gefahr nahte. Wie ein treuer Schutzgeist wachte sie über ihrer Liebe, ohne daß ihre das

Schweigen Martins wehe gekostet hätte. Einen Mangel an Vertrauen erblickte sie darin gar nicht.

Fehringer'n sah sie auch heute kommen und rief laut einer Nachbarin ein Paar gleichgültige Worte zu, welche schnell die Unterredung der Beiden beendeten. Fehringer trat zu Martin.

„Laß uns in die Stube gehen, Martin,“ sagte er. „Ich habe Dir Wichtiges zu sagen. Wir sind jetzt noch allein.“

Martin folgte seinem Vater und dieser theilte ihm das mit, was eben zwischen ihm und Kamper sich zugegetragen.

Martin erschrad. Er überblickte schnell das Gewagte des Unternehmens und eine Stimme in seinem Innern ließ ihn das Unrechte desselben richtig erkennen — sowie die Gefahr, die dieser Erwerb seiner Liebe drohte. Er sprach tiefbewegt sich aus. Der Vater hörte ihn ruhig an.

„Martin,“ sagte er, „Du bist verständig genug, einzusehen, daß wir so, wie es jetzt um uns steht, nicht lange bestehen können. Alle Bauern laufen zum Wagnerjörg, der gut und wohlfeil arbeitet, wohlfeiler, als wir es können. Wie er das fertig bringt auf die Dauer, wo doch das Nutzholz so theuer ist und alle Tage theurer wird, weil die Förster mit dem Fällen geizen, das weiß ich freilich nicht, und ist auch seine Sache; aber das weiß ich, daß ich so an den Bettelstab komme und bald. Schulden drücken uns jetzt schon. Wohin soll es kommen? Seit hundert Jahren waren in unserm Dorfe keine Bettler, sollen wir die ersten sein?“ —

„Vater,“ sagte Martin, „ich will Holzhauer werden!“ —

„Das ist ein schlechter Verdienst,“ antwortete der Vater. „Wenn's gut geht, verdient Einer das Wasser, das er trinkt. Die Förster haben Alles aufgespißt.“

„So will ich mich als Knecht verdingen; Ihr mit der Das bringet Euch durch, und von meinem Lohn will ich Alles abgeben, was mir von meiner nothwendigen Kleidung übrig bleibt.“

„Das ist gut, aber reicht nicht aus,“ fuhr Fehringcr fort.
„So viel, wie wir da verdienen, kannst Du nicht erwerben.“

Nun stellte er ihm das, was verdient werde, in's Licht, rebete dem braven Sohne zu, bis dieser endlich aus kindlichem Gehorsam nachgab und einwilligte. Als aber der Vater vom Ausspioniren des Douanen Dollart zu reden begann, wies Martin dies mit einer Hast und einem Eifer zurück, daß Fehringcr zu argwöhnen begann. Indessen schwieg er darüber doch und entschloß sich, dies Geschäft selbst zu übernehmen.

Martin ahnte, was in der Seele seines Vaters reifte, und sah darin eine neue Gefahr, die dem Geheimniß seiner Liebe drohte. Als ihm Fehringcr von dem Schwarzen zu reden begann, den er selber gesehen hatte, wurde Martin betroffen. Von dem Aberglauben seines Vaters war er frei; aber es dämmerte in seiner Seele eine Ahnung, die ihn tief ergriff, die ihn ernst und traurig stimmte, weil die Möglichkeit eines unglückseligen Ausgangs ihm wie ein drohendes Gespenst entgegen trat. Seinem Vater küßerte er nichts; allein hinter dies Geheimniß mit dem „Schwarzen“ zu kommen, war ihm eine Angelegenheit, welche seine Seele nicht zur Ruhe kommen ließ und den Schlaf von seinen Augen scheuchte, als er spät und bekümmerten Herzens sein Kämmerlein aussuchte.

Drüben aber, im Nachbarhause, ahnte das liebende Mädchen nicht' wie tiefbewegt des Jünglings Brust war, und ihre Silberstimme klang noch lange hell und rein in sein Ohr. Es war, als wollte sie ihm von ihrer Liebe reden, denn das Lieb, das sie sang, drückte das tiefste und reinste Gefühl aus, das sie in ihrem Herzen trug.

3.

Dollart hatte im Laufe des Sommers mehrmals glückliche Fänge gemacht und das verdankte er — seiner Claire.

Der Schmuggel wurde mit einer seltenen Frechheit betrieben

in den letzten Jahren. Es kamen Fälle vor, daß Douanen erschlagen oder doch auf den Tod mißhandelt wurden. Ihren Vater allein dieser Gefahr bloßgestellt zu wissen, ertrug Claire nicht. Sie hatte keine Ruhe daheim in den dunklen Nächten, wenn sie wußte, daß er im dunklen Walde allein einer wilden Rottte gefeszelter Menschen, Waghälse, die der Gefahr trotzen, die ihnen drohte, mitunter ruchloser, in Frevel gegen das Gesetz verhärteter Abseiwichte, gegenüberstand. Aus alten Uniformstücken ihres Vaters hatte sie sich mit gewandter Hand eine völlig passende Uniform bereitet. Ein alter Säbel mit dem gelben Leberbandelir hing noch da und auch eine Flinte; ein alter Hut vollendete ihre Maske. Aber durfte sie ihr reizendes, zartes Gesichtchen sehen lassen, ohne daß sie hätte befürchten müssen, auf der Stelle erkannt zu werden, was dann schlimmer würde gewesen sein, als das völlige Alleinsein ihres Vaters, dem es an Muth nicht gebrach? Auch hier fand sie schnell ein Auskunftsmittel. Ein Trauerflor, vor das Gesicht geheset, erfüllte vollkommen den Zweck, wenn er auch weidlich unbedeuten war.

So stellte sie sich einst ihrem überraschten Vater vor und dieser, trotz seines herzlichen Lachens, erkannte schnell den großen Vortheil, welcher in der Bitte des muthigen Mädchens lag, ihn auf seinen nächtlichen Wanderungen zu begleiten. Er kannte zu gut den tief gewurzelten Geister- und Gespensterglauben des Volkes, der nirgend mächtiger sich geltend macht, als in Gebirgsgegenden und Banhschaften, wo die wilde Natur und die romantische Staffage in Burgen und Ruinen alter Klöster eine so sichere Handhabe darreicht und die schaffende Phantastie des Volkes nicht säumt, in Sagen und Legenden seinem Aberglauben, den das Volk mit der Muttermilch einsaugt, Vorschub zu thun, um nicht einen sicheren Bau darauf zu gründen.

So war denn Claire, ohne daß es Jemand ahnete, fast allnächtlich der Begleiter ihres Vaters, und, da sie mehrfach in

der Nähe gesehen worden war, auch der Grund jener abenteuerlichen Märchen, mit denen man sich trug. Allgemein war seitdem Dollart gefürchtet und gemieden.

Adam Ries allein wurde seiner Furcht und Scheu Herr, weil seine Liebe zu Claire Alles überwand. Er suchte überall die Schmuggler auszuforschen und machte sich ein Geschäft daraus, das Erkundete Dollart mitzutheilen. So war es diesem gelungen sie zu treffen und ihnen ihre Waare abzunehmen.

Durch des alten Fehringers Beobachtungen kamen indessen die Schmuggler hinter seine Schliche und Ruffe, und ihr Haß gegen ihn kannte kaum eine Grenze.

Ziemlich oft gelang es dem alten Fehringers, Dollart's Gänge auszukundschaften und die Gänge der Schmuggler waren allemal dann sicher und von gutem Erfolg. Der Schmuggel nahm in der Richtung über das Dorf einen bisher nie gekannten Aufschwung. Fehringers sah mit Freuden, wie er nun wieder frei athmen konnte, daß es ihm möglich war, seine Zinsen zu bezahlen, ja nach und nach selbst das kleine Schulcapital abzutragen, das ihn drückte. Dollart wußte, wie der Schmuggel eifrig betrieben werde, und konnte doch nicht dahinter kommen. Er zerbrach sich den Kopf, wie das möglich sei, und kam an kein Ziel. Die Nachrichten vom Rheine setzten es außer Zweifel, daß im Dorfe eine Schmugglerbande bestehe, die rastlos thätig sei; daß im Dorfe eine Niederlage sein müsse oder nahe dabei, und doch konnte er keine Spuren finden. Es war außer Zweifel, daß er beobachtet wurde, und doch blieb es ihm ein Räthsel, wie dies geschähe.

Er äuferte dies einst gegen den fast mehr und mehr an ihn drängenden Adam Ries. „Der Lächelte pfliffig.

„Ich glaube, ich könnte Euch die Fährte zeigen,“ sagte er.

„Du?“ fragte Dollart erstaunt. „Warum thust Du's nicht, da Du es doch sonst mehrmals gethan?“

Ries zuckte die Achseln und lächelte; aber er schwieg.

Dollart kannte seinen Mann.

„Ries,“ sagte er, „gibt es nicht einen silbernen Schlüssel, der die Thüre Deines Mundes aufschließt?“

„Nein,“ erwiderte Ries mit Festigkeit, „ich bin reich und Geld mag ich nicht.“

„Was etwas Anderes?“ fragte Dollart. „Was könnte das sein? Rede doch Adam!“

Ries erröthete vor Verlegenheit. Er rieb die Hände, trippelte hin und her und konnte das Wort nicht finden.

„Nun, nun?“ rief Dollart eifrig.

Adam Ries setzte sich endlich.

„Sind wir allein?“ fragte er.

„Meine Frau und meine Claire sind in das Dorf gegangen,“ antwortete er mit Festigkeit, welche sein Verlangen bezeichnete. „Wir werden von Niemandem gehört, von Niemandem geführt.“

„So hört mich ruhig an,“ sprach Adam Ries. „Ich bin meines Vaters einziges Kind aus zweiter Ehe und der Erbe eines ansehnlichen Vermögens. Ihr wißt es, Herr Dollart, es kann sich kein Bauer mit uns messen. Alles ist freies Eigenthum. Mein Vater ist alt. Alle meine rechten Geschwister sind gestorben und die Stiefgeschwister sind abgefunden; ich, der jüngste, lebe allein noch. Auch meine Mutter ist schon lange todt, und da mein Vater stets krank ist und Mühe ihn nicht so pflegen, wie sie sollten, so — wünscht er, daß — ich heirathe. Ueberall wären mir, als Freier, die Thüren offen; aber ich will nur eine Frau nehmen, die ich lieb habe, und — da — wäre — Eure Claire gerade die, welche ich über Alles liebe! Gebt mir sie zur Frau, Herr Dollart! Sie soll es gut haben; sie kommt in eine volle Haushaltung. Gebt mir Claire zur Frau, und ich rede ohne Rückhalt von der Leber weg und enthülle Euch Alles!“

Er hatte mit stockendem Athem zu reden begonnen. Man hörte es ihm an, daß es ihm zentnerschwer auf der Brust lag. Die

Worte wollten gar nicht heraus. Jetzt aber, wo es von der Brust gewälzt war, das zentnerschwere Geheimniß, daß ihn schon so lange gedrückt und dazu sich die Gelegenheit so wunderschön gemacht, jetzt war ihm wohl. Er zog tief Athem aus der freien Brust und sah Dollart triumphirend an; denn er war sich bewußt, mit großer Klugheit Zeit und Stunde, wie auch die Umstände, benutzt zu haben, und trug die Ueberzeugung in sich, sein Antrag sei unabweisbar und der blutarne Dollart werde mit beiden Händen in der Freude seines Herzens zugreifen.

Dollart hatte so etwas geahnet, als Adam Ries seinen Anlauf zu der Rede nahm. Er sah unter sich und seine Stirne legte sich in immer engere, kleinere Falten. Es stieg ein Unmuth in ihm auf, der am Hervorbrechen war. Von Adam Ries hegte er keine besondere Meinung. Ein Verräther kann nie Achtung von dem erwarten, dem er dient. Dollart kannte Ries genau. Er wußte von seinem schmutzigen Geize, von seinem Bauernstolze, von seinem rohen Uebermuth; von seiner tückischen Hinterlist. Daß er ihm sein Kind abtrogen, es zur Bedingung eines neuen Verraths machen wollte, das ergrimmete ihn noch mehr; indessen rieth ihm die Klugheit, sich zu mäßigen, denn er wußte auch recht gut, wie schlimm es sei, einen Menschen, wie Ries, vor den Kopf zu stoßen. Konnte er als Freund ihm nicht viel nützen, so konnte der boshafte Mensch ihm mit seiner verläumberischen Zunge desto mehr schaden, da ihm die Beamten des Zollamts, unter welchen er als Grenzwächter stand, nicht unbekannt waren. Sie ließen ohnehin gerne jeder Mähr ihr Ohr. Er hatte übrigens Zeit, sich die Sache zurecht zu legen, sich zu sammeln und den Entschluß über das festzustellen, was er ihm sagen wollte, da Adam's Rede ziemlich lang war.

Als nun endlich Adam schwieg, sagte Dollart: „Du hast Bedingung gestellt, Adam Ries, die ich Dir, so gerne ich 'da möchte, nicht erfüllen kann. Ich will Dir's genau sagen, mit Clarté ist. Sie ist mein Ein und mein Alles. Meiner

Frau hab' ich schon lange gelobt, niemals Claire zu einer Heirath zu bewegen, die sie nicht freiwillig eingeht. Wählt sie Dich, so ist mir's recht; aber wählt sie Dich nicht, so ist's rein aus mit Deiner Hoffnung. Ich zwinge sie niemals zu einem Schritte, von dem das Glück ihres ganzen Lebens abhängt."

Adam Ries war bleich geworden. „Ich mer's schon," sagte er aufstehend, und sein Zorn wallte auf, „ich mer's schon, das ist ein Mädchen, ein Nein, nur verjüdert. Es ist gut," setzte er hinzu. „Da drüben der, der Euch die Boffen spielt, hat's mit dem Müdel, der Lump, der Schmuggler. Machet Gemeinschaft mit ihm," rief er zornigleidend, „und mit dem Kamper. Theilt den Gewinn!" —

Mit diesen Worten rannte er wüthend hinaus und ließ den Douanen in einer Stimmung zurück, die zwischen Zorn und Unmuth über diese Wendung, aber auch gerechtem Erstaunen die Mitte hielt.

„Was hat er gemeint, der dummsolze Bauernbube?" rief endlich Dollart aus. „Da drüben der Lump — das ist Fehringel! Der Martin soll's mit Claire haben? der Martin ein Schmuggler sein? — Alle Teufel! wenn das wahr wäre?"

Es war ein Glück, das jetzt Claire sich nicht im Hause befand; denn es hätte ohne Zweifel eine schlimme Geschichte abgesezt, und Claire hätte kaum die Feuerprobe bestehen können, dem scharfen Blicke des Douanen gegenüber. Nun war er allein und hatte Zeit, sich das, was Adam Ries ausgestoßen, zurecht zu legen, sich zu sammeln und kälter zu werden. Er samm sich seinen Plan aus. Die Mutter sollte zuerst in's Gebet genommen werden.

Sie kam auch allein und frühe heim, da Claire noch bei den Mädchen blieb, eigentlich aber hatte sie die Hoffnung, da es Sonntag Abend war, Martin einen Augenblick an der Gartenhede zu sehen. Sie ging daher erst spät nach Hause, und zwar über die Wiesen.

Als Frau Dollart heim kam, sah sie an ihres Mannes

Offt, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. Er war nicht freundlich, wie sonst. „Sehe Dich einmal, Marie,“ sagte er zu ihr. „Ich habe etwas mit Dir zu reden.“ Voll Erwartung ließ sich die umfangreiche Frau in dem Sessel nieder, in dem sie ihr Mittagsschlüfchen zu machen pflegte.

„Was gibt's denn?“ fragte sie. „Daß Du Nachricht von den Schmugglern?“

„Ja, freilich,“ sagte er unmutig, „aber nicht von denen, die die Waaren tragen, sondern von einem Schmuggler, der uns unser Kind rauben will.“

„Was?“ rief Frau Dollart und wurde weißbleich.

Dollart erzählte ihr nun den ganzen Hergang.

„Du hast Du Recht gehabt, Peterchen,“ sprach sie vergnügt; „der Schleicher kann mir nicht gefallen, und wenn er auch voll Gold hinge. Was hätte denn da unsere gute Claire? Das arme Kind war' eine geplagte Bauernfrau bis an's Grab; aber sie will ihn auch nicht! Er scharwenzelt um sie herum, aber er ist dem Kinde wie Gift und Popperment. Drüben Fehringers Das hat mir's schon gar oft gesagt. Aber was willst Du mit einem Anderen, der uns das Kind entführen und rauben wollte?“

„Ach,“ sagte ärgerlich Dollart, „da spuckt Dir wieder die alte Rittergeschichte im Kopfe, die Du schon mehr als zweifigmal gelesen hast. So meinet's ja kein Mensch, und ich am wenigsten; denn ich würde ihm eine Kugel durch den Kopf jagen! Nein, er spielte auf den hübschen Martin Fehringer an.“ —

„Ja, das ist etwas Anderes!“ sagte Frau Dollart beruhigt. „Der entführt das Kind gewiß nicht. So Einer weiß gar nicht, was das ist, und hat auch die Conditen dazu nicht im Kopfe, wie ein alter Ritter zu seiner Zeit.“

„Nach' mich doch nicht toll!“ rief zornig Dollart. „Er soll einen Liebeshandel mit Claire haben.“

„Liebeshandel? — Nein, das glaub' ich nicht,“ sagte Frau

Dollart. „Daß ihr Claire garne seht, glaub' ich, denn der Martin ist der hübscheste Dursch im Doese, und er sie, denn, meiner Sechß, Claire ist erkannlich schön.“

„Das ist's ja eben, was ich meine,“ rief Dollart.

Sie sah ihn ganz verblüfft an.

„Ist das die ganze Geschichte, die Dich so ereifert?“ fragte sie.

„Ei, das ist ja eine tolle Geschichte, sich so ereifern zu lassen über so eine Kinderrei.“

„Kinderrei!“ zürnte Dollart. „Ist etwa Claire ein Kind?“

„Doch unseres, Peterchen,“ — sagte sie freundlich.

Dollart mußte lachen, trotz seines Kergers, denn seine Frau sagte das so komisch, daß er nicht widerstehen konnte; indessen fiel er schnell wieder in seine vorige Stimmung.

„Wie Du alberne Epöche machen kannst, begreif' ich nicht. Meinst Du denn, ich würde zugeben, daß Claire den Martin heirathe?“ rief er aus.

„Heirathen? Peterchen,“ fuhr sie in ihrem Tone fort. „Wer denkt daran? Das sind so Possen! Du lieber Gott, wenn ich die Alle hätte heirathen sollen, die mir, als jungem Mädchen, einmal ein Wischen gefielen, da hätte ich ja eine Reihe von einem halben Duzend heirathen müssen! Du gestelst mir am Ende am Besten und ich wurde Deine Frau. Willst Du das Kind hinter Schloß und Riegel setzen, weil es einmal mit dem Martin scherzt? Geh', Du hast Orknen! Laß sie fahren, Peterchen! Und er soll ein Schmutzger sein! — Nein, Peterchen, das laß Dir ausreden. Die giftige Kreuzspinne, der Adam, hat Dir den Kopf heiß gemacht. Ich weiß, er haßt den Martin, und die Das sagte mir, sie habe ihn um das Haus schleichen sehen, wie einen Rarber um's Hüwenhaus. Er ist dem Martin faßsch, weil er wittert, daß er unferem Kinde besser gefüllt, als er, der Schleicher und Bößfeind.“

Dollart's Grimm begann zu verlaufen. Er schwoeg ein Welle; dann sagte er: „Ich will die Claire auf's Korn nehmen!“

„O, Ihr superfeinen Mannskente!“ höhnte die bide Frau. „Da bist Du wieder drauf und dran, etwas recht Unbesonnenes zu thun! Mach' das Mädchen doch erst aufmerksam, daß es der Martin lieb habe und es ihn! — Dann gießest Du erst Del in die Gluth, wenn eine da sein sollte, was ich aber begreifste. Du könntest so aus dem Funken ein rechtes Feuer machen. Geh' mit Deinem Zutappen. So etwas muß ganz anders angefangen werden, wenn's nicht die Geschichte ärger machen soll. Laß Deine Finger davon, Peterchen! Unsererins versteht sich besser darauf. Verlaß Dich auf mich, ich will schon Wasser drauf gießen!“

Dollart hatte während dieser nicht allzuschnell vorgetragenen Rede Zeit, das als richtig anzusehen. Seine Frau war bei ihrer Ruhe doch geeigneter, als er, das Rechte zu finden. Sie mußte aber freilich Zeit dazu haben. Sie war von aller Eile eine geschworene Feindin. Er griff nach seinem Hute, hing Flinte und Säbel und Patronentasche um, schnitt sich ein tüchtig Stück Brod ab, schob es in die Tasche, das Branntweinfläschchen dazu, und sagte in der Thüre sich umwendend: „Claire soll mir heute nicht nachkommen. Ich will's nicht haben. Dir aber bind' ich's auf die Seele, daß Du mir die Geschichte abschneidest, wenn's nämlich eine ist zwischen Claire und dem Martin. Adieu!“ Er ging hastiger, als sonst, von dannen.

„Der dumme Adam Ries!“ sagte Frau Dollart. „Der häßliche Mensch, der aussieht wie eine Meerlauge, der will meine Claire? Profit die Wahlzeit! Da müßte ich auch dabei sein! Es ist aber gut, daß Dollart ihn nicht leiden kann und ihn heimgeschickt hat. Was er aber mit dem guten Martin will? Der erbt einmal die Mühle und ist schön und brav. Nein — ich wasche meine Hände und lasse Gottes Wasser über Gottes Land laufen! Solt' ich das absichtlich hintertreiben, was meiner Claire Glück sein kann, ja, ich sage, sein wird? Da müßt ich Nachtwächter sein und dazu habe ich gar keine Neigung, weil ich gerne und gut

schlafe. Lieber Gott, es gibt ja doch nur ein paar Dinge, deren sich eine brave Frau freuen kann; das ist der Kaffe, die Ruhe und ein Bißchen Putzen. Das bleibt am Ende auch meiner Claire, wenn die Zeit der Jugend abgeblüht hat. Und ich sollte ihr das unschuldige Liebesglück rauben? Nein, Dollart, da irrst Du Dich, und Deine Frau hat auch ihren Kopf.“

Sie pochte mit der Faust auf das Knie, was bekanntlich den gefaßten Entschluß erst recht befestigt.

4.

Am Mittage dieses Tages, nachdem der Mittagschlaf geendet war (denn Mittags-Gottesdienst war im Dorfe nicht, fintemal es die Tochterkirche des benachbarten Dorfes war, wo der Pfarrer wohnte),-ging Martin die Schlucht hinab nach der Mühle, weil es da näher war, und sodann, weil er sich jedesmal daran erinnerte, daß er hier seine geliebte Claire gewonnen. Früher am Tage würde er den Müller gestört haben, der in der Regel, wenn er sein Kapitel in der Bibel gelesen, mit der Nase auf dem heiligen Buche liegen blieb und seine Stunde herunter schlief.

Langsam ging er den Weg hinab. Drüben am Rain saßen Mädchen, ein ganzer Kubel, und sangen. Er horchte, ob er nicht Claire's Silberstimme vernähme? Sie zu erkennen, waren sie doch zu entfernt für das Auge. Es dünkte ihm, sie sei drunter, denn da klang eine Stimme so glodenhell und rein, so melodisch und wohlklingend, und diese Stimme beherrschte den Gesang der Uebrigen, behütete ihn vor Schändkeln und Längeziehen und regelte ihn so, daß es wirklich eine Lust war, zuzuhören.

Plötzlich legte ihm Jemand die Hand auf die Schulter. „Horchst Du auch dem schönen Gesange?“ fragte der Müller seinen Patzen; aber der Ton war weniger herzlich und liebevoll, wie sonst.

Martin bejahte und grüßte den Patzen und Onkel.

„Sage mir nur einmal, Martin, wem ist denn die Stimme, die man nicht satt wird, zu hören? Und die klingt, als sängen ein Paar Engellein im Himmel.“ Martin lächelte selig.

„Die Stimme gehört der Claire Dollart an; wißt Ihr, der Tochter des Douanen?“

„Da ist mir's doch auch leid, daß sie keinem andern Mädchen angehört. Komm', Martin, ich kenne das Franzosenpaar nicht und will sie nicht kennen, weil ich sie hasse aus dem Grunde meiner Seele.“

Das sagte der Müller mit dem Ausdruck eines Grimmes, der aus dem tiefsten Innern kam. Der Mann war zwar ein Sechsziger, aber er war noch frisch und lebendig für sein Alter.

„Wenn Ihr die Franzosen nicht leiden könnet, Pathe,“ sagte Martin, „so stimme ich Euch bei; aber Dollart's sind keine Franzosen. Es sind ehrliche Elsäßer, also Deutsche, wie Ihr wißt, wenn sie auch, gleich uns am Rheine jezt, unter der Zuchttrube der Franzosen stehen.“

„Ah, was! Halt mir's Maul, Junge. Der Kerl dient doch den Franzosen und hilft uns quäl'n! Und die Elsäßer haben längst ihrer deutschen Abstammung abgesagt.“

„Lieber Gott,“ entgegnete Martin, „was kann denn er dafür? Deß Brod ich esse, deß Lied ich singe, sagt das Sprüchwort. Er muß das Gesez vollstrecken helfen, und dafür wird er ernährt. Wär' unser Synhül, Notär, Maire nicht ebenso strafbar?“ —

Der Müller schwieg einen Augenblick, weil er darauf nicht eben etwas zu sagen wußte; aber schnell fiel er wieder ein: „Steht etwa auch das im Geseze, daß der Kerl, der Dollart, meine Mühle, das Haus eines ehrlichen Menschen, umkreißt, als wär's eine Diebshöhle und Wörberggrube?“

„Habt Ihr ihn gesehen?“ fragte Martin.

„Ja freilich,“ rief zornig der Müller, „und hab' ihm aus dem Fenster zugerufen, wenn er nicht ginge, so würbe ich ihm eine

Kugel hinüberschicken, die ihm ein Bschlein in's Oberleder mache! Ich hätt's gethan in meinem Zorne, Martin, wenn er nicht weggegangen wäre."

"Aber habt Ihr denn gewiß gesehen, daß er's selber war?"

"O! Dübchen," rief der Müller, "Deines alten Patzen Augen sind noch scharf wie die eines Habicht's, und der Mond machte es so klar, als sei es Mittag im November. Ja, ich will Dir noch mehr sagen, nicht weit von ihm stand der sogenannte „Schwarze," der ihn oft begleitet und weiß kein Mensch, wer's ist."

"Habt Ihr ihn gesehen?" rief Martin.

"Nun," sagte der Müller, „was ist's denn weiter? Glaubst Du etwa auch, es sei der — Gott sei bei uns? Nein, so kummur bist Du nicht. Ich will Dir's sagen, wer's ist; — es ist kein Kind, die sich das Gesicht färbt! Da hast Du's. Ich hab's gleich weg gehabt. 's ist eine Weib'sfigur, aber eine schöne, Martin, das muß wahr sein, und als sie endlich mit einander gingen, da sah ich deutlich eine Haarflechte, die ihr bis an die Kniee hing. Auch ihre Angst, als ich mit einer Kugel drohte, zeigte das Mädchen und — die Liebe des Kindes zum Vater."

Martin versank in ein stilles Sinnen, während der Müller noch fortredete.

So waren sie endlich zur Mühle gekommen.

Der Müller war ein „kurioser Heiliger," wie man zu sagen pflegt. Niemand war grüßlicher, als er. Hatte er einmal eine Noth, so fing sie auch kein Mensch mehr ein. So kam er, seit seine Schwester, Martins Mutter, todt war, nie mehr in's Dorf. Sein Mahlknecht besorgte das Geschäft. Er kam auf seine Aecker bis an's Dorf, nie aber trat sein Fuß mehr hinein, da dort seine arme Schwester ihr Kreuz getragen hatte durch die Härte und F rohheit des alten Fehringer, seines Schwagers. Er ging jeden Sonntag den weiten Weg in die Mutterkirche, um ja nicht in das nahe Dorf, zu dem die Mühle gehörte, gehen zu müssen. Den

der Nähe gesehen worden war, auch der Grund jener abenteuerlichen Märchen, mit denen man sich trug. Allgemein war seitdem Dollart gesirchtet und gemieden.

Adam Ries allein wurde seiner Furcht und Scheu Herr, weil seine Liebe zu Claire Alles überwand. Er suchte überall die Schmuggler auszuforschen und machte sich ein Geschäft daraus, das Erkundete Dollart mitzutheilen. So war es diesem gelungen sie zu treffen und ihnen ihre Waare abzunehmen.

Durch des alten Fehringers's Beobachtungen kamen indessen die Schmuggler hinter seine Schliche und Ruffe, und ihr Haß gegen ihn kannte kaum eine Grenze.

Ziemlich oft gelang es dem alten Fehringers, Dollart's Gänge auszukundschaften und die Gänge der Schmuggler waren allemal dann sicher und von gutem Erfolg. Der Schmuggel nahm in der Richtung über das Dorf einen bisher nie gekannten Aufschwung. Fehringers sah mit Freuden, wie er nun wieder frei athmen konnte, daß es ihm möglich war, seine Zinsen zu bezahlen, ja nach und nach selbst das kleine Schulcapital abzutragen, das ihn drückte. Dollart wußte, wie der Schmuggel eifrig betrieben werde, und konnte doch nicht dahinter kommen. Er zerbrach sich den Kopf, wie das möglich sei, und kam an kein Ziel. Die Nachrichten vom Rheine setzten es außer Zweifel, daß im Dorfe eine Schmugglerbande bestehe, die rastlos thätig sei; daß im Dorfe eine Niederlage sein müsse oder nahe dabei, und doch konnte er keine Spuren finden. Es war außer Zweifel, daß er beobachtet wurde, und doch blieb es ihm ein Räthsel, wie dies geschähe.

Er äuferte dies einst gegen den sich mehr und mehr an ihn bringenden Adam Ries. „Der lächelte pfeifig.

„Ich glaube, ich könnte Euch die Fährte zeigen,“ sagte er.

„Du?“ fragte Dollart erstaunt. „Warum thust Du's nicht, da Du es doch sonst mehrmals gethan?“

Ries juckte die Achseln und lächelte; aber er schwieg.

Dollart kannte seinen Mann.

„Ries,“ sagte er, „gibt es nicht einen silbernen Schlüssel, der die Thüre Deines Mundes aufschließt?“

„Nein,“ erwiderte Ries mit Festigkeit, „ich bin reich und Geld mag ich nicht.“

„Wo etwas Anderes?“ fragte Dollart. „Was könnte das sein? Rede doch Adam!“

Ries erröthete vor Verlegenheit. Er rieb die Hände, trippelte hin und her und konnte das Wort nicht finden.

„Nun, nun?“ rief Dollart eifrig.

Adam Ries setzte sich endlich.

„Sind wir allein?“ fragte er.

„Meine Frau und meine Claire sind in das Dorf gegangen,“ antwortete er mit Festigkeit, welche sein Verlangen bezeichnete. „Wir werden von Niemandem gehört, von Niemandem gestört.“

„So hört mich ruhig an,“ sprach Adam Ries. „Ich bin meines Vaters einziges Kind aus zweiter Ehe und der Erbe eines ansehnlichen Vermögens. Ihr wißt es, Herr Dollart, es kann sich kein Bauer mit uns messen. Alles ist freies Eigenthum. Mein Vater ist alt. Alle meine rechten Geschwister sind gestorben und die Stiefgeschwister sind abgefunden; ich, der jüngste, lebe allein noch. Auch meine Mutter ist schon lange todt, und da mein Vater stets krank ist und Mühe ihn nicht so pflegen, wie sie sollten, so — wünscht er, daß — ich heirathe. Ueberall wären mir, als Freier, die Thüren offen; aber ich will nur eine Frau nehmen, die ich lieb habe, und — da — wäre — Eure Claire gerade die, welche ich über Alles liebe! Gebt mir sie zur Frau, Herr Dollart! Sie soll es gut haben; sie kommt in eine volle Haushaltung. Gebt mir Claire zur Frau, und ich rede ohne Rückhalt vom der Leber weg und enthülle Euch Alles!“

Er hatte mit stockendem Athem zu reden begonnen. Man hörte es ihm an, daß es ihm zentnerschwer auf der Brust lag. Die

„Nein,“ sagte kleinlaut Martin, „nicht ganz. Ich hab' das Mädchen lieb, Patz! ich leugne es nicht, weil es so brav als schön ist, und auch die giftige Junge Adams ihn nichts nachsagen kann. Ich hab' es lieb, wie mein eigen Leben, aber in Zucht und Ehren, Patz, und was man sagt, Umgang, den hab' ich nicht mit der Claire. Habert nicht mit mir! Ihr seid auch jung gewesen. — Es wird Alles ein schnelles Ende nehmen. Ich bin im Zuge. In drei Wochen ist Ziehung. Da drüben in Deutschland klopfen sie auf den Franzosen, und das Ende vom Liebschen ist nahe. Entweder fall' ich im Kampfe; dann hat Lieb und Leid ein Ende; oder die Claire zieht, wenn die Deutschen kommen, nach Frankreich, und dann ist's eben so aus.“ — Seine Stimme war wankend geworden, als er das sprach. Er nahm seine Mütze. „Adjes, Pathe,“ sagte er. „Ich will gehen, denn was wir noch reden könnten, ist nicht gut. Ich kenne Eure Gefinnung, und weiß, wie es um mein Herz steht. Das läßt sich nicht mit einander zusammenschweißen, wie der Schmied das Eisen schweißet. Da is's besser, ich gehe.“

Der Müller schwieg und rührte sich nicht, und Martin ging langsam von dannen. Er rief ihn nicht zurück; aber er sah ihm nach, so lange er ihn sehen konnte, und dann wischte er sich etwas aus dem Auge.

Martin ahnete nicht den Eindruck, welchen seine einfachen Worte auf den Müller gemacht. Er hatte sein Gewissen tief erschüttert, weil er ihm einfach nachwies, wohin sein Haß seinen Vater und ihn gebracht hatte; denn es unterlag keinem Zweifel, daß, als der Müller bei dem neuen Wagner, dem Wagnerjörg, arbeiten ließ, dies Beispiel Viele nach sich zog. Nun sah er, daß er seinen Schwager und dessen Sohn einem Verderben drohenden Erwerbszweige in die Arme geführt. Er hätte helfen können, wenn er hätte vergeben mögen. In Fehringers Brust nagte ohnehin der Wurm der Reue, der nicht rastet, über die Art und Weise seines Betragens gegen seine selige Frau. Was Martin über seine Liebe

zu Claire gesagt, traf ihn noch tiefer, denn es that sich vor ihm die Vergangenheit auf, wo einst sein Vater ihm Aehnliches vorgehalten und er ähnlich bekannt hatte. Seine Liebe legten sie in's Grab, und er ging verarmt am Herzen und am Glücke des Lebens dem Grabe zu. Da klopfte eine unsichtbare Hand an sein Gewissen, an sein Herz, und sein Gewissen erwachte, sein Herz blutete. Sollte sein Martin, das einzige Wesen, das er liebte auf Erden, an dem sein Herz hing, weil er einer theuern, unglücklichen Schwester Ebenbild war, untergehen, untergehen durch seine Schuld?

Das, was den Alten bewegte, ahnete, wie gesagt, Martin nicht; aber es war ihm so schwer; es lag eine Last auf seiner Seele, wie noch nie. Langsam ging er den Pfad durch die Schlucht hinauf. Es begann zu dunkeln, als er unter dem Baume sich erhob, wo er sich in das Gras gelegt und es mit seinen Thränen benetzt hatte. Er wollte von Niemanden gesehen sein. Langsam schritt er den Pfad entlang, der die Wiesen quer durchschnitt und nach dem Wege hinleitete, welcher zwischen Dollart's und seines Vaters Wohnhause durchlief. Dort begrenzte die Hainbuchenhecke zu beiden Seiten den Weg. Dort hatte er so oft Worte der Liebe mit Claire gewechselt. Jetzt hoben schwere Seufzer die belastete Brust und Claire war ferne. —

„Martin, lieber Martin!“ flüsterte es leise neben ihm in diesem Augenblicke. Es war Claire.

Hatte ihn sonst dieser süße Ton freudig überrascht, heute erschrad er heftig. Sie reichte ihre kleine Hand über die Hecke. Er ergriff sie und sagte: „Ach, Claire, es ist Unheil über uns gekommen. Der Adam hat's endlich fertig gebracht. Er war bei meinem Pate in der Mühle, und ich sah ihn in Deines Vaters Haus gehen. Dort ist's ihm gelungen; gib Acht, auch hier!“

Das Mädchen erbebt.

„Meinst Du?“ fragte sie angstvoll. „Ach, was wird's dann mit uns werden?“ —

„Ich ahne es,“ sagte er darauf, „die Tage unseres Glückes sind vorüber. Dich erwartet Leid, mich hat's schon getroffen. In drei Wochen werd' ich Soldat. Dann ist's aus.“

Claire war eine starke Seele. Ein männlicher Muth wohnte in dem Mädchen; aber das war doch zu viel. Sie wäre schier zusammengebrochen. Der Athem in ihrer Brust stockte. Endlich brach ein Thränenstrom hervor, aber reden konnte das arme Mädchen nicht.

Auch Martin war tief bewegt. Er rang nach Fassung. Es gelang ihm endlich, sie zu gewinnen.

„Eins noch, Claire — denn wir müssen uns trennen — Du bist's, die Deinen Vater begleitet mit geschwärmtem Gesichte. Du warst mit an der Mühle, als Dein Vater dort spionirte. Ich weiß, daß das auf Abams Angabe geschah. Der alte Path hat Dich erkannt. Thue es um Gottes Willen nicht mehr! Auch bringe Deinen Vater ab davon, daß dort eine Schmugglerniederlage sei. Abam hat schändlich gelogen, um meines Pathen Haß auf Euch zu werfen. Der Alte ist außer sich. Ist's möglich, so schießt er Euch Beide nieder. Auf mein Wort baue fest: dort ist nichts zu suchen. Mein Path verabscheut den Schmuggel, wie die Franzosen.“ —

„Claire!“ rief in diesem Augenblicke Frau Dollart, die wohl denken mochte, sie sei nicht fern.

Das Mädchen drückte noch einmal Martin's Hand, dann flog sie, wie das Reh des Waldes, dahin. —

5.

Am Montag Morgen lag, als Frau Dollart aufgestanden war und zuerst an die vordere Thüre des Hauses kam, ein Zettel da, den Jemand durch die gebrochene Thür (wie man die landesüblichen Thüren nennt, die in zwei Hälften quer aufgehen) geschoben hatte. Er war an Dollart gerichtet und versiegelt. Sie trug ihn

zu ihrem Manne, der eben erst erwacht war. Er riß ihn hastig auf. „Heute Nacht,“ hieß es darin, „gibt es einen Hauptschmuggel. Der Weg geht über die Kreuzheide.“ Das war Alles. Die Hand war unbekannt, allein es war die verstellte Schrift Adams, wie Dollart vermuthete und richtig traf.

Zu der Nachricht war er so gekommen.

Sonntag Abends hatte er Fehringer's Haus umschlichen, weil er Claire und Martin zu belauschen hoffte. Er kam aber zu spät. Nachdem er lange in dem von den Hainbuchenhecken eingefriedigten Wege geseffen, und die Hoffnung aufgeben mußte, ging er leise über die das Dorf gegen Süden begrenzenden Wiesen, wo er zum Hause Kamper's, des Wirthes, gelangen konnte. Er hoffte dort Martin zu treffen, mit dem er gerne in Haber hätte kommen mögen, da er mit seinen Spießgesellen verabredet hatte, ihn zu reizen und seine Rache an ihm zu kühlen.

Als er so dahin schlich, wie das nächtliche Raubthier, das auf Beute ausgeht, und nahe dem Wirthshaus gekommen war, wollte es ihn bekänken, als hörte er halblaut hinter dem Hause des Wirthes reden.

Er kroch nun auf allen Vieren näher, um nicht gesehen zu werden, und gelangte so weit zu den Redenden, daß er jede Silbe verstehen konnte. Es waren zwei unbekannte Stimmen. Die dritte war die des alten Fehringer's.

„Hörst Du,“ sagte einer von den Fremden, „Unserer sind zwanzig, aber nur zehn können mit Euch gehen. Die Anderen müssen zurück, um noch einmal Bündel zu holen, die hier bleiben bis Mittwoch. Ihr müßt also von hier aus zu zehn sein.“

„Gut,“ erwiderte Fehringer. „Es wird besorgt. Wenn's auch nur neune sind. Mein Martin trägt zwei Bündel; versteht sich aber für doppelten Lohn.“

„So viel Bündel, so viel Kronthalen,“ entgegnete der Andere. „Meinetwegen mag Einer die zehn tragen, er kriegt den zehnfachen

Lohn. Also, wo die Kreuzhecke die Gasse bildet gegen das Wiesen-
thälchen, da schlägst Du dreimal Feuer mit dem Stahle, und zwar
in Zwischenräumen von Viertelstunde zu Viertelstunde, bis Du siehst,
daß im Thälchen ebenfalls dreimal Feuer geschlagen wird. Das
ist das Zeichen, daß wir es sind. Seid aber vorsichtig. Der
Dollart ist ein Galunke."

"Wie ist das mit dem Schwarzen?" fragte der erste der
Fremden wieder.

"Gott weiß es," sagte Fehringer. „Die Sache ist außer
Zweifel."

"Wenn er nur Fleisch und Wein hat," sagte der Fremde, „so
will ich ihm schon Eins zu befehen geben!"

"Ja, Fleisch und Wein," seufzte der alte Fehringer, „da
liegt's!"

"Nu, altes Weib," rief ärgerlich der zweite der Fremden,
„meinst Du wieder, es wäre der Teufel? Kann's nicht irgend
Einer aus dem Dorfe sein, der sich das Gesicht schwärzte?"

In diesem Augenblicke vermochte Adam Ries das Riesen nicht
mehr zu bewältigen, das wohl durch das feuchte Gras gekommen
war, in dem er zuerst gekniet und in das er sich jetzt niedergelegt
hatte. Ob er gleich die gewobene Wollmütze schnell vor die Nase
preßte, so gab es doch einen eigenthümlichen Laut.

Die Schmuggler schwiegen und horchten; dann machten sie sich
schnell aus dem Wiesengarten des Wirthes weg, und Adam Ries
kehrte auf demselben Wege wieder zurück, wie er gekommen war,
eilte heim, schrieb den Zettel und schob ihn durch die Thürspalte,
als nach zwölf Uhr Dollart zurückgekehrt war.

Obgleich Dollart vermuthete, von wem die Nachricht käme,
und anfänglich zweifelte, ob ihn, nach dem Austritte mit ihm, der
Adam Ries nicht hängen wolle, so schien ihm doch die Sache nicht
ganz grundlos zu sein. Je länger er darüber nachdachte, desto
wichtiger wurde sie ihm. Er brachte im Laufe des Tages im Erfah-

zung, daß mehrere fremde Leute im Wirthshause gewesen waren, die viel mit dem Wirth verkehrt hatten. Da wurde es ihm dann zur Gewißheit, daß etwas Wichtiges im Werke sei.

Als er nach Hause kam gegen Abend, sagte er zu Claire: „Der Schwarze kann mich heute gegen die Kreuzhecke begleiten!“ Damit war es genug. Claire war nun glücklich, daß ihr Vater wieder freundlicher wurde. War er doch den ganzen Tag und seit Sonntag unfreundlich und mißmuthig gewesen.

Als die Sterne matt flimmerten und der Halbmond sich langsam über die Berge zu erheben begann, ging Dollart aus seinem Hause und Claire schlich zur Hinterthüre hinaus. Im Wiesengrunde vereinigten sich Beide und schritten dem Walde zu, in dessen Dunkel sie halb verschwanden.

Durch das Wiesenthal heraus, welches gegen die Ecke der Kreuzhecke, wie ein Schlagwalddistrikt hieß, mündete, konnte man im Zwielichte des aufgehenden Halbmondes ein seltsam Gewimmel wahrnehmen. Dunkle Gestalten drückten sich langsam gegen den Saum des Waldes hin, sichtbar befrebt, den Schatten der Bäume zu gewinnen.

Plötzlich waren sie alle verschwunden. Auch das geliebteste Auge würde keine Gestalt mehr haben entdecken können. Ein leiser Schlag wieder einen Baum und der Lockruf des Klüppchens hatte das bewirkt. Die Schmuggler hatten den Punkt erreicht, wo sie das Zeichen der Gefährten von der Spitze der Kreuzhecke her erwarteten. Jenes Zeichen ließ sie sich alle in das hohe Waldgras niederwerfen.

Aller Blicke waren gegen die scharfvortretende Spitze des Schlagwaldes gerichtet, von wannen ein anderes Zeichen kommen mußte, wenn sie ein Weiterstreiten wagen sollten.

Sie lagen vielleicht eine Viertelstunde oder noch nicht so lange, da wurde droben dreimal Feuer geschlagen.

hinter zwei gewaltigen Eschbäumen standen, vielleicht nur zweihundert Schritte von der Spitze der Kreuzhecke, jedoch mehr links, daß sie die Spitze der Hecke im Auge hatten.

Claire bejahte leise und man hörte an der zitternden Bewegung der Stimme, daß eine fieberische Erregung sie beherrschte.

Jetzt wurde auch etwas tiefer im Wiesengrunde dreimal Feuer geschlagen, und bald sah man deutlich die lange Reihe der Schmuggler, einzeln, schwer beladen und mit furchtbaren Stöcken bewaffnet, in die Kreuzhecke treten.

Die Fremden gaben hier an Kamper und seine Gefährten zur Hälfte ihre Bündel ab. Einige Augenblicke wurde leise verkehrt; die Parole gewechselt und mitgetheilt, an der man am Ziele die Freunde und Helfer erkannte; dann wurde noch einmal auf gut Glück getrunken und Einer der Fremden, der indessen hier ungemein bekannt war, der aber keinen Bündel trug, sondern nur den Stock, brach auf, um in einer Entfernung von einigen Hundert Schritten dem Tross voranz zu gehen, damit jede verdächtige Erscheinung schnell den Folgenden bekannt würde, um sich zeitig mit den Waaren zu retten. Für jede Erscheinung hatten sie eigene Stichworte, die in ihrer Bedeutung nur den Eingeweihten bekannt waren.

Er ging anscheinend sehr ruhig und gleichgültig seines Weges dahin; aber wie der Stofsfalke ließ er sein scharfes Auge rechts und links spähen.

Plötzlich blieb er in der Nähe der Eschen stehen und sagte laut: „Meine Pfeife hab' ich doch vergessen!“ — Das Wort Pfeife wurde scharf von ihm betont.

Das laute Geräusch der Tritte seiner Gefährten verhallte in diesem Augenblicke, wie mit einem Zauberschlage.

„Guten Abend!“ sagte er darauf, näher gegen Dollart herantretend, indem er den Handriemen seines Knotenstodes fest um die Handwurzel schlang. „Kriege ich noch Gesellschaft? — Ah bon soir, Monsieur Dollart? So spät noch hier?“

Dollart trat vor. Claire blieb auf ihrem Posten und sählte ihren Gewehrlauf. Das sah der Führer wohl; allein verschmigt, wie er war, berechnete er schnell, daß, wenn er mit Dollart in's Handgemenge geriethe, der Andere nicht würde schießen können. Zudem entging seinem Blicke nicht, daß er keine feste Haltung hatte.

Als darum Dollart nahe genug war, um auf ihn etwa anzugreifen, that er, als stolpere er über etwas und falle zur Erde. Dadurch kam Dollart näher. Schnell, wie eine Katze auf die Maus einen Sprung macht, schnellte dann der gewandte Mensch in die Höhe, und ehe sich Dollart dessen vorsah, hatte er ihn an der Gurgel und er lag rückwärts auf der Erde. Seine Flinte ging los, aber in die Luft.

Jetzt schoß auch Claire, aber der Schuß ging über den Führer der Schmuggler weg.

„Holla, Brüder,“ rief er, „Einer liegt, der Andre versteht das Schießen nicht! Rasch drauf!“ —

Mit Riesenkraft hielt er Dollart nieder.

Auf Claire sprang Martin zu. Sie zog ihren Säbel und stieß nach ihm, aber sein Stoc schlug die ungelent geführte Waffe nieder. „Claire, um Gottes Willen, laß Dich fallen und thue, als könntest Du Dich nicht regen, als wärst Du todt, sonst kann ich weder Dich, noch Deinen Vater retten,“ rief er ihr leise zu.

„Martin!“ sagte vorwurfsvoll das Mädchen! Allein sie begriff, wie wahr das sei, was er gesagt.

Sie stürzte nieder und that nur einen Schrei!

Martin faßte sie, die sich gewehren ließ, in seine Arme, trug sie tiefer in den Wald, warf sie etwas unsanft nieder und sagte: „Da, Canaille! der hat seinen Theil!“

Schnell eilte er dann zurück zu Dollart. Er war gebunden an Händen und Füßen und die Schmuggler, nachdem Martin mit entschlossenem Sachse erzählt, er habe dem Andern Eins mit dem Stocke gelangt, daß er sich nicht rühre, beriethen, ob sie Dollart todtzuschlagen

sollten. Martin sagte: „Bogehet keinen Mord! Er kennt den Führer nicht und uns sah er nicht. Laßt mich bei ihm und nehmt die Bündel. Dann rasch fort und Alles ist in Sicherheit!“

„So soll's sein!“ sagte der Führer. „Mach' mit ihm, was Du willst, Martin!“ Ohne Weiteres wandten sie sich zu den Bündeln. Zu besorgen war nun nichts mehr.

Nur der alte Fehringer trat zu Martin und fragte leise: „War's der Schwarze?“

„Nein,“ sagte Martin.

„So sei menschlich, Martin, und laß ihn laufen, nachdem er Dir versprach, Dich nicht anzuzeigen!“

„Geht, geht,“ rief ihm Martin zu. „Ihr habt keine Zeit zu verlieren, er regt sich schon. Martins Bündel nahm nun der Führer, und bald war der Trupp, der nun noch aus neunzehn kräftigen Männern bestand, im Walde verschwunden.

Martin zog schnell Dollart's Säbel heraus und verbarg ihn, sammt seinem Gewehre im Graben unter den Gefräuchen. Dann schnitt er Dollart's Bande durch, riß das Taschentuch vom Munde und schöpfte am Graben Wasser mit einem Leberbecher, wie ihn die Schmuggler zu führen pflegten, um ihn auszuwaschen.

Er erwachte schnell und richtete sich in sitzender Stellung auf. Tief aufathmend, sagte er: „Wo ist Claire?“

„Seid stille, Meister Dollart,“ sagte Martin. „Sie ist gerettet. Ich will sie herbeiführen.“

Claire trat ihm entgegen.

„Martin, Du ein Schmuggler?“ sagte das Mädchen.

„Ich danke nun Gott, daß ich mich dazu mißbrauchen ließ. Ohne mich wäret ihr Beide des Todes.“

„O das ist wahr!“ sagte Claire und faßte dankbar seine Hand. „Vater,“ sagte sie dann, „wie ist es Euch?“

„Gut, gut,“ sprach Dollart eifrig, „aber meine Glieder thun

mir wehe und mein Nacken. Der Spießbube hat mir abscheulich unter das Kinn gestoßen.“

„Dankt Gott, daß er Euch nicht todt schlug,“ sprach Martin.

„O sie wollten es, als Ihr bewußtlos dalagt,“ sagte Claire; „aber der gute Martin bat für Euer Leben. Ich bin Zeuge. Ich stand nahe genug, um es zu hören.“

In Dollart's Brust stürmten die wildesten Gefühle. Daß ihm dieser Fang entgangen, das wurmte ihm unablässig; daß er nun dem Martin sein und seines Kindes Leben verdankte, war ihm noch bitterer.

„Martin,“ sagte er, „Du hast sie Alle gekannt und bist ihr Genosse, nenn' mir ihre Namen. Du sollst frei ausgehen, das gelob' ich Dir!“

„Kommt nur erst heim, Meister Dollart,“ sagte er, „so sollt Ihr Alles erfahren. Was hilft's, wenn ich sie Euch hier Alle nenne? Ihr vergeßt sie ja, bis Ihr heimkommt!“ —

Das leuchtete Dollart endlich ein. Der Martin entging ihm ja nicht! —

Er war indessen von den Mißhandlungen doch der Art angegriffen, daß er kaum gehen konnte.

Claire und Martin mußten ihn führen. Martin, der Dollart's Waffen entfernt hatte, weil er einen wilden Ausbruch seiner Wuth gefürchtet hatte, ihn daher wollte an einem Angriffe gegen ihn hindern, trug nun diese Waffen und die Claire's dazu. Langsam nur konnten sie vorwärts schreiten, denn von dem festen Binden mit den Stricken waren Dollart's Beine geschwollen. Erst gegen Ein Uhr erreichten sie das Dorf, wo Frau Dollart nicht wenig über den Anblick ihres Mannes erschrad. Er legte sich sogleich zu Bette und verlangte, Claire solle Martins Geständnisse niederschreiben.

Martin weigerte sich, irgend eines zu sagen.

„Sei Du nur ruhig,“ sagte mit verbissener Wuth Dollart.

„Ich will Dir schon die Zunge lösen. Dich hab' ich, die Andern krieg ich, das steht fest, und dann verlierst Du das Recht auf mein Gelbbniß, daß Du frei ausgehen sollst.“

Martin wandte sich, wegzugehen.

„Zum Verräther sollt Ihr mich nicht machen, denn mich bindet ein feierliches Angelbbniß. Nun laßt kommen, was da komme. Gute Nacht und gute Besserung!“ Er ging. Draußen stand Claire weinend. „Ach Martin,“ schluchzte sie, „was wird das werden?“

„Nichts, Claire, denn ich muß flüchtig werden. Lebe wohl! Möge Gott uns ein fröhlicheres Wiedersehen schenken!“ Er schloß sie in seine Arme, drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen und war verschwunden.

6.

Für Martin blieb keine Wahl; kein Aufschub war zulässig, sollte er nicht in die Hände der Franzosen fallen. Es unterlag keinem Zweifel, daß man ihn so lange quälen würde, bis er die Namen nenne; dann war sein Vater, dann waren zwanzig Familien dem Verderben geweiht.

„O, das ist die Frucht des verbrecherischen Treibens!“ rief er aus, „und ich ernte für Alle, weil ich schwach genug war, nicht den Widerstand zu leisten, der mich auf rechter Bahn erhalten hätte! O meine Claire!“ seufzte er und trat in sein stilles, dunkel daliegendes Vaterhaus.

Die Denebas hörte ihn kommen. Sie wußte, was diese Nacht vorgehen sollte. Schnell stand sie auf, warf ihre Kleider über und rief leise „Martin!“ Er kam herauf. Schnell erzählte er ihr das Vorgefallene. „Ich muß fort,“ sagte er, „sonst sind Viele mit mir unglücklich und mein Vater vorab.“

„Wohin willst Du, Kind?“ fragte angstvoll die alte, treue Seele. „Ueber den Rhein, wenn's geht,“ sagte er.

„Aber Du wirst dann nicht wiederkommen dürfen!“ —

„Wer weiß, wie es Gott fällt,“ sagte Martin; „doch geht mir ein Paar Hundert, Lencobas! Geld hab' ich noch für die erste Zeit. Gott wird mich nicht verlassen!“ —

Sie eilte, ein Bündelchen zu machen. Weinend legte sie ihren Sparspenny hinein und sagte zu sich: „Er wird's brauchen und es bringt ihm mehr Segen, als das gottlose Schmuggelgeld.“

Sie brachte es ihm unter lauten Schluhzen.

Sagt meinem Vater, er solla um Gottes willen dem heillosen Geschäfte abjagen. Es wird ihn auch noch in Ketten und Bande bringen, wie es ihm im Alter seines Sohnes beraubt. Sagt ihm, das sei meine einzige, meine letzte Bitte. Und, liebe Bas, grüßst Claire! Sagt ihr, ich liebe ihr tren bis in den Tod. Bittet sie, daß sie mich nicht vergesse — daß sie den — Adam nicht herwölpe. Der ist gewiß wieder der Verräther, denn verrathen war's, das steht fest. Ich will Euch schreiben, wo ich bin und wie es mir geht. Fragt bei dem alten Werthheimer im Städtchen nach. Sagt auch Claire, was ich schreibe — nur ober geheim, sonst holen sie mich stübr. Lebt wohl, Gott schäke Euch!“

Er brackte ihre treue Hand und eilte fort.

Der Mond war untergegangen. Wolken umlagerten den Himmel. Es war eine stockfinstere Nacht. Man sah keine Hand vor den Augen. Martin eilte schnellen Schrittes durch's Dorf. Die Wege waren ihm alle bekannt. Es galt, noch vor dem hellen Tage das Städtchen und das Haus Werthheimer's zu erreichen, dessen Sohn unter denen war, die zurückgegangen, also daheim waren.

Auf dem gewöhnlichen Wege hatte er vier bis fünf Stunden. Da mußte ihn der Tag ertellen, ehe er ankam; aber es gab Pfabe; die nur Wenige konnten, Pfabe der Schmuggler, die durch Wald und Gestrüpp, über Höhen und durch Thalflüchten führten. Auf diesen Pfaden schritt er ein großes Dnick ab und sparte wenigstens zwei Stunden. Er verließ daher den gewöhnlichen Weg, wandte sich

links und wanderte, als wäre sein Schritt beflügelt — in das doppelte Dunkel des Waldes hinein. Unermüdet setzte er seinen Weg fort, wenn auch der Schweiß rann, wenn auch heftiges Athmen die Brust hob, wenn auch manchmal die Ermüdung sehr fühlbar wurde. Er gönnte sich keine Rast und durfte es nicht.

Nach stundenlangem Wandern legte sich der Wald, und bald darauf stand er im Freien. Ein scharfer Wind wehte von Osten erquickend her. Schnell erkannte er, wo er sich befand. Noch etwa drei Viertel Stunde, und er mußte die Wellen des Rheines rauschen hören!

Wieder wanderte er in nordöstlicher Richtung weiter, kam an eine alte, verfallene Landstraße und folgte dieser eine bedeutende Strecke. Dann erblickte er vor sich die Ruinen einer Burg und des Rheines Rauschen schlug an sein Ohr. Das Raug, wie Rausch! Am Fuße des Berges, wo die Burg stand, lag das Städtchen, und die ersten Streiflichter röteten den Himmel im Osten.

Nun war er dem Ziele nahe. Ein Blick nach oben und ein keises Gebet erhob seine Seele.

Schnell sprang er von der alten Straße hinab und war an den Ruinen. Durch den tiefen Felsgraben führte ein Pfad in das Gemäuer. Er kannte ihn genau. Bald stand er mitten in den alten Diebeln und Mauern; aber da war kein Weilen. Der Tag kam schnell in dieser Jahreszeit. Glücklicherweise stieg ein dichter Nebel vom Rheine auf und wirbelte, vom Bergwinde gefaßt, wild durcheinander und lagerte sich dann bis zur Hälfte der Berghöhen über das Thal, es ganz erfüllend.

Das war für Martin ein großes Glück; denn es waren jetzt nur zwei Pfade, die er wählen konnte. Der Eine führte gerade hinab, an der herrlichen Ruine einer gotischen Kirche vorüber, die hoch über der Häuserreihe stand, die am Berge hinlief, auf dem Kirchhof einer tiefer stehenden Kirche, der Hauptkirche des Städtchens. Den Kirchhof aber schloß ein Thor gegen die Stadt hin. Da hätte

er sich verbergen müssen, bis, das Wörgengelläute anzuhören, der Wächter es öffnete. Trat er dann aus dem Thor, so konnte ihn leicht Jemand sehen und — wer weiß — wie es dann kommen konnte? Der andre führte auf der nördlichen Abhängung des Berges in ein Seitenthal hinab, auf welches das obere, stets offene Thor der Stadt mündete; aber diese Bergseite war völlig kahl. Sie führte unten im Thale an den Mühlenteich, über den man leicht springen konnte. Auf dem mit Weiden bepflanzen Damme erreichte man die Mühle, welche gerade vor dem Stadthore lag, und, wenn nicht ein besonderer Unstern waltete, konnte er für einen in den Tagelohn gehenden Bauernburschen des im Thale liegenden Dorfes gelten. Seine Wahl war schnell entschieden. Er betrat den letzteren Weg, kam glücklich hinab, sprang über den Mühlenteich, erreichte die Mühle und trat nach wenig Augenblicken in die Stadt, die noch todtsille dalag.

Wenn auch das Herz pochte, er schritt langsam die sich senkende Straße hinab, über die kleine Brücke hinüber, am Bache hin und erreichte den Markt, wo die Hauptkirche stand. Keine Seele begegnete ihm.

Die lange Oberstraße schritt er nun hin, bog dann links in eine Gasse, die zum Rheine hinabführte und stand in wenigen Augenblicken an der Thüre des Schiffers Werthheimer. Auf sein eigenthümliches, den Hausbewohnern wohlbekanntes Klopfen wurde bald geöffnet, und er war für's Erste in Sicherheit.

Werthheimer's Sohn erschrad heftig, als er ihn sah. „Wie sieht's?“ rief er aus. „Ist Euch etwas passiert?“ — „Stille!“ sagte Martin. „Kommt hinauf in die Stube. Da will ich Dir und Deiner Mutter Alles erzählen.“

Als er dann sich an Speise und Trank erquickte, erzählte er den ganzen Hergang.

Man überlegte hin und her, ob man den Vater abwarten sollte, ehe für Martin etwas geschehe.

Die Mutter war eine kluge, sehr besonnene Frau. Sie entschied endlich den Streit.

„Ich wollte,“ sagte sie, „der Dollart läßt von hier die Gensd'armen hinauskommen, um den Martin gefangen zu nehmen. Finden sie ihn nicht, so suchen sie nach ihm; es werden selbst Streichhölzer hinter ihm drein geschickt. Suchen sie nach ihm, so haben wir sicher zu erwarten, daß auch bei uns Hausdurchung gethan wird, da die Leute wissen, daß Werthheimer einmal dabei ist, wenn's an's Schmuggeln geht. Was kann's Wird er freibrieflich verfolgt, so darf ihn jeder Doman anhalten. Ist er aber über'm Rheine, so ist er in keiner Haut sicher und kräht kein Hahn nach ihm. Mha ist mein Rath, sobald er sich satt gegessen und getrunken hat, fähst Du ihn über den Rhein.“

Damit stimmte dann auch Martin überein.

Der junge Schiffer nahm Rlemen, Ruder und Gaken, und ging nach dem Rheine, machte den Rahn zurecht und rief dann Martin. Kein Mensch rebete sie an, und als der Rahn sich auf den Wellen schaukelte, sagte der junge Werthheimer: „Nun bist Du gerettet!“

Es war aber auch eben gerade Zeit für ihn; denn mit dem grauenben Tage kam ein Bote von Dollart an den Wachtmeister der Gensd'armen im Städtchen, welcher eiligt sie auf das Dorf berief.

Zwei berittene Gensd'armen standen in dem Städtchen, die, da Dollart bringlich geschrieben, hinausjagten.

Als sie dort ankamen, wurde sogleich Zehring's Hans von Dollart und den Feldschützen, die zur Hand sein mußten, ungestellt, der Syndik, wie damals der Ortsvorstand hieß, nebst den beiden Gensd'armen drangen in dasselbe ein, um nach Martin zu suchen.

Der alte Zehring saß am Tische und seine Thürnen klopfen. Erst vor einer Stunde war er heim gekommen und die Bencebas hatte ihm sogleich Alles mitgetheilt.

Als sie Martin nicht fanden, und der alte Mann nicht wusste, wo er war, wurde die Mühle und die Häuser der Bestenbetten im Orte durchsucht; aber alles Suchen war umsonst. Nun nahmen sie den alten Fehrlinger mit, um ihn etwas auszufragen, allein schon am Abend ließen sie ihn frei. Mittlerweile waren des Bethhänders und anderer Schiffer Wohnungen durchsucht worden, die etwa im Verdacht des Schlingelns standen, und wo sich etwa Martin könnte verborgen halten.

Clare lebte Tage des Leids und der Angst und der Mühen, den jetzt die Gewissensbisse noch herber verfolgten, war ganz trostlos; das Dorf aber war in der größten Aufregung und der wildeste Haß Aller warf sich auf Adam Ries, dem man den Verrath beimaß, weil Clare hier und da eine Aeußerung hatte fallen lassen, die auf ihn den Verdacht hinleitete.

Martin war in dem Orte auf dem rechten Rheinufer nicht geblieben, das er zunächst erreichte; denn hier hielt er sich mit Nichts nicht völlig sicher. Bei dem Orte mündete ein weites Thal, durch welches ein starker Bach floß und ein Verkehrsweg in das innere Land sich durchwand. Er schlug ihn sogleich ein und wanderte den Tag über rüstig, wenn auch in Zwischensäumen hier und da ankruhend, voran. An vielen Mühlen kam er vorüber. Endlich, als der Tag sich neigte und das Thal allmählig höher stieg und seinem Verlaufe in's Flachland des dort beginnenden Berglandes nahe war, fand er die letzte Mühle. Sie mochte vier, auch sechs Stunden von dem Orte an der Mündung des Baches in den Rhein entfernt sein. Sie lag so versteckt, daß man sie erst sah, wenn man ihr Nähergeklapper hörte. Er trat zur Thüre und hat um eine Nachherberge, welche die Leute um so lieber, nach alter, ehrwürdiger Sitte, zugestanden, als Martins Kleidung und Aussehen durchaus ihnen die Gewähr zu bieten schien, daß er ehrlicher und ordentlicher Leute Kind sei. Als er nun bei dem Müller, einem alten Manne, unter der Linde saß, die im Hofe stand, fragte

ihn dieser nach seiner Heimath und seinen Lebensumständen, wie noch dem Ziele seines Wanderns.

Die Müllerskente waren beide alt. Sie hatten nur einen Sohn und sonst keine Kinder, und dieser Sohn war in den letzten Tagen so unglücklich gewesen, beim Aufladen eines Tischlammes im nahen Walde ein Bein zu brechen. Einen Mahlfnecht hatte der alte Mann sehr nöthig, aber noch nicht finden können. Auf Martin, der ihm in seiner Bescheidenheit wohl gefiel, war sein Auge in dieser Beziehung gefallen; und seine Fragen hatten den Zweck, zu hören, ob er eine Hoffnung auf ihn setzen könne.

Die Fragen des alten Mannes waren so theilnehmend und herzlich, daß Martin ihm ohne Hehl sein Geschick mittheilte, und auch die unverhehlte Absicht, sich ein ehrlich Unterkommen zu suchen.

„Ich kann tüchtig arbeiten und will mein Brod getreulich verdienen,“ sagte er offen und ehrlich.

Diese Rede erfreute des alten Mannes Herz.

„Verstündest Du nur Etwas vom Mahlwesen,“ sagte er, „so könntest Du gleich bei uns bleiben;“ und nun erzählte er ihm den beklagenswerthen Unfall seines Sohnes.

Martin konnte ihm die Versicherung geben, daß er damit durch seinen Rathen, den Müller auf der rothen Mühle, vollkommen vertraut sei, und sagte damit eben nur die reine Wahrheit; denn der Müller, sein Rath, hatte ihn ja absichtlich mit dem Mahlwesen und der Einrichtung einer Mühle vertraut gemacht, und als vollends der alte Müller vernahm, daß er das Baguerhandwerk verstehe, bot er ihm einen so schönen Lohn, daß Martin auf der Stelle einschlug und in der Mühle blieb.

Das Alles hatte sich so überraschend schnell und einfach gemacht, daß Martin Gott innig dankte. Zudem war er von seiner Heimath, streng genommen, nur eine Tagereise entfernt, was ihm eine reiche Beruhigung bot.

Schon an dem Abende nahm er dem alten Manne die schwere

Arbeit des Aufschüttens ab, der mit Freuden sah, daß ihm Martin die Wahrheit gesagt hatte.

In der stillen Mühle lebte er denn nun schwer Pflicht mit Euse und Gewissenhaftigkeit. Er verwarf sich schnell die Liebe und das Vertrauen der alten Leute und des leidenden Sohnes, den er sogleich pflegen half. Als dieser endlich wieder genas, war Martin den Leuten unentbehrlich geworden. War er nicht in der Mühle beschäftigt, so arbeitete er als Wagner in der Scheune; ja manche Arbeit, zu welcher der Müller den Mühlenarzt sonst brauchte, welcher ihn schweres Geld gebietet, machte Martin so gut und ächt, daß sie sich mit der des besten Mühlenarztes messen konnte. Da war denn gar nicht daran zu denken, daß sie ihn verabschiedeten, vielmehr hielten sie ihn werth wie ihren Sohn.

Gleich Anfangs hatte der Alte Mann selber das Mehl wegzufahren, um Martin keiner Gefahr auszusetzen, und als der Sohn wieder hergestellt war, übernahm dieser das Geschäft, und Martin blieb auf der Mühle, ohne daß sein Dasein irgend Jemandem aufgefallen wäre.

7.

Jenseit des Rheines hatten sich Ereignisse zugetragen, welche den Waffen Napoleons höchst ungünstig waren.

Die verbündeten Mächte, der Kaiser von Rußland, der von Oesterreich und der ritterliche König von Preußen, standen mit ihren begeisterten Schaaren dem Erbfeinde der Ruhe und des Bürgerfriedens entgegen, und brachten ihm eine Niederlage nach der anderen bei. In Spanien trieben die Engländer die Franzosen vor sich her und brängten sie allmählig den Pyrenäen zu, der starken natürlichen Grenzseite ihres Landes.

Die Schlachten waren blutig und mörderisch. Napoleons Schaaren richteten sich mächtig. Eine schnelle Aushebung mußte die

Gefallenen und Gefangenen ersuchen, wenn nicht der Kampf eine noch ungünstigere Wendung für ihn nehmen sollte.

Der Befehl wurde gegeben und schnell zur Ausführung gebracht.

Bis jetzt hatte man auf den Bestand eines bayerischen Armees nicht isofern Rücksicht genommen, als man den ältesten Sohn frei ließ, der dem Haus- und Geschäftswesen vorstand. Wo nur möglich, sollte nun auch diese Rücksicht fallen. Allgemein war die Strenge des kaiserlichen Befehls bekannt, und Traver überfiel zahlreiche Familien. Besonders streng aber sollte auch das Gesetz in Ausführung kommen, welches feststellte, daß das Vermögen Flüchtlinggewordener vom Staate sollte eingezogen werden.

Traf das Gesetz besonders schwer den reichen Adam Ries, so fiel die ganze Wucht des Letzteren auf den armen, alten Fehringler, der doch um keinen Preis seinen Sohn in die Hände der Franzosen überliefern wollte, wenn er auch gewußt hätte, wo er eine Zuflucht gefunden.

Mit ungewöhnlicher Eile wurde diesmal die Aushebung betrieben, was auf die Noth hinwies, während die amtlichen französischen Nachrichten nur von Siegen redeten, welche der unüberwindliche Kaiser erfochten.

Endlich kam der gefürchtete Tag.

Adam Ries hatte seine Thaler springen lassen, wo nur eine offene Hand war, die etwas zu seiner Befreiung beizutragen im Stande schien, und der offenen Hände waren damals viele!

Die Gründe, die er für sich geltend machte, bestanden besonders darin, daß er das Ackergut besorgen, den Vater pflegen und in allen Stücken dessen Stelle vertreten müsse; allein Adam Ries hatte verschwiegen, daß er eine Schwester aus der ersten Ehe seines Vaters habe, die im Dorfe verheirathet sei, und daß sein Schwager seine Stelle so gut, wie er selbst vertreten könne, zumal die Ehe eine kinderlose war.

Als der Unterpräfekt nach diesen Umständen fragte, die einer

der vielen Feinde des Adam Ries mußte angezeigt haben, konnte der Maire sie nicht in Abrede stellen, und alle Bitten blieben erfolglos — Adam Ries wurde Soldat.

Das schmettete ihn beispiellos nieder, noch mehr aber, daß sein weinendes Auge so manchem Blicke begegnete, aus dem Kar und bestimmt die Freude über sein Unglück sprach. Trostlos wandte der Mensch hinaus, der in seinem Uebermuthе oft triumphirend ausgerufen: „Sein Geld überwinde Alles!“

Als aber nun die Reihe an Martin Fehringler kam, theilte der Maire die Ergebnisse der Acten über diesen Entweichungsfall mit.

Der Vater wurde vorgerufen und mit harten Worten gefragt, wo sein Sohn sei?

Als der Greis betheuerte, er wisse das nicht, warf man ihn in das Gefängniß, bis er seinen Sohn herbeigeschafft haben würde.

Dies konnte er nicht. Nach zwei Monaten ließ man ihn zwar wieder frei, allein Haus und Hof war confiscirt, als das alleinige Erbtheil des entwichenen Sohnes.

Adam Ries konnte nicht triumphiren, er stand bereits unter den Waffen. Er wäre aber auch der Einzige im Dorfe gewesen; denn alle Einwohner trugen aufrichtiges Mitleid mit dem Greise, dessen Kraft seit seines Sohnes Entfernung gebrochen schien und der leidend war, seit er zum ersten Male wegen Martins Flucht im Gefängnisse gefessen hatte. Er und die alte Base miethteten sich in einem anderen Hause ein.

Tags darauf, als dies geschehen war, kam der Müller aus der weißen Mühle und trat in Fehringler's Stübchen. Der alte Mann saß im Behrstuhle, der ihm geblieben war, und weinte. Als die Thür aufging, hob er den müden Kopf in die Höhe, aber zu dem Geyenrufe verlagte ihm die Stimme vor Erstaunen.

Der Müller setzte sich, und eine Welle schien auch er einen schweren Kampf mit seinem harten Kopf und Herzen zu kämpfen,

Endlich hob er an: „Schwager, Du weißt wohl, warum ich Haß gegen Dich getragen —“

„Schweig, Schweig!“ rief Fehringler mit gewaltiger Bewegung aus; „ich weiß, was Du willst. Ist es nicht genug, daß Neue und Qual mein Herz zerreißt? Ist es nicht genug, daß Gottes strafende Hand so schwer auf mir liegt, daß ich im Alter kinderlos und ein Bettler geworden bin? — Willst Du noch kommen und das Maß meines Jammers voll machen durch bittere Vorwürfe, deren ich mir selber Tag und Nacht mehr mache, als Du mir machen kannst? Geh! Vierzehn Jahre hast Du meine Schwelle gemieden und mich nicht gekannt; hast getreulich an meinem Verderben mitarbeiteten helfen; geh', laß mich in Ruhe sterben, wenn ich es kann! Du hast Rache genug; Du brauchst Dir sie jetzt nicht selber zu holen!“

Diese Worte schnitten in des Müllers Herz. Er wollte antworten, aber die Thüre ging auf und ein Mädchen trat herein, dessen Kleidung etwas anders als die der Mädchen des Dorfes war, dessen Schönheit aber selbst das Auge des Müllers fast blendete. Sie trug ein Körbchen in der Hand und wandte sich an Fehringler.

„Vater Fehringler,“ sagte sie mit einem so süßen, herzerwehnenden Tone, daß der Müller sich wunderbar bewegt fühlte, „ich habe Eure Worte gehört; sie sind mir in die Seele gedrungen. Eigentlich komme ich nur, um Euch eine Suppe zu bringen, aber ich höre, daß ich Frieden zu stiften gekommen bin. O,“ sagte sie, sich an den Müller wendend, „ich kann mir nicht denken, daß Ihr dem hartgeschlagenen Mann seine Lage verbittern wollt. Nicht wahr, das wollt Ihr nicht?“ —

Die letzten Worte sprach sie bittend; aber es wäre auch keine Menschenseele, selbst die härteste nicht, im Stande gewesen, diesen Worten, diesem Tone zu widerstehen.

Der Müller spanng auf und unterbrachte mühsam eine Nahrung, die ihn überwältigen wollte.

„Wer bist Du, Mädchen?“ fragte er, ihre Hand ergreifend.

„Wenn das Etwas zur Sache thut, will ich es Euch sagen,“ sprach Claire; „ich heiße Claire Dollart und bin des Douanen Kind.“

Der Müller sah sie lange, sehr lange an und in seinem Gesichte suchte es, bis zwei dicke Thränen ihm aus den Augen quollen.

„Ich kenne Dich nun und danke Gott, daß ich Dich kennen lerne, um auch Dir das Unrecht abzubitten, das ich, ohne Dich zu kennen, an Dir that; Kind, ich bin Martin's Pathe. Dir will ich es sagen, was mich hierher treibt. Die letzte Unterredung, die ich mit Martin hatte, ist mir durch die Seele gegangen. Seit vierzehn Jahren habe ich keinen Tritt in das Dorf gesetzt bis heute. Ich haßte diesen, meinen Schwager, weil — nur das soll ja eben vergeffen sein! Martin weckte mein Gewissen, was Keinem gelungen war. Sein Wort traf mich schärfer, denn ein zweischneidig Schwert. Ah! das Unglück, das zu Haus kam in der letzten Zeit, seine Flucht, ohne mir Lebenswohl gesagt zu haben, hat mich tief und tiefer gebeugt. Endlich ist der harte Mensch gebrochen worden von der Hand Gottes. Fehringner meinte, ich komme, um ihm Vorwürfe zu machen; aber Gott ist mein Zeuge, ich komme, um ihm die Hand zur Veröhnung zu bieten. Ich will in's Grab legen die ganze Vergangenheit und mit ihm leben wie ein Bruder, mit ihm theilen mein Brod, daß er nicht mehr darbe. Dazu bin ich hier, und er ließ mich nicht zu Worte kommen.“

„O dann sei Gott gepriesen!“ rief das Mädchen aus, und auf ihrem Engelgesichte lag eine wahre Verklärung. „So kommt,“ bat sie, „und laßt mich es sein, die Eure Hände und Herzen wieder vereinigt!“

Sie faßte des Müllers Hand und führte ihn Fehringner'n zu, und legte ihre Hände ineinander. „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander leben! Denn daselbst

verheißet der Herr Friede und Freude ewiglich! So spricht des Herrn Wort.“

Der Müller starrte das Mädchen an; dann aber fielen sich die beiden Männer um den Hals und weinten fast laut.

Claire wollte sich wegschleichen.

Das sah der Müller und machte sich los.

„Bleib, Mädchen, bleib!“ rief er. „Auch mit Dir hab' ich zu reden. Ich haßte Dich, weil Du und Dein Vater erst meine Mühle umkreist habet und meintet, ich sei ein Hehler der Schmuggler. Du hattest Dein Gesicht geschwärzt, aber ich erkannte in Dir das Weib. Jetzt — jetzt — kenn' ich Dich erst und jetzt bitt' ich Dich, vergib auch Du mir! Ich weiß, daß Adam Ries die Schuld trägt. Willst Du mir verzeihen?“

Claire lächelte durch Thränen. Sie reichte ihm ihre Hand. „Ach,“ sagte sie, „ich wußte ja nicht, daß Ihr uns haßtet; aber gerne vergebe ich Euch. Seht, ich mußte meinen Vater begleiten, weil ich fürchtete, die Schmuggler möchten ihm ein Leid zufügen, daran ich sie hindere. Ich hätte daheim keine Ruhe gehabt. Damit man mich aber nicht erkenne, trug ich einen Krautestor vor dem Gesicht.“

„Aha, Du warst's“ rief Fehringler. „Gottlob, daß auch dies Geheimniß sich so schön auflärt!“

„Du bist eine brave Tochter,“ sagte der Müller. „Der Segen Gottes wird Dir nicht entgehen, denn Du hast den Segen der Verheißung für Dich! Wer so dem Vater Liebe beweist, der ist auch zu jeder guten That fähig.“

In diesem Augenblick rief die Mutter unten im Hause, da Claire ihr zu lang ausblieb.

„Ich muß gehen. Gottes Gnade und Frieden sei mit Euch!“ rief sie und eilte zur Thür hinaus.

Was die beiden Männer noch miteinander redeten, war ernst und bedeutsam, aber bitter war es nicht. In die Mühle wollte

Fehringers nicht sehen; dagegen versprach der Müller, Alles für ihn zu thun, und hielt treulich sein Wort. Fast täglich besuchte er ihn, bis er wieder genesen war. Er versorgte ihn und die Waise reichlich mit Allem, was die beiden Alten bedurften, und den Hauszins zahlte er ihm auch.

Oft sagte Claire: „O wenn es doch Martin wüßte!“ Und mit dem Worte hob sich ein schwerer Seufzer von der kummerbelasteten Seele des Mädchens. Denn es waren nun zwei Monate vergangen, und Martina hatte Nichts von sich hören lassen.

Hatte er sie vergessen? Das glaubte Claire am wenigsten.

Da kam eines Tags, es war schon in den Tagen des Octobers, als bei Leipzig die Macht des weltstürmenden Napoleons gebrochen wurde, der alte Werthheimer, einst Fehringers Schmuggelgenosse, in's Dorf und fragte nach ihm.

Man wies ihm das Haus, wo der Alte in der Miethe wohnte.

Als Werthheimer eintrat, sah Fehringers an seiner Bibel, denn es war an einem Sonntag Mittage.

Fehringers war freudig überrascht, als er den Gefährten so mancher Schmuggelrei bei sich sah.

„Was führt Dich zu mir armen, alten Mann?“ fragte er.

„Die Zeit ist dahin, wo Du mich brauchen konntest.“

„Darum komme ich nicht,“ sagte er zu dem Alten. „Es ist ein Anders, was mich zu Dir führt.“

„Doch nichts Schlimmes?“ fragte ängstlich Fehringers.

„Nein, alter Kamerad,“ entgegnete Werthheimer, „diesmal ist's nur Gutes. Ich bringe Dir Kunde von Deinem Sohn. Er kennt das Unglück, das Dich traf seinetwegen, und das hat ihn tief gebeugt. Gerne wäre er gekommen und hätte sich gestellt, um Dich aus der Noth zu retten, wenn es die braven Leute zugelassen hätten, bei denen er ist wie das Kind im Haus, und die ihn werth halten wie den Augapfel im Auge. Sie mußten ordenlich Gewalt an-

wenden, um ihn zurückzuhalten, und erst, als sie es ihm klar machten, daß es ja dann für Dich nur schlimmer würde, wenn er Dir ganz genommen und hingeopfert würde, da ergab er sich. Wo er aber ist, darfst Du nicht wissen; — nicht, wie weit er von Dir ist, damit Du, wenn sie wieder an Dich gehen, und das kann kommen, frei sagen kannst, Du wissest es nicht; aber dies Geld sendet er Dir und bittet Dich, Du solltest es für Dich und die Base verwenden. Er hat's sehr gut und braucht das Geld nicht."

Da faltete der alte Fehrlinger seine Hände und das schneeweiße Haupt, das erst weiß geworden war seit den Leiden der letzten Zeit, sank auf die gefalteten Hände und er betete, denn sein Herz war voll Preisens und Dankens.

Werthelmer ging hinaus und suchte die Base. Ihr sandte Martin ein warmes Halstuch für den Winter und die herzlichsten Grüße.

„Aber,“ sagte Werthelmer, „noch Eins. Ihr sollt zum Pather gehen und ihn viel tausendmal grüßen und ihm sagen, er komme bald, denn mit den Franzosen sei es Matthäus am Besten. Dann trug er mir auf, Ihr solltet der Claire sagen, sie solle, wenn das Franzosenwesen zusammenbreche, doch um Gottes willen nicht mit nach Frankreich gehen, sondern da bleiben; er hoffe zu Gott, daß er wiederkehren dürfe, und dann werde ja noch Alles gut werden.“

Das waren Bottschaften, die überall Wonne und Freude bereiteten, wohin sie gerichtet waren, obwohl Claire an das, was er vom Franzosenwesen sagte, nicht glaubte und lächelnd meinte, damit verrechne er sich doch! „Ach,“ sagte sie, „wie wird es gehen? Wird er je wiederkommen dürfen?“

8.

Claire's ungläubiges lächeln war der Wieberschein der unerschütterlichen Meinung ihres Vaters. Dollart, wie viele Tausende begeisterter Verehrer Napoleons, glaubte eher an den Untergang der

Welt, als an den feiner Macht und seines Glücksterns. Er fürchte wohl von der Macht der Elemente bezwungen werden, sagten sie, wie von einem russischen Winter, nicht aber von der Macht der Menschen. An die Macht Dessen, der da spricht: „Bis hierher, und nicht weiter!“ dachten sie nicht bei ihrem freischätlichen Urtheile. Was er jetzt wohl noch leide, das sei die Folge jenes Winters, das sei das Nachweh; aber mit einem Male werde der Adler sein Gefieder schütteln, die Flügel ausbreiten und die Fänge rüsten; dann werde Europa zittern und wieder alle gekrönten Häupter sich im Staube vor ihm neigen.

Wie gesagt, das glaubten Viele, denen die „Bülletins der großen Armee“ eine volle, reine Wahrheit waren. Verwöhnt durch die Siege des Gewaltigen, sahen ihnen ein Wechsel des Glücks außerhalb der Grenzen des Möglichen zu liegen. In Napoleons sahen sie etwas Ueberirdisches, einen Menschen, dessen Wille keine Schranken kenne, wie seine Macht und sein Geist.

Aber es gab unendlich Viele, die zwischen den Zeilen der ruhmredigen Bülletins lasen, die an den hausbäckig posaunenden Siegesboten einen Zweifel wachsen fühlten, je mehr sie posaunten. Es lag wie Blei auf den Cristern, als die dreitägige Schlacht geschlagen war, und die Bülletins weniger rühmten. Es drangen Lunden über den Rhein herüber, trotz der Sperrre, und diese Nachrichten waren Botschaften vom Untergange, die da klangen wie ein fernher tönendes Grablied. —

Man wagte sich's nur zuzustükern, und die sorgenvollen Mienen der hohen Gewalthaber in den Städten, die milderen Salten, die man hin und wieder aufzog, wo man sie sonst bis auf's Höchste gespannt, gaben auch ein Zeugniß, und das Volk deutete es richtig, und die deutschen Herzen auf dem linken Rheinufer wagten es einmal wieder, zu hoffen auf das Zerbrechen des lange getragenen Jochs.

Endlich war es nicht mehr zu leugnen, daß Napoleons Macht

bei Leipzig gebrochen worden war. Die Schlacht bei Jena vollendete die Sicherheit eines gewaltigen Umschwungs der Dinge. Jetzt kamen die traurigen Bewäse augenfällig. Trupps von Soldaten kamen bis in eine Entfernung von 10 bis 12 Stunden von Mainz, unter denen noch unverwundene Verwundete waren. Man sah unter einem Tausend alle Waffengattungen der sogenannten „großen Armer“ vertreten, und Lumpen hüllten sie ein, und die bleichen Gesichter sprachen von Hunger und Elend, und der entsetzliche Geruch, den sie verbreiteten, von den Reimen tödlicher Krankheit, die sie in sich trugen, die sie mitbrachten und die dem Tod eine reichere Ernte verschaffte, als das Schlachtfeld von Leipzig, wenn sie auch langsamer eintrat.

Da sagte Dollart, kleinlauter zwar, aber immer noch zuversichtlich: „Zu viele Hunde sind des Hasen Tod. Es stand eine halbe Welt gegen ihn; wie sollte er Widerstand leisten nach solchen Leiden, wie sie sein Heer erduldet? — Laßt ihn einmal in Paris sein, und ihr sollt Wunder sehen und erleben!“

Er kam schnell genug nach Paris. Der Fluch seines zermalmten Heeres folgte ihm; aber die Wunder blieben aus.

An Schmuggeln dachte Niemand mehr, aber auch nicht an's Wachen. Alle Hände schienen gelodert, wenn nicht gelähmt. Dollart saß auf seinem Webestuhle, statt daß er auf seinem Posten gestanden hätte, und manchen stillen Seufzer, der dem Sturze Napoleons, seines fast abgöttisch verehrten Helden galt, wozu er in sein Gehirne hinein. Dennoch sagte der unbeugsam Gläubige an seinen Kaiser: „Laßt ihn nur machen. Mögen sich auch da drüben die Russen und Preußen sammeln, er wird eine Nacht am den Rhein stellen, bis sie kehren wird, drüben zu bleiben.“ Aber auch diese Arme, diese Macht blieb aus, und die rauhen Decembertage kamen.

In den Dörfern lagen zusammengestopelte Soldatenhäuser. Hier zwanzig, dort dreißig und mehr. Reiter ohne Pferde, Kanoniere ohne Kanonen; selbst Infanteristen ohne Waffen.

Und drüben sah man auf den Bergen oft das Ritzen der Gewehre.

Am rechten Rheinufer hinauf und hinab ritten Kosacken und riefen ihr: „Französki!“ drohend herüber, jagten eine Kugel in den Rhein, und wenn die Douanen eine hinübersandten, galoppirten sie lachend davon.

Die thun uns Nichts! sagten sie. Das ist feiges Gefindel.

Die Stimmung im Lande wurde eine dumpfere. Die französischen Angestellten sahen traurig drein.

Droben in Höchst am Main saß auf seiner Trommel der alte Marschall Vorwärts, der alte Blücher, und bereitete seinen Uebergang bei der Pfalz zu Saub vor. Die Armeen, welche seinen Befehlen untergeben waren, Russen und Preußen, sammelten sich bei Wiesbaden und rückten dem Punkte langsam näher, den der alte Feld zum Uebergange bestimmt hatte. Endlich kam selbst seine Proclamation an die Bewohner des linken Rheinufers in's Land, so zahlreich, als habe sie ein Sturmwind zu Tausenden über den Rhein herüber geweht.

Die Franzosen sagten es selbst: Die Deutschen gehen zu Neujahr 1814 über den Rhein und Napoleon gibt euch preis!

Da war nicht mehr zu zweifeln, und Dollart ließ das sorgenvolle Haupt auf die Brust sinken. Was sollte aus seiner Frau, seiner Claire werden, wenn die Russen kämen? Was aus ihm? Das lag auf seiner Seele wie eine Centnerlast; aber wegwälzen konnte er sie nicht. Sie wurde mit jedem Tage schwerer, je näher das Jahr 1813 seinem letzten Tage zuing.

Sonst war es ein Tag, der leider, trotz seines ernsten und mahnenden Charakters, durchjubelt zu werden pflegte. Dieses Jahr kam er so sorgenschwer heran, wie kaum irgend jemals, und unter den Seufzern wurde kein Jauchzen vernehmbar. Es war noch ein Anderes, das die Herzen erschreckte und so düster stimmte.

Die Krankheit, das Nerven- oder Lazarethfieber, welches die

Franzosen mitgebracht, herrschte in erschreckender Weise. Fast kein Haus war, wo nicht Kranke lagen. Die Krankheit steckte furchtbar an. Fast alle Glieder des Hauses, wo Eins ergriffen wurde, sanken bald nach einander auf's Krankenbett, und die Meister wurden hinausgetragen auf den stillen Friedhof, wo die Kreuze zu Häupten daran mahnen, was allein im Tode Heil und Hoffnung geben kann.

Jeder fürchtete, wenn er sich heute noch gesund fühlte, morgen schon ergriffen zu sein. Das drückte die Gemüther; das tödtete die Freude; das beugte den Muth; das trübte den Blick in die Zukunft. Tausendmal dachte Claire an das Wort, das ihr Martin durch die alte, treue Venebas hatte sagen lassen. Sie hatte damals drüber gelächelt; jetzt erschien es ihr anders, und wenn der gebeugte Vater von der Zukunft sprach, seufzte sie tief auf.

Es war in der Woche des heiligen Christfestes, als eines Abends, wie er jetzt oft that, der Müller zu Fehringer kam.

Sie sprachen natürlich von nichts Anderem, als vom Uebergange der Deutschen und Russen und wie es werden würde.

Der Müller hatte einen französischen Offizier im Quartiere gehabt, der deutsch sprach, einen ältlichen, braven Mann. Als er schied, drückte er des Müllers Hand und sagte: „Gott schütze Euch! Wenn die Deutschen an Euch thun, wie leider unsere Soldaten drüben gethan, so bleibt kein Stein auf dem andern!“

Das Wort lag auf des Müllers Herzen schwerer, als sein großer Mühschein. Er theilte es dem Fehringer mit und sagte dabei: „Ich meine, es wäre gut, wenn man in solchen Zeiten nahe bei einander wäre! Auch will es mir scheinen, als ob die Last der kommenden Einquartirung von Einem von uns könne abgewendet werden.“

„Wie so?“ fragte Fehringer.

„Et nun,“ entgegnete der Müller, „Du ziehst morgen zu mir

in die Mühle, da wird Dich hier, in Deinem Stübchen, kein Soldat belästigen und ich kriege dadurch keinen mehr und keinen weniger.“

Fehring er besann sich.

„Und,“ fuhr der Müller fort, „da es kein Zweifel ist, daß, wenn heute die Deutschen da sind, morgen Martin kommt —“

„Meinst Du?“ rief fragend und freudig der Alte aus, ihn unterbrechend.

„Ganz gewiß,“ sagte der Müller, „denn der junge Werthheimer hat mir gestanden, daß er gar nicht weit vom Ufer des Rheins im sichern Neste sitzt —“

„Dann,“ fuhr er, bei dem unterbrochenen Gedanken anknüpfend, fort, „kommt er doch in die Mühle, denn Du hast ja nicht Raum für ihn in diesem engen Behelf. Endlich aber ist es tröstlicher für uns Alle, wenn etwa — und wer weiß es? — Eins von uns von der Krankheit heimgesucht wird. Wir können einander dann um so leichter Handreichung thun und Pflege und Erquickung angeheihen lassen.“

Die Gründe waren gewichtig. Mit Neujahr begann die Miethe neu. Was hinderte es, daß sie es ausführten?

So recht nach allen Seiten hin erwogen sie die Verhältnisse und endlich stimmte Fehring er und die Lenebas zu, und so wurde denn beschloffen, daß der Müller am Montage nach dem Sonntage vor Neujahr seinen Mehlwagen senden sollte. Darauf sollte denn alle die geringe Habseligkeit Fehring er's gepackt und nach der Mühle gefahren werden. Unter manchen Sorgen und bangen Erwartungen war denn endlich der Morgen des Montags angebrochen. Der Müllerwagen kam und Fehring er und die Bas trugen ihre Sachen herunter.

Als die stinke Claire dies bemerkte, kam sie eilig herüber und half.

„Ach, geht Ihr so weit fort?“ fragte sie. „Da werden wir uns ja selten sehen.“

„Aber warum willst Du uns denn nicht in der Mühle besuchen?“ fragte Fehringcr.

Claire suchte die Achseln. „Ich kenne den Müller nur von dem einzigen Male, wo ich ihn hier bei Euch traf. Seitdem sah ich ihn nicht wieder.“

„Er war ja doch täglich bei uns —“ sagte der Alte.

„Ich wollte nicht aufbringlich sein,“ sagte das Mädchen darauf.

„Ihr wißt schon, wie böß Einem die Leute Alles auslegen und uns vorab, da sie uns doch Alle hassen. Lieber Gott, was kann mein armer Vater dafür, daß seine Pflicht gebot, strenge zu sein? Wär' er's nicht gewesen, so war es ein Anderer. Aber es thut Einem doch so wehe. Er hat ja doch Niemand hier ein Leid angethan, und wir gewiß auch nicht. Was soll's nun mit uns werden,“ fuhr sie fort, „wenn die Deutschen kommen?“ Sie trocknete ihre heißen Thränen.

„Sei gutes Muthes, Kind,“ sagte Fehringcr. „Sieh', seit ich in Noth war, hab' ich beten gelernt und da ist in meine Seele ein Vertrauen auf Gott gekommen, das nicht wankend gemacht werden kann. Er macht Alles wohl! Bete, glaube und vertrau', und Du wirst erfahren, wie wahr es ist: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhdren, und du sollst mich preisen!“

Dies Trostwort erquickte Claire's Seele noch lange, nachdem schon der Müllertwagen mit den alten Leuten durch's Dorf, den Mühlenweg hinabgerollt war.

Die Anzeichen des nahen Uebergangs der Deutschen häuften sich mit jeder Stunde. Man bezeichnete laut und bestimmt Gaus als den Punkt. Statt daß eine Truppenmacht dort den Uebergang hätte wehren sollen, — und es wäre nicht schwer gewesen, — zogen sich alle die zerstreuten Truppen ziemlich schnell in den letzten Tagen vor Neujahr zurück nach der französischen Grenze.

Dollart hörte und sah nichts. Es kam kein Befehl; er sah einen Collegen vom Rhein ober von der nächsten Station

der schwarzen Brigade. Sonst war alle acht Tage der Brigadier gekommen, hatte den Posten untersucht, Befehle gebracht; aber seit einem Monate war er nicht dagewesen.

So kam der Morgen des Späbstertages.

Man hatte gesagt, wenn man an der „hohen Buche“ stehe, einem der höchsten Punkte der Umgegend, von dem man in die Nassauer Berge über den Rhein hinüber schauen konnte, sähe man drüben die Wachtfeuer bei Nacht, und bei Tage deutlich die Bewegungen der Colonnen der Deutschen.

Die Unruhe in Dollart's Seele war so groß, daß er endlich seine Uniform anlegte, seine Waffen nahm und nach der „hohen Buche“ aufbrach. Sein Weg führte ihn an der Spitze der Kreuzhede vorbei, wo ihm einst das Ereigniß zugefallen war, das noch heute zu seinen bittersten Erinnerungen gehörte.

Als er dort stand, wo das Wiesenthalchen vom Rheine her gegen die Höhe der Kreuzhede mündet, sah er plötzlich zwei Douaniers mit Sack und Pack und großer Hast aus dem Grunde des Thälchens heraufsteigen.

Es war der Brigadier und ein gemeiner Douanier. Sie riefen Dollart sogleich an und sagten ihm, „der Befehl sei gekommen, daß alle Douaniers schnell sich hinter die alte Grenze Frankreichs zurückziehen sollten.“

„Wo sind Eure Weiber und Kinder?“ fragte er, und der Athem stockte ihm schwer.

„Wo sind sie?“ antwortete der Brigadier. „Wir haben sie Gott und guten Menschen überlassen müssen, da der Befehl ausdrücklich dahin lautet, daß Weiber und Kinder nicht sollen mitgeführt werden, ebenso wenig unnützes Gepäck. Das Nothwendigste an Kleidungsstücken soll im Tornister mitgenommen werden, da der Kaiser aus sämmtlichen Douaniers und Gensd'armen ein Corps bilden wolle, das als Grenzvertheidiger thätig sein solle. Morgen,“ setzte er hinzu, „oder vielmehr in der nächsten Nacht gehen die

Deutschen bei Gaub ungehindert über. Sie werden uns bald auf der Feste sein. In Birkenfeld oder Kusel ist unser Vereinigungspunkt. Da gilt's Eile, Dollart! Drum schnell mit uns nach dem Dorfe zurück, wo nur Dein Ranzgen gepackt wird. Wir nehmen uns dann einen Leiterwagen und legen die Zeit wieder zu, die wir Beide eingebüßt haben, indem wir hierher mußten, Euch abzuholen, da der Befehl zu schnell kam, um ihn Euch vorher mittheilen zu können."

Das war eine niederdonnernde Nachricht für Dollart. An Weib und Kind hing sein Herz mit der zärtlichsten Liebe. Sie sollte er verlassen, von denen er nie getrennt gelebt hatte. Sie sollte er hier lassen, unter Leuten, die ihm und ihnen seines Standes wegen nicht freundlich gesinnt waren, und einer gefährlichen Zukunft entgegengehen, die es sehr in Frage stellte, ob er sie jemals in diesem Leben wiedersehen würde!

Da läßt es sich nachfühlen, wie es um das Herz des Mannes stand, als er den Weg zum Dorfe mit seinen Gefährten eilig durchmaß; da läßt sich's nachfühlen, welchen Eindruck die Nachricht bei seiner Heimkunft auf seine Frau und seine Tochter machte!

Unter Thränen wurde sein Tornister gepackt und der Sparpfennig getheilt; als es aber an's Scheiden ging, da hingen sie laut jammern an seinem Halse. Selbst die beiden Männer, die zur Eile treiben mußten, weinten wie Kinder. War doch die Stunde nicht sehr entfernt, wo sie sich ebenso hatten losreißen müssen von den Theuersten, die sie auf Erden hatten.

Aber helfen konnte Niemand. Es mußte geschieden, das Schwerste überwunden sein! —

9.

Eine Stunde war schon vorüber, seit Dollart sich losgerissen und hinweggeekelt war, und noch lagen Claire und die Mutter weinend mit den Köpfen auf dem Tische. Die Thränen rieselten

Müller herab auf den Boden, als früher, und doch waren sie so unfähig, auf das zu achten, was außer ihnen vorging, daß sie das Heranrollen eines Wagens nicht vernahmen, der an ihrem Hause stille hielt; nicht bemerkten, daß leise sich ihre Thüre öffnete und Jemand hereintrat, der aber in der Nähe der Thüre stille stand, weil er, selbst überwältigt von dem Schmerze, dessen Zeuge er war, ihn nicht stören mochte in seinem Ergießen.

Zunächst der Thüre stand der Müller mit verkränkten Armen. Ueber das rauhe, wetterharte Gesicht des Mannes rollten, ihm unbewußt, heiße Thränen.

So rauh auch der Müller zu sein schien, so weich war sein Herz.

Er hatte von dem alten Fehringler, der im Dorfe gewesen war, nicht sobald gehört, wie es um Dollart's stand, als sein Entschluß reifte. Lebhaft dachte er sich in die Lage des Mannes hinein, der Weib und Kind in einer zweifelhaften Lage zurückließ, und selbst einer noch zweifelhafteren Zukunft entgegenging: das bewegte ihn im Grunde seiner Seele.

Was sollen die armen Frauen machen, wenn nun das halb-wilde Volk der grausamen Kosacken kommt? Wenn, wie mein Offizier sagte, hier kein Stein auf dem andern bleiben soll? Sie haben keinen Halt, keine Stütze, keinen Trost, keinen Beistand. Es ist entsetzlich! Und im Dorfe wird Niemand ihnen die helfende Hand bieten, Vaterstelle an ihnen vertreten! Alter Müller, da ist's deine Pflicht! Dein Herz ruft, — nein, es ist Gottes Stimme, die an dein Herz ergeht; drum frisch dran! In und mit Gott gethan, ist wohlgethan!

Und wenige Augenblicke später rollte er mit dem Mehlwagen in's Dorf, statt über Feld, und wieder eine kurze Frist später stand er in der Stube, wo die Zwei weinten, die sich so verlassen fühlten.

Claire blickte zuerst auf. Sie erschrock, als sie Jemand dastehen sah; aber sie erkannte sogleich den Müller, stand auf und sagte: „Was führt Euch zu uns?“ —

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Müller, „was ich Dir sagen soll, Kind; aber ich glaube, es ist Gottes Stimme, die mich zu Euch führt; denn als ich's hörte, was Euch betroffen hat, da rief's in mir unablässig: Geh' hin und hole sie in deine Mühle, auf daß sie Schutz haben zur bösen Zeit!“

„So bin ich denn da mit dem Wagen und wollte Euch bitten, laffet uns Alles aufladen und wohnet in der Mühle, wo Platz die Fülle ist! Ich will für Euch sorgen, als wäret Ihr meine Kinder, und so lange ich lebe, soll keine Ungebühr von Feindeshand Euch betrüben!“

Die Mutter starrte erkaunt den Müller an und hielt seine Rede für einen entsetzlichen Hohn, da sie den Mann nicht im Mindesten kannte; aber ehe sie eines Wortes fähig war, trat Claire zu ihm, legte ihre kleine Hand in die seine und sagte: „Ja, solche Gebanken hat Euch gewiß Gott eingegeben; aber Lob und Dank auch dem Herzen, das nicht säumt, sie auszuführen. Ja, wir gehen mit Euch, denn wir bedürfen Eures Schutzes, und es könnte ja sein, daß wir durch Dankbarkeit solche Liebe vergelten könnten.“

„Nicht wahr, Mutter, wir gehen mit in die Mühle?“

„Ach Gott,“ sagte Frau Dollart, „wie bist Du doch voreilig! Wir kennen ja den Mann gar nicht —“

„Ich kenne ihn schon, liebe Mutter,“ sagte Claire, „Du kannst ihm vertrauen!“

„Das ist schon gut, aber wir wissen ja den Hauszins nicht?“ sagte darauf Frau Dollart.

„Hauszins?“ rief da der Müller aus und er wurde glühend roth im Gesicht. „Hauszins? — Liebe Frau, ich sehe, Ihr kennt mich nicht und da mag ich's Euch leicht verzeihen, daß Ihr also redet. Mich treibt mein Herz, Euch eine freie Wohnung in meiner Mühle anzubieten, hört Ihr's, eine freie Wohnung, die Euch keinen Hauszins kostet; ich will Euch eines ehrlichen Mannes Schutz anbieten, Euch und Eurem lieben Kinde für die Zeit, wo Ihr dessen

wohl bedürfen könnten; denn was soll's mit zwei hilflosen Frauen ohne männlichen Beistand in solcher Zeit des Krieges, wie er uns in diesen Tagen bevorsteht? Seht, gute Frau, das will ich und nichts mehr, nichts weniger; aber Geld will ich nicht; nur Euch bitten, im Vertrauen eine Hand zu fassen, die sich Euch darbietet, im Vertrauen auf das Wort eines Mannes, an dessen Namen kein Makel klebt, am wenigsten der der Unredlichkeit und treulofer Absicht.“

Frau Dollart sah ihre Tochter ungläubig an, denn solche Erfahrung hatte sie in ihrem bisherigen Leben zu machen noch keine Gelegenheit gehabt.

Claire aber nahm nun das Wort und ihr gelang es, der Mutter tiefwurzelnde Zweifel zu lösen. Der Müller sprach sich nun noch näher aus über seine Absichten, und so gewann er endlich das Vertrauen der Frau Dollart. So wurde denn nun ausgeräumt und auf den Wagen geladen, was auszüräumen war, und Claire eilte, den Miethvertrag sofort aufzukündigen, da ihr Vater sich, bei der Unsicherheit seiner Stellung, solches ausgehalten. Derselbe Wagen, der wenige Tage früher Jehringer's geringe Habe hinweggefahren, trug nun auch die Dollart's hinab in's Mühlenthal.

Es war gewiß ein guter Geist, der den Müller geleitet hatte, als er, von Mitleid bewegt, Dollart's eine Zufluchtsstätte bot, denn schon seit einigen Tagen fühlte er eine Schwere in seinen Gliedern und ein Frösteln, das selbst der sehr warme Ofen nicht vertrieb.

Am Sylvesterabend aber trat der Frost mit solcher Macht ein, daß er zu Bett eilen mußte.

Das waren die untrüglichen Vorboten der herrschenden Nervenfieberkrankheit, die denn auch mit aller Heftigkeit bei ihm losbrach.

Das war ein rechter Schrecken für das ganze Haus; denn die alten Leute waren in ihrer Aengstlichkeit recht besorgt, ja rathlos.

Da zeigte sich Claire in ihrer rechten Wirksamkeit. Tag und Nacht wachte und harrete sie aus am Siechbett ihres Wohlthäters. Sie war schon tagelang nicht aus den Kleidern gekommen und hatte nicht geschlafen, und doch kam kein Miskmuth in ihre Seele.

Der Sturm des Rheinübergangs war vorübergebraust, ohne daß das Dorf davon bis jetzt wäre berührt worden; allein auch das sollte nicht ausbleiben. Eine Abtheilung Kosacken erschien plötzlich im Dorf und ein Haufe stürmte auf die Mühle, gerade als der Müller in wilben Fieberphantasieen lag.

Der alte Fehringler stellte sich als Hausherr dar; allein den alten, schwachen Mann mißhandelten die Unholde und spielten die Herren, ja ihre Neigung, zuzugreifen und sich anzueignen, zeigte sich im Klarsten Lichte, und es war nahe daran, daß eine förmliche Plünderung stattfand. Den alten Fehringler hatten sie gebunden, ebenso die alte Base. Knecht und Magd waren süchtig geworden und bereits hatten sie einen Schrank erbrochen, der in der Wohnstube der Mühle stand. Da drang der Ruf um Hilfe zu Claire's Ohr.

Schnell hat sie die Mutter, bei dem Leidenden zu wachen, und eilte hinaus. Ihres Vaters alte Flinte, die ihr einst gedient, war noch da, ihres Vaters alter Säbel auch. Sie lud ihre Flinte, hing den Säbel um, und — in das Gemach, wo die Gebundenen lagen und die acht Unholde eben den Inhalt des Schrankes sich aneignen wollten, trat, wie ein zürnender Racheengel, das Mädchen und donnerte mit aller Kraft ihrer Stimme die Kosacken an.

Ein Todesschrecken überfiel sie, als sie den Lauf des Gewehres auf sich gerichtet sahen. Das Linnen entfiel ihren Händen. Als Claire den Eindruck wahrnahm, den ihre Erscheinung hervorbrachte, wußte ihr natürlicher Muth. Sie deutete auf die Thüre, zu deren Seite sie getreten war, und legte das Gewehr wieder schußgerecht an. Sie zauberten noch.

Da sprach sie noch einmal das gebieterische „Vorwärts!“ Die

Rosacken kannten das Wort. Langsam schlichen sie zum Zimmer hinaus, die Treppe hinab, nach dem Stalle.

Claire folgte. Mit streng befehlender Miene deutete sie auf die Pferde. Die feigen Afiaten, Räuber und Feiglinge, und nur da muthvoll, wo ihnen Ohnmacht oder Furcht entgegentritt, beackten sich, ihre Köpfe zu satteln.

Während dies geschah, schlich sich der Knecht wieder in das Haus, und fand, als er in die stille Stube blickte, die geknebelten Alten. Er schnitt die Stricke entzwei. Fehringer erzählte ihm schnell, was Claire gethan, und wie die Rosacken in der Furcht seien. Jetzt bekam er auch wieder Muth, holte des Müllers Doppelstinte und eilte zu Claire hinab.

Raum erblickten die Rosacken den Zuwachs der Hülfe, so beackten sie sich noch mehr, und ehe eine Viertelstunde verstrich, war die Mühle von ihnen gekäubert.

„Ach,“ seufzte die alte Base: „Gib Acht, Kind, sie kommen wieder!“

„Auf den Fall wollen wir uns vorsehen,“ sprach fest das Mädchen. Sie ließ die Thüre verschließen, löste den gewaltigen Hoshund von der Kette und führte ihn in's Haus, ließ vom Knecht und der Magd Steine in Körben in die oberen Stuben tragen und rüstete sich so zu muthiger Vertheidigung.

Es war wirklich, wie die Base vermuthet. Die acht Rosacken mochten unterwegs denn doch zum Ueberlegen gekommen sein, daß es eine Schmach für sie sei, vor dem Mädchen süchtig geworden zu sein.

Fehringer war auf den Speicher gestiegen, um zu lugen, ob sie nicht zurückkehrten. Jetzt kam er eiligst herab.

„Sie kommen wieder!“ rief er ängstlich.

„Geht in die obere Stube,“ sagte Claire, „und nehmt die Base und die Magd mit. Sobald sie Miene machen, die Thüre zu sprengen, schleudert Ihr ihnen die Steine auf die Köpfe. Der Knecht und ich wollen schon thun, was Noth ist.“

Es dauerte wirklich nicht lange, so kamen tobend die Rosaden zurück. Diesmal sprangen sie schnell von ihren Pferden und rannten drohend gegen die Thüre, wo sie zu rasselten begannen. Da hob der Hund sein wüthendes Gebell an und unerwartet schleuderte Fehringler einen Stein nach den nahestehenden Pferden. Diese scheuten, bäumten sich und suchten das Weite. Zu gleicher Zeit hagelte es Steine auf die Köpfe der Rosaden, und die Flintenkäufe wurden sichtbar. Der Knecht drückte im Eifer seine beiden mit Jagdschrotten geladenen Läufe ab, und einige der Schrote trafen.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke; aber es war von einem an's Fabelhafte grenzenden Erfolge. Auf einen solchen Empfang nicht gefaßt, überrascht von dem Davonlaufen ihrer Pferde, getroffen von den Schrotten, deren brennender Schmerz sie mit Todeschrecken nebenbei erfüllte, flohen sie eiligst von dannen, drohend die Faust gegen die Mühle ausstreckend.

„Wir müssen auf Schlimmeres gefaßt sein,“ sagte Claire, ließ wieder Steine in das obere Haus tragen, ließ den Knecht sein Doppelgewehr auf's Neue laden, und ließ den Hund vor die Thüre hinaus. Es vergingen sorgenvoll die Stunden des Tags, ohne daß jedoch sich etwas ereignet hätte. Vor der Nacht aber bangte es Allen.

Indessen war ihre Furcht diesmal ohne Grund. Die Rosaden hatten bis in die Nacht zu thun, ihre Pferde wieder zu finden, und dann erreichte sie die Marschordre mit solcher Schnelle, daß ein Kutschensmann nicht mehr zu denken war. Claire dankte Gott inbrünstig, als die Nacht glücklich vorüber war, ohne daß ein Angriff versucht worden wäre, denn in der Mühle wußte man nichts von dem raschen Abzuge der Rosaden, und erst am Morgen verkündeten es Leute, welche Frucht zur Mühle brachten und Jammer und Noth berichteten, wie die Unholde in dem armen Dorfe gehaupt.

10.

Dieser Sturm der Kriegszeit war der erste und letzte, den Dorf und Mühle erlebten. Fortab folgte zwar noch mancherlei Einquartierung, allein Aehnliches kam nicht mehr vor. Dennoch war das Leiden Claire's nicht vorüber. Kaum war der Müller auf dem Wege der Genesung und im Stande, sie seinen Schützengel zu nennen, da legten sich der alte Fehringler und die gute Lenebas nieder. Die Erschütterungen des Gemüths, die Mißhandlungen der Kosacken konnten kaum ohne Erfolg bleiben bei den alten Leuten. Beide erkrankten sehr schwer. Auch hier war Claire der schützende Engel. Ihre milde, besonnene Pflege, ihre rastlose, liebevolle Thätigkeit, während ihre Mutter dem Hauswesen vorkam, konnte dem Müller nicht verborgen bleiben. Er war ja Zeuge davon, hatte das Alles selbst erfahren. Wieder gingen Wochen in's Land, ehe die Hoffnung der Genesung gehegt werden konnte.

Es waren schwere Prüfungen für das junge Mädchen, aber sie zeigte immer eine freundliche Miene. Nur der Müller hörte manchmal ihre unterdrückten Seufzer, und er wußte, wem sie galten!

Vom Vater fehlte alle Kunde und — Martin blieb aus.

Von dem Gouverneur Justus Bruner kamen fliegende Blätter, welche die Siege der Verbündeten meldeten nach blutigen, unbesessenen Gefechten, und vom Vater kam keine Kunde. Der Rhein war offen und frei; der Januar war vorüber und die Sonnenblicke des bald scheidenden Februars waren wie Frühlingboten anzusehen, — und keine Nachricht kam.

Nicht bloß Claire, auch ihre Mutter, der Müller, Fehringler und die Base waren traurig, und doch hatte Keines den Muth, dem Geschick Worte zu leihen, das sie Alle fast gleichmäßig drückte. Die Folgen der Krankheit waren auch so zerrütend, daß der Müller, und er war am weitesten in der Genesung vorgeschritten, es nicht

hätte wagen dürfen, den Weg zu Werthheimer zu machen, um Kunde von Martin einzuziehen. So war der letzte Februar-Sonntag gekommen. Die scharfen Winde und der helle Sonnenschein hatten die Wege getrocknet. Claire und ihre Mutter waren in der Kirche gewesen und kehrten eben heim in die Mühle, da schritt ein Mann die Schlucht herab und fragte nach dem alten Fehringler.

Claire sah ihn forschend an.

„Heißet Ihr nicht Werthheimer?“ fragte sie bebend.

„So heiße ich,“ war des Mannes freundliche Antwort, „und irre ich nicht, so seid Ihr der „Schwarze,“ der uns ehemaligen Schmugglern so viel Schrecken und Angst gemacht?“

Claire erröthete, aber so wenig es ihr auch zu Muthe war, zu lächeln, sie konnte es doch nicht ganz unterdrücken, als sie die Frage des Mannes beja hen mußte.

„Das ist nun Alles vorüber und vergessen,“ sagte er; „aber wie find' ich Euch hier in der Mühle?“

Claire erzählte es ihm kurz.

„Das war brav von dem Müller,“ sagte der Schiffer; „aber dann seid Ihr auch das Mädchen, das die Mühle so muthig gegen acht Kosaden vertheidigt hat? — Nun,“ fuhr er fort, ohne die Antwort des Mädchens abzuwarten, „da habt Ihr dem Müller reichlich vergolten, wenn Ihr's nicht gethan hättet durch die liebevolle Pflege der drei Kranken. Die ganze Gegend, bis hinab an den Rhein, ist voll Eures Ruhms, und er ist sogar bis zu einem Krankenbett gebrungen, an dem Ihr wohl noch lieber als Pflegerin gestanden hättet“ —

„Ach Gott,“ fiel Claire ein, „ist Martin krank gewesen?“

„Nein, ich denn von dem?“ sprach schalkig lachend der Schiffer. „Nun seh' ich doch wieder, wie wahr es ist, weß das Herz voll ist, davon gehet der Mund über!“

Eine brennende Bluth bedeckte Claire's schönes Gesicht und

ihre Verlegenheit war so groß, daß sie gar nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte.

„Wisset Ihr was?“ sagte Werthheimer. — „Ich denke, da in der Mühle sind noch mehr Leute, die auch ein Recht haben, nach Dem zu fragen, dessen ehrlicher Name eine so brennende Gluth auf Eure Wangen gejagt hat.“

Er reichte ihr indessen die herbe Hand, und sagte lächelnd: „Nichts für ungut, liebes Kind! Ein alter Mann darf auch einmal scherzen. Kommt mit! Ich mache Alles wieder gut, so reichlich, daß Ihr mir schon wieder gut werden müßet!“

Er hielt ihre Hand und trat mit ihr in die Mühle.

Wie pochte das liebende Herz! Wie bestürmten es tausenderlei Gedanken und Gefühle! —

„Werthheimer!“ rief erbleichend der alte Fehringler aus, als er den alten Kameraden wieder erblickte. „Bringst Du Gutes oder Böses?“

Der Schiffer reichte ihm die Hand zum Willkommen.

„Gutes, denke ich,“ sagte er darauf und setzte sich zu dem Alten, während dieser zu dem Müller sagte: „Das ist der Mann, der die erste Nachricht von Martin brachte. Auch jetzt bringt er uns sichere Kunde.“

„Gottlob, daß ich es endlich kann,“ nahm der Schiffer das Wort. „Der hat mir so viel Kummer und Sorge gemacht, als Euch sein Nichtkommen, nachdem die Franzosen endlich fort waren. Da bräuben, wo er bei braven Leuten war, die ihn sehr lieb haben, lag's vor dem Uebergang der Deutschen über den Rhein so hageldicht voll Soldaten, daß man sich nicht regen, noch bewegen konnte. Die natürliche Folge davon war das Ausbrechen der herrschenden Krankheit, die uns auch die Franzosen gebracht haben, und die die Gottesäcker überall gefüllt hat. Alle Drei im Hause, der Vater, die Mutter und der Sohn, wurden davon ergriffen. Da lag denn die ganze Last des Geschäftes, der Haushaltung und der

Pflege allein auf Martin und einer alten Magd. Da hat sich der Junge ritterlich gewehrt und durchgearbeitet in dieser schlimmen Zeit. Aber es ging denn doch auch über Kiesenkräfte, was ihm oblag. Als die Hausgenossen genesen waren, wollte er fort, — und eher durfte er ja doch nicht d'ran denken; aber da traten auch bei ihm Spuren ein, daß er dieselbe Krankheit bekommen würde. — Um jeden Preis wollte er jetzt heim; allein sie hingen sich schwebend an ihn und ließen ihn nicht weg, und es war ein Glück; denn noch in derselben Nacht brach die Krankheit bei ihm aus. Solche junge, kräftige Naturen hat sie von jeher absonderlich gerüttelt und geschüttelt. So auch ihn. Doch hat seine kräftige Natur mit Gottes Hülfe gesiegt, er ist auf der Besserung und — wird bald kommen.“

Alle hatten den Athem angehalten. Aus Claire's schönen Augen perlten, unbewacht, die hellen Thränen. Der Müller sah's und Alle sahen's, aber Niemand schien es zu bemerken.

„Ach, Gott sei gelobt!“ rief der alte Fehrer aus. „Ja's aber auch gewiß, daß er bald kommt?“ fragte er.

„Bald,“ sagte der Schiffer, „recht bald, — vielleicht heute noch!“

Da eilte Claire hinaus; aber kaum war sie draußen, als sie einen hellen Freudenschrei ausstieß.

Martin war genesen, und der Schiffer wollte ihn gerne heimbegleiten, um selbst nach den Stelgeprüften zu sehen. Sie waren miteinander bis in's Dorf gegangen, wo Martin auf des Wirthes Anrathen so lange verweilte, bis Werthheimer die Genesenden in der Mühle so weit würde vorbereitet haben, daß die unverhoffte Freude und Ueberraschung kein Unheil anrichten könne.

Endlich hielt er's nicht mehr aus. Er trat eben in die Thür, als Claire aus der Stube trat.

Ihn sehen und einen Freudenschrei ausstoßen, war Eins. Auf den Schrei hin stürzten Alle heraus und da sahen sie Claire an Martins Brust liegen, umschlungen von seinen Armen.

„Kommt herein,“ sagte der Müller, und zog sie in die Stube. „Wir haben ihn gesehen, das sei uns genug, um Gott zu danken. Laßt die Zwei der Freude des Wiedersehens sich hingeben ohne Zeugen!“

Frau Dollart war am Meisten erstaunt. So weit hatte sie das Verhältnis der jungen Leute nicht gekannt. Der Müller merkte das.

„Mutter Dollart,“ sagte er, „Martin ist mein alleiniger Erbe. Die Mühle ist fein und die Wiesen und das Feldgut soweit Euer Auge aus diesen Fenstern reicht. Schulden sind keine d'rauf; wohl aber bleibt ihm noch ein schönes Vermögen außerdem. Ich glaube nicht, daß Ihr Euch zu bedenken nöthig habet.“

„Ach,“ sagte Frau Dollart, „mir ist's schon lange recht, denn ich weiß schon lange d'rum: nur das wußte ich nicht, daß sie so einig wären; aber was wird mein Mann sagen?“ —

„Nun, ich denke, der wird kein Unmensch sein,“ erwiderte der Müller. „In Eurem vielgepriesenen Frankreich werden Grafen und Herren wohl ihres Gleichen freien. — Glaubt mir, mein Martin dürfte nur die Hand ausrecken, und an jedem Finger hätte er ein reiches Mädchen, das, ihn zum Mann zu kriegen, sich glücklich pries!“

Die Frau Dollart merkte, daß sie in ein Wespennest gestochen hatte, denn der Müller war roth angelassen.

„Ach,“ sagte sie, „so hab' ich's nicht gemeint; vielmehr wollt' ich ja nur sagen, daß mein Mann doch auch sein Vaterwort dazu zu geben habe.“

„Die machen aber auch morblange!“ rief der Werthheimer, der dem sich stark zuspitzenden Gespräche gerne die Spitze abbrechen wollte, und riß die Thür auf.

„Martin,“ rief er hinaus, „sobiel Zeit hab' ich zu meiner ganzen Freierei nicht nöthig gehabt, und Meine hatte ich und hab' ich noch lieb!“

Das wirkte.

Im Zimmer lachten sie und die erröthende Claire sog, wie ein Vogel, die Treppe in's obere Stockwerk hinauf, während Martin nun in die Stube trat und aus dem Arme des Vaters in den des Pathen fiel, und dann kam die Lenebas, die lachte und weinte zugleich vor Lust und Herrlichkeit. Auch Frau Dollart begrüßte ihn warm und herzlich.

Da gab's denn nun ein Fragen und Erzählen ohne Ende. Am angenehmsten war der Müller überrascht, als er hörte, daß Martin in einer Mühle gearbeitet hatte. Wertheimer durfte das nicht sagen, weil Martin es ihm ausdrücklich verboten hatte. Er gedachte seinen Pathen zu überraschen, wenn er als ein gewiegter, tüchtiger Mülhknappe sich ihm darstellen könnte. Der Müller lächelte selig, als er das gestand.

„Siehst Du,“ sagte er, „so geht's mit allen Betrügereien. Sie kommen alle an den Tag.“ Dabei faßte er ihn um den Hals und küßte ihn. Lenebas winkte der Frau Dollart.

„Kommet,“ sagte sie, „wir wollen in die Küche gehen, sonst möchte es leicht sein, daß die liebe Claire uns hungrig läßt oder die Suppe so versalzt, daß wir sie nicht essen können.“

„Da thut Ihr wohl,“ versetzte der Schiffer. „Ich weiß, wie's in solchen Verhältnissen geht; denn mein eigenes Mädel hat mir's so gemacht, wenn ihr Bräutigam da war.“

Der Müller war in der Freude seines Herzens gar nicht mehr seines vorhinigen Kerkers eingedenk; denn als jetzt die Frauen hinausgegangen waren, erzählte er mit dem unverkennbaren Ausdrücke von herzlichster Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung, wie Claire an ihm, an seinem Schwäher Fehringner und an der Base gehandelt, welche Opfer sie gebracht, und wie milde und unerbrossen sie gewesen; schilderte den Kampf mit den Kosacken und die Probe ihres Muthes und ihrer Besonnenheit, und aus jedem Worte sprach sein Herz. In Alles stimmte Martins Vater ein

und des Jünglings Herz pochte inniger, stärker, stolger im Bewußtsein, daß dieses herrliche Mädchen ihn liebe, ihm mit unerschütterlicher Treue angehöre.

11.

Die Tage, welche nun kamen, waren Tage des Glückes für die Liebenden, Tage eines seligen Zusammenlebens für Alle. Erstend war nur der Gedanke, daß Dollart nicht geschrieben, daß die Seiten ohne alle Nachricht von ihm waren.

Als indessen Paris eingenommen und Napoleon vom Throne gestiegen war, da wuchsen die Flügel der Hoffnung wieder, und nicht umsonst.

Es war in einer köstlichsten Nacht am Ende des März 1814, als ein Mann mit ruhigem Schritte vom Eingange des Dorfes her dem Hause zuschritt, wo Dollart's gewohnt.

Die Frühlingsarbeiten hatten begonnen, und die ermüdeten Bauern lagen im ersten, tiefen Schlafe, denn es war eben Mitternacht vorüber. Der Wanderer hatte den Wächter Zwölf blasen hören, als er noch drüben am Walde war. Jetzt fand er nicht einmal mehr den Wächter auf der Straße; denn dieser war auch, um auszuschlafen, in sein Stübchen und Bett geschlüpft.

Der Wanderer blieb endlich an Dollart's ehemaliger Wohnung stehen und schaute hinauf zu den Fenstern. Alles war dunkel und still. Er trat zur Thür und pochte; aber Niemand hörte es.

„Sie liegen und schlafen im Frieden,“ sagte er zu sich. „Wozu ihren süßen Schlaf stören? Ich will in's Wirthshaus gehen.“

Er ging wieder zurück und klopfte Kamper'n heraus.

Dieser rieb sich die Augen, als er die Thüre geöffnet, und erkannte erst bei genauerm Betrachten seinen Gast.

„Ach, Monsieur Dollart!“ sagte er; „willkommen! Ihr wäret lange verschollen! Jetzt seid Ihr mir willkommen, als wenn Ihr

ein halbes Jahr früher so an meine Thüre mitten in der Nacht geklopft hätten! Denkt Euch nur, damals hatte ich oft für viel Tausende englischer Waaren in meinem Hause und führte die Schmugglerbande an.“

„Jetzt habt Ihr gut reden,“ sagte ärgerlich Dollart. „Doch laffet mich in Ruhe, und gebet mir noch etwas Kaltes zu essen und ein Glas Wein. Ich bin müde und hungrig, wollte auch die Meinigen droben nicht wecken.“ Unter diesen Worten waren sie in die Stube getreten.

„Droben?“ wiederholte hier Kamper. „Da hätten Ihr lange Klopfen können!“

„Was?“ rief Dollart erschreckend. „Wohnen sie nicht da? Wo dann?“

„Das ist eine lange Geschichte,“ sagte Kamper, „ich will's Euch erzählen, während Ihr esst und trinket. Gesund sind sie, das will ich Euch zum Troste vorab sagen!“

Mit den Worten ging er hinaus und kehrte bald mit Speise und Trank wieder.

Nun erzählte er ihm denn Alles, wie es ihm getreulich Fehringler berichtet, von der Vereinigung desselben mit seinem Schwager bis zu der Kosackengeschichte.

Mehrmals standen helle Thränen der Freude in des Mannes Auge, besonders über des Müllers Menschenfreundlichkeit und seines Kindes Ruhm.

„Das hätt' ich dem Müller nicht zugetraut,“ sagte Dollart, „besonders seit er einmal auf mich hatte schießen wollen —“

„Und auf den bewußten „Schwarzen“, wisset Ihr!“ sagte lachend der Wirth.

Auch Dollart lachte jetzt.

„Nun, nun,“ sprach der Wirth, „der Müller ist eine grundehrliche Seele, dem der Martin über diesen Streich die Augen geöffnet hat. Er erkannte, daß der Adam Ries, der Spitzbube,

Schuld dran war; denn, wie er Euch belogen, so hegte er den Müller gegen Euch auf, — und wisset Ihr warum?“

Dollart sah ihn fragend an.

„Nun, darum, weil er in Euer Kind verliebt war, und die schöne Claire ihm etwas pffiff, statt ihn lieb zu haben. Solche Mädeln haben auch ihre Augen bei der Hand, wenn's herauszufinden gilt, Wer der Schönste im Dorf ist. Das hat Eure Claire auch bald gefunden, denn der Martin Fehringler gefiel ihr ungemein wohl, und die Zwei waren lange schon einig, ehe der Spitzbube bei Euch um die Claire anklopfte und Ihr ihm den Laufpaß gabt.“ —

Dollart wollte drein reden.

„Mit Gunst,“ sagte der Wirth, „spart Eure Worte noch ein Pfiffchen! Nun wußte der Nebhammel, daß der Martin den Müller erbt, und das ist ein Brocken, wie kein zweiter auf zwanzig Stunden Wegeß, — und daß der Müller ein Erzfranzosenfeind war, da dachte er: Wart', Martinchen, die will ich einen Niegel vorschleiden. Euch hegte er an den Müller, und dadurch den Müller an Euch, und durch die Mittheilung, daß Martin und Claire sich lieb hätten und nicht mehr von einander ließen, wollt' er den Martin um die Erbschaft und um die Claire bringen. Merkt Ihr's? — Nun war der Müller aus Haß gegen Fehringler vierzehn Jahre nicht im Dorfe. Martin aber rührte ihm das Gewissen, als er Euch und Eure Claire damals vom sichern Tode durch die Schmuggler gerettet, und Ihr ihn aus Dankbarkeit außer Landes triebet. War auch kein fein Stücklein von Euch, Herr Dollart, das wird Euch Euer Gewissen sagen! Nun, nun, es ist nichts so schlimm, es ist für etwas gut. Dadurch, daß der Martin flüchtig wurde, um nicht seinen Vater und uns Alle angeben zu müssen, — kam er von dem Soldatendienste frei; dadurch wurde seinem Vater Haus und Hof verweigert; dadurch veröhnte sich der Müller mit ihm; dadurch lernte dieser Euer Kind kennen und rettete es vor vielem

Ungemach, indem er es und Eure Frau in die Mühle nahm und — ohne Hauszins und Kostgeld bis heute hielt wie seine Kinder. Seht Ihr, wie da Einz an dem Andern hängt, wie der liebe Gott das Alles wunderbarlich geordnet und gefügt hat, und — und — wie Ihr Vieles gut zu machen habt bei dem Martin und dem Müller.“

Dollart schwieg. Sein Kopf war auf die Brust gesunken.

„Ihr kommt gerade zur rechten Zeit,“ fuhr der geschwätzige Wirth fort, „um die Hochzeit, welche kloß auf Euch wartet, herbeizuführen!“ —

„Welche Hochzeit?“ fragte Dollart.

„Ei, stellt Euch doch nicht, als wäret Ihr schief gewickelt!“ rief der Wirth; „die Eurer Claire und Martins. Ihr werdet doch — nehmt mir's nicht übel — kein Esel sein und Nein sagen wollen, wo Alle, selbst Eure Frau, Ja gesagt? Wollt Ihr Euer Kind elend machen? Und ich dächte, eine gut gebadene Müllersfrau, die sich in's Fenster legen und ihr Gut von vierzig Morgen Wiesen, Ackerland und Schlagwald überblicken kann, wär' doch auch ein ander Wort, als eine französische Douanenfrau! Ohnehin werden die Grafen und Herren nicht zu Euch kommen! — Wär' ich an Eurer Stelle, ich ließe den Hundebienst Dienst sein. Ihr seht auch schon ein alter Quasierbart und werdet's alle Tage mehr. Da schmeißt das Schmugglerfangen nicht mehr, besonders Nachts in Regen und Wind, Schnee und Kälte. Keant' ich so ein fein Handweck, wie das Damastweben ist, von der Art ohnehin Keiner auf dem ganzen Hunsrüd und am Rhein ist, so wüßt' ich schon, was ich thäte!“ —

„Was denn?“ fragte Dollart düster.

„Nun, ich legte Claire's Hand in Martins Hand und segnete sie, stülte in der Mühle meinen Wehstuhl auf und lebte in Frieden bei meinen Kindern und Verwandten, so lange Gott wollte! Nun

aber geht schlafen! Ich bin müde, und Ihr habt genug gehört, um darüber nachzudenken!“

Der Wirth stand auf und Dollart auch. Er ging still in die Stube, wo er schlafen sollte, aber er schlief nicht. Was ihm in seiner verben Weise der Wirth gesagt, das ging ihm im Kopfe herum. Er legte sich Alles zurecht, aber allmählig wurden bunte Bilder daraus und der Schlaf der Ermüdung kam eben doch.

Spät erwachte er.

Als er herunter kam, blickte ihm Kamper in die Augen. Er sah heiter und fröhlich drein.

„Ueberlegt?“ fragte der Wirth.

„Ja!“ erwiderte Dollart.

„Nun, wie lautet's?“ fragte Kamper neugierig.

„Wartet's ab!“ trumpfte lachend Dollart, zahlte seine Zechen und ging die wohlbekannte Schlucht hinab der Mühle zu.

Als er sich im Schutze der Erlen und Weiden, die den Mühlenfeld bekränzten und begrenzten, näherte, vernahm er Claire's helle, reine Glockenstimme, die ein Lied sang. Nicht lange, so begann eine sonore Männerstimme Claire zu begleiten. Das Klang herrlich in die frische Morgenluft hinein. Als sie das Lied geendet hatten, sagte sie: „Martin, Du könntest Dir einen Orgelkasten kaufen und dazu singen.“

„Wenn Du die erste Stimme singst und mit mir ziehst!“ erwiderte er.

„Da müßt' ich thricht sein,“ lachte sie. „Mir gefällt's hier gar zu wohl, und ich möchte hier in der Mühle all' mein Lebtag bleiben!“

„Ich auch,“ sagte Martin, „und zwar ich der Müller und Du die schöne Müllerin!“

„Warum nicht gar!“ lachte das Mädchen.

Dollart trat in diesem Augenblicke hervor. Das Herz pochte in der Brust, als wollt's heraus.

„Du hast Recht, Claire,“ sagte er laut, „denn dazu müßte doch auch Dein Vater Ja sagen!“

Da fuhr Claire herum und mit dem Worte: „Mein Vater!“ flog sie ihm entgegen. Droben aber am Fenster drehte Einer den glühenden Kopf erschrocken herum, — und das war Martin.

Den Ausruf Claire's hatte aber die Mutter gehört.

Sie eilte herbei und fiel in des Vaters Arme.

Das ganze Haus wurde lebendig.

Der Müller trat in die Thür und rief freundlich: „Claire, willst Du Deinen Vater denn da im Hofe beherbergen?“

Da schob Dollart sanft Frau und Kind zurück und eilte auf den Müller zu, dessen Hand er innig brückte.

„Habt tausend, tausend Dank, braver Mann, für das, was Ihr an meiner Frau und an meinem Kinde thatet!“

Der Müller lächelte, aber man sah es ihm an, daß ihm etwas das Herz bewegte, und mit fast wankender Stimme sagte er: „Seid stille, seid stille! Wenn's da an's Rechnen läme, so stünd's schlimm um mich; denn da würde Euer herziges Kind da mir zu rechnen aufgeben! — Kommt herein und seid willkommen!“

Sie traten herein und der alte Fehringler und die gute Lenebas begrüßten ihn.

„Aber wo ist denn der Martin?“ fragte der Müller. Claire erröthete, denn der Müller richtete geradezu die Frage an sie.

Dollart hatte das bemerkt und lächelte.

„Droben!“ sagte Claire. „Soll ich ihn rufen?“

„Freilich!“ sagte der Müller, und bald hörte man draußen die helle Stimme, die: „Martin, komm' schnell!“ rief.

Enblich kam er denn auch; aber er war sehr verlegen, obgleich ihn Dollart herzlich bewillkommte.

„Wißt Ihr auch, was diese Zwei wollen?“ fragte darauf lachend Dollart, der sich an Weib und Kind nicht satt sehen konnte.

„Was denn?“ fragte der Müller.

„Der Martin will eine Dögel kaufen, und dann wollen sie argeln und singen geh'n.“

Alles lachte. Der Müller aber sagte: „Hab's wohl gehört; aber die Claire mag nicht. Sie will lieber hier Müllerin werden, wenn der Martin Müller wird.“

Claire barg ihr Gesicht in der Schürze und Martin wußte nicht, wohin er blicken sollte.

„Nun hab' ich dafür gesorgt, daß der Martin hier Müller wird, das heißt, ich hab' einen Act gemacht, wodurch ich ihm die Mühle und Alles, was ich habe, vermache, und mir nur meinen Aufenthalt vorbehalten habe.“

„Nun hör's Eure Sache, Meister Dollart, Claire zur Müllerin zu machen!“

„Das wird mir schon leichter, als Euch,“ sprach Dollart, stand auf und legte Claire's Hand in die Martins, und Alle segneten sie.

Nach drei Wochen war die Hochzeit des glücklichsten Paares, auf der Kamper auch war und meinte, bei ihm könnten sie sich bedanken, denn er habe das Eisen geschmiebet. Das gestand Dollart lachend zu.

Auf der Hochzeit mußte Dollart erzählen, wie es ihm gegangen und was er auf der eiligen Flucht zur alten, französischen Grenze erduldet. Es war Viel und Schweres. Fast die ganze Zeit lag er im Lazareth zu Straßburg, von wo er, sobald er genesen, hierher gewandert war. „Aber,“ sprach er, „wen meint Ihr wohl, den ich in diesem Lazareth fand?“ Alle sahen ihn gespannt an.

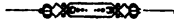
„Den Adam Ries,“ sagte Dollart. „Er war sehr krank, und alle seine schlechten Streiche bekamte und bereuete er, ehe er — starb.“

„Gott sei seiner Seele gnädig!“ sagten, wie mit Einem Munde, Martin und Claire.

„Und seinem Vater ist's auch gut, daß er nicht wiederkam,“ sagte Ramper, „denn er hatte und hätte ferner schlecht an ihm gehandelt. Seit seine Tochter und ihr braver Mann ihn pflegen, ist der alte Mann angegangen wie ein Licht, dem man neues Oel aufgießt. Er kann jetzt wieder ausgehen, hat gute Tage und Tage des Friedens, die er bei dem bösen Buben nie würde gehabt haben. — Apropos, Dollart!“ rief er dann, als wolle er den ernststen Ton, den diese Nachricht hervorgerufen, verschleichen; „Ihr habt meinen ersten Rath prächtig befolgt, wie steht's um den zweiten, um den nämlich, daß Ihr Euren Webstuhl aufstellt und hier bleibet?“

„Ich hab' mir das Mätzchen dazu schon ausgesucht,“ sagte Dollart, „und da Ihr ein so guter Rathgeber seid, muß ich nur, aus Dankbarkeit dafür, auch den zweiten annehmen und befolgen!“

Und er befolgte ihn, und im Widerscheine des Glückes Martins und Claire's lebten die fünf alten Leute friedlich und glücklich in der Mühle, bis spät der Engel seine Fackel senkte.



Das Sacharader Meßschiff von Anno 1720.

Eine Geschichte.

1.

Die Zeit, wo ein ehrlicher, schlichter Bürgermann seine freien Stunden, sei's am Feierabend nach treuer Tagesarbeit, oder sei's am Sonntagnachmittage, dazu verwendet, die in seiner Vaterstadt sich ereignenden Begebenheiten in seiner schlichten, naiven Auffassung niederzuschreiben, ist schon lange zu Grabe gegangen, und der Verlust ist groß! — Ich sage Das mit innigem Bedauern, denn vor mir liegt eine solche Chronik aus einem alten Städtlein am Rhein, dessen „gute Zeit“ längst vorüber ist, und das aus ihr nur noch ausgebrannte Thürme ohne Dachwerk, verwitterte Mauern und dunkle Erinnerungen gerettet hat, und deren wenige. Zum Glück hatte es einen Chronikenschreiber in seinem ehrlichen, treuen Sebastian Fabian. Es ist Sacharach am Rhein, welches ich meine. Wer kennt es nicht, das altergrau, stille Städtlein am schönen Ufer des vaterländischen Stromes, das mit seinen Ruinen kaum noch etwas mehr ist, als selbst eine Ruine aus einer glorreichen Zeit? Ich habe aus der an Sondergeschichten so reichen Chronik Sebastian Fabian's zwei Geschichten in den gesammelten Erzählungen mitgetheilt: „Das Gotteshäuschen“ und „der Apostelhof,“ und kann mich nicht enthalten, hier eine dritte mitzutheilen, die es zugleich wieder zeigt, wie sein Fabian beobachtete und wie er die Menschen, die Verhältnisse kannte, die er schilderte. Freilich schrieb er seine Chronik gewiß nicht dazu, daß sie der Welt vorgelegt werde; aber was könnte mich abhalten, Einzelnes mitzutheilen?

Die Menschen sind längst gemobert, von denen die Rede ist, und kaum klingt noch ihr Name nach in der Erinnerung. Es wird kein Lebender dadurch verlegt und — wir blicken in das innere Leben und Spießbürgerthum einer kleinen Stadt vor mehr denn hundert Jahren — und — sagen vielleicht betroffen: Ist's denn nicht mutatis mutandis noch eben so? Nun, die Röcke haben einen andern Schnitt, die aber d'rinnen stecken — bleiben die Alten mehr oder weniger! Nach dieser kurzen Einleitung, welche mir meine freundlichen Leser wohl vergeben werden, komme ich zur Geschichte selbst, die den Titel derselben, wie er da vornen zu lesen steht, rechtfertigen wird.

Wenn man aus dem Städtlein Bacharach am Rhein südwärts hinausstreitet und der Landstraße folgt, so findet man heutzutage etwa ein paar tausend Schritte auf der Straße, gegen Rheinbiebach zu, eine lange, hohe Mauer, und zwar rechts von der Landstraße, die einen einfachen Pflanzgarten trägt. In der Mitte der Mauer führt eine Thüre aufwärts, und über der Thüre steht ein einfaches, viereckiges Sommerhäuschen, das nur benutzt wird, um das Gartengeräthe darinnen aufzuheben. So breit die Mauer ist, zieht sich das Grundstück am Berge hinauf bis dahin, wo die Felsen aufstarren, welche Moose, Engelsküh, Epheu, rankende Linaria und kurze, niedere Gesträuche bedecken. Das Bergland ist mit Wallnuß- und andern Obstbäumen besetzt, und trägt nichts weniger als den Charakter einer Anlage. Alles ist im Naturzustand und zeigt, wie wenig Sinn man für Schönheit hatte, denn zu einer schönen Anlage eignete sich das Plätzlein trefflich.

Das Alles wäre nicht der Beachtung werth, wenn nicht oben in den Felsen ein Plätzchen wäre, wie kaum schöner eines zu finden ist, und der — Name? Bleibe ich zunächst bei diesem, so trägt das Grundstück den absonderlichen Namen: der Verlesfel. Woher

das kommt, muß ich zuerst erörtern. Um das Jahr 1710 lebte in der guten Stadt Bacharach, welche damals noch ein kurpfälzischer Oberamtsort war mit einem Anäuel hochfahrender, feinschmeckender Beamten, die um ein leckeres Mittagmahl die halbe Pfalz d'ran gegeben hätten, ein alter Junggeselle von circa fünfundfünfzig Jahren. Er war feynreich und hatte einen sieben Ellen langen Junggesellenzopf, womit ich, ohne Zorn und Absicht, auf die abnormen Neigungen und Meinungen dieser Menschenorte hindeuten will, sammt ihren schroffen Ecken und Kanten. Er hieß eben Herr Berlesfeld und ihm gehörte das besagte Grundstück, welches damals aber weder einen Garten, noch eine Mauer, noch ein Sommerhäuschen hatte, sondern am Weg einen einfachen Zaun von Weisbörn und eine Lattenthüre ohne Schloß. Auch wuchsen keine Bäume da, vielmehr hatte die Natur freien Spielraum, ihre Haselnuß-, Ahorn- und wilden Rosenstäuben aufschließen zu lassen, mit diversen Brombeerranken, und Niemanden fiel es ein, ihr hindernd in den Weg zu treten. Weil aber das Bergstück das Lieblingsplätzchen des alten Herrn enthielt, und er da in der guten Jahreszeit von ein Uhr bis sieben Uhr Abends ausschließlich sich aufhielt, so empfing es seinen Namen und bewahrte sein Andenken wenigstens in dieser harmlosen Weise, während es sonst von der Erde verschwunden wäre, wenn nicht — Sebastian Fabian, der getreue Chronist, seiner Vaterstadt eine Episode aus seinem Leben, und ohne Zweifel die interessanteste, aufbewahrt hätte in einem eigenen (dem 68.) Kapitel seiner „Chronika der alten, berühmten Stadt Bacharach.“

Dieses Plätzchen hat in seiner eigenthümlichen Schönheit seinen alten, treuen Freund überbauert, und ich bin als frischer, fröhlicher Knabe gar oft halbe Tage lang dort gewesen und habe meinen Träumen nachgehängt, ohne daß ich von Berlesfeld mehr wußte, als den Namen, womit das Feldstück oder vielleicht nur jenes Plätzchen belegt wurde. Der Felsen tritt nämlich an einer hoch oben liegenden

Stelle etwas vor und bildet eine Art natürlicher Grotte, die jedoch oben offen ist und nach dem Rheinhale zu sich ausweitet. Schlingpflanzen, besonders Epheu, hingen damals über jenen Felsen herab und schmückten die lange Grotte gar lieblich. Wilde Rosen hingen ihre mit weißen Blüthen und Knospen bedeckten Zweige lang herunter. Zur Seite stand dichtverwachsenes Gebüsch und schloß es ab. Rings herum hatte eine sinnige Menschenhand, oder besser die Hand eines sinnigen Menschen, Sitzbänke aufgemauert, die trocken und bequem waren, und eine bedeutende, viereckige Schieferplatte, die auf einem Pfeiler ruhte und in der Mitte stand, bildete einen Tisch, der oben flach war und den man nicht leicht umwerfen konnte. Rechts, gegen die Stadt hin, war das Plätzlein offen. Ein prächtiger Nageleichenbaum stand da, und Jasmin und Rosen — und — in dem Felsen, der den Boden bildete, war hier eine viereckige Rufe ausgehauen, in welche ein Quell rieselte, der etwas höher aus dem Gestein quoll; klar, rein und süßlich war das Wasser. Der Ablauf des Quells rann den Berg hinab und diente, als vielleicht achtzig Jahre später der Garten angelegt wurde, dazu, diesem die nöthige Befeuchtung zu geben.

Es läßt sich kein lieblicher, anmuthiger Plätzlein denken, als das beschriebene. Was aber seinen Reiz um das Doppelte erhöhte, das war die Aussicht, welche man genoß. Der Felsboden war geebnet und senkte sich etwas abwärts. Das Gebüsch war niedrig gehalten, was diesen altanartigen Raum umwoh, und so sah man vor sich den Rhein in seiner Breite, wie er an der Wirbeln sich durchdrängt und an den Felsen schäumt; sah links Bazaras mit seinen Thürmen, Kirchen und seinem weiten Hafen, welcher damals schiffreich war, weil ein Rheinzoll hier erhoben, der aber später nach Gaub verlegt wurde; sah die schöne buschreiche Insel, mit dem Schloßchen auf der Spitze, wo Graf von Adolph weilte, als 1632 sein Heer dort auf einer Schiffbrücke den Rhein überschritt.

Wollte man rechts hinauf, so lag Borchhausen, das langgestreckte

Nord, Rheindiebach mit seiner stattlichen Burg Fürstenberg vor dem Auge, und hoch oben blickte das Schloßchen auf dem Niederwald, das damals eben erst erbaut worden war, weiß aus dem dunkeln Rahmen des Waldes. Der Rhein aber bildete scheinbar einen See, weil oben und unten die Windungen des stolzen Stroms ihm dies Ansehen gaben.

Hier brachte Herr Berlesid die Nachmittage zu, sobald die Witterung es gestattete. Sein Haus in der Stadt befand sich, wenn man zum Krahnenthor hinein ging, rechts, das zweite, und war, wenn auch stattlich, doch alt und spitzgieblig, wie er es von seinem Herrn Dehm ererbt, an welcher Stelle später das Gasthaus zum weißen Roß aufgeführt wurde, ohne daß es als Gasthof irgendje gebient.

Er war von mittlerer Größe, der Herr Berlesid, neigte zu einer anständigen Wohlbeleibtheit, wenigstens hatte sein Bäuchlein eine sehr starke Wölbung nach Außen, die den Schneidermeister Prassel, der ihm arbeitete, zwang, der Langen, bis auf die Schenkel reichenden Weste einen absonderlichen Bogenschnitt zu appliciren. Wenn er so dahinschritt, das eben sich stark mit Weiß mischende Haar hinten in einen Büschel seiner Zöpfelein gebunden, die jeden Morgen der Perückenmacher Stühing ordnete und flocht, mit dem feinen Dreimaster bedeckt, mit den kurzen Kniehosen und Knie-schnallen, den schwarzwollenen (Sonntags waren es seibene) Strümpfen und Schuhen mit mächtigen silbernen Schnallen, dem leberbraunen, breitköpfigen Rocke mit kurzem Kragelein und gewaltigen Aufschlägen an der Hand, und tellergroßen blanken Knöpfen, in der einen Hand das ächte Meerrohr mit dem Eisenbeinkopfe, in der andern die feine holländische Thonpfeife, die er absonderlich zu schonen wußte, — so war er ohne Zweifel eine stattliche Erscheinung. Er war auch ein recht hübscher Mann, aber der Fehler, daß er nie Wasser trank und einen entschiedenen Abscheu vor dieser, die Augen so klar erhaltenden Gottesgabe

hatte, und, da er doch eine hitzige Leber hatte und viel, sehr viel Durst, den er dann mit dem köstlichen Weine Bucharachs, Morgens mit rothem, Mittags mit weißem, löschte, brachte es hervor, daß seine Gesichtsfarbe, besonders die der Wangen, sehr hochroth und die seiner Nase einen bläulichen Glimmer hatte, der fast dem Metallglanze nahe kam, und diese abnorme Färbung ließ ihn weniger schön erscheinen, woran allerdings seine Wafferscheu starken Antheil hatte. Wer sich indessen darüber hinaussetzen konnte, der fand ihn auch noch immer schön; doch war das nicht Jedermanns Sache. Gut war er von Herzen, denn er tödtete keine Fliege, die ihn stach, auch wenn sie sitzen blieb. Er konnte keinem Menschen ein Leid anthun und nicht leicht etwas abschlagen, worum man ihn bat; aber er hatte doch einen Hauptfehler, nämlich, er war von so auffahrender Hitzeblizigkeit, daß er dem Pulver glich. Wenn solch ein geistiger Bremsenstich kam, huil dann war's, als stünde das Männlein in Feuer und Flamme; dann kollerte er wie ein Welschhahn; dann wurde sein Kopf purpurroth, die Nase staßblau, und hatte er Einen vor sich, so groß wie der Riese Goliath weiland, so fuhr er ihm an die Gurgel oder bläuetete ihn ab mit seinem Meerrohr, daß es eine Art hatte. Mitunter maßigte er sich auch, zumal früh am Tage, wo er noch nicht viel Bucharacher getrunken.

Hätte der Mann eine Frau gehabt und Arbeit, so ständige Arbeit, wie ein Beamteter oder dergleichen, er wäre eine Perle von einem Manne geworden, zumal wenn die Frau es verstanden hätte, das Pantoffelchen weich und zart zu führen und pfiffig, was sie freilich Alle sind, wie jeder Ehemann zu erzählen weiß. So aber trank er aus Langweile, wurde ärgerlich, reizbar und jähzornig aus Langweile und meinte, er habe allemal Recht, wurde hitzöpfig und hatte Niemand, der ihm gemüthlich nahe stand. Das ist in Summa der meisten Hagestolze Schicksal und das Ende vom Lied, das kein Duett ist. Solche Einspänner sind alle kuriose Heilige und werfen leicht um. Es sind nur halbe Menschen, wie Doctor

Martinus richtig bemerkt hat. Aber das bleibt fest, sie sind beim größten Reichthum arme Schelme, denen das Leben eine Wüste wird, weil die Liebe fehlt, deren Alter ein Jammer ist, weil der geküßte Kreis der Familie mangelt, an deren Grabe der gekuschelte Schmerz Trödelstränen weint, weil innerlich das Herz über das schöne Erbe lacht.

Solche Gedanken waren in den letzten Jahren, seit in dem Hause gegenüber ein lieblich Kind zur reizenden Jungfrau erblüht war, auch durch Verleser's Gehirn gegangen, und die Liebe zu dem engelschönen Mädchen hatte ein Stockwerk tiefer, nämlich im Herzen, sich in einem Grab eingenistet, der an eine Hochzeit allen Christes denken ließ. Die Sache rascher zum Ende zu führen, ward ein Entschluß, der in den Sommertagen des Jahres 1720 rasch reifte, weil mancherlei Umstände zusammentrafen, von denen noch die Rede sein wird und muß, weil's eben in den Gang der Geschichte gehört.

So war er denn an einem gluthheißen Augusttage des genannten Jahres an sein Lieblingsplätzchen gegangen. Der Weg hinauf war läß, und erst heute war ihm der Gedanke einer bequemen Serpentine gekommen, der ehestens sollte verwirklicht werden, denn wenn er auch zusammenhielt, geizig konnte man ihn nicht schelten. Tief ihm das Herz mit dem Kopfe fort, und das begegnete ihm wohl einmal, so gab er mit vollen Händen, und galt es die Liebe, herrliche Bequemlichkeit, dann sparte er nicht, denn er liebte sie überaus.

„Das war ein schwer Stück Arbeit,“ sagte er, als er auf den Vorplatz der Grotte trat und sich die rinnende Stirne trocknete. „Jetzt darf ich mich auch nicht dahinein setzen, wo es so kühl ist! Wer — sich zu vermahlen gebirkt, muß den Leichtsinn ablegen, mit dem die lebige Jugend solche der edlen Gesundheit nachtheilige Zustände mißachtet. Man betrachtet sich, als gehöre man sich schon nicht mehr allein an. Ja, heivathen will ich!“ fuhr er im Selbst-

gespräche fort. „Man hat mir's oft gesagt, es wäre Zeit. Nun, Fünfundfünfzig ist die Blüthe des männlichen Alters, und der Stübting sagt alle Morgen, wenn er mich rasirt und frisirt: Conserviren sich wie Rieslingwein, der alle Tage besser wird. Meiner Sir, wie Rieslingwein! — Freilich, meine Haare werden melirt und flecken in's Hellaschgrau, das die Leute falsch Weßß nennen; aber sonst bin ich doch noch ein respektabler Mensch, auf Ehre!“ — Dabei trat er fest auf den Felsenboden. — „Und,“ fuhr er fort, „ich kann Ansprüche machen, denn ich bin reich, wie Keiner in Bagarach. Hätt's übrigens doch früher bedenken sollen; aber da wählt man und bedenkt und düstelt sich's heraus und meint, es müßte ein purinziger Engel sein und tappt neben d'ran und kommt zu keinem Ziel. Ich Narr! Grabe vor der Nase bläht die reizendste Nase, und ich warte bis heute? Sidam's Gustelchen ist ein Engel, dafern es einen auf Erden gibt! Zwanzig Jahre, rosig, blauäugig, blondhaarig, gewachsen wie eine Lanne, heiter wie der Himmel über mir, lustig — singt den ganzen Tag wie eine Lerche, sink wie eine Bachstelze, schelmisch wie ein ächtes Bagarach'ser Kind und rheinische Natur! Die seh' Einer alle Tage vor sich, wie er zum Fenster tritt, und werde nicht kapitalgedig! Es muß fertig werden, und bald; der Strid, der Ferdinand, soll mir nicht mehr dazwischen kommen! Nun, der ist fort, und das war ein Meisterstück, wie ich kaum eins fertig gebracht habe. Aus den Augen, aus dem Sinn, heißt's bei den Mädchen, und komm' ich — nun, ich falle in's Gewicht! — Ferdinand ist blitzschnell vergessen!“

Berleßta trat, trotzdem, daß er noch glähte, in die kleine Grotte und setzte sich nieder, schob eine Schieferplatte von der hinteren, an die Felsenwand anlehenden Bank zurück und nahm einen Weinkrug heraus. Es befand sich nämlich daselbst eine nur ihm allein bekannte, weil von ihm selbst mühsam ausgemauerte Vertiefung, welcher eine Anzahl Krüge verborgen werden konnte. „Das

war auch ein Meisterstück," sagte er. „Ich könnte Maurermeister werden!"

„Eine Erquickung thut nach solcher Strapaze Noth!" sagte er zu sich, horchte aber in demselben Augenblick mit Anstrengung auf einen Ton, der an sein Ohr geschlagen. Es war ein trodenes, metallisch gellendes Husten, das allmählig näher kam.

„Et, so wollt' ich, daß Du dürre Bohnenstange wär'st, wo der Pfeffer wächst!" zürnte Berlesid. „Nuß mich der Schmarozer denn bis in diesen stillen Winkel verfolgen, weil er Luß hat, seine durstige Kehle mit edlem Wolfsböhler oder Veimbacher zu nehen! Nein, mein lieber Rector, diesmal ist's Numero Null!"

Der Krug verschwand wieder an sein Plätzchen und Berlesid nahm eine Stellung ein, als säße er in tiefen Gedanken.

Nach kurzer Zeit wurde zuerst 'ein dreieckiger Hut sichtbar, dann ein langes, bleiches, mit einer weißen, bidgepuberten Perücke umrahmtes Gesicht, darauf eine lange, spindelbärre Gestalt in einem schneeweißen, breitköpfigen Tuchrocke mit großen, vergolbten Tellerknöpfen, rother Atlasweste und schwarzen Kniehosen und weißen Strümpfen, Schnallenschuhen und einem ungemein langen Meerrohr mit silbernem Knopf. Es war der Rector der lateinischen Schule, Herr Strunk, ein Mann von Gelehrsamkeit, der aber gerne an fremden Tischen Gutes aß und trank, viel rebete, sich in aller Leute Angelegenheiten gerne mischte als Rathgeber und Freund und unter dem Pantoffel seiner Frau stand. Kinder hatten sie nicht, waren von Seiten der Frau reich und kleideten sich nach der neuesten Mode; dabei war ihr Haus eine Klatschanstalt, die ihres Gleichen nicht hatte.

„Servus, Serviteur!" rief er huffend. „Serviteur, Herr Berlesid! Es ist aber wahrhaft strafbar, seine Freunde zu nöthigen, auf diesem heillosen Berge Besuche zu machen!" sagte er, sich die Perücke gemüthlich abnehmend, um den Schweiß zu trocknen. „Da wird mein Asthma doppelt quälend! Die Sopple hat's auch gesagt."

Verleſt brach, überwältigt von dem Tomiſchen Anſtich des ſahl geſchorenen Hauptes, in ein unmäßiges Gelächter aus.

„Biel Ehre für mich, daß Ihr's doch thuet,“ ſagte Verleſt lachend. „Es zeigt ſich, daß mein Luſculum doch Reiz für Euch hat. So viel ich aber weiß, iſt es das erſte Mal, daß Ihr Eure Äpel hier herauf trüget.“

Ein ſiegender Blick des Rectors bewies, wie zornig er war. Er war heftig, aber die Gewöhnung, den Zorn ſeiner Herrſcherin Sophie gegenüber zu unterdrücken, hatte ihm viel Macht über ſich ſelbſt gegeben, dennoch konnte er über eine dreifache Beleidigung nicht ſchweigen.

„Euer Lachen iſt beleidigend, beſonders da Ihr ſonſt ein ſo feiner, umgänglicher Mann ſeid,“ — hob der Rector mit verbiſſenem Muth an.

„Nehmt's nicht kraus, Herr Rector! Es kann kein Menſch dem Lachreiz widerſtehen, wenn Ihr ſo gemüthlich Eure Äpel abnehmt.“

„Schon wieder Äpel!“ rief der Rector, — „doch zuerſt ein Anderes. Ich begreife nicht, wie ein Mann, der in literis bewundert und von gelehrter Bildung iſt, einen ſeuchten Winkel, wie dieſen, ſein Luſculum nennen kann. Das iſt doch eine Schande gegen alle claſſiſche Bildung, und geht mir durch Mark und Bein.“

„Thut mir herzlich leid,“ ſagte Verleſt lachend; „aber ich glaube, daß ich dieſe Bezeichnung rechtfertigen kann.“

„Etwa, wie den gemeinen Volkensdruck Äpel für Perle?“ rief der Rector, dem die Geduld auszugehen drohte.

„Ganz gewiß!“ rief Verleſt, und ließ ſeiner Laune den Ausbruch im allertölliſten Gelächter.

Der Rector warf ihm einen Blick der Verachtung zu, der indeſſen gar nicht verſang.

„Begreift Ihr denn nicht,“ ſuhr Verleſt endlich ruhiger ſett, „daß das *teritum comparationis* ſo nahe liegt? Ich erlaube

einen guten Witz in dem Namen, den das Volk der ungnädlichen Kopfenstellung gibt. Die Ägel oder Elfer ist bekanntlich schwarz und weiß und hat einen ungewöhnlich langen Schweif. Nun ist kurze Haarhaube auch schneeweiß von Puder und der gewaltige Schopf hinten ist schwarz, wie denn auch der Schweif ober Kopf schwarz bewickelt ist, der Euch im Nacken hängt. Begreift Ihr's denn nicht, wie passend die Vergleichung ist? — Ueberdies ist es noch ein ehrlich deutscher Name!"

„Was deutsch?“ donnerte der Rector; aber er besann sich, um doch nichts zu verderben. „Ihr seid und bleibet ein wunderlicher Heiliger, die Sophie hat's auch gesagt! Ihr wollet allerwegen Opposition machen gegen die Waltherscherin, die Mode, und das stehet Euch übel zu Gesichte. Wie viel passender wäre es, wenn Ihr, statt Euer struppiges Haargewächs in natura zu tragen, wie es der Plebs thut, und das gar keine Farbe mehr hat, die weil es halb weiß und halb schwarz ist, wie Kümmeel und Salz auf den Festenregeln, mit einer ehrwürdigen Perücke bedecktet! Und aus G r ü n d e n, Herr, die mich heute in Liebe zu Euch geführt und einen anständigeren Empfang und Behandlung verdienten. Die Sophie hat's auch gesagt.“

Berlesford wurde ernst. „Laßt den Streitapfel,“ sagte er, „und entwickelt diese Gründe, wenn es Euch beliebt.“

Der Rector war innerlich müthend über den Wöotier, wie er Berlesford im Stillen nannte. Er setzte mit vor Zorn zitternder Hand seine Perücke wieder auf, kam aber unglücklicher Weise nicht in's rechte Fahrwasser und setzte sie verkehrt, so daß der Kopf nach hin kam.

Ehe er den Fehgriff, der ihn doppelt ergänzte, gut machen konnte, brauchte wieder Berlesford's Gelächter los.

„Laßt die Ägel so sitzen!“ rief er aus und bog sich vor Lachen. „Sie klebet Euch lieblich und Ihr erfindet eine neue Mode, was doch in Euren Augen ein Verbleist ist.“

Der Rector erblickte vor Zorn über seine Dummheit und Verlesid's ärgerliche Rede und Lachen.

„Wie Ihr doch kindisch lachen könntet über einen Fehlgriß, zu dem mich Euer aufregendes Lachen brachte!“ rief der Rector aus und schob die Perücke zurecht und drückte sie fest.

„Ich dachte mir,“ fiel Verlesid in die Rede, „wenn Eure Sophie Euch also gesehen, sie hätte Euch ihre Hand und ihr Herz nicht geschenkt, denn Euer Kahlkopf hat nichts Reizendes, Ihr könnt mir's glauben!“

„Das wäre meine Sorge gewesen!“ rief der Rector. „Meine Frau hat Bildung genug, das Schickliche im Auge zu behalten, und würde sich nicht benommen haben, wie ein ungebildetes Bürgermädchen etwa, das unverdient und als Backfisch zu Ehren kommen soll.“

Das war ein Stich für Verlesid, den dieser fühlte. Er erinnerte sich der Aeußerung des Rectors, daß es Gründe gäbe für ihn, eine Perücke zu tragen. Es ahnte ihm, daß zwischen dieser Bemerkung und dem Stiche, den ihm der Rector beigebracht, ein Zusammenhang sei, und er wurde plötzlich ernst.

„Lassen wir die Bissen!“ rief er aus. „Es will mir scheinen, daß Euer Besuch in meinem Bergplätzlein, das zu ersteigen Euch so große Moleste gemacht hat, eine gewichtige Ursache haben müsse. Ich wünschte, Ihr redetet von der Leber und Farbe!“

„Das ist doch ein vernünftig Wort,“ sprach der Rector, zog sein zierliches Taschentuch heraus, legte es auf die Steinbank und setzte sich darauf, während seine Augen den ganzen Raum durchforschten. Das Resultat dieses Blickes war kein erfreuliches, denn der Rector mochte auf ein feines Tröpflein gerechnet haben, konnte aber nichts entdecken, was darauf hätte schließen lassen, daß Verlesid hier seinen Nektar habe, wie man ihn sonst bei ihm fand.

Verlesid hatte mit Genugthuung diesen Blick beachtet.

„Es thut mir leid,“ sagte er, „daß ich Euch nichts vorzusetzen

habe, als etwa diesen reinen Duell, bei dessen Genuße man noch sich niederknien und schlürfen muß, wie wir es etwa als Knaben gethan haben.“

„Leide nicht an Durst,“ warf der Rector hin; „aber Ihr müßt wohl viel leiden, da Ihr doch an Eure Wolfshöhler und Leimbacher gewohnt seid.“

„Wenn ich hier bin, lebe ich als Einsiedler,“ sagte Berlesid.

„Und man sagt doch, daß das nicht auf die Dauer Eure Meinung sei, was auch nicht gut wäre, wie die Sophie auch sagt,“ bemerkte der Rector, froh, einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben. „Darum meine ich auch, Ihr solltet mehr der Robe hulbigen, das gefällt den Weibsen.“

„Meine Erwählte ist vernünftiger,“ sprach Berlesid.

„Erwählte?“ rief der Rector. „Also wirklich schon gewählt? Ei! Ei! — Hm! Meinte dazu, Euch einen Beweis meiner Liebe mit gutem Rathe zu geben. Die Sophie hat's auch gesagt, man bedürfte dessen in solcher Lage.“

„Danke!“ war Berlesid's lakonische Antwort.

Der Rector sah verlegen zur Erde und wußte nicht, wie er die Rehr kriegen sollte.

„Ihr vergeßt Eure Gründe, Herr Rector,“ bemerkte lachend Berlesid.

„Nun, ich meinte, wer mit Heirathsgedanken umginge, müsse nach der Robe fragen, die doch in den Augen der Frauen eine Macht ist. Da wäre es Pflicht, eine Perücke zu tragen, die Sophie hat's auch gesagt. Es gibt nichts, was den Mann ehrwürdiger, anständiger, gehaltener erscheinen läßt, als die Perücke, die jeder gebildete Mann trägt. Da Ihr nun, wie ich nicht zweifle, den unsinnigen Gedanken aufgegeben, das junge Ding, die Tochter des Schiffers Peter Gibam zu ehelichen —“

Das war Berlesid zu viel. Sein Zorn bligte auf mit rasender Macht.

„Schert Euch zum Henker!“ schrie er. „Wer hat Euch berufen, mir vorzuschreiben, was ich thun soll? Ihr und Eure Stadtschelle, die Sophie, die Alles auch gesagt hat, sollt Euch um mich nicht bekümmern! Lehret Eure Schüler, tratscht mit Eurer Frau über Andere, aber bleibt mir mit Rath vom Leibe!“

Der Rector stand erschrocken auf, nahm seinen Hut und machte sich davon; denn er wußte, jetzt war nichts mehr mit ihm zu machen, und ihm männlich Part zu halten, war seine Sache nicht. Aber den Berg hinunter brummte er zornig in den Bart, und verschwor sich ihm nie mehr über die Schwelle zu gehen.

Unten am Eingange zu Verlesid's Berg kam ihm der Cantor und Schulmeister Schmidt entgegen, ein alter Mann; sauber, aber bescheiden, fast dürrig gekleidet.

Dieser verbeugte sich, zur Seite tretend, und wünschte dem Herrn Rector einen guten Abend.

„Wohin will Er denn, werther Herr Cantor?“ fragte, stehen bleibend, der Rector, der sich um alle Leute und alle Dinge zu schaffen machte.

„Dahin, woher Ihr kommt,“ sagte Schmidt, „zum Herrn Verlesid.“

„Da kommt Er eben recht, daß sich Gott erbarme! Der ist in einer wahren Verferkermuth, ein Krippenbisser, ein Naffli, wie die Pferdejuden sagen (aber es ist Hebräisch), schlägt hinten und vornen aus und ist grob wie Bohnenstroh. Gehe Er nur hin, Er kriegt auch noch seinen Senf.“

„Ei, ei!“ sagte der Cantor. „Ein Naffli? Und solche Wuth! Ich begreife nicht, wie ein so ruhiger Mann —“

„Ruhig?“ rief der Rector aus, „denn bleibt auch das Pulver Rockmäuschen stille, wenn Feuer d'ran kommt. Und was war's? Ich sag' Ihm, Herr Cantor, nichts war's, als daß ich ihm in freundschaftlicher Weise von einem dummen Streiche abrieth, den er zu machen im Begriffe stehen soll, nämlich des Schiffs“

Alban Tochter zu ehelichen, das junge Ding, eben erst flügge; achtzehn Jahre —“

„Und ein halbes,“ sagte der Cantor, „das weiß ich genau, denn ich bin ihr Pathe.“

Der Rector staunte. Da komm' ich schön an! dachte er. Ist denn Alles gegen mich verschworen? —

Als er betroffen schwieg, sprach der Cantor: „Angenommen, Herr Rector, es wäre ein dummer Streich, was ich, meines Ortes, gar nicht gesagt haben will, da es an und für sich recht gut ist, wenn die Frau —“

„Gleichalterig mit dem Mann ist,“ fiel ihm dennoch der Rector, sich ermannend, in die Rede. „Eure Pathe ist ein lieblich und recht tugendsam Kind, das wohl einmal zu meiner Frau kommt, von der ein Mädchen etwas lernen kann, — aber der alte Verleser könnte doch ihr Vater sein. — Und die will' er, wie ich höre, nehmen.“

„Es ist ein kluglich Ding, wider den Wind zu segeln, wenn man nicht muß,“ sagte bescheiden der Cantor, „und Der es unbedenken thut, kommt nicht selten in die Pathe; wir Gelehrten sollten das wissen! — Guter Rath ist wohlfeil und doch will ihn Niemand ungefordert.“

Bei dem Worte: „Wir Gelehrten“ suchte der Rector, als hätte ihn eine Hornisse geangelt. Er sah den Cantor mit einem Blicke vernichtender Verachtung an, wollte ihm mit einer Imperatormiene den Text über solchen Schulmeisterbünkel lesen; aber zur rechten Zeit äußerte die gute Zucht seiner Sodbie ihre Wirkung und feierte für heute den zweiten Triumph. Er brummte etwas in den Bart, warnte dem Schulmeister den Rücken und ramnte wie ein Befessener fort, ohne ihm ein herkömmliches Abje zu sagen.

Der Cantor blieb stehen und sah dem Rector nach, schüttelte den Kopf und sagte zu sich: „Wenn's Dem in Capitolio nicht rappelt, so weiß ich nicht mehr, ob das Sprüchlein richtig ist: daß

man den Vogel an dem Gesang und an den Federn erkennen solle. — Weiß wohl, was seine Frau will! Wie oft hab' ich die Gustel schon vor dieser Kreuzspinne gewarnt, die das Mädel wie eine Fliege gefangen hat in ihrem Netz; es hilft aber Alles nichts. Jeden Abend hat es der Kuckuck bei der gelben Hexe. Die Frau Apotheker Raspel will sie ihm freien. Das ist so Eine von ihrer Sorte — Kaffeeschwester und Käsonnir-Raspel, wie sie in der Stadt heißt. Himmel und Erde, wie sollten die Zweie sich Verlesick's Reichthum zu Nutze machen! Nein, da gönnt' ich's doch lieber dem Gustelchen! Freilich haben die jungen Dinger heutzutage immer die Liebe im Spiel. Das ist ein unbrauchbar Stück Mädel. Versorgung ist Numero Eins! Das ist die beste Lieb', die mit der Ehe kommt! Die hält aus,, während der dumme Kaufsch vergeht. Ich, zum Beispiel, und meine Eva, wir kannten uns gar nicht vorher. Ich war fünfzehn Jahre älter als sie. Mein Collega Kumpel machte die Freierei. Es wurde richtig, und — unsere Ehe ist ein heiterer Mittag gewesen, trotz Noth und Sorgen, und Gott weiß es, wie inniglich lieb wir uns haben, und nichts mehr wünschen, als Gott möge uns an Einem Tage zu sich nehmen, daß nicht Eins das tiefe Weh des Scheidens fühlen und tragen müsse!“

Er sah wehmüthig hinab zum Rheinufer, wo seine Eva in dem kleinen Gärtlein handtirte, und in dem Blicke des braven Mannes lag die ganze Tiefe einer innigen Liebe. Eine Weile sah er dem theueren Weibe zu, dann wandte er sich um, den Berg zu ersteigen, — denn heute war der Bersalltag der Zinsen, die er Verlesick schuldete, und der alte Junggeselle hielt gar viel auf Ordnung, was der ehrliche Schmidt wußte. Er hatte das Geld mühsam zusammengespart, hatte sich's mit seiner lieben Eva am Mund abgebrochen und fühlte sich jetzt glücklich, daß er es bezahlen konnte, obwohl auch andere Läden waren, dahin es gepaßt hätte.

2.

Berlesid's Hitzkopf hatte allerdings etwas mit dem Pulver gemein. Er blipte plötzlich auf, aber wie mit dem Rauche die Wirkung des Pulvers weg ist, so war's mit seinem Zorn. Erst noch rannte er wie ein Beseffener herum, dann aber, nachdem er sich mit einem Duzend Kraftworten Luft gemacht, setzte er sich ruhig nieder, nahm seinen Krug und seinen Becher heraus und trank mit Behagen. Da hörte er nahe, leise Tritte und sah den Cantor vor sich. Bei seinem Anblicke schwanden die letzten Wollen, die seine Stizne noch belagert hielten. Er dachte nicht daran, seinen Krug zu verbergen, wie er es bei dem Rector gethan, sondern erwiderte den achtungsvollen Gruß des Cantors mit aufrichtigem Wohlwollen.

„Ich glaubte Euch, geehrter Herr, in großer Aufregung zu finden,“ — hob der Cantor an, der nicht wenig erstaunt war, statt einem Wetter mit Donner und Blitz die ruhigste Stimmung, die heiterste Stirne bei Berlesid zu finden.

„Sehlgeschossen, lieber Herr Schmidt! Ist vorüber; war nur ein Bißchen Gallenüberschuß über einen Karren! Der Rector hat mich geärgert.“

„Kann mir's denken,“ war des Cantors zur weiteren Mittheilung anspornende Antwort. „Solche Anträge können Einen wohl ärgern.“

„Wie? Was? Anträge?“ rief Berlesid. „Wist Ihr um die Geschichte?“

„Nicht mehr und nicht weniger, als was mir der alte Mann selbst unten, wo er mir begegnete, mitgetheilt,“ sprach erschrocken über die Aufregung Berlesid's der Cantor. „Fürmet mir nur nicht und glaubet nicht, als theile ich seine Meinung!“

„Et, so redet doch!“ rief höchst ungeduldig Berlesid. „Was wollte er denn?“

„Nun,“ sagte der Cantor zögetnd, „Euch eine gefähte Neigung

— wenn ich so sagen darf — ausreden, und eine — Freierei machen.“

„Der eine Freierei? Ei, so soll Dich ja!“ — rief brausend vor Grimm Berlesid. „Aber wißt Ihr's denn?“

„Freilich weiß ich.“

„Und Ihr laßt mich da zappeln, wie ein Fischlein an der Angel?“

„Gehrt Herr Berlesid,“ sagte der Cantor, „ich pflege mich in keinerlei fremde Affairen zu mengen, allerwenigst in die, so da Freiereien und Einschlägiges tendiren. Dannerhero möget Ihr mir es zu Gute halten, wenn ich hier rede, wo Ihr solches entscheidest forbert. Er meinte, das schöne Schifferkind Euch aus dem Sinne zu practiciren und dasir Euer Auge wohlgefällig auf die Frau Wittwe Raspel zu lenken, vornehmen Apothekers Raspel nachgelassene kinderlose Hausfrau.“

„Die? — Die Ralfonnir-Raspel, wie man sie hier bezeichnend nennt, die citrongelbe, alte Hure, die den armen Raspel todt gekürrert hat; die Hure wollt' er mir freien? — Nun, dann mag er von Glück sagen, daß ihm die Raspel im Halse stecken blieb! Ich weiß nicht, was ich dem Apehelben gethan hätte, — aber ich fürchte, die Apehel hätte Flügel gekriegt! — Item — lieber Herr Cantor, setzt Euch und trinkt einmal! Ich will nicht mehr an den albernen Raccon denken.“

Er reichte ihm ein volles Glas. Der Cantor trank mit aller der Formalität jener Zeit Berlesid's Gesundheit und setzte das saum angenippte Glas wieder auf den Tisch.

„Mein' auch,“ sagte er dann, „das wär' die Rechte für Euch, wenn Ihr etwa den lobenswerthen Gedanken ausführen wolltet, Euch eine liebevolle Pflegerin zu suchen. Eine abschauliche Zumuthung! Aber es ist eine Praktik der Sophie, die ist mit der Raspel Ein Herz und Eine Seele und die Zwei würden sich in Euerem Geld ein Vene zugelegt haben. Da wäre ich denn noch anderer Meinung.“

„So?“ sagte Berlesid schmunzelnd. „Welcher denn, wenn ich's wissen darf?“

„Was man denkt, soll man auch sagen dürfen,“ bewachte der Cantor, — „ich meine so Etwas in Eurer Nachbarschaft. — Da hat meine Hebe Eva eine Pathe —“

„Ihr meint Sidam's Gusselchen?“ fiel ihm der ungebildige Berlesid in die Rede.

„Gerade Die!“ sagte Schmidt. „Nichts für ungut, Herr Berlesid, aber das Mädchen ist eine Perle.“

„Weiß schon, lieber Cantor,“ fuhr sehr freundlich Berlesid fort — „aber —“

„Aber? Sollte da ein Aber sein?“

„Nun, lieber Mann, man weiß nicht —“

„Was denn verehrter Herr? —“

„Ob so ein Mädchen unser Einen nimmt, lieber Freund.“

„Unser Einen? Mit wem stellt Ihr Euch denn gleich, verehrtester Herr Berlesid? Das liebe Kind wird die Ehre zu würdigen wissen, die ihm widerfährt, wenn es Euch ein Ernst wäre.“

„Freund!“ rief Berlesid, ganz elektrifizirt, „es ist mein voller, ganzer, purer, geländlicher, ernstester Ernst! Ich wäre der glücklichste Mensch auf der Erde! Helfet mir wicken, und Ihr sollt Beweise meiner Dankbarkeit haben, die —“

„Bedarf dessen gar nicht,“ sagte der ehrliche Cantor. „Aus Hochachtung gegen Euch und Liebe zu dem guten Kinde soll's mir eine Hauptaufgabe sein!“

Berlesid schenkte wieder ein und schob dem Cantor das Glas zu.

„Haltet ein, geehrter Herr,“ rief dieser. „Mir kommt so ein Reizartepfeil selten zu; da könnte es leicht die Oberkammern kummern und meine alten Beine aus der Kusa bringen, wie mich aus dem Kammerne. Auch würde ich primo loco die Angelegenheit absolviren, die mich hierhergeführt. Ich habe dem Herrn Stadtschreiber und Cassier, der des Rechnens nicht recht Meister

ist, in meinen wenigen Freistunden seine Jahresrechnung gestellt, und mir etwas verdient, auch gespart, wo und wie es ging, daß ich's konnte zusammenbringen. Es wird Einem schwer bei sechzig Gulden Gehalt, *suprema summarum* nach der Competenz."

Berlesick hatte, innerlich bewegt, den Worten des Sorgenvollen gelauscht. Sehr gutes Herz machte alle seine Rechte geltend und sein Auge hastete, feucht werdend, auf dem sauer erworbenen Gelde, das er nun einstreichen und in den Geldsack zu seines Gleichen schieben sollte. Die Mißstände des Lebens fielen schwer auf seine Seele.

„Lieber Freund," hob er weich an, „habt Ihr denn auch den Apparat zur Quittung?"

„Ich war in Eurem Hause und die alte Rosina sagte, Ihr seiet hier. Da hab' ich Papier, Feder und ein transportables Lintensäßlein zu mir gesteckt, um es Euch bequem zu machen."

„Stedet das Geld einmal wieder ein," sagte Berlesick.

Der Cantor sah ihn verwundert an.

Berlesick schrieb und reichte ihm das Papier. „Beset's," sagte er, „es wird so richtig sein!"

Dem Cantor entfiel das Papier vor Schreden. „Was ist das?" fragte er erschrocken.

„Was ist's denn?" fragte Berlesick zurück. „Ihr habt die Zinsen für fünf Jahre vorausbezahlt. Damit ist's abgethan. Dies Geld steket Ihr ein und thuet Euch und Eurer guten Eva irgendetwas Beneficium dafür an."

Der Cantor glich einer Bildsäule. Allmählig wurde sein Auge Thränenträbe.

„Gott vergelte es Euch, edler Herr," sagte er ergriffen. „Nun kann ich wenigstens das Nöthigste besorgen. Gott lohn's." Er brückte Berlesick's Hand innig, wuschte sich die Augen und ging, weil ihm das Herz zu voll war.

Berlesick sah ihm bewegt nach. „Armer, alter Mann," sagte

er, „Eine Sorge hab' ich von Deinem Herzen genommen!“ — Dann rieb er sich vergnügt die Hände und sagte: „Das hört Guskelchen brüßwarm!“ Er trat auf den Vorsprung des Felsens, um dem Glücklichen nachzusehen, der mit leichtem Herzen heimellte. Jetzt erblickte er wieder Einen, der auf ihn losstruerte. Diesmal überglänzte sein Antlitz eine neue Heiterkeit. Es war der Schiffer Eibam, Guskelchen's Vater, sein nächster Gegenüber-Nachbar.

Rasch eilte Berlesid zu seinem Weinversted, nahm zwei volle Krüge heraus und erwartete dann den stämmigen Schiffer, der raschen Schrittes nahte.

„Grüß' Gott, Herr Nachbar,“ rief ihm der Schiffer entgegen. „Weiß schon, wo man Euch bei diesem herrlichen Wetter aufsuchen muß. Bin gestern Abend von Köln angekommen und hab' Euch da die ersten Häringe mitgebracht, und da ich wohl dachte, der Mensch lebe nicht, wie der Fisch, vom Wasser, so hab' ich gleich bei'm Greifenstein am Krahnenthor ein Weißbröcklein mitgebracht zum Vespere.“

„Habet allezeit vortreffliche Einfälle, Herr Nachbar, und trefset den Nagel auf den Kopf. Seid willkommen, sammt Eurem Vesperebrode!“

„Mein Guskelchen hat sie gleich gepuht,“ fuhr Eibam fort, indem er Blätter von einem Haselstrauche pflückte und die Häringe d'rauf und sein Schiffmesser mit dem Wurstele dazu legte. Während dessen servirte Berlesid den Wein und heitern Humors begannen Beide unter lustigen Reden sich zu laden, nachdem Berlesid die Häringe, Eibam den Wein gebührend herausgestrichen. Das Glas felerte nicht, zumal die Häringe den Durst schärften, und bald zeigte sich an Beiden, daß der Wein wohl des Menschen Herz erfreut, die Zunge löst, aber auch die strenge Goldwaage der Convenienz und ihrer Förmlichkeiten zur Seite schiebt, um rascher zu dem Kerne der Dinge zu bringen.

„War die Reise glücklich? fragte Berlesid,“ als Eibam darauf Begegliches gesagt.

„Könnt's nicht rühmen,“ sagte Eibam. „Denkt Euch nur, wo die Elbe in den Rhein mündet, hat sich eine Sandbank angelegt. Da fuhr meine schwer beladene „Stadt Bacharach“ auf und bekam einen Bodenack. Ich mußte von Bonn ein Leichter Schiff holen und im Schlepptau die lebige gewordene mitführen, den Leck herstellen lassen und sie frisch kalfatern. Da ist mein ganzer Profit sitzen gegangen. Verstanden, Herr Nachbar? Das ist das Unglück!“

„Thut mir herzlich leid,“ versetzte theilnehmend Berlesid.

„Nun thut sich mir eine Gelegenheit auf, wo ich den Schaden mit Ueberfluß ersetzen kann,“ fuhr Eibam fort; „Ihr wißt, Herr Nachbar, die Stadt Bacharach hat ein altes Recht, zu jeglicher Messe der freien Stadt Frankfurt am Main ein Schiff zu senden, und auf demselben Bacharacher Rothwein zu verzapfen. Dieses Jahr ist zur Herbstmesse die Reihe an mir. Da ich nun Reich hatte mit dem Leck, so muß ich daran denken, den Schaden zu repariren; aber dazu ist nachbarlicher Beistand nöthig.“

„Soll geleistet werden, Herr Nachbar, mit Vergnügen. Was braucht Ihr denn?“

„Gold und Wein, Herr Nachbar. Ihr habt das Geld in der Kiste und den köstlichen Rothwein im Keller. Wolltet Ihr mir das Nöthige borgen bis nach dem Ablauf der Messe? Es kostet viel. Muß da ein Bett aufschlagen, Gläser und Flaschen kaufen zc.“

„Thut nichts,“ sprach Berlesid. „Werde Euch nicht besorgen lassen.“

„Dacht' doch gleich,“ sagte Eibam, „Ihr würdet mich nicht ohne Hoffnungsstrahl absegnen lassen, schifflich zu reden.“

„Regt Euch getrost vor Anker,“ versetzte Berlesid lächelnd in gleicher Redeweise.

„Meiner Seel!“ rief der Schiffer aus, „Ihr seid ein Mann, wie ein David, ob Ihr gleich keine Harfe spielt. Mein Ousefchen sagte, als ich ihr meine Noth klagte: Gehet nur zum Herrn

Nachbar, der ist ein seelenguter, liebevoller Mann, der läßt Euch nicht zwischen Thür' und Angel."

Berlesid beugte sich ordentlich vor, sah vergnügt in des Schiffers geröthetes, wetterhartes Antlitz und fragte mit dem Ausdrucke seliger Befriedigung: „Hat sie das gesagt, das liebe holdselige Mägdelein?"

„Meiner Seel!" rief der Schiffer und schlug auf seine Brust, daß es nachhallte.

„O, wie hör' ich das so gerne," sagte mit schmelzendem laute Berlesid. „Eure Tochter ist die Perle der Töchter unserer Stadt, ein Schatz, ein Reichthum. Ich kenne keine Jungfrau, der ich so gewogen wäre. Immer heiter; singt wie eine Lerche, vom Morgen bis Abend; nie müßig, immer im Walten, Sorgen, Arbeiten; im Hause wie geblasen. Man meint, man wäre in Holland! Sieht man so der Jungfrau Walten und Thun, so möchte man den Vater beneiden, der sie immer um sich hat, und — möchte sich an seine Stelle wünschen."

Der alte Schiffer, welcher in Folge der genossenen Heringe ordentlich getrunken hatte, war besonders animirt. Er hörte mit Entzücken des reichen Nachbarn Rede, die darauf hinauszusteuern schien, wovon ihm der Better, der Cantor Schmidt, ein Wörtlein hatte fallen lassen, als er ihm begegnet war. Er überlegte, so gut er konnte, was hier das Gerathenste sein möchte, und es schien ihm, als thue er das Rechte, wenn er zu der begeistertsten Lobrede beifällig nickte. Das that er denn auch und das war zugleich ein Sporn für Berlesid, in rascherem Schlage des Herzens sein Innerstes vor dem Auge des Schiffers darzulegen.

„Gewiß," fuhr er fort, „es ist das meines Herzens feste Gesinnung, und ich sage Euch offen, ich meine mich selber, wenn ich so im Allgemeinen rede. Doch will ich's nicht hinter dem Berge länger halten, und es frei herausreden: Euer Gutselchen hat mein ganzes Herz gewonnen. Da wir nun so traulich allein

sind, so will ich ohne Blume, von der Farbe reden. Ihr kenne mich. Ich bin in der Wollé gefärbt; ich habe ein schönes Besti-
thum; würdet Ihr mir ein Körblein geben, wenn ich um Euer
Gustelchen würde zu meiner ehelichen Hausfrau. Hab' und Gut
verschriebe ich Ihr, so ich etwa vor Ihr stürbe."

Obwohl der glückliche Cantor berichtet, wie es um des Herrn
Berlesid Herz zu stehen scheine, so war doch Sidam überrascht,
als ihm die Werbung so urplötzlich über das Genick kam; indessen
waren seine Gedanken noch klar genug, um sie zu ordnen. Das
erkannte er schnell, daß eine solche Partie unter der Sonne für
Gustelchen nicht mehr zu machen sei, denn Berlesid war unbestritten
der reichste Mann im Oberamte Bacharach, und sicherlich würde
sein Kind von Hunderten beneidet. Er war also rasch entschlossen,
und als Berlesid geendet und, etwas betreten, unter sich sah,
stand er auf, nahm seine Beschlappé vom Kopfe, verbeugte sich und
sagte: „Herr Nachbar, ich bin von solcher Ehre ganz betroffen
Wie hätte ich mir sollen träumen lassen, daß mein Kind Eurem
Herzens Gedanken auf sich gezogen? Was mich betrifft, so sag' ich
mit Freuden Ja und Amen dazu."

Berlesid sprang freudig auf, faßte des Schiffers breite, harte
Hand und drückte sie.

„Ihr machet mich sehr glücklich," sagte er begeistert. „Ihr
sollt an Eurem Schwiegersohn Eure Freude erleben. Das
Gustelchen will ich hegen, wie meinen Augapfel und es auf den
Händen tragen und wahr machen das Sprüchlein: Bei den Alten
ist man gut gehalten; aber Eins hat mich erschreckt, ich will's nicht
leugnen, das, daß Ihr sagtet: So viel an mir ist oder was mich
betrifft. Zweifelst Ihr etwa an des Mädchens Einwilligung?"

Sidam war etwas verlegen. Er kannte die Liebe Gustelchens
und des Ferdinand, eines Neffen Berlesid's von Seiten seiner
verstorbenen Stiefschwester. Dieser Ferdinand hatte neben Berlesid's
Wohnung, auf der Ecke der Unter- und Krahnengasse, bei dem

alten Tobias Wink die Kaufmannschaft erlernt und war als Ladenbursche (wie man damals die Commis nannte) im Hause geblieben. Da hatte sich das Verhältniß entsponnen; aber es hatte keine Aussicht, denn Ferdinand war blutarm und Guselechen's Vermögen war nicht weit her. Ferdinand hätte nur hoffen dürfen, wenn Berlesid ihm jene Stätte bereitet; aber so brav auch der Junge war, Berlesid trug ihm tiefen Groll, seit er wußte, daß er ihm bei Guselechen in's Gehege ging. Deswegen ruhte der Alte nicht, bis Wink ihn entließ und er nun in der Ferne sein Fortkommen hatte suchen müssen. Das wußte das schelmige Guselechen wohl und trug keine Dankbarkeit gegen Berlesid in der Seele, und der Schluß Berlesid's, daß es bei den Mädchen heiße: aus dem Auge, aus dem Sinn, war falsch; denn die Frau Rectorin war die treue Freundin der Mutter Ferdinands gewesen und hatte auch gegen ihn wie eine Mutter gehandelt, und nun vermittelte sie zwischen den jungen Leuten die Botschaften. Etdam wußte um diese Liebe und kannte seines Kindes feste Seele. Er war verlegen, aber er dachte wohl, sein Kind werde seine Versorgung beachten. Er sagte daher: „Nicht, als ob ich dran zweifelte, denn ich glaube nicht, daß mein Kind die Hand ausschlagen könnte, die Ihr ihm bietet; aber die Mädchen sind heutzutage anders, als zu meiner Zeit, aber immer ihres Kopfes. Man muß da säuberlich verfahren, wie mit dem Knaben Absalon, wie's in der Bibel steht.“

„Da habt Ihr Recht,“ sagte Berlesid. „Ich bin gar nicht der Meinung mit der Thür in's Haus zu fallen oder mit Sturm und in der Hast das Alles abzuthun. Gut Ding will Weile haben und ich wollte Euch bitten, einstweilen unsere Abrede für Euch zu behalten. Ich will mir das Kind geneigt machen und bei ihr selber mein Heil versuchen nach gelegener Zeit und Umständen.“

„Weise geredet, wie immer,“ sagte der Schiffer. „Sind wir hier aber von Lauschern sicher? — Das Feld hat Augen und Ohren!“

„Seid ohne Sorgen,“ sagte Berlesid in voller Sicherheit. „Es ist keine Seele hier; aber der Himmel weiß, wie die Blaudentasche, der eitle Narr, der Rector Strunk, es erfuhr, was ich im Herzen trug seit langer Zeit? Hab' ich denn vielleicht meine Augen nicht immer bewacht?“

„Freilich,“ sagte Gibam, „Ihr gucket viel nach unseren Fenstern und da hätte man Lunte merken können. Ihr wißt, die Welt ist schlimm heutzutage. Thut nichts. Ich will ohnehin das Gusselchen ihnen aus den Augen rücken für einige Zeit. Ich nehm's mit nach Frankfurt, und dort mag's einige Zeit bei meiner Schwester verweilen, die in Frankfurt verheiratet ist. Dann denken die Leute nicht an das Mädchen und das Gerede und Gerede hört dann ohnehin auf.“

„Hm! Hm!“ brummte Berlesid in den Bart. Der Plan des Schiffers gefiel ihm im Entferntesten nicht. Doch wollte er nichts sagen. „Bin auch noch nicht in Frankfurt gewesen,“ warf er hin.

„Ihr? Habet die halbe Welt bereist, und nicht in Frankfurt gewesen? Das begreif' Einer! Geht doch über das Bohnenlied!“

„Und geht doch einfach zu,“ sagte Berlesid. „Ich war noch jung, als mir die Eltern starben und der Gerber Lauer in der Rosengasse mein Vormund wurde. Der wollte absolut, ich sollte studiren, weil es mein Vater gewünscht. Ich hatte keine Neigung dazu; allein ich mußte gehorchen und kam einstweilen auf die Neckarschule zu Heibelberg. Als ich die endlich hinter mir hatte, starb Lauer, und mein Vetter Olimart, der nun als Vormund eintrat, meinte, ich wäre ein Narr, wenn ich studirte und mich in das Joch eines Amtes spannen ließe. Solch eine Rede gestiel' mir bei meinem Widerwillen gegen jegliches Studium, den mir die pedantischen lateinischen Schulmeister beigebracht. — Hundert Gulden Besoldung für ein gelbgeärgertes Leben! rief Olimart aus. Beamtenhubel, Kapenbuckelei nach Oben oder Druck von Oben! Pah, sei kein Esel, Junge. — Wichtig, ich folgte ihm. Ich reiste nach

England und Frankreich — und später verwünschte ich den Rath, weil eine geordnete Thätigkeit dem Leben seine Bedeutung gibt und ein Mensch, wie ich, doch eigentlich zwecklos lebt. Doch ich vergesse die Hauptsache. Ich möchte einmal das Paradies der Handwerksburschen und Dienstmädchen, nämlich Frankfurt, sehen.“

„Nichts leichter, als das,“ sagte darauf Eibam. „Ihr fahrt mit mir hinauf. Das Meßschiff hat Raum. Ihr wäret dann auch stets bei'm Gustelchen und könntet die Sache unter der Hand zu Stande bringen, wie es ein weiser Mann zu machen versteht.“

„Vortrefflich!“ rief Berlesid. „Doch — wie ist's mit dem Essen, Trinken und Schlafen? Kann ich das auf dem Schiffe bei Euch haben? Ich zahle bestens!“

„Versteht sich, daß Ihr das könntet. Wir wohnen und schlafen ja Alle darauf. Freilich nicht in weiten Sälen. Ihr seid ja aber zur See gewesen nach England, und wisset, die Kojen sind enge, aber es geht, und dauert ja auch kein Halbjahr. Ihr könnt ein Bett schicken und ich werde sorgen.“

„Für ein Fäßlein für uns, Sorge ich,“ bemerkte Berlesid.

„Gut; aber stille nur! Es darf's Niemand wissen,“ sprach Eibam.

Da es anfang, kühl zu werden, rüstete sich Berlesid zum Heimgang und Eibam machte sich früher davon, damit eben nicht sein Zusammengehen mit Berlesid ein Aufsehen mache.

Raum war Berlesid unten auf dem Weg, als es rascheste im Gebüsch und ein Kopf zum Vorschein kam, der sich überall um sah und, als er sicher war, auf Entdeckungszügen ausging, nicht nach fernen Inseln, sondern nach dem Weinbehälter, von dem er gehört. Endlich entdeckte er ihn. Noch zwei Krüge waren da. Den einen ließ er sich schmecken und den anderen nahm er mit, als er seinen Weg in entgegengesetzter Richtung einschlug. Es war ein junger Bursche, und wer ihn genauer angesehen, der würde in dem Schiffsjungen auf dem Schiffe Eibam's ihn wieder erkannt haben.

Pitt oder Peter war ein schlitzdriger Schelm, aber, wie er auch zu allen Malefiz- und Lumpenstreichen eine absonderliche Naturanlage hatte, so treu diente er Gusselchen, die ihn aber auch hegte und pflegte, weil er eine Waise war. Der Krug Wein machte ihm viel zu schaffen, und es war ein Glück, daß er auf dem Schiffe schlief und sich gleich in die Kajüte legen konnte. Ein ferneres Glück aber, daß Niemand zu Hause an ihn dachte, denn dem Vater ging Viel im Kopf herum und der schönen Tochter noch mehr, die bei der Frau Rectorin gewesen war. Erst am andern Morgen brachte Pitt die ganze Begebenheit zu Gusselchens Kenntniß und zwar von A bis Z.

3.

Daß sich auch der beste Rechenmeister in der Welt schon einmal verrechnet hat, ist eine Erfahrungswahrheit, aber am allermeisten, wenn er Einer ist, der meint, er sähe das Gras wachsen und höre die Fliegen husten. Solch ein Klugpfeffer war Berlesid. Er hatte sich dennoch arg verrechnet, als er meinte, seine Unterredungen an diesem Tage seien unbehört geblieben; darin ferner, daß sein Weinversteck sicher sei; ferner darin, daß ihm die Frau Rectorin nichts anhaben könne, und endlich in dem Ferdinand und dem Gusselchen. Das waren Exempla genug, darin er sich geirrt, und doch verstand er zu rechnen. Nur in dem Cantor Schmidt und seiner Frau war seine Rechnung richtig.

Als Berlesid am folgenden Tag auf sein Plätzchen kam, war der Vorrath erschöpft. Er sann, und die Sache war ihm bedenklich; aber die Härtinge und die Unterredung hatten beide gestern das Ihrige gethan, und er kam der Sachlage nicht sicher auf den Grund. Troden da oben zu sitzen, oder das Grempel zu machen, das er dem Rector empfohlen, behagte ihm nicht. Er ging heran und Rosina trug darauf einen bedeckten Korb hinauf und Berlesid folgte ihr.

Blitz sah eben bei Gusselchen und referirte von gestern haarrichtn jede Sylbe. Gusselchen wollte berthen vor Lachen. Aber von dem wegstibitzten Weine sagte er kein Wort. Hätte indess Gusselchen ihn scharf angesehen, als er den Korb sah, den die alte Kosina so vorfichtig trug, sie hätte die Lust wahrnehmen müssen, die über die Zähne des bösen Duden hinslog, der ohnehin auf Berlesid ein böses Auge hatte, weil er ihn einmal abgewallt, als er ein Vogelneft auf dem Berge ausheben wollte. Wieder lag er heute auf der Lauer in der Nähe Berlesid's, wohin er geruschlos, wie eine Katze, schlich. Ehe er aber dorthin ging, sagte er zu Gusselchen: „Bei Ste nur gutes Muthes, dem will ich in Frankfurt schon Streiche spielen, die ihn kopffchen machen sollen, und auf dem Schiffe soll's auch nicht d'ran fehlen.“ Singend und pfeifend ging er dann fort und lag bald in seinem Hinterhalt. Inbessen kam Niemand und Berlesid ging bei Zeiten heim — und als die Nacht kam, war sein Weinest leer!

Das verleibete ihm sein Plätzlein über alle Mafsen. Er hätte noch so viel darum gegeben, wenn er's hätte herausbringen können, wer ihm den Streich gespielt, aber das lag in undurchbringlichem Dunkel. Das Schlimmste war, daß Gusselchen von Allen wußte und nun ihre Maßregeln nehmen konnte. Besonders bemühten sich der Cantor und die Pathe Eva, sie der Heirath mit Berlesid geneigt zu machen. Sie warf die Sache gar nicht weg und meinte eben nur, sie sei doch noch zu jung; sie wolle sich die Sache überlegen und Herrn Berlesid erst auch einmal genauer kennen lernen; sie habe ja noch keine zwanzig Worte mit ihm geredet, und das reiche doch nicht hin, sich kennen zu lernen. Der Cantor hinterbrachte ihm diese Neben des Mädchens und das entzückte ihn. Von da an ging er oft zu Gusselchen, die ihn immer mit der größten Freundlichkeit aufnahm.

Er hatte sich allerdings darin verrechnet, daß er Sophia, die Rectorin, für eine nicht zu beachtende Feindin hielt. Der Rector

hatte ihr Alles referirt, was ihm auf dem Berge begegnet war, und wenn sie auch einmal lachte, besonders über ihres Mannes Zorn wegen der Ael, so blieb doch genug übrig, sie zu erzürnen, insbesondere, daß er sie persönlich verhöhnt. Es ist schon erzählt worden, daß Gustelchen heimlich zu ihr kam und daß sie die Liebe Ferdinands und Gustelchens förderte. Von jetzt an wurden hier alle Pläne geschmiebet und Berlesick ahnte nicht, daß Alles, was ihm zum Aerger war, von ihr ausging.

Er war glücklich, da ihm Gustelchen zuvorkommend artig war, wenn er hinüberging. Die ganze Stadt gratulirte ihm, was er mit Behagen annahm, und Gustelchen erduldete alle jene Redereien, deren eine junge, reizende Braut die Fülle ertragen muß, mit dem besten Humor, und so war denn die Sache eine abgemachte. Die Alten lobten des Mädchens Klugheit; die Jungen meinten, sie nähme ihn nur seines Geldes wegen, und um sich über die Massen puken zu können; die werde nun die erste Rolle in der Stadt spielen u. s. w.

Während das Messschiff hergerichtet wurde, und namentlich das Leder der Gerber an Bord kam, das zur Messe gesandt wurde, saß Berlesick oft bei Gustelchen. Eines Tages geschah das wieder.

„Es ist hübsch, Herr Nachbar,“ sagte sie, „daß Ihr die Reise mitmachtet.“

„Freuest Du Dich, mein Engelchen,“ fragte er süß, „auf diese Mitreise?“

„Gewiß,“ erwiderte sie. „Angenehmer könnte mir nichts kommen; aber Ihr werdet Mancherlei ertragen müssen. Da ist zuerst der entsefliche Lohgeruch des Leders und dann — die strenge Zucht, die ich auf dem Schiffe übe. Es muß da Zucht und Ordnung walten, sonst geht's nicht.“

„Wie so, Kind?“ rief Berlesick. „Ist da was Besonderes?“

„Nun, ich muß offen reden, sehe ich,“ sagte vertraulich das

Mädchen. „Sehet, mein guter Vater hat die rheinische Natur, gerne Wein zu trinken. Unser Doctor Silbereisen sagte mir aber, wenn er viel trinke, rühre ihn sicherlich der Schlag, zumal wenn er wenig Bewegung habe. Da muß ich ordentlich wachen über ihn, und es gilt als Gesetz, daß auf dem Schiff nicht ein Tropfen Wein getrunken werden darf, damit er nicht in Versuchung kommt. Es ist meine Kindespflicht, dafür zu sorgen.“

Berlesid erschrad auf den Tod. „Und das Gesetz gilt auch mir?“ fragte er.

„Ei, sonst wär's ja kein Gesetz, Herr Nachbar,“ sagte das Mädchen, „und Ihr werdet doch nicht den Versucher spielen wollen? Ueberhaupt, sag' ich Euch im Vertrauen, ist mir ein Weintrinker völlig zuwider. Wenn ich einmal Einen heirathen soll, so darf er nur Wasser und nichts als Wasser trinken! Das steht unwandelbar fest. Außerdem wird nichts d'raus.“

Berlesid erbleichte. „Schöne Aussichten!“ sagte er zu sich, während er zu Boden sah. „Schöne Aussichten! Wasser trinken? Da wär' ich in acht Tagen maustodt.“ Er seufzte und schwieg kummervoll.

„Dauert die Fahrt lange?“ fragte er endlich ganz unschuldig. Ueber Gustelchens Gesicht zuckte ein Lächeln eigener Art. „Acht Tage,“ sagte sie ruhig. „Euch ist gewiß vor der Langeweile bange?“

„Mir? Bei Dir? Kind, was fällt Dir ein? Mir wär's schon recht, wenn sie gar nicht endete? So enge und nahe, alle Tage bei einander — gibt's etwas Lieblicheres?“

„Ho! Ho!“ rief Gustelchen lachend, „das wär' mir denn doch des Guten zu viel. Aber Ihr könnt ruhig sein. Ich will Alles anbieten, Euch zu unterhalten. Ich habe noch etwa sechs Stänge Baumwolle, die superfein ist, und die mir mein Vater zu Strümpfen mit von Abla brachte. Sie ist noch nicht gewickelt. Wegen Raumersparniß nehme ich keine Krone mit. Die haltet Ihr mit den

Armen und ich wickeln. Derweilen erzähle ich Euch allerlei Geschichten. Außer der Baumwolle habe ich noch einige verworrene Zwirnstränge, auch noch Wolle zu wickeln. Das ist eine ruhige Arbeit. Es lernt sich leicht, und Lust und Lieb' zu einem Dinge, macht alle Müß' und Arbeit geringe, steht im ABC-Buch."

Berlesfid zog ein langes, beträchtlich einfüßiges Gesicht, als er diese Unterhaltung vernahm. So Etwas war ihm im Traume nicht eingefallen und er dachte mit Entsetzen an des Rectors Wort: daß das weibliche Regiment ihn schon noch zur Raision bringen würde. Da begann es schon. „Geht das schon vor dem Brautstand an, was wird's erst in der Ehe werden?“ dachte er. „Keinen Wein trinken und Garn wickeln! Hilf Himmel, da hören meine Vorstellungen urplötzlich auf! Armer Berlesfid, was soll aus dir werden. Freiheit! goldne Freiheit des Junggesellenlebens, wo fliehst du hin?“

Gustelchen achtete die gefaltete Stirne nicht, und nicht den stillen Seufzer, der sich aus der gepressten Seele herausrang, und fuhr fort: „Noch Eins, liebster Herr Nachbar, — aber nicht wahr, Ihr nehmet mir's auch nicht übel? — Ich rede, wie ich denke, und Ordnung muß sein.“

„Uebel? Herzchen, was könnt' ich Dir übel nehmen. Ich sage Dir's vielmehr im Voraus zu. Du hast Recht, Ordnung über Alles!“

„Wie Ihr doch gut und lebenswürdig seid!“ rief das Mädchen aus und sah ihn mit einem bezaubernden Blicke an, der ihn alle Höllenqual vergessen ließ, welche ihm auf der vermaledeiten Fahrt in Aussicht gestellt worden war.

„Ihr wisset,“ sagte sie und lächelte, „mein Vater hat zwar eine fatale Schiffergewohnheit, ich meine das ekelhafte „Prülmchen,“ doch nicht die allerekelhafteste des Rauchens. Das wäre absolut mein Tod. Ich kann den giftigen Qualm nicht vertragen, ohne daß ich krank werde. Da Ihr mir's nun bereits zugesagt, so halte

ich Euch beim Worte, daß Ihr nicht raucht im Schiffe, was ohnehin polizeilich verboten ist, von wegen der Feuergefahr. Es steht Euch auch gar übel an. Ihr wäret ein doppelt lebenswürdiger Mann, wenn Ihr der Pfeife Valet gäbet. Ich sag's Euch im kindlichen Vertrauen, ich heirathe nie einen Mann, der raucht, schnupft oder ein „Brümchen“ zerarbeitet. Das ist Grundsatz bei mir, und der wanket nicht.“

Berlesid fiel schier vor Schrecken in Ohnmacht. Er war einer der stärksten Raucher, und es kostete ihn eine riesenhafte Ueberwindung, so lange die Pfeife zu entbehren, als er bei Guselechen zu Besuche war. Acht Tage ohne Rauchen! Und er war durch seine Galanterie gebunden. „O der gute Rector!“ seufzte er, „der trägt sein dickes Ehekreuz, aber ich fürchte, das Guselechen macht seine Sophie noch gut! So ein Stück Weib kann einem das Leben versalzen und verpfeffern! Ach, was soll das werden? Acht Tage? Ja, das ganze Leben! Nein, das ertrag' ich nicht. Die Fische im Rheine oder Mainie werden meinen Reichthum verspeisen! Ach!“

Guselechen hörte den Seufzer.

„Ach, Herr Nachbar,“ sprach sie schmelzend, „es thut mir herzlich leid, daß ich Euch solche Entfagung auflegen muß. Es ist aber ja nur auf acht Tage; dann seid Ihr wieder frei. Ich sterbe positiv durch den Tabaksqualm. Meine Brust ist so schwach, daß sie ihn nicht eine Stunde erträgt.“

„Was das Launen sind!“ dachte Berlesid. „Man sollte gar nicht meinen, daß in so einem schönen Köpfchen solche barocke Dinge ausgeheckt werden könnten? Wenn die erst älter wird? O Jemine! Lüg' du und der Kuckuck! Schwache Brust? Singt den ganzen Tag, daß man sie auf dem Sanct Berner hört! Daß dich Gott bessere, du schöne Hexe!“

„Nun noch Eins! Die Tage der Fahrt gehen herum. Ihr sollt sehen, wie ich Euch unterhalte! Aber in Frankfurt dürft' Ihr nicht umhergehen, wie hier! Das ist die Stadt der Mode. Da

müßt Ihr Euch putzen, sonst seid Ihr dem U_z und Spott ausgesetzt. Nicht wahr, das wollet Ihr nicht, besonders, wenn Ihr mich auf die Messe führt?"

„Bei Leibe nein!“ rief Berlesid — „aber —“

„Macht Euch keine Sorgen darüber, wie Ihr die Mode erfahret; sehet nur den Herrn Rector an. Der ist nach der neuesten Frankfurter Mode gekleidet und frisiert. Kürzlich war auch Euer Vetter Ferdinand hier, der sagte —“

Bei dem Namen Ferdinand zuckte Berlesid zusammen, als hätte ihn eine Tarantel gestochen. Er wurde kreidebleich.

„Ist Euch Etwas?“ fragte Gustelchen besorgt. „Vielleicht das Herzwasser? Soll ich Euch ein Neuwieder Rummelchen holen?“

„Danke, danke!“ sagte Berlesid. „Es ist nichts! Fahre nur fort, Du süßes Plaudermäulchen!“

„Nun, der Ferdinand erzählte mir, in Frankfurt trage alle Welt Perücken. Wer die nicht trage, werde verhöhnt. Und Ihr traget noch Euer altmodisches Haar. Ich begreife Euch ohnehin nicht!“ —

„Ich, eine Perle?“ rief Berlesid. „Eine Perle?“

Gustelchen wollte bersten vor Lachen. „Seid Ihr so dagegen?“ fragte sie. „Aber das hilft einmal nichts. Mit den Wölfen muß man heulen. Ich denke, Ihr werdet mich doch einmal in den Braunsfels und über die Messe und in die Schaubuden auf dem Roßmarkt führen?“

„Versteht sich,“ erwiderte Berlesid mit Selbstgefühl.

„Aber meinest Ihr, ich wollte es erleben, daß mein Cavalier ausgelacht würde? Ich fänke in die Erde vor Scham und Aerger! Ich kenne ohnehin nichts Schöneres, Geschmackvolleres und Kleid= sameres, als den neuen Anzug des Herrn Rectors. Wie er, so geht ganz Frankfurt. Schneeweißer Rock vom feinsten Luche; purpurrothe Atlasweste; schwarze Sammt hose n mit silbernen Knieschnallen; weiße seidene Strümpfe und Sabots mit großen Schnallen;

dazu einen feinen Hut und ein Meerrohr mit goldenem Knopfe. Herr, das müßte Euch wundergut kleiden und ich würde mich freuen, Euch einmal in solcher Kleidung zu sehen! Sie ist zum Rüßten schön, diese Tracht! Und wir haben hier einen Friseur, wie er weit und breit nicht zu finden ist, nämlich den alten Stübing, der hat in Paris seine Stubien gemacht! Laßt Euch doch eine Perücke machen! Ohne sie könntet Ihr nicht reisen und Euch nirgends sehen lassen. Hier, in unserem Bacharach, wären wir hundert Jahre zurück, wenn nicht der vortreffliche Herr Rector wäre! Der zeigt uns den Fortschritt der Zeit und der Bildung. Ohne den verklären wir völlig. Darum nehmet Euch ihn zum Vorbild, wenn Ihr gefallen wollet.“

Und dabei lächelte sie wieder, daß es dem guten Verlesia zu schwindeln anfing, als hätte er einige Krüge über das tägliche Maß geleert.

Als er nach Hause kam, setzte er sich in den Sesselfessel und ließ die ganze Unterredung mit Gusefchen an sich vorübergehen.

„Unerhörte Zumuthungen!“ rief er aus. „Graufiges Pantoffelregiment, aber ich habe A gesagt und muß B sagen. Sollte mir gar der miserabele Ferdinand den Rang ablaufen, der gewiß in solchem Kleide einhergeht? — Nein!“ sagte er und rief: „Rosina, den Schneider Prassel, den Friseur Stübing, den Schuster Schüppert rufen. Rasch!“

Rosina dachte: „Da brennt's“ und lief, was sie laufen konnte.

Die Meister kamen. Sie legte ihr Ohr an den Schalter und hörte Alles. Auf's Kostbarste bestellte er den Anzug. Sie nahmen die Maße und Stübing sagte: „So eine Perücke soll der Bürgermeister von Frankfurt nicht haben. Meiner Sir!“

Bis zum folgenden Sonntag sollte und mußte Alles fertig sein. Auch den feinsten Hut besorgte Stübing von Bingen.

„Den Sonntag werde ich sie freudig überraschen!“ sagte Verlesia und schmalzte mit dem Daumen und Mittelfinger, wie ein

tanzender Tyroler. Eine Stunde später wußte Gustelchen Alles durch die alte Rosina und beugte sich vor Lachen.

Der Sonntag kam. Berlesfid stand schon eine Stunde vor dem Kirchengeläute vor dem Spiegel fix und fertig und betrachtete sich wohlgefällig. „Meiner Seel!“ sagte er, „die Aegel steht mir gut. Hätt's nie geglaubt!“

Als es zu läuten begann, stand er an der Thüre und lugte durch die Ritze. Als Eibam's Thüre aufging und der alte Schiffer mit dem rothigen Gustelchen heraustrat, riß er die Thüre weit auf, schoß hinüber und machte Kratzfüße mit einem so selbstgenügsamen Gesichte, daß es Jedem erscheinen mußte, als wolle er fragen, ob man auch die Wandelung beachte, die seine liebliche Erscheinung erfahren und die eine so totale sei, daß er selbst darüber erstaune.

Gustelchen kostete es eine riesenhafte Ueberwindung, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen, denn das bläulich-roth ange-laufene Gesicht, die Nase mit dem Metallglanze nahmen sich unter der weißen Perücke entsetzliche komisch aus. Alle Welt staunte. Das junge Volk kicherte und lachte, je nachdem es dem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit näher oder entfernter war. Er ging mit Eibam, der sich stolz trug neben dem reichen künftigen Schwiegersohne; Gustelchen aber schloß sich wohlweislich an die Nachbarstöchter an, die es dennoch nicht lassen konnten, sie mit Berlesfid zu necken. Sie zog sich klug aus der Affaire, denn sie lächelte und meinte: Bei den Alten sei man gut gehalten. Das schloß ihnen den Mund und ließ es zweifelhaft, ob es Ernst oder Scherz gewesen.

Der Rector traute seinen Augen kaum, als Berlesfid an seinem Hause vorüberging.

„Seh' ich mir den alten Hagestolz an,“ rief er aus und zog seine Sophie an's Fenster, die laut aufschrie, so erinnere ich mich seines Ueß auf die Aegeln und nun trägt er eine! Es muß ihm unter der Perücke ein Weniges rappeln?“

„Möglich,“ sagte Sophie; aber die Nacht des Weibes feierte hier einen Triumph, wie selten einen Hühern. Sie wußte mehr, als sie sagte.

4.

Es war an einem etwas spätem Nachmittage, als von Pferden träge gezogen, das Bacharach'sche Rheinschiff sich den Umgebungen von Frankfurt näherte. Berlesford stand am Bugspriet und blickte sehnlich nach den Thürmen der Reichsstadt, sehnlich wie Einer, der die Wüste durchwandert hat, auf die ersten Palmenwipfel schaut, die über das Sandmeer heraufwehen. Was er durchgemacht, ausgestanden, gelitten in acht entsetzlichen Tagen, das drückten Worte nicht aus, aber es stand leserlich auf seinen gelblichen, eingefallenen Zügen geschrieben, in seinem trüben, hohlen Auge, in der ganzen schlaffen Haltung seiner Gestalt. Er war vom Fleische gefallen, daß der Rock um ihn schlotterte. Und wer das Alles veranlaßt, das war Gustelchen mit ihren Raunen, ihrem barocken Geschmack für Unterhaltung, ihrer Abneigung gegen die Pfeife und gegen das Weintrinken. Hätte er noch die gehörige Nachtruhe gehabt! Aber in dem engen Raume, in dem er lag, war es nicht auszuhalten gewesen und allerlei Unwesen war in dem Bett. Bald raschelte eine Maus drinnen herum, bald krabbelten Käfer über sein Gesicht, bald lag Sand in dem Sinnen, bald Ruffschalen, und es war, als ob ein böser Geist jede Nacht auf etwas Anderes sänne, ihm den Schlaf zu rauben. Selbst geschah es einmal, daß, als Nachts Regen fiel, das Gefüge der Bretter der überhöbten Decke nicht gehörig gestopft und kalfatert war und der Regen durch ein Loch wie ein rieselndes Bächlein auf ihn rann. Das waren unabweisbare Mißstände eines so engen Haushalts, wie er auf einem Rheinschiffe nicht anders sein konnte, wie Berlesford, nicht ahnend die neckende Bosheit eines Huhens,

meinte; es hätte sich das Alles ein mal überwinden lassen, aber — aber — des Mädchens Launen waren kolossal; sie wären, hätte sie sie nicht mit einer Engelsfreundlichkeit begleitet, rein zum Desperatwerden gewesen.

Erstlich mußte er jeden Nachmittag von Eins bis Fünf, ja bis Sechß ruhig dastehen und Garnstränge halten. Sie wickelte unendlich langsam, trieb Kurzweil und Poffen dabei, und wenn ihm, weil er Nachts nicht schlafen konnte, die Augen zufielen und er sich vor Schlaf nicht halten konnte, schalt sie ihn ungalant und meinte, ein Anderer ihr gegenüber würde bei zwanzigtägigem Wachen keinen Schlaf kriegen. Welche unerhörte Eitelkeit und Selbstüberschätzung war das! Er hätte sie dem einfachen Bürgermädchen nie zugetraut. Ja einige Male spritzte sie ihm Wasser in's Gesicht, daß er so naß war, wie eine begoffene Kaze. Es war eine reine Folterqual, die er ausstand. Jeden Morgen pußte sie sich stundenlang und fragte dann hundertmal, ob er auch glaube, daß sie so den jungen Herren in Frankfurt gefiel? — Mit dem Kochen ging es so schlecht, daß Sidam wetterte und sagte: „Dahem kochst Du so gut, und auch sonst, wenn Du mitfährst auf dem Schiffe, aber alle Mittage regelmäßig versalzte Supp. halbgars Fleisch, angebranntes Gemüse,“ — es hielt's kaum ein Mensch aus. Sein Flaschenteller mußte vom Schiffe und seine Thonpfeifen warf sie von der Bank, sammt dem Kästlein, daß sie alle in tausend Scherben gingen, und doch wollte er ja auf dem Schiffe gar nicht rauchen! Während des Garnwickelns entwickelte sie ihren Lebensplan als Hausfrau. Himmel und Erde! Es graufete Berlesfel vor solcher Wirthschaft. Denn da sollten alle acht Tage Kaffeewisiten gehalten werden und in allen sollte die Frau Rectorin Sophie paradiern, auf die sie dicke Stücke hielt, und die Raisonnir-Kaspeel und noch so ein paar alte Register, die berühmt waren wegen ihrer bösen Zungen. Junge, sagte sie, würde sie nie einladen, denn ihr schlimmster Fehler sei eine entsetzliche Eifersucht, die sie

nicht ruhen und rasten lasse. Da hörte Alles auf, und Berlestedt wurde täglich bedenklicher und ernster.

Der Unmuth, welcher sich seiner Seele bemächtigte, wuchs mit jeder Minute, und in eben dem Maße wuchs sein leidliches Uebelbefinden, welches aus dem Enthalten angewohnter Bedürfnisse entsprang, als da waren: Tabakrauchen und Weintrinken. Wer die Macht solcher Bedürfnisse in den Jahren Berlestedt's kennt, begreift es, wie es um ihn stand. Und das unbarmherzige Mädchen hatte keine Augen für seine Noth, kein Gefühl für seinen Jammer!

„Es liegt etwas Diabolisches in dem Mädchen!“ rief er aus. „Wer hätte das denken sollen? So schön und so boshaft? — Nun frag' ich aber, wenn das am grünen Holze annähernden Brautstandes als Blüthe erscheint, wie wird die reisende Frucht des Ehestandes sein? Wenn sich solche Lücken in der blühenden Matzeit des Lebens zeigen, wie wird's werden, wenn einmal das Alter diese Launen ksteinert, diese Lücken giftiger macht?“

Das waren Vorstellungen, welche in der Qual schlafloser Nächte seinen Geist beunruhigten und ihn endlich dahin brachten, daß an die Stelle der Liebe eine starke Abneigung trat; daß er den Gedanken verwich, das Mädchen freien zu wollen; daß er seinem Junggefellensranke eine Lobrede über die andere hielt. Freilich — wenn nun der Morgen kam und das Mädchen frisch und blühend, wie der junge Tag, aus ihrem kleinen Schlafbehälter trat und ihn anlächelte — ja — dann zerfloh das Alles wieder, wie Nebel vor der Sonne. Indessen kehrten dann doch die reumüthigen Gedanken bald wieder zurück und immer öfter und stärker, und selbst die liebrendste Huld konnte am Ende nicht mehr beherrschen, was seine Seele einnahm und je mehr und mehr beherrschte. Dazu wuchs sein leidlich Uebelbefinden mit jedem Tag.

Endlich erblickte er Frankfurt. „Victoria!“ rief er im Innersten seiner Seele aus. „Victoria! Nun will ich an's Land und Horn's Erzählungen. IX. 19

reichlich nachholen, was dieses vermaledeite Rießschiff mir als Qual bereitetel“

Raum war das Schiff vor Anker gegangen und der breite, solide Steg auf das Ufer gelegt, da schlich Berlesid hinaus und an's Ufer, um ein Wirthshaus aufzusuchen, wo er trinken und rauchen könne, fern von der Macht eines Wesens, das mit seinen Launen auf dem Schiffe herrschte, wie der Sultan in der Türkei und noch ärger.

Das Wirthshaus war bald gefunden und auch eine Pfeife und Tabak. Da strömte neues Leben durch seine Adern. Ein Nebel hob sich von seinem Geiste, eine Weltlast von seiner Brust. Er zog den Rauch gierig ein und ließ ihn durch die Nase, um den Genuß doppelt zu haben. Der köstlichste Hochheimer perlte vor ihm im Glase und glitt hinunter wie Nektar. Die Umwandlung war wunderbar, die mit ihm vorging. All' sein Leid und Weh, Gebreite und Noth verschwand, und es war ihm zu Muthe, als lehre seine Jugend zurück.

Als gänzlich fremd saß er allein in einer Ecke. Wie hätte er aber auch der Unterhaltung bedurft? Daß aber da Vergleiche nicht ausbleiben, war natürlich. Er dachte dieses seligen Alleinlebens, der Herrlichkeit der Selbstherrschaft, des Wohlseins des Junggesellenstandes — und des knechtischen Joches der Frauenherrschaft; der wundbrückenden Fesseln weiblicher Laune und Lüge; des Beugens unter einen fremden Willen; der täglich sich erneuernden Qualen des Nichtrauchens und des Wassertrinkens — kurz — es reifte ein Entschluß in seiner Seele, den er übrigens auszusprechen sich hüten wollte. Er war zu weit vorgegangen, um plötzlich zu brechen. Er wollte allmählig zurückgehen und es dahin bringen, daß das Mädchen selbst erklären müsse, sie wolle ihn nicht. Aber da trat das reizende Bild wieder vor sein Auge und drohte, alle Entschlüsse rein zu nichte zu machen, die er gefaßt hatte. Er trank, um Courage zu kriegen, und eine Flasche folgte der andern, eine

Pfeife der andern, bis ein Dufel seine Seele umfing und nun der Wein erst recht schmeckte und erst recht zu wirken anfing. Nach einer halben Stunde war er völlig trunken und sank in einen tiefen Schlaf. Wachte man ihn aus solchem Schlafe, dann wurde er rasend und schlug blind um sich.

Pitt hatte immer ein scharfes Auge auf ihn und sah ihn wegschleichen. Der Schelm ahnte, um was es sich handelte, und schlich ihm nach, bis er ihn in der Thüre des Wirthshauses verschwinden sah. Er kehrte auf's Schiff zurück, schlich zu Gustelchen und referirte, wo denn ein lautes Lachen die unabweißbare Folge war.

Vater Eidam bemerkte in seiner Geschäftigkeit gar nicht, was da auf dem Schiffe geschah. Es war Vieles zu beschiden, zu ordnen, zu besorgen; denn je früher das Zelt fertig war, desto eher sein Gewinn anging, der um so größer in Aussicht stand, als Berlesick ihm köstlichen Wein zu spottbilligem Preis erlassen. Da mußte er zum Schreinermeister laufen, daß er ihm die Borde besorge und das Zelt rüste, und dergleichen mehr. In dieser Geschäftigkeit flossen die Stunden hin, bis das Dunkel eintrat.

Da schlich ein netter, junger Mann in der anständigsten Kleidung vom Schiffe und zwei schöne, freudestrahlende Augen begleiteten ihn. Pitt lief nebenher und bezeichnete das Wirthshaus, in dessen Thüre Berlesick verschwunden war.

Dieser schief unterdessen in einer Ecke hart und fest.

Pitt trat in die Stube und fragte den Wirth, ob nicht ein Herr, den er beschrieb, hier eingelehrt sei, worauf der Wirth lachend in die Ecke deutete, wo Berlesick schief. Pitt schlich zu ihm hin und da er fest schlief, zog er ihm mit großer Gewandtheit den Geldbeutel aus der Tasche und verbarg ihn in der seinigen; alsdann kehrte er zum Wirth zurück, der Gläser ordnete, und sagte: „Der schläft wie ein Sack! Ich kriege ihn nicht wach. Mittelst Ihr ihn wach, ich will Hülfe holen, daß wir ihn an Bord bringen, denn er gehört auf unser Schiff.“

Der Wirth ging zu Berlesfel und rüttelte ihn.

Zornig fuhr er endlich auf und schlug dem Wirth in's Gesicht. „Was weiß Du mich?“ rief er aus, und ein zweiter Schlag folgte in rascher Schnelligkeit dem ersten, denn der Kampf war noch nicht vorüber.

Der Wirth stammte aus Sachsenhausen und war nicht geneigt, unerbitterte Rüsse hinzunehmen. Schlag auf Schlag folgte rasch und kräftig; aber Berlesfel war dem kräftigen Wirthge gewachsen, zumal er noch trunken war. Durch das Geschrei herbeigerufen, trat ein Knecht für seinen Herrn auf den Kampfplatz, der Berlesfel halb zu Boden geschlagen hatte und eben im Begriffe war, einige Stadtknächte oder Geleitzreiter zu rufen, welche die Polizei übten, als Ferdinand mit Bitt hereinströmte und den Knecht zurückdrängte.

„Was gibst denn?“ rief er. „Ich höre, daß hier ein werther Verwandter von mir mißhandelt werde?“

„Was? Mißhandelt?“ rief schäumend der Wirth. „Angesallen hat mich der Mensch wie ein Bandit! Dort liegt er und hat einen Denktettel von Sachsenhäuser Fäusten! Mein Peter hat ihn zurechtgetrommelt, aber auf die Wehlwage muß er! Ich will mein Recht suchen! In meinem Hause hat er mich angefallen und mich blutrünstig geschlagen. Ich bin ein freier Reichsbürger!“

„Um Alles bitt' ich Euch,“ flehte Ferdinand, „macht keine Händel, Herr Wirth. Er ist ein grundbraver Mann. Vielleicht war er etwas schlaftrunken.“

„Ja, schlaftrunken? Weintrunken war er und hat, statt zu bezahlen, mich angefallen. Thut das ein ehrlicher Mann? Hö?“ sprach der Wirth.

„Stille nur; er ist ein reicher Mann, der Euch tausendmal Das zahlen kann und wird, was er verzehrt hat. Macht nur keinen Lärm!“ bat Ferdinand.

Er gab dem Wirth die besten Worte, bis dieser sich endlich beruhigte und ein Licht holte.

Berlesid war, betäubt von den Schlägen des Knechts und des Wirthes, zusammengesunken, doch aber gleich wieder zu sich gekommen. Sein Kaufsch war vorbei. Er hörte die Stimme und horchte auf. Ja, das war Ferdinand, der so Liebesvoll für ihn sprach. Er erkannte seine Stimme. Berlesid kroch unter dem Tische heraus und stand eben aufrecht, als das Licht kam. Das Blut rann ihm über das Gesicht herab und gab ihm einen entsetzlichen Anblick.

Jetzt lenkte der Wirth ein und holte Wasser und einen Schwamm. Ferdinand reinigte ihn und gab ihm die engelstbesten Worte, sich ruhig zu halten. Dies Ermahnen und Bitten fand Anklang bei Berlesid. Dadurch aber stieg des Wirthes Muth wieder, der mit den Stadtknechten auf's Neue zu drohen begann. Ferdinand machte ihn darauf aufmerksam, daß er gegen ihn zeugen müßte, und schlichtete endlich, zu Berlesid's Freude, den unangenehmen Handel.

Als aber der Wirth die Beche forderte und Berlesid bezahlen wollte, fehlte ihm der Geldbeutel. Dies weckte seinen Zorn auf's Neue und reizte den Wirth so, daß wieder ein neuer und heftigerer Haber zu entbrennen begann. Auch jetzt versuchte Ferdinand mit Glück das Vermittleramt, während der diebische Pitt mit großer Energie d'rein zu reden begann, indem er versicherte, ein Mann, wie der reiche Herr Berlesid, gehe nie aus ohne einen wohlgepflackten Beutel; der habe goldene Mücken und deren mehr, als der Wirth Kupferne.

Berlesid erinnerte sich, daß er ziemlich viel Geld in seinem Beutel gehabt habe; allein er war abhanden gekommen. — Wie? Das wußte Niemand, so wenig als wo und wann? Denn weder vom Wirth, noch den beiden Anderen kam es in den Sinn, einen Verdacht auf den Schiffsjungen zu werfen, der sich so keck benahm und auch bei seinem Diebstahle geschickt sich benommen.

Um den Handel zu schlichten, zahlte Ferdinand die Beche und

versetzte, da sein Geld nicht ausreichte, seine Uhr. Damit war denn für's Erste der Wirth zufrieden, und Ferdinand und Pitt begleiteten Berlesid, der über entsetzliches Kopfschmerz klagte, hinaus und dem Weßschiffe zu.

Je mehr Berlesid von seinem Kausche genas, desto mehr konnte er die fatale Lage überblicken, in welcher er sich an dem fremden Orte befunden, und desto höher schlug er den ihm von Ferdinand erwiesenen Liebesdienst an, welchen offenbar ein guter Geist gerade zur guten Stunde herbeigeführt hatte.

Er ließ sich von ihm führen, denn die Schläge des Knechtes, der sich wohlweislich aus der Affaire gezogen hatte, ließen ihre Wirkung mehr und mehr hervortreten in heftigem Schmerz in den Schultern, am Rücken und in den Seiten, wie nicht minder am Kopfe. Es waren Pflüße gewesen, die sich ein solides Denkmal in blauen Flecken gestiftet hatten.

So brachte ihn Ferdinand in das Schiff, wo Sidam in großer Angst feinewegen gewesen war. Gustelchen schlug aber bei seinem Anblick die Hände zusammen, denn sein Kleid war zerrissen und bot einen Anblick der Verwüstung dar, welcher schreckenerregend war. Es war ein Glück gewesen, daß er seine Staatsaperücke nicht getragen.

„Seht Ihr, Herr Nachbar,“ sagte sie, „das ist die Folge überretener Schiffsordnung. Hättet Ihr Wasser getrunken, so wär' das Euch Alles nicht passiert. Und geraucht habt Ihr auch? Psui, ich rieche es.“ Damit wandte sie sich und ging nach der Küche.

„Das fehlt noch,“ seufzte Berlesid, „daß ich, statt Mitleid mit meinen zerschlagenen Gliedmaßen zu finden, eine Straffandrede anhören muß! Lieber, guter Ferdinand, bringe mich in mein Schlafplätzlein.“ Dieser führte ihn hinab. Dort half er ihm sich entkleiden. Berlesid schloß ein Kistlein auf, griff blind hinein und reichte Ferdinand Geld, ohne es zu zählen. „Da, mein guter Junge,“ sagte er, „hast Du Geld für Deine Auslage und um Deine Uhr einzulösen.“

„Es ist zu viel, Herr Better,“ entgegnete Ferdinand abwehrend; aber das half nichts. Er mußte es behalten und versprechen, Niemandem von den Bacharacher Gerbern und Krämern, die auf der Messe anwesend seien, Etwas von dem Vorgefallenen zu erzählen. Dann dankte er auf's Wärmste für seinen Beistand und seine aufopfernde Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, und Ferdinand ging, um bei Gustelchen noch ein Stündchen zu plaudern, wo denn auch Peter Eidam die Vorfälle kennen lernte, und meinte, das sei die Frucht des langen Fastens, welches ihm Gustelchen auf dem Schiff auferlegt. Dennoch konnte der Schiffer sich nicht entbrechen, in das herzliche Lachen der jungen Leute einzustimmen — und geheimen Zweifeln Raum zu geben, ob jemals aus der beabsichtigten Verbindung etwas werden würde.

Derweilen lag Berlesfid in seinem Bett in einer fieberischen Gluth und verwünschte das Meßschiff und das Mädchen, welches er der Urhebererschaft an diesem Malheur, wie er sich gelinde ausdrückte, indirekt anklagen mußte. Was hätte er d'rum gegeben, säße er in seinem weichen Sesselfessel daheim und könnte eine Flasche Leimbacher als Sorgen- und Schmerzmittel leeren? Je schwärzer ihm des Mädchens Thun erschien, desto helleres Licht fiel auf Ferdinand's Benehmen. Bittere Reue erfüllte sein Herz bei dem Gedanken, wie er den alten Wink gezwickt und mit Einlagen seiner Darlehen gebroht, bis er den braven Jungen fortgesetzt. In etwas beruhigte es ihn, daß er ihm ein hübsches Röllchen Kronenthaler in die Hand gedrückt hatte; aber der Wurm der Reue über sein Verhalten gegen Ferdinand wühlte doch fort und fort noch in seinem Innern. Ruhelos und ächzend warf er sich auf seinem Lager herum, bis endlich spät der Schlaf ihn seinen Vorwürfen und seinen Schmerzen entthob.

Unterdessen saß der Tagelieb Pitt in seiner Roje und zählte das Geld in Berlesfid's Beutel, welchen er ihm entwendet hatte. Den Beutel warf er in den Rain; das Geld aber widmete er

sorgfältig ein und verberg es in einem Winkel seiner Koje. Allmählig wurde es am Ufer stille und die Nacht legte ihren Schleier über die Begebenheiten dieses Abends, der für Berlesid am schlimmsten geworden war und ihn ohne Ferdinands Dazwischenkunft leicht noch in polizeilichen Gewahrsam hätte bringen können.

5.

Als Berlesid am andern Morgen erwachte, war er fast an allen Gliedern gelähmt. Sie schmerzten ihn entsetzlich, und als Pitt nach ihm sah, rief der Strick: „Ihr seid so blau im Gesicht, als hätt' Euch ein Blausärber getunkt! Und blutrinzig seid Ihr dazu! Ihr könnt Euch vor keinem Menschen sehen lassen.“

„Das ist ohnehin vorbei,“ seufzte Berlesid, „denn ich kann kein Glied regen. Die Burschen haben mich gedroschen, daß ich d'ran zu tragen haben werde. Rufe mit einem Chirurgus.“

Pitt ging und dachte: „Damit hat's noch Zeit. Was brauche ich um den Alten in der Stadt herum zu laufen, bis ich so einen Hartuß finde!“

Der schlenderte hinauf und lungerte auf dem Verdeck herum, wo jetzt eine Heidenwirthschaft begann. Es wurde ausgeladen, was an Leder im Schiffe war, und wenn so eine trockne Sohllederhaut auf das Vorberdeck geworfen wurde, bebte das Schiff bis in Berlesid's Koje, daß er zusammensuhr. Schürger sind überall Gefellen, deren Manierlichkeit und Bescheidenheit mit Fug und Grund in erhebliche Zweifel zu ziehen sind. Auch diese waren der Art, daß das Beste, was aus ihrem Munde ging, Schimpfen und Fluchen war, was sie mit aller Macht einer Kesselweinkehle thaten. Das klang da unten in der engen Zelle, wo Berlesid seine Clausur ausübt, wie ferner Donner. Dies wäre jedoch Alles noch zu ertragen gewesen, wenn nicht Schreiner und Zimmerleute jetzt gerade über seinem zerstückelten Kopfe zu sägen, zu hobeln,

zu hämmern und zu klopfen angefangen hätten, daß ein Gefunder mit klarem Kopfe jauchzend besperat geworden wäre. Sie arbeiteten an dem Schenkelt über seinem Kopf, und er hatte, was die Neuzeit einen Kopfsammer nennt, im höchsten Grade Kopfschmerz, Schwindel, Unbehagen, und dazu kam nun der äußerliche Schmerz von dem Zerbläuen der Füße des Wirthes und des Knechtes, der Aerger, daß er vor dem Mädchen sich blamirt und von ihr, der naseweisen Dirne, eine Strafrede und Levitenlesen hatte einstecken müssen, und nun hier lag in einem Raume, der so enge war, daß ihm schier das Bißchen Lebensluft ausging, dessen er bedurfte in seinem Elend. Es war zum Verzweifeln! Schmerz, Aerger, Grimm zerarbeiteten sich in seinem Innern, als es an die Thüre seiner Kajüte klopfte, als wäre das Fingergchen von Sammt, und ein melodisches Stimmchen fragte: „Darf und kann ich einmal öffnen?“

Wie wenn die Sonne durch die Nebel bricht, fuhr plötzlich ein wunderjamlich verklärender Lichtstrahl über das Antlitz des armen Dulders und gab ihm einen von dem früheren völlig verschiedenen Ausdruck.

„Sie ist's!“ rief's in ihm. „Sie denkt an mich! Sie hat doch noch ein Herz für mich und bereut gewiß ihr naseweises Geschwätze von gestern.“

„Herein nur, mein Engelchen!“ rief er freudig bewegt, und alles Herzeleid war vergessen.

Guckelchen hatte den Kaffee auf einem Vorstellbrette, öffnete die schmale Thüre und ließ ihr holdselbiges Gesichtlein erscheinen. Aber beinahe hätte sie Kaffee, Milchbrod und Zucker mit einem Klump zur Erde fallen lassen, denn sie brach bei seinem Anblick in ein unwürdiges Gelächter aus.

Verlested's Hitzkopf und Zähhorn regte sich gewaltig, allein er versuchte ihn zu bändigen, was ihm einigermaßen gelang.

„Was ist denn so zu lachen?“ rief er mit zornzitternder Stimme. „Ich sollte denken, daß ich eher Mitleid verdiene.“

Gustelchen rang und rang, aber immer auf's Neue übermannte sie der Lachreiz, und ein wahrer Sturm brach los. Endlich wurde sie Herr über sich, aber statt ihm Rede zu stehen, stellte sie den Kaffee auf das winzige Tischlein vor seinem Beinlager und eilte hinweg, kam jedoch alsbald mit einem Spiegel wieder und hielt ihm den vor.

„Seht selbst,“ sagte sie lachend, „ob ich dem Lachreiz widerstehen konnte?“

Berlesid blickte in den Spiegel und lachte selbst, trotz Schmerz, Grimm und Aerger laut auf; denn in seinem Gesichte sah man Gelb, Grün, Blau und Schwarz in wunderbaren Uebergängen bis zur intensivsten Stärke und Sättigung, und namentlich hatte sich der blaue Metallanlauf der Nase in ein dunkles Blau verwandelt, das fast schwarz genannt werden konnte. Auf allen diesen Farben-Nuancen, durch welche sein Gesicht einige Ähnlichkeit mit der Palette eines Malers erhielt, thronte eine schneeweiße baumwollene Troddelmütze, weit über die Ohren heruntergezogen, und bildete einen höchst wirksamen Contrast.

Gustelchen reichte ihm jetzt die Hand und sagte: „Da Ihr nun selber mit Eurem Lachen das meine gerechtfertigt habt, so laßt uns jetzt vernünftig werden!“ Sie stellte den Spiegel weg; aber trotz des Vorsatzes, vernünftig zu werden, suchte ihr schönes Gesichtchen dann und wann noch einmal, und selbst wenn ihr süßer Mund recht verständiglich rebete, war Berlesid jede Minute gewärtig, daß wieder urplötzlich so ein Lachortan losbrach. Er war veröhnt. Sie sprach gar zu lieb, theilnehmend und freundlich; bedauerte den unseligen Rumor auf dem Verdeck und goß ihm den Kaffee ein.

Berlesid hatte keinen Appetit, aber in der Weise mußte er

trinken und essen, und Beides schmeckte köstlich. Er vergaß all' sein Leid in der Nähe des Mädchens wieder.

Endlich sagte er: „Ist denn Pitt zu einem Chirurgen gegangen?“

„Nein,“ sagte Gustelchen darauf. „Er hungert oben herum. Ich wußte nicht, daß Ihr ihm das aufgetragen.“

„Das ist ein heilloses Dube!“ rief zornigläubend Berlesia aus.

„Erhitzt Euch doch nicht,“ beschwichtigte Gustelchen und eilte hinweg.

Bald darauf kam ein Chirurg, untersuchte und sagte dann sehr gravitätisch: „Contusionen, bedenkliche Contusionen! Ihr müßt abscheulich traktirt worden sein, Herr? Da muß eine kunstmäßige Behandlung eintreten. Aber wie soll das hier, in dem Neste, möglich werden? Ihr müßt heraus!“

Berlesia wehrte sich, obgleich der Scandal über seinem Kopf in stetem Wachsen war, und der Heilkünstler fügte sich. Er machte Aufschläge, legte Pflaster auf und ging dann.

Es war eine einfache Nothwendigkeit, daß sich auf dem Schiffe fast Niemand mit ihm befassen konnte. Da war Arbeit in Hülle und Fülle, denn je eher die Wirthschaft auf dem Messschiff eröffnet und im Frage- und Anzeige-Blatt angekündigt werden konnte, desto eher begann der Proffit des Schiffers Sidam. Deswegen mußte jedes Glied der Schiffsbewohnerschaft angreifen und helfen. So lag denn der arme Zerbläute allein in seinem süßheissen Kämmerlein und blies, wie man sagte, Trübsal auf, Noten. Er hatte Zeit, zu denken. Wie auch des Mädchens Lieblichkeit und Freundlichkeit, Mitleid und Sorgfalt ihm wohlthat, er erinnerte sich doch wieder aller Quälereien auf dem Schiff; er gab dem Gedanken wieder Raum, was aus seinem Behagen werden sollte, wenn der Kleine, eigensinnige und steinharte Kopf ihn unter das Regiment des Pantoffels nehmen sollte, und der besonnene Verstand rieth: Laß die Heirathsgedanken fahren! Der Rector hat Recht! —

Er spann den Faden weiter. Die Erinnerungen an das Herzleid der Reise und was als erstes Abenteuer in Frankfurt sich daraus knüpfte, traten in ihre Rechte — kurz — ein Heimweh nach seinem schönen Plätzlein am Rhein, an den weichen Lehnstüffel am Ofen daheim, an die Stille seines Hauses, an die goldenen Tröpflein aus seinem Keller, an die blauen Wäfflein des Knästers — ergriff ihn mit Macht, und mancher Stoßauszer entrang sich der Brust. Auch Zorn brach dann und warm los, aber er wachte sich gegen ihn selber, daß er nämlich so einfältig sei und allemal sich wieder von der schönen Hexe betören lasse.

In dieser Gedankenreihe unterbrach ihn Ferdinand, der die erste freie Stunde benutzte, nach dem Better Kreuzträger zu sehen. Er blieb bei ihm und plauderte mit ihm von allerlei Dingen; erzählte ihm, daß eine große Bude mit Thieren auf dem Hofmarkt stehe, allwo jobkräftlich ein Menschenstrom aus- und einfluthe, weil so Außerordentliches in Frankfurt noch nie gesehen worden. Das unterhielt ihn ungemein angenehm. Was aber Berlesius wagemein alterirte, war die Nachricht, daß sein Nachbar in Bacharach, der alte Wink, mit Lob abgegangen sei, welche ihn Ferdinand brachte. Nicht als ob Berlesius etwas für seine ihm geliebten Gelder besorgt hätte; Wink hatte keine Kinder und war nicht ohne Vermögen, hatte aber der Gelder zur Reparatur seines Hauses bedurft, das bei einer winterlichen Ueberschwemmung viel geklitten, sondern darum griff der Tod des Mannes ihn an, weil er ihm ein guter braver Nachbar gewesen.

Ferdinand verbreitete sich über die vortheilhafte Lage des Hauses, über die Frequenz des Ladens und das blühende Geschäft, und man konnte merken, wie ein heiser Wunsch in seiner Seele sich wehmüthig äußerte, dann aber sich schnell wieder verlor. Berlesius merkte das, und sein gutes Herz fing an, für den guten Ferdinand zu operiren. Als er endlich weggegangen, überlegte sich Berlesius die Sache in die Länge und Breite, Höhe und Tiefe, und es kam

ihm war, als sei er dem guten Jungen schuldig für das Herzleid, so er ihm heimlich, einem rechten Heilenden, sein eigenes Gewissen befruchtigenden Erfolg zu geben; doch kam er noch zu keiner Entscheidung. Dennoch ging in seiner tröstlosen Einsamkeit die Angelegenheit in seinem Kopfe herum, und der Gedanke, daß er nicht sehr viel auf die Kapitalkuld Wint's zuzulegen habe, um das Haus an sich zu bringen, legte ein ansehnliches Gewicht in Ferdinands Waagschale.

Berlesid war indessen nicht der Mann, der rasche Entschlüsse faßt. Er mußte eine Sache ziemlich oft drehen und wenden, ehe er sie gehörig erfast hatte, und dazu wurde ihm Zeit gelassen, denn der Chirurgus ließ ihn, da er von Bitt gehet, der Alte habe Geld, so leicht nicht aus seinen Klauen. Er behandelte die Sache mit einer Wichtigkeit, daß es Berlesid manchmal um sein Leben lange wurde. Er mußte Arznei nehmen, eine strenge Diät halten, und es fehlte nicht an allen erdenklichen Pflastern, Einreibungen und Ausschlägen. Berlesid's Zustand war oft unerträglich. Als das Zeit fertig war, konnte er deutlich das Gläserklingen hören, eine tantalische Qual für ihn, der nach einem guten Erbsstein ein heißes Verlangen trug; er konnte das Gelächter droben deutlich hören und das Stampfen der Füße, wenn der Leuten der Kopf schmer wurde, machte ihn vollends toll. Dann und wann sah Sidam nach ihm, noch seltener Gusselchen, und nur Bitt ärgerte ihn alle Tage. Da waren die Besuche Ferdinands Labfal für ihn, die denn täglich sich wiederholten, bis endlich der Chirurgus mit einem Knir seine ellenlange Deservitenrechnung überreichte und zugleich die seiner Handapotheke, welche die Heilmittel geliefert, und ihm für völlig genesen erklärte.

Freudig sprang er aus dem Bett und wenige Minuten später saß er oben im Jelte, wo ihm Gusselchen löchelnd eine Flasche Irdbrenze, in deren dunkler Maß er all dem Jammer der anderthalb Wochen im Schiffswendelche Hinabschwenkte:

Das war aber eine Blüthezeit da oben! Es wimmelte von Trinkenden, und man sah nur zu klar, die schöne Schenklin hatte so viel Antheil daran, als der köstliche Rothwein, den Bacharach's Berge geliefert. Sie wußte aber auch mit ihrer hergewinnenden Freundlichkeit den edlen Nektar zu wärzen. Alle diese Freundlichkeit aber, die sie Jedem erwies, war für Berlesid Gift und Galle, da er sah, wie gefallsüchtig das Mädchen erschien, und es kam ihm manchmal vor, als thue sie es, um ihn zu ärgern.

„Aber, Herr Berlesid,“ sagte sie eines Tages, „Ihr seid doch recht vergeßlich. Auf der Reise bot ich Alles auf, Euch die Zeit durch angenehme Unterhaltung zu verkürzen, und Ihr denkt nicht, daß Ihr mir versprochen habet, mir die Sehenswürdigkeiten der Messe zu zeigen?“

„Daß dich Gott bessere mit deiner Unterhaltung!“ sprach Berlesid in sich hinein und gedachte der Qual des Garnwickelns und der schauerlichen Schiffsdisciplin, mit der sie ihn gemartert, und hier, wo alle Leute rauchten, blühte sie unter Tabakswaum wie eine Rose und sagte nichts, daß er selbst rauchte und trank nach Herzenslust. Was in ihm vorging, verschwieg er und entgegnete, daß, da morgen Sonntag sei, er sie gerne dahin führen wolle. Das nahm sie an. Pitt stand dabei, und wer des Buben Gesicht beobachtet hätte, würde darauf einen Plan haben lesen können, der sicherlich seinem Feind ein Ungemach bereiten mußte.

6.

Der Sonntag kam mit seinen Glockenklingen und seiner Herrlichkeit. Pitt war frühe draußen gewesen, und gegen neun Uhr, als am Ratnuser viele Lustwandelnde erschienen, sah man eine große Zahl lotteriger Gassenbuben aus der Hese des Volkes in der Nähe des Bacharach's Messschiffes sich versammeln, die in lebhafter Bewegung waren. Ihre Blicke waren auf das Schiff

gerichtet und man sah, sie erwarteten Jemand, um an ihm ihren Muthwillen auszulassen.

Ähnungslos waren die Bewohner des Messschiffes. Wenige Leute kamen, um ihren Frühtrunk zu holen, welche Eibam allein bediente. Ferdinand war zettig da, und ihm allein waren die Duben aufgefallen, ohne daß er aber einen Argwohn faßte. Derselbe er bei Eibam saß und diesem erzählte, wie glücklich ihn die gänzlich veränderte Gesinnung seines Herrn Betters mache, pustete sich Gustelchen in ihrem engen Kämmerlein und Berlesid legte seinen höchsten Staat an, den weißen Rock, die hochrothe Weste, die schwarzen Kniehosen mit Zubehör; er setzte des Verüdemachers Stühling Kunstwerk auf, dem die Fuderquaste neuen Glanz und Schmuck verlieh, und trat endlich also im höchsten Fuß auf das Verdeck, wo Ferdinand kaum fähig war, der Lust über das grelle Farbenpiel der Bekleidung seines theuren Herrn Betters den Rappzaum anzulegen. Berlesid war nicht ohne Eitelkeit und gefiel sich jetzt selbst in dem höchst modernen Anzuge, dessen bizarre Farben jedoch bei ruhigerem Nachdenken Ferdinand nicht geringe Sorgen bereiteten, da das Alles zu auffallend war.

Berlesid setzte sich zu ihm, bestellte bei Eibam eine Flasche ächten Wolfsböhler und war erstaunlich guter Dinge. Gustelchen wollte heute auch in reizendster Weise erscheinen, um Ferdinand recht zu gefallen. Sie machte bezwogen ungemein lange und ließ Berlesid und Ferdinand Zeit, ihre Flasche zu leeren, wobei jedoch Ferdinand, trotz aller Mahnungen seines Herrn Betters, nur ein Gläslein trank und also Berlesid genöthigt war, die ganze churpsälzische Flasche, die eine halbe Maß hielt, zu leeren. Man merkte an der höhern Farbe seines Gesichts und seiner Nase, sowie an der zunehmenden Lebhaftigkeit seiner Rede, daß der Wein einige Wirkung zu thun nicht verfehlte. Endlich kam Gustelchen.

Selbst ihr Lobseind, wenn sie auf Gottes Erde einen gehabt hätte bekennen müssen, rofiger, holdseliger habe er sie nie, aber

nach kaum jemals und irgendwo so ein Mädchen gesehen. Die Wirkung ihrer Erscheinung war in der That zauberisch. Selbst geschmackvoll war ihr Anzug. Rosenroth und weiß waren die einzigen Farben, welche ihrer Überfülle auf das holdselige, rosige Gesichtchen warfen, und sie trat so geschämig, so züchtig verhält auf, daß gerade dadurch jener Zauber unendlich erhöht wurde. Berlesid's ganze Seele trat in die Augen. Ferdinand wagte nur dann und wann einen entzückten Blick auf sie zu richten, aber dieser Blick reichte auch hin, das ganze Wohlgefallen und das ihn durchziehende Gefühl auszusprechen. Selbst der alte Sidam konnte sich nicht satt an dem lieblichen Rinde sehen. — Ferdinand mahnte zum Aufbruch.

Mit allem Ceremoniell jener umständlichen und peinlich artigen Zeit reichte Berlesid Gustelchen seinen Arm, trug in der andern Hand das lange Meerrohr und schritt mit den zierlichsten Schritten der Diebbrücke zu, welche zum Ufer führte.

Niemand bemerkte, daß Pitt am Steuerruder stand und mit seiner Nähe dem Janhagel, den er am Ufer zusammengetrommelt hatte, ein Zeichen gab.

S kaum erschien Berlesid auf der Landungsbrücke des Schiffes, als die Duben sich enger scharten und in einen brüllenden Hulloß ausbrachen.

„Seht einmal, ein Papagei!“ rief Einer.

„Papagei! Papagei!“ schrien ein paar Duzend Dehnen, klatschten in die Hände und brüllten vor Lachen.

„Seht nur, er hat einen blaurothen Schnabel und hinten ein Schwänzelein im Nacken!“

„Hulloß! Ho!“ schrie der Haufe und immer toller gebedröten sich die Stricke, während Pitt am Steuer sich wälzte vor Lachen und Lust.

Die Lastwandelnden sammelten sich auf das Geschrei und bald war eine ungeöhnliche Menschenmenge hier versammelt, welche,

von der tollsten Lust der Dummheit und dem allerdings höchst komischen Anzuge Berlesfeld's erregt; den Lachot um ein Ansehnliches vermehrt.

Anfangs flüchte Berlesfeld. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er gemerkt, daß er der Gegenstand dieses höchst ärgerlichen Auftrittes sein könnte. Dasselben erbleichte und erglühete in Einem Augenblick. Ihrem Scharfblick entging die Gefahr eines höchst fatalen Auftrittes nicht; denn achtete Berlesfeld nicht auf die Dummheit, so zogen sie ihm nach mit ihrem giftigen Wis und Spott, und die Geschichte wurde mit jedem Schritte, den sie thaten, schlimmer; achtete er auf sie und erkannte sich als den Gegenstand ihres Wess, dann brach sein Lächeln los und munt erst war das Fatalste zu gewärtigen.

Sie zwifflte ihn darum an Arm und sagte mit zitternder Stimme: „Ach, lieber Herr Berlesfeld, kommt doch zurück!“

Er blieb stehen und sah sie verwundert an. „Zurück?“ fragte er erstaunt. „Was fällt Dir ein, mein Kind?“

„Ach, ach — die — Duden dort!“ stotterte das angstgefüllte Mädchen.

In diesem Augenblicke fielen die Schuppen von seinen Augen, denn er sah, daß Ferdinand die Duden zu beschwätzigem suchte, freilich wohl völlig vergeblich, denn gerade seine Bitten und Versprechungen reizten den unathwilligen Uebermuth der Knaben. Immer toller schrieen sie: „Papagei! Papagei!“ und ihr Gelächter wurde immer wiederhender.

Jetzt entbrannte das Wien Joen in einer Wesse, wie er selten losbrach. Er gab dem Mädchen einen Ruck, daß sie zwei Schritte zurückwies, schwing das lange Rohr und stürzte auf den Hausen zu. Mit großer Kraft faßte er Ferdinand und schob ihn aus dem Wege: „Geh!“ rief er ihm zu, „und laß mich an die Meute, ich will sie karragen!“

Vergeblich suchte Ferdinand um Rettung und sah sie am Joen's Erzählungen. IX. 20

Kern. Der Blüthenbe schleuderte ihn zurück, daß er schier zur Erde purzelte, und fuhr unter die Knaben. Diese wüthen ihm schreiend und lachend aus und sammelten sich um seinen Rücken. Dies steigerte seine Wuth. Er fuhr herum und lief ihnen nach. Diese Heze machte die Scene so unwiderstehlich komisch, daß Alle, die müßig und neugierig hier standen, in ein laut schallendes Gelächter ausbrachen.

Berlesid war völlig von Sinnen. Er ließ die Buben nun und rannte gegen die Erwachsenen, indes die Buben ihn an seinen Rockschößen faßten und herumzerrten.

Während dieser immer schlummer werdenden Scene war Ferdinand in das Zelt geeilt, um Eibam zu rufen. Dieser hatte den Kirm gehört, sich aber in eifriger Bedienung seiner wenigen Gäste wenig d'rum bekümmert. Jetzt eilte er heraus, und kaum überblickte er die ganze Sachlage, als er, die hekulische Schiffergestalt, in drei Säßen bei Berlesid war, ihn an den Benden faßte, in die Höhe hob und den Zappelnden und sich wüthend Wehrenden auf das Schiff trug, wo er mit ihm hinter der Bretterwand des Zeltes verschwand.

Dies geschah unter dem wildesten Galloß der Buben und dem brausenden Gelächter der Zuschauer. Ferdinand war indessen weggelaufen, um einige Stadtsoldner zu rufen, welche erschienen, einige der Buben faßten und die anderen zerstreuten.

Einem Schlagansalle nahe, sank Berlesid auf eine Bank des Zeltes, wo ihn Eibam niedersezte; er war keines Wortes fähig, so bogte der Zorn in ihm. Erst nach langer Zeit begann sich seine Seele Luft zu machen im maßlosten Schimpfen und Fluchen auf solch' Gesindel. Ferdinand war derweil wiedergekommen und führte ihn in sein Schlafkammerlein. Sie mußten an Gupfelchens Stübchen vorbei, wo weinend über die erlittene Schmach das Mädchen saß. Kaum erblickte sie Berlesid, als sie sich nicht mehr halten konnte und in jungfräulichem Zorn ausrief, nie werde sie

wehr mit ihm einen Schritt vor das Schiff thun. Er schämte unter dem Flusse zu stehen, daß er hier in der Stadt nur Hündel aufsaue, die zum Verderben oder zur Schmach für ihn und Andere ausschlägen. Ferdinand wirkte und bat, aber das Mädchen konnte es sich nicht versagen, ihrem Gefühle Rechnung zu tragen.

„Das fehlt gerade noch!“ rief Verlesid und sein Jorn regte sich wieder. „Himmel und Erde, was hab' ich den Radern gethan? Ist's nicht, als seien sie bestellt gewesen, um mich zu hänseln? Und Du willst, daß ich Das in De- und Wehmuth hinnehme soll? Etwas dazu kennen und heulen? Das ist Weibsbart; meine ist, dreinschlagen, wenn man mich so abscheulich beleidigt. Bin ich Schuld? Himmel und Erde! Bin ich Schuld, daß das Gefindel sich da sammelt? — Und mir machst Du Vorwürfe, der ich doch lebigher der leidende Theil bin? — Das fehlt noch, um mir vollends den Leib zu machen! Verdammt sei der Gedanke, mit dem langweiligen Messerschiff nach Frankfurt zu fahren. Verdammt der Gedanke —“

Ferdinand bat eindringlich. „Liebster Herr Vetter, laßt uns gehen, ich bitte Euch.“

„Du hast Recht, Ferdinand,“ rief er nun. „Geh! das ist das rechte Wort. Ich will packen und das Schiff, diese schwimmende Foksterkammer für mich, verlassen. Heute noch.“

Er zog Ferdinand mit sich in sein Quartierlein.

„Ach, mein Gott,“ sagte hier der Jüngling betrübt, „es thut mir so leid, daß Ihr mit Eibam's brechen wollt. Thut es nicht!“

„Treue Seele,“ sagte plöblich beruhigt Verlesid, „Du weißt nicht, wie es steht; aber ich will Dir's nur sagen. Ich war ein Narr, ein Esel dazu, und wollte das Mädchen heirathen, das Gustelchen droben. Ich meinte, sie sei ein Engel.“

„Ist sie denn das nicht?“ fragte Ferdinand, der sich meisterhaft und helbenmüthig hielt.

„Ein Engel? Schöner Engel!“ rief der Alte. „Eine Here ist's, die Einen behört, aber voll Teufel. Sie ist an allem

Stund schalt. Sie hat mich dazu gebracht, mir des Rectors. Vorträchts machen zu lassen. Ich versieh's jetzt recht gut; warum die Salanasse da draußen Papagei kufen. Geh: ich alter Herr kann nicht so aus? Sie hat mich schier zu Tode gemartert auf der Heu- fahrt mit dem verfluchten Garmoideln! Sie hat mir Tabak und Wein verboten und ist also die Schuld, daß ich die Pflöge bei dem Wirth besam und noch hintennach in die Wehnstube gesetzt worden wäre, wenn Du nicht, wie ein guter Centas, gekommen und mich aus der Lunte gezogen hättest. Nein, Ferdinand, ich will nichts mehr vom Heulathen wissen. Hoch lebe das edle Junggesellenthum mit seinem Frieden und Behagen!

„Da Nimme ich vollkommen bei,“ bemerkte Ferdinand.

„So? Du auch? Herrlicher Junge! Weißt Du was,“ sagte, schnell in eine heitere Stimmung übergehend, Berlesid, „weißt Du was? Ich reife ab und Da beglückest mich.“

„Ach, theuer Herr Vetter,“ bemerkte Ferdinand, „das ginge schon, aber es geht nicht, denn ich bin durch meinen Contract bis gen Weihnachten gebunden.“

„Verdammt!“ rief Berlesid und stampfte auf den Boden. „Bist sich denn das nicht ändern?“

„Wenn — wenn — Ihr vielleicht mit meinem Herrn Principal reedet,“ — versetzte Ferdinand. „Vielleicht wäre es dann thunlich.“

„So komm' gleich!“ sagte der Alte und griff nach Hut und Stock. „Ach, werthester Herr Vetter,“ sprach Stockad der Jüngling, „wollt Ihr mir nicht plärron, wenn ich Euch etwas sage?“

„Heraus damit!“ rief Berlesid.

„Guer Anzug,“ fuhr der Jüngling getroster fort, „ist so auf- fallend, daß ich fürchte —“

„Das ist ein vernünftig Wort,“ sagte ruhiger Berlesid, „bei meiner Seel, das geschreibste, welches ich noch hier gehbet! Siehst Du, das sind alle des Guschelens Läden! Sie ist Schuld! Der Orgnarr, der Rector, trägt sich so. Dumms, da mußte ich's auch,

und sie sagte gar, hier trägt sich Jeder so, und als würde ich in anderm Anzug ausgelacht."

„Ihr nehmt dem Gutesen Alles übel auf. Ich weiß, wie werth sie Euch hält, liebster Herr Vater, und wie ihr Euch hochachtet. Sie meinte gewiß, es sei so, weil der Herr Pastor sich nach der neuesten Mode kleidet. Hat keine Kinder, der Mann, und ist vermögend."

Berlesid hörte geduldig zu und das gab Ferdinand den Muth, weiterzugehen in seiner Rede für den Schiffsfrieden. „Sie hat gewohnt über den Schimpf, und für ein ehrbares Mädchen ist so etwas keine Kleinigkeit."

„Du hast abermals Recht," fiel ihm Berlesid in die Rede. „Ich sehe im Zorn Alles schwarz. Es ist wahr. Nun, nun, geh' hinaus und suche den Frieden herzustellen. Ich will Dir's hoch danken! Derwille ziehe ich eine schwarze Weste und meinen Ackerbraunen an. Er ist neu und fein und wird nicht auffallen."

Er that sogleich die nöthigen Schritte und war schnell damit am Ziel. Als jedoch Ferdinand wegteilt, entstand auf dem Verdeck ein Zetermordio. Es war eine Wubensstimme, die so schrie, als ob ihr Gewalt geschähe.

„Das ist des Lagediebs, des Pitt's Stimme," sagte Berlesid. „Ich glaube, der Eidam gibt ihm ein Frischstück mit dem Tausende? — Hat's oft schon verdient, der Racker!"

Weiße fliegen hinaus und was sich ihren Augen darbot, bekräftigte Berlesid's Vermuthungen, obwohl doch andere Umstände schwahten.

Während unten in der Kajüte Berlesid und Ferdinand ihr Gespräch führten, war ein städtischer Kummorknecht auf das Schiff getreten und nahm Eidams allein. Er theilte ihm mit, daß der Polizeiherr die Wuben examinirt, die dem fremden Herrn den Scandal bereitet, und herausgebracht, daß Pitt, der Schiffsfürge, sie befehlt und mit Gold zu dem Kummor gekommen habe.

„Mit Geld?“ fragte Sidam erschauert. „Der hat nicht so viel, als ich in meinem Auge leiden kann!“

„Der Polizeiherr,“ fuhr der Rumortnecht fort, „sendet mich her, daß wir ihn einmal durchsuchen.“

Sidam stand ganz starr vor Erstaunen da. Er kannte wohl seinen Schiffsjungen als einen gutgewickelten Strick, aber solche Streiche hatte er ihm nie zugetraut.

„Warum durchsuchen?“ fragte er endlich.

„Weil der Herr,“ fuhr der Rumortnecht fort, „der in dem Wirthshause die Händel mit dem Wirthe hatte, wahrscheinlich, wie der Wirth aussagt, von dem Buben bestohlen worden ist.“

Das machte den Schiffer wild. „Kommt,“ sagte er, „der Bube ist in die Stadt geschickt, wir wollen seine Roje untersuchen.“

Das geschah, und man fand eine ansehnliche Summe Geldes, darunter holländische Ducaten.

Als sie mit dem Gelde wieder auf's Verdeck kamen, trat Pitt in das Zell.

Der Rumortnecht faßte sogleich Pitt mit energischem Griffe beim Kragen und rief: „Spitzbube, nun haben wir Dich!“

Pitt erbleichte und begann zu zittern. Alle seine Frechheit war dahin. Er schrie wie ein gefangener Marder und versprach, Alles einzugesehen.

Zu dieser Prozedur kam eben Verlesfeld und Ferdinand recht gelegen.

Sidam, der von Zorn erhitzt war, hielt ein getheertes Lauenbe in seiner Hand und dies hochnothweilige Zungenlöschungsmittel wirkte Wunder, denn während Pitt voll Angst seine Augen darauf gerichtet hielt, bekannte er seinen Diebstahl und seine Aufhebung der Buben am Strande, denen er das Geld gegeben hatte, welches an der Summe fehlte, die er Verlesfeld entwendet; er bekannte den Weinbleibstahl ebenso.

Alle standen betroffen da, als der Tagedieb seine Verworfenheit und auch den Grund seines Hasses gegen Verlesfeld eingestand.

Jetzt erst erwachte Ebdam's Zorn. Er riß den Strick aus des Rumortnechts nerviger Faust und maß ihm das Tau unbarmherzig an. Selbst Gusele's Flehen half nicht.

Als er endlich sein schiffliches Strafamt vollzogen, übergab er Pitt dem Rumortnecht.

„So,“ sagte er aufathmend. „Jetzt hat die Schiffszucht ihr geheiligtes Recht. Das war für die Streiche, die er auf dem Schiffe verübt. Das er im Wirthshaus, auf Earem Stadtgebiete gethan, mögt Ihr nach Urtheil und Recht bestrafen.“

Damit übergab er den bösen Buben dem Rumortnecht, der ihn nach dem Gefängniß abführte.

Lange wurde die Geschichte noch verhandelt an Bord des Messschiffes, und unvermerkt gelang es Ferdinand, die milderen Saiten anzuschlagen, deren Ton einen friedlichen Klang annahm. Freilich weigerte sich Gusele's entschieden, heute in die Stadt zu gehen, unter dem Vorwande, die Gassenbuben möchten auf eigene Faust dem Herrn Nachbar aus Rache noch einen Denzettel anhängen.

Dabei blieb's denn, und Berlesid und Ferdinand traten allein ihren Weg nach dem Hofmarkt an.

Unterwegs sprach Berlesid seinen Willen auf's Bestimmteste aus, Frankfurt am andern Morgen zu verlassen, und begab sich, da die Wohnung von Ferdinand's Principal auf dem Wege lag, zu diesem.

Hier trug Berlesid auf die Entlassung aus dem Verhältniß an, in das Ferdinand zu dem Kaufmanne getreten war. So belobend sich auch dieser über Ferdinand aussprach, und so wenig er ihm im Wege stehen wollte, so machte er doch darauf aufmerksam, daß er ihn jetzt, mitten in dem Messverkehr, unmöglich entbinden könne; er wolle aber, sagte er, wenn die Messe vorüber sei und er einen andern Ladengehilfen gewonnen haben würde, ihn ziehen lassen.

Das genügte sowohl Berlesid, als Ferdinand, dem noch Me

Waldreise mit dem geliebten Mädchen in Aussicht stant, vollkommen, und Beide verließen vergnügt das Haus, um nach dem Rogmarkte zu gehen, ja, Berlesid schien sehr geneigt, den Gehanten an eine schon morgen vorzunehmende Abreise anzugeben, um alldam in der alten Gesellschaft, und frei von Gustelchans quälender Schiffsordnung, heimzukehren, da sie jetzt den Labet herzlich ertrug und nichts dagegen hatte, wenn Berlesid sich den Nothm im Zelte schmecken ließ. Jeder aber sollte ein un erwartetes Ereigniß diesen schnell gefaßten Entschluß umkürzen und ihn Frankfurt vollends verhaßt machen,

7.

Die Angelegenheit der Rückkehr Ferdinands nach Bagharach besprechend, nahten sie sich einer umfangreichen Hude, welche auf dem Rogmarkt errichtet war. Silber wilder Thiere und ihrer Kämpfe mit Menschen waren am Eingange zu schauen, und ein Rohr lud das Publikum mit den seltsamsten Grimassen zum Beschauen der Herrlichkeit ein.

Auch die beiden Wanderer nahten sich der Eingangspforte. Berlesid erlegte für sie Beide den Eingangspreis und sie traten in den Raum, wo denn Löwen, Tiger und alle möglichen Thiere zu sehen waren. Sehr zahlreich waren Vögel fremder Welttheile und Affen vertreten. Besonders merkwürdig war ein sogenanntes Drang-Utang, ein Thier von besonderer Größe, Wildheit und thätlichem Wesen. Dieser zog Berlesid besonders an, und er trat, trotz der Warnung des Aufsehers, nahe an den Käfig heran. Im Gespräche mit Ferdinand drehte er sich einmal gegen diesen um, der etwas zurückstand, da fuhr des Affen kräftige Hand zwischen den Eisengangen heraus und erfaßte mit Blitzschnelle Berlesid's Perücke.

Als dieser fühlte, daß der Affe seine Haarhaube erfaßt habe, stieß er einen Schrei des Schreckens aus und blühte sich sogleich instinctmäßig, um dem feindlichen Angriff zu entgehen. Es war

wehnen zu spät. Durch sein Wüthen blieb die Perle in der Gewalt des Affen, der sie in den Käfig nahm und sie geizig in Fesseln riß.

Als sich Verlesid aus dem Bereiche des unmittelbaren Angriffs des wilden Thieres sah, erwachte sein Zorn, und ehe Ferdinand, der selbst höchst erschrocken war, es wehren konnte, griff er den Affen mit seinem Meerrohr an und schrie vor Zorn. Der Affe zog sich mit wildem Geschrei in den Hintergrund seines Käfigs zurück, ergriff aber mit einer raschen Wendung das Meerrohr und zog es an sich. Verlesid war nicht gelassen, auch dies Gut der Bestie zu überlassen, und hielt es fest. Dadurch kam sein Arm in den Bereich der Eisenlangen, und rasch ergriff der Affe den weiten Aufschlag seines Kammels und zog ihn dadurch selbst mit solcher Gewalt gegen die Stäbe, daß der Affe sein Gesicht erreichen konnte.

Dies Alles hatte sich mit solcher Schnelligkeit ereignet, daß Ferdinand kaum einschrecken konnte.

Jetzt aber, die Gefahr erkennend, schrie er: „Laßt los, laßt los!“ und riß ihn zurück mit aller Gewalt. Mehrere Anwesende, besonders Frauen, schrieken heftig, Andere lachten. Durch diesen Tumult begannen die Thiere zu schreien, und Lärme, wie sie nur selten in solcher Gemeinschaft hörbar wurden, ließen sich jetzt von allen Seiten vernehmen. Verlesid tobte wie ein Rasender. Die Wärter eilten herbei und schimpften ihn und drohten mit gerichtlicher Klage über den Rump, den er angezettelt. Sie zerrten ihn gegen den Ausgang und riefen ihn, wie auch Ferdinand ihn schließen mochte, unter dem entsetzlichen Geschrei der Thiere, dem wüthendsten Schimpfen der Aufseher und dem wiedernden Gelächter der Menge der Zuschauer in der Bude zur Thüre hinaus, daß er noch eine Stunde fortstolpere und ohne Zweifel hingestürzt wäre, wenn nicht Ferdinand ihm nachgegriff und ihn am Arm ergriffen hätte.

Um die Bude herum war eine große Menge Menschen versammelt, die auf den Weggang der sich im Zelte Befindenden

warteten, um einzutreten, theils müßiges Gefindel, das sich hier herumtrieb.

Der Anblick Berlesid's bewirkte, daß Alles in ein lautes Gelächter ausbrach. Nicht nur bot sein kahlgeshornrer Kopf einen komischen Anblick dar, auch sein zerfetztes Kleid diente dazu, jenen Eindruck zu vermehren.

Er wüthete vor ohnmächtigem Zorne.

„Herr Vetter, um Gotteswillen bitt' ich Euch, seid ruhig,“ rief begütigend Ferdinand. Er zog ihn mit Gewalt fort, aber der Alte wollte weder Perücke, noch Meerrohr missen, und widerstrebte. Immer wilder brausete die Luft der Zuschauer dieses allerdings komischen Austritts auf.

„Herr Vetter, wollt Ihr noch der Polizei anheimfallen?“ rief angstvoll der Jüngling aus. „Ist's nicht genug, daß Euch das Volk verhöhnt?“

Dies wirkte gewaltig auf den Erzürnten.

Berlesid fühlte an seinen Kopf und rief dann: „Fort, Ferdinand, fort!“ Er erkannte seine Lage und empfand plötzlich das Ungemüthliche derselben.

Ferdinand zog ihn ellend hinweg, begleitet von dem Halloh des Pöbels, und erreichte glücklich den Laden eines nahewohnenden Perückenmachers, um Ersatz für einen der wichtigsten Theile des Verlustes zu finden.

Ein Lärm, wie der vor der Thierbude und in derselben konnte inbeßen der wachsamem Stadtpolizei, zumal an einem Sonntage, nicht unbemerkt entgehen. Dem fragenden Polizeimann höhern Ranges wurde das Haus des Perückenmachers bezeichnet, wohin sich der Urheber des Lärms geflüchtet. Dorthin eilte er und trat eben ein, als ganz erschöpft und einer wahren Trostlosigkeit verfallen, Berlesid in einen Lehnstuhl gesunken war, während der Haarflüster sich um ihn bewegte.

Die Polizei jener Tage litt nicht an Dem, was man Höflichkeit

nennt. Holtermud trat der Dumortrecht = Corporal ein und überhäufte den Alten mit den heftigsten Vorwürfen, indem er ihn befahl, ihm sofort auf das Polizeiamt zu folgen, denn, setzte er hinzu, daß Berlesick derselbe sei, der eines Abends im Wirthshause zum goldenen Apfel Malesky getrieben, heute Morgen einen Auslauf bei dem Sacharacher Messerschiff veranlaßt und auch jetzt wieder die Ruhe der freien Stadt und den Sabbatfrieden ihrer hochehrlichen Bürgerchaft gestört habe, das dürfe nicht ungerügt bleiben u. s. w.

Es war nahe daran, daß auch jetzt wieder der Zähjoren Berlesick's losgebrochen wäre und seine Lage nur noch verschlimmert hätte, wenn nicht Ferdinand mit aller Macht sich in den Mißgelegt. Er erzählte wahrheitsgetreu die drei Vorgänge, welche den Alten in solchen schlimmen Verdacht gebracht hatten, besonders aber den letzten bedauerlichen Vorfall.

Diese Erzählung wirkte so gewaltig auf die Lachmuskeln des ehrlichen Polizeimannes, daß er dem Reize nicht zu widerstehen vermochte und sich vor Lachen ausstüßte wollte.

Nach dieser für Berlesick allerdings fatalen, dennoch aber höchst günstigen Wendung der Sachlage wollte sich der Polizeimann entfernen; allein ein unabsehbarer Haufe von allerlei Volk hatte sich vor dem Hause versammelt. Ferdinand befürchtete neuen Scandal und drückte dem Mann der Sicherheit und ausübenden Gewalt ein Geldstück in die Hand und bat ihn, das Volk zu entfernen, weil sonst leichtlich neue unangenehme Auftritte erfolgen könnten.

Selbst eine mit Nachdruck begleitete Bitte verschlehte ihre Wirkung nicht, wie sie denn selten erfolglos bleiben dürfte; der Officiant säuberte die Straße, und es trat nun so viel Ruhe ein, daß man an die Bedeckung des entblößten Hauptes durch eine neue Kopfbedeckung konnte. Sie fand sich endlich und viel weniger auffallend, als diejenige gewesen, welche als Zeichen des Sieges in den zerstreuten Klauen des Affen geblieben war. Den Hüft hatte Ferdinand gerettet, und auf seinen Vorschlag traten Beide durch eine Seiten-

thür, die auf eine enge Gasse mündete, in's Freie und entlassen unbeschadet der Menge, die, wenn auch in angemessener Entfernung, eines neuen Schauspiels zu ihrer Befugigung haarte.

Berlesid sprach kein Wort. Sein Gesicht war ungewöhnlich bleich und die Farbe der Nase war fast rabblau. Eine solche Gemüthsbewegung hatte er noch nicht erlebt. Er war so angegriffen, daß ihn Ferdinand am Arme führte, um das Haus eines Schneiders zu suchen, der schnell in diesem Nothfalle die Fragmente des leberbraunen Staatsrockes wieder zu einem Ganzen vereinige. Glücklicherweise brauchten Beide nicht weit zu gehen, um zu finden, was sie suchten.

Nachdem auch dieser Schaden geheilt war, fragte Ferdinand den Alten: „Zweites Herr Welter, wohnt befehlt Ihr, daß ich Euch führe?“

„Wohin Du willst, mein Sohn,“ sagte mit wankender Stimme Berlesid, „nur nicht auf das Schiff, wo ich entweder wieder eine Strafpredigt oder ein Gelächter zu erwarten habe. Das aber fühl' ich,“ fuhr er, sich ermannend fort, „daß ich nach diesen heillosen Begebenheiten einer Hertzstärkung bedarf. Ich habe einen respectablen Hunger und Durst. Wähle aber ja keine Aneipe, damit mich in dieser Unglücksstadt kein neues Malheur heimsuche. Es wird uns ja Niemand kennen.“

Ferdinand bog nach der Zeile ein und führte ihn dort in eines der ersten Gasthäuser. Leider aber mußte Berlesid hier seine letzte Unglücks geschichte mit allen Nebenumständen mit anhören und Zeuge sein, wie man sie belachte. Durch die Dienste, welche er ihm geleistet, hatte indessen Ferdinand einen solchen Einfluß auf ihn bereits gewonnen, daß seine Bitten, daß ja durch Nichts zu vermögen, daß er der Mann sei, dem das Abenteuer begegnet, ihn zum Schweigen brachten; obwohl die Andeutungen, welche das Abenteuer hier erfuhr, ihn mehr denn einmal reizten, die Thatfache in's rechte Licht zu stellen.

„Dah und hier bleiben, Ferdinand!“ sagte Verlesid mit Festigkeit; als sich die Gäste mehr und mehr verloren hatten. „Reine Nacht der Erde soll mich vor Nacht auf das Pflaster dieser Stadt zwingen; die, seit ich sie betreten, nur Unheil über mich gebracht hat.“

Er rief einen Aufwärter und verlangte ein Zimmer für sich.

Als ihm dies angewiesen worden war, bestellte er Kaffee nach holländische Methode; und als Beides gebracht worden war und die Pfeife dampfte, setzte Ruhe in seine Seele zurück. Nach einem ziemlich langen Schweigen, welches Ferdinand nicht zu stören wagte, hob endlich Verlesid also zu reden an:

„Mein Entschluß ist reif, mein lieber Ferdinand. Mit frühem Morgen besteige ich das Raettschiff, welches gen Mainz fährt, um in den Frieden meines Hauses zurückzukehren. Auf das fatale Schiff kehre ich nicht mehr zurück. Ich bleibe hier. Du gehst hin, packst meine Sachen und lässest sie hierher tragen, und während dieser Zeit lege ich mich auf das Ruhebett, um mich zu erholen. Willst Du, nach so vielen Hebesdiensten, auch noch diesen Deinem väterlichen Freund erweisen?“

„Mit Freuden, Herr Vater!“ entgegnete der Jüngling; „aber —“

„Was hast Du für ein Aber?“ fragte rasch Verlesid.

„Wollt Ihr ohne Abschied das Schiff verlassen?“ fragte besorgt Ferdinand. „Sieht das nicht aus, als schiedet Ihr mit Groß von dem Schiff und seinen Bewohnern?“

Verlesid schloß, wie wahr diese Bemerkung sei. Er schwieg verlegen und kratzte sich hinter dem Ohr. Endlich sagte er: „Was soll ich hinter dem Berge halten? Ferdinand, es gibt nicht leicht eine Lage, die peinlicher ist, als Gegenstand des Gesächters Anderer zu sein. Ich habe diese Pein; seit ich hier bin, so empfindlich getragen; wie es nur einem Ehrenmann irgend begeugen kann. Ich bin es nachgerade satt geworden. Nun muß ich nach dem, was

ich unten im Guckfenster ersah, als gewiß voranzugehen, daß sie auf dem Schiff Alles wissen, denn die Gäste, die dort ihren Schoppen trinken, werden wohl die Nähe mit allerlei Zuthat hinterbracht haben. Wenn auch der alte Eibam ein gefeierter, verständiger Mann ist, so ist dagegen das Guckelchen ein Sachknecht erster Art und wird sich weiblich d'ran ergötzt haben. Möthigenfalls macht sie's, wie neulich, und hält mir eine Strafpredigt, zu der ich, da ich allerdings selbst an meinem Mißgeschick Schuld trage, schweigen und die Galle verschlucken mußte. Welches wäre vollends unerträglich. Darum magst Du ihnen mein Abje bringen. Basta! Willst Du mir noch einen Liebesdienst thun, so sieh' zu, ob Du mein Meerrohr wiederkriegst. Hier ist Geld. Wie es, wenn's die Bestie nicht zerbrochen hat, aus. Es liegt mir viel daran, es zurückzukriegen, da es ein theures Andenken meines seligen Vaters ist. Ich weiß," setzte er zögernd hinzu, „es ist ein tüchtiger Auftrag; aber ich kenne Deine treue Liebe und werde dankbar sein, dankbar, Ferdinand. Du sollst mit mir gewiß zufrieden sein.“ Er reichte ihm Geld, und Ferdinand ließ sich's nicht merken, wie unlieb ihm dieser Auftrag sei, und entfernte sich eilig, während Berlesied sich auf das Ruhebett legte und bald in einen tiefen Schlaf sank. —

Zuerst begab sich Ferdinand in die Bude, wo die Ruhe mit Nähe wieder hergestellt war.

Der Wärter hatte dem Affen das Meerrohr entrisen, ohne daß es verletzt wurde, und gegen ein ansehnliches Erntgeld empfing es Ferdinand wieder. In Eile wandte er sich nun dem Weßschiffe zu. Nicht ohne Sorge fragten Eibam und Guckelchen nach Berlesied; als sie aber hörten, er befinde sich wohl, da machte das Komische des letzten Abenteuers auch seine Wirkung gewaltig geltend. Alles wußten sie bereits, denn ganz Frankfurt ergötzte sich an dem spaßhaften Zweikampfe Berlesied's mit dem Affen und sprach davon.

Allerdings berührte des Alten Entschluß Eibam unangenehm,

aber zu machen war da nichts weiter, als daß er sich entschloß, so wenig er auch abkommen konnte, ihn diesen Abend noch zu besuchen.

Ferdinand packte seine Sachen schnell, und da er richtig schloß, daß sein Herr Better in den Armen des Schlafes Erfaß für die Leiden dieses Tages gefunden haben würde, so setzte er sich zu seinem lieben Onkelchen. Es währte freilich lange, bis sie zum Grusse kamen, denn Ferdinand berichtete getreulich Alles, was vorgefallen und was Berlesid gesagt hatte.

Eine Wolke legte sich auf des Mädchens schöne Stirne und umflorte ihr Auge.

„Es ist wahr,“ sagte sie, „ich habe dem herzguten, alten Mann übel mitgespielt. Gott vergebe es mir; aber die Rectrix war die Anstifterin, und — es galt, ihn von einer Thorheit zu heilen, zu der mein Vater und Pathe bereits die Hand geboten hatten. Was der Galgenstrick, der Pitt, an ihm verbrochen, ist nicht meine Schuld. Ich ahnte nichts davon, denn er besorgte das Bett allein. Das aber ist doch endlich errungen, daß er mich nicht zur Frau haben will. Er ist gründlich von seiner Thorheit geheilt und Du bist ihm lieb geworden. Ich hoffe, es geht ein neues Morgenroth aus diesen Trübsalen des armen Mannes für uns auf.“

Auch Ferdinand theilte diese Hoffnung und freudig verließ er das Mädchen, um die Effekten Berlesid's in den Gasthof tragen zu lassen, wohin ihn der Schiffer Eibam begleitete.

Berlesid war durch den langen Schlaf erquickt. Sein Gemüth war heiter, denn seine Pfeife dampfte und eine Flasche köstlichen Hochheimers stand vor ihm, als Beide bei ihm eintraten.

Hocherfreut nahm er das Meerrohr aus Ferdinand's Hand und brühte den Jüngling bewegt an seine Brust.

„Das vergeß ich Dir niemals, Du mein Schutzgeist in dieser unglückbringenden Stadt. Ohne Dich wär' ich ja verloren gewesen in den Drang- und Trübsalen, die mich hier betroffen haben!“ So rief er entzückt aus und reichte mit den herzlichsten Worten

dem Schiffer seine Hand. Er entschuldigte sein Weggehen vom Schiffe mit demselben offenen Bekenntnisse, welches er gegen Zerbinkand abgelegt, und im besten Einvernehmen ließen sie sich Ditt noch einige Flaschen und schieden dann auf frohliches Wiedersehen in Dacharach. Zerbinkand aber begleitete am andern Morgen seinen Herrn Better an's Marktschiff und nahm dort einen warmen Abschied von ihm, dem hoffnungsreiche Worte besondern Werth verliehen.

8.

Zum ersten Male fühlte sich Verlesid wieder vollkommen glücklich, als er in seinem Schlafrock in dem weichen Lehnstuhl saß und die theuern Räume seiner Häuslichkeit überblätte.

„Es ist doch nirgends besser, als daheim,“ sagte er in acht deutscher Gemüthlichkeit und blies ein blaues Weizen edlen Knastens in die Luft, reichte dann nach einem Glase, gefüllt mit gelbem Weinbacher und leerte es mit einem acht rheinischen Zuge. „Es war ein unseßlicher Gedanke, mit dem Messschiffe nach Frankfurt zu fahren,“ sagte er zu sich; „aber ein noch heftigerer, das junge, schnippige Ding heirathen zu wollen. Das hat mich kurirt! Demer Sel', der beste Doctor hält's nicht besser fertig gebracht. Gottlob, es ist vorbei, und der Erste, der mir vom Heirathen redet, wird zur Thür hinausgeworfen, daß er kracht! Basta! Dabei bleib's! Der Junggeselle ist allein sein eigener Herr und frei. Ja, frei, frei, frei!“ Er trank wieder. „So eine Frau, wie hübsch sie auch sein mag, haßt einem das Mus auf dem Kopf und macht einen, ohne daß man's merkt, zum Sklaven. Himmel und Erde! — Das Müdel war ja meine Braut noch nicht, und was hat's schon Alles aus mir gemacht? Erstlich einen Narren, der sich leidete, wie der verrückte Rector! Zweitens einen Anachoreten, einen Pilger in bester Form, der sich nahezu acht Tage das Beste verweigerte, Wein und Tabak! Drittens eine Garnfrone, die mit Engelsgebüß

Orn von sich abwickeln ließ, und endlich ein Stadtgespräch — ja — was soll ich sagen? — Alles Weh, das ich in Frankfurt erfuhr, ging hi, freilich ohne Ihr Wissen und Wollen, von ihr aus. Fort mit dem Joch! Ich will frei leben und sterben!“

Er stand rasch auf und ging mehrmals mit festem Austritt eines vollen Selbstbewußtseins die Stube auf und nieder, und setzte sich dann wieder behaglich in den Sessel. Eine lange Zeit sandte er dicke Labakswolken aus, was er immer that, wenn er in Nachdenken versunken war. Die alte Rosina trug das Abendessen auf: er sah's nicht, obgleich er von der Reise müde und hungrig war und sich gestreut hatte, einmal wieder allein an seinem gewohnten Tischlein die von der renommirten Köchin Rosina schmachtig zubereiteten Speisen zu genießen. Sie mußte ihn zweimal erinnern. „Ja so!“ sagte er dann, und rückte sich das Tischlein an den Sessel heran.

„Apropos! Rosina,“ sprach er dann, „rufe mir doch den Herrn Stadtschreiber noch diesen Abend.“

Nach diesem Befehle ließ er es sich weiblich schmecken und kaum war abgedeckt, als auch schon der Stadtschreiber hereintrat. Er machte eine Menge Knire und Kratzfüße und sagte dann: „Es freut mich Aber die Nasen, Euch wohllauf zu sehen, geehrter Herr Verlesid, besonders nach solchen Drangsalen, wie Ihr sie in Frankfurt habet erdulden müssen.“

„Wie? Was?“ rief Verlesid, dem es wie Eis durch die Adern rann. Er mußte todbleich geworden sein, das fühlte er, denn es war ihm kalt vor Schrecken bis an's Herz hman.

Der Stadtschreiber, der des Mannes Jähzorn kannte, wich bis in die Nähe der Thüre zurück, um nöthigenfalls sich salbiren zu können. Er sagte verlegen: „Die Herren Rothgerber haben gar mancherlei Fatalitäten uns berichtet, die Euch sollen zugeschoßen sein, machen ich mein Velleid nicht wolke umbezeugt lassen.“

„Sparet Euer Velleid für dringlichere Fälle, Herr Stadt-
Born's Erzählungen. IX. 21

Schreiber,“ eiferte Berlesick, „und sagt den Herren Rothgerbern, sie sollten sich um ihr Leder kümmern, das ohnehin das ganze Meßschiff durchhäktert hat. Es waren kleine, possidliche Unfälle, die ein böser Wube, der Pitt, des Schiffers Sidam Schiffsjunge, mit angezettelt hatte. Er brummt dafür in der Mehlwaage zu Frankfurt. Ab damit! Laßt uns von etwas Anderem reden. Sind die Schulden des verstorbenen Wink bereits gerichtlich aufgenommen?“

Der Stadtschreiber, welcher im Stillen Gott dankte, daß er so glimpflich weggekommen war, bejahte die Frage und gab ihm ungefragt die Versicherung, daß auch seine zweitausend Gulden primo loco verzeichnet stünden.

„Hat er kein Testament gemacht?“ fragte Berlesick.

„Nein,“ erwiderte der Stadtschreiber.

„So wird also das Haus versteigert?“

Der Stadtschreiber bejahte abermals mit dem Zusatz, daß dies schon morgen geschehen würde.

Auf die Frage, ob das Haus Liebhaber habe, meinte der Stadtschreiber, es sei so gut gelegen, daß er kaum daran zweifeln könne.

Nach einigen gleichgültigen Nebenarten dankte Berlesick für die Mittheilungen, und der Stadtschreiber machte sich eiligst aus der Stube.

Aber jetzt brach des Alten verhaltener Grimm los. „Also auch hier bekannt?“ rief er aus und rannte in der Stube herum, wie ein Bessener. Er suchte auf die Gerber und auf seinen Anstern, denn er dachte sich's, wie die Sophie, die Rectorin, triumphiren würde und die Raisonniir-Kaspel, die ihm der Rector zugebacht. Indessen sah er, als er ruhiger wurde, ein, daß da auch nicht das Mindeste zu machen sei. „Doch“ — sagte er — „ich habe ein Mittel, sie davon abzubringen, ich muß in anderer Weise von mir reden machen, und das will ich.“

Das Mittel war probat. Als am andern Tage der Ausscheller die Versteigerung im Win'schen Haus ausrief, klebete sich Berlesid stattdes an und ging in das Nachbarhaus, da die Versteigerung im Hause selbst vorgenommen wurde.

Das Haus wurde angefezt, und nach einigen Geboten blieb Berlesid für 2700 Gulden Letzbieter. Er trat an den Tisch und sagte: „Herr Stadtschreiber, schreibt mich nicht als Absteigerer ein, sondern meinen Vetter Ferdinand von hier, dormalen in Frankfurt.“

Alle Hälse wurden lang und Aller Augen richteten sich fragend auf Berlesid. Er lächelte.

Jetzt kamen die Ladeneinrichtungen zum Ausgebot. Auch diese steigerte Berlesid an. Als er das Protocoll unterschrieben hatte für Ferdinand, ergriff er Hut und Meerrohr und ging hinaus auf seinen Berg, denn der Nachmittag war milb und schön. —

Jetzt lief das Gerücht von Dem, was geschehen war, wie ein Lauffeuer durch die Stadt und Niemand war betroffener, als Sophie, die Frau Rectorin, die völlig an Berlesid irre zu werden anfing.

Die neue Mähr ließ die alte ganz vergessen, und Berlesid hatte seine Absicht erreicht. Was er mit dem Ferdinand beabsichtige, zu errathen, war die Aufgabe. Der Rector kam, ihn zu besuchen, allein Berlesid bedauerte, wie er ihm durch die alte Rosina, die er gehörig instruirt hatte, sagen ließ, daß er seinen Besuch nicht annehmen könne, den er sich für immer verbitten lasse. Das war denn doch dem Rector zu viel. Schäumend vor Zorn eilte er heim, seiner Sophie es zu berichten, die denn ihrer Walle recht den Zügel schießen ließ.

„Er ist ein Narr geworden, die Sophie hat's auch gesagt,“ war des Rectors Rede überall.

Unterdessen ließ Berlesid alle Bauhandwerker der Stadt kommen und übergab ihnen die Herstellung des Hauses, welches er vom Grund auf repariren ließ. Er schonte keine Kosten dabei, und als

Gustelchen endlich mit dem Weßschiffe zurückkam, traute sie weder ihren Ohren, noch ihren Augen, und die Brust schlug höher bei dem Gedanken, daß hier des Geliebten Glück blühe und — das Ihre.

Allein in Verlesfid war doch eine gründliche Veränderung vorgegangen. Er stand nicht mehr stundenlang am Fenster und blickte nach ihr, wenn sie drüben am Fenster saß und nähte oder strickte. Er kam nicht mehr herüber, und als der alte Sidam ihm den Wein zahlte und das Darlehn zurückgab, da zahlte er für die Reise nach Frankfurt wie ein Fürst, also daß Sidam das Geld nicht annehmen wollte und es nur gezwungen that. Darauf krügte Rosina eine Extrafasche holen, und als Beide vertraulich beieinander saßen und Sidam nun die Eröffnungen wegen der Vermählung zu empfangen halb hoffte, halb fürchtete, sagte Verlesfid:

„Gert Nachbar, Ihr wisset, Alter schilt vor Thorheit nicht. Mich hat etwa vor vier Wochen, als wir in meinem Wege beieinander waren, die Angel der Thorheit geflochen, daß ich noch an's Heirathen dachte, und zwar waren, wie Ihr wisset, meine Gedanken auf Euer Töchterlein gefallen. Davon bin ich nun kurtzt, und das ist der Segen der Reise mit dem Weßschiff. Euch bin ich viel zu Dank verpflichtet, einmal, weil Ihr mir das Zutrauen schenktet und nichts gegen meine Absichten einzuwenden hattet, sodann dafür, daß Ihr mich zu der Reise beredet, die mir die Augen geöffnet hat. Ich will dem Glück Eures Kindes, das mich doch nur gezwungen genommen hätte, nicht im Wege stehen und lebig leben und bleiben. Das soll aber unser gutes Einvernehmen und nachbarliche Freundschaft nicht stören, darauf geb' ich Euch die Hand.“

Er reichte sie dem Schiffer, der in der größten Verlegenheit war und nicht wußte, sollte er traurig sein, oder sich freuen. Er, für seinen Theil, hätte es gerne gesehen, denn solch einen Schwiegersohn bekam er nicht wieder; aber freilich hatte ihm Gustelchen auf der Heimfahrt ohne Hehl gesagt, sie werde lieber sterben, als

des Alten Frau werden, und wie es mit dem Ferdinand stand, wußte er auch genau, viel genauer, als früher.

Die unangenehme Stellung Eidam's bei diesen Eröffnungen wurde dadurch gehoben, daß der Stadtschreiber eintrat, um nach Berlesid's Wunsch die Ausgleichung seiner Forderungen an die Wirt'sche Nachlassenschaft mit dem zu zahlenden Kaufschilling vorzunehmen. Er schob sich und hinterbrachte seiner Tochter die Sache, die seelenfroh war, während der Vater ihr über die Behandlung Berlesid's auf dem Schiffe nachträglich noch einmal den Lert las und den Himmel rief, wie er es während der Fahrt selbst mehrmals insgeheim gethan hatte, ohne aber den geringsten Erfolg zu erzielen.

Niemand bedauerte aufrichtiger und aus treuerem Herzen diese Wendung der Dinge, als der ehrliche Cantor und seine Frau, die ihrer Parthe großes Glück frohlockend begrüßt hatten.

Berlesid's Herz war seitdem leicht und froh. Er sang und pffiff sogar, wenn er nicht rauchte, was Rosina nie erlebt hatte und nicht versäumte, der Jungfer Gusselachen zu berichten, die sich so herzlich darüber freute, daß auch diese Freude der alten Rosina ein Räthsel blieb.

In Berlesid's Thun war auch darin eine Aenderung eingetreten, daß er, obgleich das Wetter noch lange hin schön blieb, nicht mehr auf seinen Berg, auf sein Lieblingsplätzchen ging. Das hatte aber seinen Grund darin, daß es mit Pitt's Bekentniß auch herausgekommen war, wo er seinen Wein verborgen hatte. Damit war ihm ein Reiz des Klügleins geraubt. Er lebte überhaupt eingezogener und stiller, ging bloß zu den Arbeitern im Nebenhaus und leitete die Einrichtung, und Abends machte er einen Spaziergang. Begegnete ihm da der Herr Doctor und seine Gehülfe mit der von ihnen angestrenzten Raisonir-Rassel, so war Berlesid höchst höflich, aber von drüben herüber grollten ihn zornige Blicke

und Gesichter an, und lachend sagte er oft: Die Sophie hat's auch gesagt!

So kam denn der Herbst, welcher dem alten Herrn vielfache Beschäftigung brachte. Das Haus war nun fir und fertig, und er war froh, daß er hierin Unterhaltung fand. Noch vor Weihnachten traf Ferdinand, wie er ihm geschrieben hatte, in Bagharach ein und wohnte bei dem Herrn Vetter. Grenzenlos war seine Dankbarkeit, als ihn Berlesid in das Haus seiner Lehre führte, ihm die Einrichtung zeigte, die trefflich und zweckmäßig war, und ihm dann die quittirte Kaufsurkunde und somit das Haus zum Geschenke machte. Thränen entströmten den Augen Ferdinands, der ohne dieses Ereigniß das Ziel seiner Wünsche in weiter, dunkler Ferne hatte liegen gesehen.

„Nur Eins,“ sagte Berlesid, „habe ich von Dir zu verlangen. Du bist ein Schüler des Rectors und bist wohl einmal zu ihm gegangen. Ich kann ihn nicht leiden. Versprich mir, daß Du keinen Verkehr mit ihm haben willst.“

Das that Ferdinand, und Berlesid eröffnete ihm, daß er die völlige Einrichtung seines Geschäfts bestreiten werde.

9.

Ein halbes Jahr später war Ferdinands Geschäft eines der blühendsten in der Stadt. Sein Angesicht strahlte von Glück. Nichts förderte das herzliche Einvernehmen zwischen ihm und seinem Herrn Vetter, dem er den holländischen Knaster und die holländischen Pfeifen in köstlicher Qualität besorgte.

Die Zeit, die manches Unliebe ausgleicht, war denn auch eine Vermittlerin zwischen Berlesid und dem Rector geworden, besonders seit die Frau Kaspel eine Stätte unter dem Rasen des Sanct Werner gefunden hatte. Sie sprachen wieder miteinander und nach und nach kam es auch wieder zu Besuchen. Gustelchen war gegen

den Herrn Nachbar sehr herzlich, und er freute sich dessen, ohne daß die Gedanken des vorigen Jahres irgend je und wie aufgetaucht wären. Er war sehr heiteren Gemüths und hatte sich so des Lebens an Ferdinand erfreut, daß er überhaupt eine Freigebigkeit annahm, die ihm Niemand sonst zugetraut. Er ging auch wieder täglich an sein Lieblingsplätzchen und empfing dort seine Besuche, doch mußte Rosina ein gewisses Deputat Krüge hinauftragen, über die hinaus nie gegangen werden konnte, da das kleine Kellerlein bekannt geworden war.

Eines Tages saß er da in der Mühle am Mittag eines sengend heißen Junitages. Niemand ließ sich rings umher erblicken. Die ganze Natur schien gelähmt und kein Vögelein sang in den matt herabhängenden Zweigen.

Berlesid dachte darüber nach, daß doch Ferdinand nicht wohl länger eine Junggesellenwirthschaft halten und führen könne, als dieser unvermuthet den Berg heraufstieg und zu ihm trat. Wie immer, hieß ihn Berlesid freudig willkommen, denn der Jüngling besaß seine ganze Liebe, seit er so thätig sein Geschäft führte und die wohlverdiente Achtung der ganzen Stadt genoß.

Heute sah man es ihm deutlich an, daß er etwas Schweres auf dem Herzen hatte, das nicht recht herab wollte. Auch Berlesid merkte das und ahnete, was es etwa sein möchte, nämlich eine Heirathsangelegenheit.

Lange wurde von Diesem und Jenem geredet und Berlesid ergöhte sich an der wachsenden Verlegenheit seines Vetterz. Er wußte lange, daß zwischen ihm und Gustelchen eine alte Liebe bestand, zwischen die er einst unstinnig hatte hineintreten wollen. Und doch hatte es ihm Ferdinand nicht nachgetragen, sondern ihm die viele Lieb' und Treu' in Frankfurt erwiesen. Das schlug er ihm doppelt hoch an. Freilich ahnte Ferdinand nicht, wie er dachte, und fürchtete, er möge die Wahl Gustelchens aus allerlei Gründen mißbilligen. — Darum wurde es ihm so schwer, davon zu reden,

und — es war doch nothwendig, denn ohne eine sorglich wachende Hausfrau ging's eben nicht mehr.

Berlesid wollte ihm endlich doch das Herz erleichtern und sagte, er meine, es brüde ihn Etwas?

Da brach der Arme die Fesseln und rebete zwar sorgen- und angstvoll, aber berebt, weil wahr, über seine häusliche Lage und die Nothwendigkeit einer weiblichen Gehülfin, die als ihr eigenes fein Hauswesen verwalte.

„In Summa, Du willst heirathen?“ sagte lachend Berlesid. „Nun, in Deiner Lage und in Deinen Jahren — hast Du Recht, und ich wüßte Dir eine wackere, tüchtige Frau.“

Ferdinand erbleichte.

„Drauchst nicht bleich zu werden,“ rief Berlesid. „Es ist eine verständige —“

„Ach Gott,“ rief angstvoll Ferdinand, — „ich —“

„Nun, so laß mich doch ausreden,“ sagte Berlesid; „Du weißt ja noch gar nicht, wen ich meine.“

„Freilich,“ fiel Ferdinand ihm in die Rede, „aber es könnte mir mit Euch gehen, wie Euch mit dem Rector, wie Ihr mir einmal erzählt habet.“

„Ich wollte Dir,“ fuhr, unbeirrt von dieser Einschaltung, Berlesid fort, „nur vorschlagen. Die Wahl bleibe Dein, und da wär's Eibam's Gustelchen, das ich vorzüglich geeignet fände, zumal das ja Dein alter Schatz ist, bei dem ich alter Narr Dir einmal in's Gehege gehen wollte.“

Er hatte die Worte kaum ausgeredet, als Ferdinand ihm um den Hals fiel und ihn herzte und küßte. „Gott hat mir in Euch meinen Vater wieder geschenkt,“ rief er mit ümiger Rührung aus. „Ohne Eure Einwilligung hätte ich nicht geheirathet, und nun trifft Eure Meinung mit meiner Neigung zusammen. Wer ist glücklicher, als ich?“

„Ich würde auf Gustelchen ratthen,“ versetzte Berlesid und

wischte sich eine Thräne weg, die Ferdinands herliche Worte ihm ausgepreßt. — „Über, Ferdinand.“ sagte er, „Du sollst das Wort vom Vater, den ich Dir ersehe, nicht umsonst gesagt haben. Es fehlt zur Haushaltung noch viel, und Eibam ist kein reicher Mann. Das Alles bestreite ich. Basta! Nun geh' zum alten Eibam und frage, ob Du sein neuer werden dürftest? Heute Abend soll bei mir Verlobung sein. Sage mir's aber zeitig.“

Ferdinand eilte fort und kam schon nach einer Stunde, trotz der Hitze, wieder heraufgelaufen.

„Mühtig?“ fragte Berlesid.

„Alles!“ war Ferdinands Antwort.

Da brachen sie denn schnell auf, und am Abend sahen um Berlesid der eheliche Cantor und seine Frau, Eibam und das glückliche Paar. Das war die ganze Gesellschaft, aber sie waren glücklich, und der Kuß, den Gustelchen Berlesid unter Freuden-
thränen gab, hat ihm alle Unbill ab, die sie ihm auf dem Messschiffe zugefügt. Hier hörte er denn auch, daß des Rectors Sophie das Alles angezettelt hatte; aber er zürnte ihr, er zürnte Gustelchen nicht mehr. Alles war vergessen und vergeben, und als er eine Standrede über die Wahrheit des Sprichwortes hielt, daß nur Gleich und Gleich sich gut gefelle, da schloß er sie mit des Rectors lebendem Rede- und Satzschlusse: Die Sophie hat's auch gesagt, und Alle lachten aus Herzens Grunde.

So heiter, wie er heute war, hatte ihn Niemand jemals gesehen. Er wollte aber auch nur Glückliche um sich haben. Darum stand er auf und holte ein Papier, das er vor Aller Augen zerriß, und es dann dem Cantor reichte, der ihn staunend ansah.

„Heute,“ sagte er, „soll jedes Herz froh sein. Es ist eure Schulderschreibung, Vetter; sie ist nun bezahlt.“

Der Cantor verlor ganze seine Fassung über diesen Schritt Berlesid's aber seine Freude war doch so innig und groß, wie sein Dank.

Hier könnte ich enden, da Sebastian Fabian nur noch die Bemerkung macht, daß die jungen Eheleute den Herrn Berlesid bis zu seinem Ende auf den Händen getragen hätten; allein ich finde einige Seiten weiter noch einen hierher gehörigen Punkt. Er heißt:

„Item es ist in voranstehender Historia viel die Rede gewesen von des Peter Eidam seinem Schiffsjungen, dem Pitt, so ein Galgenstrich gewesen und allerlei Malefiz dem Herrn Berlesid zugefüget. Selbiger Tagedieb hat in Frankfurt etliche Zeit gefessen, worauf sie ihn alsdann ein Weniges gestäupet und über das Reichbild freier Stadt hinausgetrieben. Item, was er vor den Mauern des Arbeitshauses noch nicht wußte, selbiges hat er sattfam innerhalb derselben gelernt, wo er mit allerlei Spitzbubengefindel zusammenfaß. War eine gute Schul' für ihn! Hernachmals ist er erst recht ein Spitzbube worden, und hat viel Unfug getrieben, bis der Krug den Henkel brach, der lange zum Wasser, aber nicht zu dem des Leben, gangen ist. Er ist nämlich nacher etlichen Jahren im Speffart gefangen worden und sind so viele Malefizstreich auf ihn gekommen, daß er ist nach Verdienst zu Hanau zum Strange verurtheilet und auf der Landesgrenze, allwo, wie jedermänniglich weiß, der Galgen, gleichwie drüben über'm Rhein gegen Hellsossen-Wörth über, allwo Churpfalz (Gott erhalt's!) und Churmainz (ist nicht mein's) grenzet, steht, ihme der Stab gebrochen und er gehenket worden.“



Eine Nacht in der Holzhauerhütte.

Aus dem Nachlasse meines Großvaters.

Das Jahr 1811, erzählt mein Großvater in seinem Tagebuche — war das schönste, gesegnetste seit fünfzig Jahren. Man meinte, es hätte seinen Winter verloren — oder der herrliche Komet, der bis in den October in voller Pracht am Nachthimmel stand, hätte ihn mit seinem gewaltigen Schweife weggeführt. Tief im September gab es noch Gewitter, wie im Juli, und das war das Eigenthümliche, daß sie meist Nachts kamen; daß sie die Atmosphäre nicht abkühlten und daß ihre Regengüsse nur Nachts fielen, während am Tage die Sonne mit tropischer Kraft herabbrannte. Es war eine Jagdzeit, wie ich mich keiner aus meinem Leben erinnere. Ja, Jagdzeit! Damals ging noch der stolze Edelhirsch in den Hochwäldern des Rheinlandes, wenigstens des Hundsrückens; damals grunzten noch Rudel von Keibern, Bächen und Ferkelstingen durch die Waldhöhen, und das scheue Reh schreckte nicht selten in diesen schönen Waldregionen, die freilich damals die übel verstandene Forstwirtschaft und die fatale Einrichtung der sogenannten Coups über Gebühr lichter. Die Jagd erfreute noch des Menschen Herz, wenn die Jagdzeit kam — der Hasen, Fische und der Hühnerwälder gar nicht zu gedenken, die reichlich vorhanden waren.

Ich war in jener Zeit selten daheim, und von Treib- und Kesselsjagen, von Birschgängen und Anstand völlig gesättigt, kehrte ich in der Regel spät im Jahre in die vier Wände zurück, denn die sämmtlichen Forstbeamten waren meine Freunde und mehr

Schuß hatte sich einen Ruf erworben im Lande. Kein Amt band mich, keine Geschäfte lasteten auf mir, keine Kinderschaar forberte väterliche Aufsicht, keine Frau murrte über mein Ausbleiben — warum sollte ich nicht die Freuden der Jagd genießen? Jenseits des Rheins, aus den nassauischen Forsten heimkehrend, fand ich die Einladung zu den Jagden der Bergshöhen, die sich vom Rheine tief in's Land hinein ziehen. Sie kam von treuer Freundeshand und ich folgte alsbald. —

Dort broden lag ein Forsthaus auf dem Waldgebirge, einsam und stille. Mächtige Eichen, an denen Jahrhunderte vorübergeprauscht waren, standen um dasselbe herum und der Wind spielte in ihren Wipfeln und Nesen gar oft seine schauerlich wilden Melodien auf, bei denen es sich, wenn man müde dort einkehrte, unbeschreiblich behaglich schlafen ließ. Hundegebell, Windesbrausen und das Getrappel der hohen Pantoffelabsätze der hochbetagten, aber höchst lebendigen Schwester des Oberförsters, die sich die Tracht und die strenge Sitte des vorigen Jahrhunderts treu bewahrt hatten, waren die einzigen Töne, welche die dauerndste Ruhe und Stille unterbrachen. Der Oberförster oder Garde à cheval, wie sein Titel in der verdamnten Franzosenwirthschaft hieß, war ein prächtiger Mensch. Groß wie ein Riese Goliath, breitshulterig und wetterhart, wie Giner, der alle Unbill der Zeit und der Witterung ertragen gelernt von der Wiege an, brummig und knurrig anzuschauen und anzuhören, war er sanft wie ein Mädchen und gewüthlich wie eine Großmutter. Im Dienste aber verstand er keinen Schen und als Jäger noch weniger. Ich wollte es Keinem gerathen haben, eine Kuh oder ein Althier zu schießen statt eines Bodes! Hindernisse gab es für ihn nicht und die Witterung mußte das Höchste ihrer dem Geschöpfe unlieben Macht entwickeln, wenn er zum Rückzuge blies.

Von ihm, dem alten Freunde, Schul- und Lebensgenossen, lag die Einladung auf meinem Tische, als ich heimkam. Dort oben hatte ich meine schönsten Tage und Stunden verlebt; dort oben

war die reichste, köstlichste Jagd; dort oben lebte man frei von allem Zwange, es sei denn im Bereiche der Jungfer Ottilie, der Schwester meines Fremdes, welcher Zwang aber dennoch sehr Ansprechendes hatte. Was konnte mich abhalten, Waldgeräthe anzulegen und den Gebirgsweg einzuschlagen? So trat ich denn den Gang an, zur Jagd vollständig gerüstet, von meinem trefflichen Caro begleitet und von der besten Laune. Mit allgewohnter Herzlichkeit aufgenommen, trat ich am Abende in das einsame Forsthaus, wo es so ungemein behaglich war.

Schon am ersten Abend wurden die Dispositionen gemacht, die Jagden bestimmt und am nächsten Morgen weckte mich das Hundegebell mit grauem Tage, das zum Walde rief.

Wie sich Jagd an Jagd reihete und manch' ernstes und komisches Abenteuer sich folgte, das ist nicht mein Zweck zu erzählen. Meine Tagebücher würden zu einer Bibliothek anschwellen. Nur die Geschichten einer Nacht will ich fesseln, daß sie mir nicht entfallen und ich auch später noch einmal sie mir zurückerufen kann.

„Heute müssen wir auf den Anstand! Ich werde Dich an den besten Wechsel stellen,“ sagte eines Mittags der Oberförster. „Ich fürchte nur, daß uns diese Nacht ein Gewitter überrascht. Es sind wieder alle Anzeichen da und dies Jahr hat wunderliche Raunen bis in den Altweibersommer.“

„Thut nichts,“ sagte ich. „Kommt's frühe, so gehen wir heim; kommt's spät, so haben wir vielleicht unsere Jagd gemacht. Und werden wir naß, nun, so strecken wir uns um oder legen uns zu Bette.“

„Brav gesprochen,“ sagte er lachend. „Einen dritten Fall hast Du aber vergessen, den ich nachtrage, den nämlich, daß es uns schnell über die Haut kommt. In diesem Falle führe ich Dich in die Holzhauerhütte, die uns ganz nahe liegt. Ottilie sorgt dafür, daß wir weder Durst noch Hunger leiden müssen, und mein alter Holzhauermeister Knipp soll Dir Geschichten erzählen, von denen Du ja ein Freund bist.“

Damit war die Sache erlebigt. Otilie packte dem Jägerburschen einen Korb voll Unentbehrlichkeiten des behaglichen Daseins, auf die sie sich verstand, und wir zogen zum Walde.

Der Abend war für die Jahreszeit wahrhaft schön: aber auch die Befürchtung meines Freundes traf ein. Ehe wir unsere Stelle erreichten, rollte schon der Donner über unsern Häuptern, und wenn wir nicht durchweicht werden wollten, ohne doch auch nur im Entferntesten unsern Zweck erreicht zu haben, blieb uns keine Wahl, als die Einkehr in der Holzhauerhütte.

Unweit eines hochemporragenden Grauwadengesteins sahen wir, von der Höhe niedersteigend, den Rauch der Hütte. Sie lehnte an dem Felsen und ein Dreieck mächtiger Buchen sicherte ihr Bestand und Halt. Als eben die ersten, fetten Tropfen vom dunkeln Himmel niederfielen, erreichten wir sie. Es war etwa acht Uhr und die Nacht kam schnell und dunkel, denn der Himmel hatte den Wettermantel dicht zusammengezogen. Blitze zuckten blendend am Himmel hin und der Donner rollte schon mit gewaltiger, wenn auch dumpfer Stimme.

Solch' eine Walbhütte ist ein ganz eigenthümlicher, aber gegen Wind und Wetter schützender, sehr solider Bau. Man muß eine gesehen haben, um sich eine deutliche Vorstellung davon zu machen. Junge, schlankte, hochstämmige Bäume werden gehauen und im weiten Zirkel mit den dicken Enden in die Erde, Stamm an Stamm, eingerammt und an einander dauerhaft befestigt, so daß die Hütte vollkommen die Gestalt eines Zuderhutes annimmt. Nun werden die Stämme so dicht, als es geschehen kann, mit Reifig durchflochten und zwar bis oben hin. So entsteht eine dichte Wand, die aber vor Regen und Luftzug noch nicht hinlänglichen Schutz gewähren würde. Hierzu kommen die abgeschälten, großen Rasenstücke, welche feucht auf das Reifig geschlagen werden, und zwar in mehrfachen Lagen, bis auch der allerwilldesten Laune des Wetters und der Ausdauer eines langathmigen Bandregens eine

Schutzwehr entgegen steht, vor der ihre Macht die Segel streichen muß. Daß oben eine Art Schornstein angebracht wird, um dem Rauche den freien Abzug zu bereiten, versteht sich von selbst.

Ist der Bau vollendet, so ist die Thüre das Nächste, woran man denkt. Groß ist sie nicht. Die Oeffnung bleibt zwischen zwei Bäumen, und um sie gehörig schließen zu können, werden lange Reisigbündel an zwei oder drei Stangen eng aneinander gebunden und von außen widergestellt. Nun ist das Haus gebaut und das Einrichten des Wohn- und Schlafrumes erfordert die nöthige Aufmerksamkeit. Ob diese überall gleich ist, weiß ich nicht; darum will ich eben nur die unsere beschreiben. Rechts von der Thüre standen auf einer Erhöhung von Waldsteinen und Rafen zwei Eimer voll frischen Quellwassers, das nicht ferne zu finden war. Von da an zogen sich die Betten hin, und zwar rund herum an der Wand. In der Länge eines Mannes abgesehnitten, waren drei mächtig dicke Stämme auf einander gelegt und an hinter ihnen eingerammte Pfähle oder Pfosten befestigt. Sie bildeten eine Sitzbank und standen so weit von der Wand ab, daß zwischen ihr und der Bank Raum blieb, um aus Moos und dürrem Laub eine hohe und weiche Schlafstätte für je zwei Personen zu machen, die durch Quertwände von ähnlicher Zusammenstellung geschieden waren. Inmitten der Hütte stand der Herd, den eine dicke Steinplatte bedeckte. An den Wänden waren Holznägel eingeschlagen, an denen Kleider, Vorräthe in Säcken, einiges Blechgeräthe, Sägen und dergleichen hingen. Links der Thüre lag das sauber aufgeschichtete Brennholz. Der Boden war reinlich gefeiert, und ich kann sagen, daß es mich auf den ersten Blick in dem Raume anmuthete. Auch für den Oberförster war ein solches Moosbett vorhanden, auf dem zwei sehr bequeme Räume hatten. Es war mit reinem Linnen überdeckt und hatte zwei ebenso überzogene Mooskissen. In der Nähe des Bettes stand ein roh aus Tannensprossern gemachtes Schränklein, darinnen seine Vorräthe aufgehoben zu werden pflegten. Eine Kaffeemühle und ein Wasserkessel legten Zeugniß ab, wie gerne mein alt-

Fremd die edle Klügigkeit liebt, welche das Wesen der Dohne Arabiens ist.

Als wir eintraten, lag ein Haufe von Kohlen und heißer Asche auf dem Herde und der duftige Geruch gebratener Kartoffeln erfüllte die Hütte. Die matte Gluth ließ drei oder vier Gestalten erkennen, welche sich bei unserem Eintritte grüßend von den Stühlen erhoben, welche zugleich die Scheidewand der Bettstellen bildeten.

„Guten Abend, Knipp!“ grüßte der Oberförster eine der im Dreiviertelbunfel stehenden Männergestalten. „Hat der Saveriges (wie das Volk den Namen: Kaverius ausspricht) den Korb meiner Schwester abgestellt?“

„Alles in Ordnung, Herr!“ antwortete eine sonore Stimme.

„Gut, aber schreitet an's Werk; die Kartoffeln sind reis, wenn nicht meine Bitterung nicht im Stiche läßt,“ sagte ein Fremd.

Als bald erschien ein Jüngerer am Herde, scharrte die heißen, gebratenen Kartoffeln in eine große, irdene Schüssel und stellte sie sorgfältig in eine am Boden befindliche Vertiefung neben dem Herde, in welchem noch heiße Asche lag und legte dann auf die Kohlen gespaltenes Holz, das schnell in heller Lohe aufging. Dann erst zündete der Mann, welchen mein Freund mit dem Namen Knipp benannte, eine Delampel an, die an einer einfachen Drahtstange hing, und jetzt war die Hütte so weit beleuchtet, daß man das Einzelne unterscheiden konnte.

Knipp war ein Greis von etwa siebzig Jahren, aber noch so robust und schnellkräftig wie ein angehender Fünfziger. In seinem schönen Kopfe leuchteten klare, große Augen, die noch keiner Brille bedarften, und wäre sein Haar nicht schneeweiß gewesen, Niemand würde ihn für so alt gehalten haben, als er war. Der Ausdruck des Gesichtes war ernst, stinnig und doch milde. Der Jüngere sein Sohn, der die Befehle des Vaters mit großer Pünktlichkeit

vollog. Die Uebrigen waren gewöhnliche Menschen, die mit kein Interesse eintreten.

Als die Flamme loberte, sang bald das Wasser im Kessel; die Kaffeemühle rasselte und Knipp kiffete das Schürflein, aus dem er Milch und Andern herausnahm. Kurz, ein herrlicher Kaffee lobte uns, zu dem wir gebratene Kartoffeln mit Butter aßen, eine Zusammengruppirung köstlicher Art; dann schmeckte uns kalter Wildbraten und Wein vortreflich und die Holzhauer waren unsere Gäste, was ihnen sehr wohlthat und gefiel.

Als Knipp Alles weggeräumt, setzten wir uns auf die Balken. Das Feuer verlösch und die kleine Lampe warf ihr bläses Licht auf die Räume, die nur in ihrer nächsten Nähe heller beleuchtet waren. Die Pfeifen wurden angezündet und wir sahen gemüthlich beisammen.

Draußen war indessen das Gewitter recht losgebrochen. Der Sturm tobte in den Buchen, in deren Schutz die Hütte stand, als wollte er sie mit einem Athemzuge entwurzeln. Das rauschte, howlte, krachte, als solle Alles in Trümmer gehen. Hätte die Hütte fest und nicht unter dem Schutze der drei Buchen und des Felsens gestanden, der sich hinter der mächtigen Baumgruppe und fast bis zur Hälfte ihrer Höhe erhob, der Sturm hätte sie uns, trotz ihrer starken Bauart, über den Köpfen zusammengeworfen. Vom Sturme gepeitscht, schlug der Regen heftig gegen die Wände der Hütte und ich dachte jeden Augenblick, er würde uns überfluthen. Nur in der Ruhe Knipp's gewann ich Vertrauen in unser Obdach. Die Blitze folgten sich, zischend wie feurige Schlangen, die sich verfolgen, und der Donner rollte und prasselte furchtbar über die Wipfel des Waldes dahin.

„Das ist wieder der Kopf der alten Burg,“ sagte der Oberster zu Knipp, „der das Wetter hält.“ Dieser nickte. Fort und fort blies das Wetter gleich starr, wild und grauig. Wohlthätig erhellte ein Blitz selbst die Räume der Hütte; hell drachend folgte der Donnerschlag. Knipp ließ die Pfeife aus dem Munde und

Horn's Erzählungen. IX. 22

sagte: „Gott sei uns gnädig!“ — Dann athmete er tief auf und sagte: „Nun hat es sich entladen und von der „alten Burg“ losgemacht!“

Wirklich trat Ruhe in der Natur ein, aber die Stetigkeit, mit welcher jetzt der Regen zu fallen begann, schnitt uns jede Hoffnung der Rückkehr nach dem Forsthaufe in dieser Nacht entschieben ab.

„Nun, Knipp,“ sagte der Oberförster, als unsere Pfisen dampften, „zum Heimgehen ist weder das Wetter noch der Waldweg angehtan. Wir müssen bleiben. Zum Schlafen fehlt uns auch noch die Luft. Wißt Ihr was? Erzählt uns eine Geschichte, die Ihr erlebt. Den Herrn hier werdet Ihr recht erfreuen! Und Ihr habt Manches in der Welt erlebt.“

Der Alte lächelte. „Wenn Sie es so wollen,“ sagte er, „da will ich Ihnen wohl eine Geschichte erzählen, die in meine jungen Jahre fällt und an die ich durch Mattes hier erinnert werde. Die Personen, deren Unglück ich Ihnen jetzt erzählen will, habe ich selbst noch genau gekannt, und den Mann, der das Unglück anrichtete, kennen Alle, die den Hunsrücken kennen.“

„Sie wissen,“ hob er an, „die Klüfte, welche von der Höhe des Soon der Nahe zufließen, oder, vom Hunsrücken kommend, die Soon-Höhe durchbrechen und sich dann in die Nahe ergießen, haben sich alle diese Minnsale in unvordenklicher Zeit gewühlt. Es sind weniger Thäler, als enge, tiefe, wilde Schluchten, die sich dann und wann einmal kesselartig zu einem lieblichen Thalgrunde erweitern, wo dann auch die Seiten der Berge mehr abgeflacht und dem Pfluge und der fleißigen Menschenhand zugänglich sind, während ihre Sohle saftige Wiesen birgt. In einem solchen Thalkeffel, welchen ein wasserreicher Bach durchschäumte, liegt eine Mühle, die aber seit der Begebenheit, welche sie berühmt gemacht hat, schon dreimal ihren Herrn wechselte, und doch sind nicht eben der Jahre viel seitdem in's Land gegangen. Das hatte so seine Gründe, die freilich nicht eben gerade lustig zu hören und zu erzählen sind.“

„Die Mühle lag nicht eben sehr günstig, denn sie hatte zum nächsten Dorfe thalabwärts drei Viertelstunden, und zum nächsten im Gebirge eine gute pfälzer Stunde, die, wie wir hier zu sagen pflegen, der Fuchs gemessen hat, wobei er bei jedem Schritte die Schweifslänge zugab. Dennoch war sie diejenige, welche am Meisten zu thun hatte in der ganzen Umgegend. Sie hatte nämlich Wasser die Fülle durch's ganze Jahr und der Müller, ob er gleich als Hochmuthspinsel bekannt war und belacht wurde, war sehr thätig. So kam es, daß die Mühle nie leer wurde und der Müller immer reicher. Dennoch kam fast Niemand auf die Mühle. Er hatte drei Säule, die ein schönes Gewicht weggogen und der Mahlknecht führte die Frucht zu und das Mehl fort, und der Müller lebte wie ein Einsiedler. Er war Wittwer und sein einzig Kind war ein Müllerskind von wunderbarer Schönheit. Sie war in der Stadt erzogen worden bei einer Muttterschwester, und da wußte sie, daß sie schön und reich sei. Damals, sie war eben achtzehn Jahre alt und nichts Schöneres zu sehen, als Thalmillers Gretchen, kamen alle Sonntage die jungen Burschen auf die Mühle, aber als sie merkten, daß entweder das Gretchen sie hänselte oder sich nichts um sie kümmerte, blieben sie weg und sagten: Die warte auf einen Grafen, ein ehrlicher Bauer oder-Müller sei ihr zu geringe. Wahr ist es gewesen, und sie sagte es ohne Feh!, sie wolle nicht ihr Lebenlang in den Rußhüllen nachsehen oder Mühlstaub athmen; sie set für etwas Besseres erzogen. Von da an wurde es wieder so stille auf der Mühle, wie früher. Das gefiel dennoch dem eillen Gretchen nicht, und es hätte gar gerne einen hübschen Schatz gehabt, freilich keinen Bauer und keinen staubigen, mehligem Müller, die ihm beide ein Greuel waren.

„Nun wäre dazu Rath gewesen; denn damals diente als Mahlbursche nach pfälzischer Zunftordnung der Sohn des Müllers vom Hurbache drunten in der Mühle, und der Jacob von der Hurmühle war ein hübscher, reicher und kreuzbraver Mensch, allein er war so schüchtern, daß sie ihn nur den Einfaltspinsel nannte und ihren

Herren mit ihm trieb oder ihn verächtlich über die Köpfe anfaß. Und doch war für sie die Zeit gekommen, wo fast so viel Mädchen verlieben muß, wie man sagt, auch der Jacob hatte sie sterbenslieb. — Wer — der Jacob war ein mehrlager, sanftiger Müller und der Vater überließ ihm die Mühle ganz allein, während er sich mit dem Ackerbau abgab, was seine Liebhaberei war. Der Müller hätte nichts auf der Welt lieber gesehen, als der Jacob wäre sein Widam geworden, denn er hatte ihn lieb, wie seinen eigenen Sohn, und einen braveren, treueren Müllerburschen hatte er sein Lebtag nicht gehabt.

„Der Alte hatte bei seinem stolzen Lächeln wohl einmal, so wie man sagt, auf den Busch geklappt, aber da stieg dem Gretchen das Blut in die Wangen und Stirne und das holdselige Mädchen war gar nicht mehr hübsch, als es so gernig wurde und erklärte, sie nähme nie einen Bauer, noch weniger einen besäubten Müller. Der Alte war, ohne daß er es merkte, unter den Pantoffel seines schönen Kindes gerathen, das so klug war, daß es schreiben konnte, wie der Schulmeister, rechnen, wie der Wadler und reden, wie ein Busch. Da zog er sich zurück, so sehr es ihn auch ärgerte, und verwünschte den Gedanken, das Möbel der Leucas in der Stadt zur Aufstimmung übergeben zu haben. Sie hatte es aufgekupft, daß es in die Mühle nicht mehr paßte, auf einen Karren zu lang, auf einen Wagen zu kurz war und doch in eine Chaise nicht paßte. Das war schlimm! Herr Oberförster,“ sagte der alte Knipp einholend, „es ist nicht gut, wenn der Mensch aus seinen Fugen gehoben wird! Es muß Oberförster und Holzhauer in der Welt geben, und es ist nur gut, wenn Jemand recht auf seinem Plage steht. Denn wären wir alle Oberförster, so stünd's schlimm um's Holzhaun, und wären wir alle Holzhaun, so wär's bald aus mit dem Walde und dem Holzhaun. Ich sage das so als Beispiel. Wer's weiß, der verkehrt's!“

„Ihr habt Recht, Knipp, aber fährt fort,“ sagte der Oberförster b Knipp gehorchte.

„Mit des Müllers Horn währte es nicht lange. Denn das Gretchen ihn anlehnte, dann war Alles vergessen. Er war in Summa ein Bächern einfüßig und das Müdel konnte mit ihm machen, was es wollte. Er tanzte, wie es paff. Das war das zweite Unglück im Hause, denn die Stabterziehung des Müdels war das erste.

„An Freiern von Weit und Breit fehlte es nicht, denn das Müdel war Erbtöchter und reich; aber Gretchen wollte absolut eine Liebchaft, wie sie in den Bächern stehen, aber so keine plumpe Freierei. Das verstand der Alte nicht und schüttelte gar oft den Kopf, wenn sie rechts und links Körbe ausschickte. Als der Jacob in's Haus kam, der so schlant und doch so kräftig, so kläbernd und fettsch, so treu und hübsch war, dachte er, wenn's dem nicht glückt, dann geht das Müdel in's Kloster. Aber es glückte ihm nicht und das Müdel war protestantisch, und da ist's nichts mit dem Kloster, und zudem hatte es auch gar keine Lust.

„Vor der Mühle ist ein großer Hofraum und mitten drinnen steht ein Ruckbaum von ungeheurem Umfange. Seine Aeste beschatten den weiten Hofraum, und es ist der schönste Baum der Art, welchen ich jemals gesehen habe. Am Stamme dieses Baumes stand im Sommer Gretchens Nähtischlein und sie selbst saß daran, arbeitete und träumte mit offenen Augen, wie die Hasen schlafen, und ich glaube nicht, daß sie vom Ins-Kloster-Gehen träumte. Was sie aber träumte, weiß ich nicht. Sie war an einem Tage mitterseelenallein zu Hause, der Jacob mit Mehl in's Dorf hinunter und der Müller mit dem Pfluge in den Acker gefahren, da hörte sie plötzlich rasche Tritte, blickte auf und sah vor sich einen jungen, ganz hübschen Jägersmann, bei dem ein großer, wildaussehender Hund war. Die Doppelflinte hing um die Achsel und im Bäckchen rangen steckten Feldhühner, die er erlegt und von denen er gleich zweie dem Müdel darbrachte. Er war sehr hüßlich und sah aus, als gehöre ihm die Welt, wenigstens zu zwei Dritttheilen. Er war von mittlerer Größe, mehr gewandt als kräftig. Sein Har

war reich, ziemlich dunkel und seine Augen lobende Jacken. Wenn auch der Jacob hunderttausendmal schöner war und liebenswürdigter, der war doch so angethan, als wäre er überall sicher, daß ihm die Mädchen gut sein müßten, und es schien, als müsse er auch hier seiner Sache gewiß sein. Gerade so war seine Art. Aber dazu schlug er auch den rechten Weg hier ein. Aus seinen Augen sprach Bewunderung der Schönheit Gretchens. Er stand da, als wäre er eine Säule, bezaubert und behert durch diese Schönheit; dann aber floß ihr Lob von seinen Lippen, daß eine Gluth die andere über das Gesicht Gretchens jagte. Es war doch kurios! Hätte der gute Jacob so etwas gethan, sie hätte ihn mit Unwillen, ja mit Born zurückgewiesen. Hier that es ihr im Herzen wohl, so verlegen sie auch war, und wie sie sich auch wehren mochte, er fuhr dennoch fort. Ob er gleich wie vom Himmel gefallen erschien, so konnte sie ihm doch nicht grollen, und daß er etwas Rechtes sei, glaubte sie sicher, weil er so eine Art hatte. Endlich schien er sich zu besinnen und bat sie flehentlich, ihm doch das nicht zu verargen, wozu ihn sein Herz getrieben. Nun, das wirkte noch mehr auf das Mädel ein und machte ihr vollends den Fremdling theuer.

„Er bat sie um Milch und sie brachte sie ihm mit einem Lächeln, wie es der brave Jacob nie errungen hatte. Er erzählte ihr dann, er sei der Jäger des Barons, der jenseits der Berge sein Schloß habe. Dort wohnte ein Baron, der allerdings Wälder besaß, das wußte das Mädchen, und so fehlte nichts, was Zutrauen einflößen konnte, zumal, wenn das Herz schon in's Spiel gezogen worden ist. Er habe, erzählte er weiter, einen Stein im Brett bei dem Herrn Baron und werde, ehe ein halbes Jahr in's Land gehe, Revierförster. Dann sei für ihn ausgesorgt, zumal er reicher Leute Kind sei von der Mosel her — und was er Alles plauderte, um dem Mädchen zu gefallen und sie kirre zu machen.

„Nach einer Stunde ging er und meinte, wenn er eher gewünscht hätte, daß dies Thal eine solche Pede umschülffe, würde er früher

schon in der Mühle vorgeschprochen haben. Ob er denn auch wieder kommen dürfte?

„Erbitzend sagte sie Ja, und als er in sie drang, ob sie es gerne sähe, sagte sie noch glühender Ja, und — sie wußte selbst nicht, wie es zuging, aber sie widerstrebte nicht einmal, als er sie umfaßte und einen Kuß auf ihre Lippen brückte. — Und doch ging er noch nicht. Es hielt ihm erstaunlich schwer, sich loszureißen. Daß ich es kurz mache — sie hatte ihn, als er endlich ging, zugesagt, ihn, weil er es auch wünschte, nur dann zu sehen, wenn sie allein sein würde. Dazu wurde ein Zeichen verabredet, das er vom Walde aus sehen konnte.

„Mehrere Tage vergingen, ehe sie das Zeichen geben konnte; aber sie wußte ihn in der Nähe und sie träumte noch viel mehr, als früher, aber ihre Träume waren anderer Art; sie lächelte dabei so selig und voll Hoffnung, und das Herz pochte so laut, daß sie es schier zu hören meinte.

„Eben das Geheimnißvolle war das Reizende bei der Sache, und das machte ihr die Liebchaft so theuer.

„In der Mühle ahnte noch keine Seele etwas von der Sache, denn Gretchen wußte es immer so einzurichten, daß sie mit dem Jäger allein war, und ihre Bekanntschaft wurde immer vertauter und inniger. Hundertmal sagte er ihr, er könne ohne sie nicht leben, und das bewies er auch dadurch, daß er Tagelang im Walde lag und auf das Zeichen lauerte. Nun war das doch zu viel von ihm gefordert. Daher ging sie denn bisweilen mit ihrem Strickzeuge in den Wald und da fand sie ihn immer, und die hohe Eiche, die dort stand, war das verschwiegene Wäghen ihrer Liebe. Da wurde denn auch einmal verabredet, daß er Abends unter ihr Fensterlein kam und dort plauderte.

„Solche „heimliche Liebe, von der Niemand weiß,“ war gar zu schön, aber der Winter bröhte doch durch sein Kommen der heimlichen Liebe einen Damm entgegenzusetzen, und — es mußte anders werden. —

„Doch ich Niemand etwas bis jetzt von der Däthe wußte, so ahnete doch der Jacob etwas der Art. Er legte sich auf die Bank und kam auf die rechte Fühnte. Sie war noch gar zu kalt und abstoßend gegen ihn und er bekam nicht ohnmal mehr einen freundlichen „guten Morgen,“ noch ein freundliches Gesicht. Was sollte er da noch hoffen? — Sein Auge wurde trübe, seine rothen Wangen blißten ab; alle Freude wich von ihm. Sollte er sie immer sehen und doch ohne Hoffnung? Nein, die Mühle war ihm zur Qual geworden. Er künbigte auf und ging. Das war dem Müller ein rechtes Leib; aber er wagte nichts zu sagen. Jacobs Hand drückte er und sagte: „Wär' mir's nachgegangen, Du wärst hier geblieben auf's ganze Jahr!“

„Ein Jäger ist besser!“ sagte Jacob mit schneidender Schärfe.

„Ein Jäger? Was willst Du damit?“ fragte der Müller.

„Nichts, nichts!“ entgegnete Jacob und ging.

„Der Alte stand betroffen da und sann; aber er fand nichts heraus. Dennoch war ihm das Wort ein Dorn in der Seele.

„Item, der neue Mühlbursche war ein alter Gefelle, dem nichts so recht von Krabben ging. Da mußte der Alte mehr zu Hause bleiben und sich der Mühle annehmen, während der Mählbursche im den Acker fuhr. So kam es denn, daß er endlich Jacobs Wort verstehen lernte und einsah, wie es mit Gretchen und dem Jäger stand. Er forschte bei Gretchen nach ihm und seinem Herkommen und seiner Stellung, und hörte, was sie wußte. Das beruhigte ihn, und als er den Jäger näher kennen lernte, gefiel er ihm erwt, denn er war voller Geschäften und Schwänke. Und wenn er da war, ging des Gretchens frischrothes Schnabellein, daß der Alte selber seine Lust an dem Mädchen und seinem Glücke hatte. Uebdrgens waren die Aussichten für den Jäger auch sehr gut, nur das äine wurmte dem Müller, was aus Mühle und Thal werden sollte, das seit Menschengebunden bei seiner Familie war, und er konnte sich nicht um die Ede finden, und das lag ihm zentneufschwer auf der Seele, da er Gretchens Abneigung gegen die Mühle und das

einmalige Leben kannte. Inzwischen wurden die Juvon immer vertrauter und es begann dem Gretchen doch unbehaglich zu werden, daß ihr Geliebter nichts von der Hochzeit sprach, auch eigentlich nicht bei ihrem Vater um sie freite. So verlief der Sommer und der Herbst. Eine Vierzehntagefrist war er einmal weg gewesen, weil er mit dem Herrn Baron auf der Jagd sein mußte. Das war eine trübe Zeit! Selbst dem Müller war es unangenehm, daß der Jäger so lange fehlte, denn er hatte ihn lieb gewonnen.

„Als er wieder kam, es war an einem hellen, freundlichen Sommertage im October, war ein Jubel in der Mühle, wie nie zuvor. Gretchen war außer sich vor Wonne und der Jäger ließ sie gar nicht von sich. Eben saßen sie bei'm Kaffe, voller Lust und Herrlichkeit, als drüben aus dem Walde ein Kerl herausschürzte, der ein entsetzliches Ansehen hatte. Er war klein, aber außerordentlich breit-schulterig, hatte schwarzes, struppiges Haar und Bart und ein paar Augen im Kopfe, aus denen Wildheit und Spthüberel herausblitzte. Er trug ein langschößiges Wammis, eine Kappe, eine Doppelflinte und Jagdtasche.

„Er sprang in sichtlich Hast gegen die Mühle und sah sich oft mit erkennbarer Angst nach dem Walde um, als ob er von dort her verfolgt zu werden fürchtete. Bei der Mühle angekommen, drückte er sein breites, entsetzliches Gesicht gegen die Scheiben und klopfte hastig und herb dreimal davor.

„Der Jäger fuhr empor, sah das Gesicht vor dem Fenster, sprang zu seiner Flinte und Mütze, drückte flüchtig einen Fuß auf Gretchens Lippe und verschwand.

„Gretchen war vor Schrecken einer Ohnmacht nahe, und der alte Müller sah auch da, wie eine Wildkatze. Als sie sich erholt, saßen beide vor die Mühle. Sie sahen eben noch den Jäger mit dem Schwarzen am Grunde des Waldes auf dem jenseitigen Berge, und halb waren sie ihren Blicken entschweben. Mit seltsam bellenden Geigen tobeten beide in die Mühle geschick und kein Wort

saß über ihre Sinnen; aber zentnerschwer lag's auf der Seele und der Kaffee blieb unberührt stehen.

„Was war das?“ sprach endlich der Müller.

„Ich weiß es nicht,“ war Gretchens Antwort, der ein tiefer Seufzer folgte.

„Wenn nur nichts Schlimmes dahinter steckt,“ sagte der Müller, dem es unheimlich zu Muthe war.

„Was denkt Ihr, Vater?“ rief das Mädchen — und Niemand hätte sagen können, ob mehr Angst und eigene Unruhe oder mehr Unwille über des Vaters Aeußerung in Wort und Ton gelegen habe.

„Geh es aber zu weiteren Erörterungen kam, wurden sie gestört. Es klopfte an der Thüre und Jacob trat herein. Es war das erste Mal, daß er auf die Mühle kam, seit er aus dem Wahlbienste getreten war, und was ihn trieb, heute zu kommen, das lag schwer auf seiner Seele. Seit Jacob wußte, wie es um Gretchen stand, hatte er alle Lust zum Leben verloren und der Kummer nagte rastlos an seinem Herzen. Eine unerklärliche Angst um das geliebte Mädchen ließ ihn nicht rasten. Es war ihm zu Sinne, als läge ein schauerliches Geheimniß über dem Jäger, den Niemand kannte. Es herauszukriegen, wer er sei, um nöthigenfalls das Mädchen noch zu warnen und zu retten, war sein unermüdeliches Streben. Er verschmähte es nicht, tief in den Hunsrück hinein Wanderungen zu machen; besuchte die großen Märkte des Landes; besah sich alle Förster weit und breit, und fand den, den er suchte, unter ihnen nicht. Endlich gelang es ihm, eine Spur zu entdecken, die aber seine Haare sträuben machte. — Er forschte weiter und weiter, und endlich stand ihm das mit voller Gewißheit fest, was ihn heute zur Mühle trieb.

„Ja! hätte der Müller und Gretchen laut aufgeschrieben, als Jacob eintrat; denn in der kurzen Zeit kaum eines halben Jahres war eine schauerliche Veränderung in ihm vorgegangen. Die Gestalt war abgemagert und gebüht, wie sonst das hohe Alter den Menschen legt; die Brust schien eingebogen, die Augen lagen tief in ihren

Söhnen und waren so matt und milde; die blühende Wange war eingesunken und bleich; der Gang schleichen, und bei jedem Schritte hörte man ein Hüpfeln, das so hell und gelend klang, daß es erschreckend war. Seine Hände waren bläulich weiß und gar mager, und wenn er sprach, klang's so tief aus der Brust heraus, daß es Einem bange wurde.

„Sie grüßten Jacob herzlich; auch Gretchen, aber sie wurde weiß wie Schnee als er hereintrat. Auch dem Müller war es nicht geheuer. Es kam ihm vor, als habe Jacob ihm eine Hiobspost zu bringen. Er sah gerade so aus.

„Bist Du krank, Jacob?“ fragte er ihn, seine Hand drückend, die sich kalt anfühlte.

„Ach ja,“ versetzte Jacob. „Ich glaub', ich hab' nicht mehr weit —“ Gretchen sah tief in ihre Tasse.

„So muß ein junger Bursche wie Du nicht reden!“ sagte der Müller, der sich wieder zurecht fand.

„Warum nicht?“ sagte darauf Jacob. „Man muß doch am Besten wissen, wie es um Einem steht. Was thu' ich auch in der Welt? Der Gang zu Euch ist der letzte, den ich wohl thun werde,“ fuhr er fort; „und den hält' ich nicht gethan, wenn nicht meine Lieb' und Anhänglichkeit an Euch so groß wäre. Ihr hörtet auch von sonst Niemanden, was ich Euch zu sagen komme. Aber es gilt das Glück Gretchens, da durst' ich nicht mehr länger warten, wenn's nicht schon zu spät ist, das heißt, wenn sie sich dem Jäger nicht schon verlobt hat.“ —

„Die Angst in des Mädchens Seele wurde noch größer bei diesen Worten; aber sie fühlte, daß sie sich ermannen müsse; es kam ihr vor, als spräche jetzt aus Jacobs Seele der Haß, der Meid, der Grimm verschämter Liebe und sie richtete sich stolz auf und sagte:

„Und wenn das wäre, Jacob, was ginge es Dich an?“

„Mich?“ erwiderte er mit tonloser Stimme. „Nein, mich geht's auch gar nichts mehr an. Glaube mir, Gretchen, mit mir

ist's vorüber. Deine Hoffnungen sind todt; allein Dich geh's an, und meine Liebe zu Dir möchte nicht die rechte, todt, ehrliebe gewesen sein, wenn ich da zaubern könnte, Dich einem entsehligen Schicksale ungewarnt entgegen gehen zu lassen. Du weißt nicht, was Dir droht; Du bist blind in Deiner Liebe und Deinen Vater hast Du auch blind gemacht. Der mit dem Du umgehst, ist —"

„Ohe aber das Wort über seine Lippe kam, das den entsehligen Schleier lüften konnte; stürzte athemlos der Müllersbursche herein und schrie:

„Ach Gott, Meister, die Mühle ist nicht mit Landdragonern umstellt!"

Der Müller fuhr empor, als hätte ihn eine Kreuzotter gebissen. Seine Farbe wurde fahl, wie die einer Leiche; denn — was Jacob gesagt und das, was sollte das werden? Was stand ihm und seinem Kinde bevor?

„Ach, daß es so kommen mußte!" seufzte Jacob und blickte mit Thränen in den erlöschenden Augen auf das bleiche, rathlose Mädchen.

„Jetzt wurde die Thüre aufgestoßen und der Wachtmeister der hurspälzischen Landdragoner stürmte herein.

„Wo ist er?" donnerte er dem an allen Gliedern zitternden Müller zu.

„Wer denn?" fragte mit zitternder Stimme der Müller.

„Was? Du Fehler!" rief der Wachtmeister. „Du weißt es nicht? — Den Schinderhannes*) suchen wir, der bei Dir

*) Johannes Bitter, genannt „Schinderhannes," ist ein Räuber gewesen, dessen Name bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts die Gegenden des Rurthaales, der Nahe, des Saues u. s. w. unsicher machte. Er war besonders der Schwärze der Juden, deren Zuchttrufte er war. Das Volk betrachtete ihn in gütigenem Lichte und umgab ihn mit einem romanischen Glanze. Er wurde in Mainz hingerichtet, und hat im Brockhaus'schen Conversations-Lexicon seine Stelle gefunden, wo unsere Sage, wenn es ihr entspricht, das Räuber über ihn finden können.

seine Heuberge hat und der Schatz Deiner saubern Tochter ist! Er ist noch im Hause, und der schwarze Peter, sein Spießgefelle, mit ihm. Sprich, was ist er verstorbt? — Er entgeht uns diesmal so wenig, wie Du und Deine Tochter!“

„Das Mädchen starrte den Wachtmeister an, wie eine Mahn-
kinnige. Ihre Augen traten fast aus ihren Höhlen.

„Der Müller wankte zurück und sank händeringend in seinen
Sessel. Da nahm Jacob das Wort und legte es dem Wachtmeister
aus, wie der Schinderhannes in die Mühle gekommen sei, wofür
er sich ausgegeben und wie er Tochter und Vater berückt habe,
wie sie ihn nicht gekannt und wie er eben, als er in's Haus getre-
ten, mit dem schwarzen Peter broden im Balbe verschwunden
sei; wenn sie ihm eukigt nachsetzten, könnten sie ihn vielleicht noch
einholen.

„Der Wachtmeister ließ schnell eine Anzahl seiner Leute ihm
nachsetzen, von den übrigen aber die Mühle durchsuchen. Er selbst
blieb in der Stube.

„Gretchen regte sich nicht. Sie glich einer Bildsäule ohne
alles Leben. Der Müller bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht.
Der Wachtmeister kannte den Jacob und fragte ihn über Alles
aus. Aus seinen Neben ging hervor, daß er genau wußte, was
in der Mühle vorgegangen war; aber er verschwieg Manches und
stellte Alles so milde dar, daß der Müller wie Gretchen, wie es
denn auch war, als Geläuschte und Betrogene erschienen.

„Wenn dem so ist, thut es mir leid, Beide verhaften zu
müssen,“ sagte der Wachtmeister. „Ich kann nicht drüber; ich muß
sie dem Gerichte überliefern.“

„Ich bringe mit Leib und Leben, Hab und Gut für sie!“
sagte Jacob. „Laßt sie nur hier.“

„Das kann mir nichts helfen!“ sagte der Wachtmeister.
„Sie werden als Fehler angesehen. Ich muß sie fesseln und ab-
führen lassen.“

„In diesem Augenblicke schien Gretchen zum Leben und Bewußt-

sein zu erwachen und die Worte des Wachtmeisters verstanden zu haben. Sie stieß einen fürchterlichen Schrei aus und entsprang durch die Thüre der Stube. Draußen an der Hausthüre standen zwei Landdragoner mit gezückten Säbeln. Mit rasiger Kraft schleuberte sie Beide zur Seite. Der Wachtmeister wollte sie erfassen, aber ein Stück ihres Kleides blieb in seiner Hand, sie aber entsprang, verfolgt von allen Dreien.

„Oberhalb der Mühle war der reißende Bach in einem verhältnißmäßig engen, eingebämmten, sehr tiefen Canal eingeeengt, um den vollen Strahl auf die Mahlgänge zu leiten. Erlen und Weiden bildeten auf beiden Seiten eine dichte, dunkle Schutzwehr und ein schmaler Pfad führte daran hin.

„Dorthin flog das Mädchen in der Haß der Verzweiflung, und zwischen den Erlen und Weiden verschwand sie, aber ein dumpfer Schall, wie wenn ein Körper in's Wasser stürzt, sagte den Verfolgern, was geschehen sei. —

„Umsonst stürzte der Wachtmeister hinzu, bog die Zweige auseinander und griff in die eisige Fluth. Die drängende Gewalt des Wassers hatte den Leib des Mädchens schon in die dunkle Tiefe gerissen, wo das gewaltige Getriebe zweier mächtiger Räder sich befand, die in diesem Augenblicke stockten.

„Spät erst, als die Landdragoner von einer fruchtlosen Verfolgung zurückkamen, gelang es, den zum Entsetzen verkrümmelten Leichnam des Mädchens aus den Rädern heraus zu schaffen, und selbst das geschah nicht ohne Gefahr. Der Müller war in einem Zustande völliger Stumpfheit. Es war so, als habe er nicht die zünftigste Theilnahme an Allem, was vorging.

„Der Wachtmeister nahm ein Protokoll auf und führte dann den Müller mit hinweg. Jacob blieb, weil es Pflicht war, bei dem Mühlsburschen und der Magd in der Mühle. Wie es ihm um das Herz mochte gewesen sein?

„Am andern Morgen ließ er im Dorfe, zu dem die Mühle gehörte, die Anzeige machen.

„Gretchen wurde beerdigt ganz in der Stille. Wenige folgten der Leiche. Jacob ging hinter dem Sarge. Er stand lange am Grabe des Mädchens und seine Thränen rollten auf den frischen Hügel. Sie mußten ihn zur Mühle zurückfahren, wo er blieb, bis der Müller entlassen worden war.

„Das war ein Wiedersehen!

„Ich kann kurz erden,“ sagte Knipp. „Der Müller folgte noch in dem folgenden Winter seinem Kinde und vermachte alle seine Habe dem Jacob — der aber die Mühle nicht mehr betrat, denn als das frische Leben in der Natur sich regte, schloß er sein Auge für diese Welt, allgemein betrauert.“

Knipp schwieg.

„Und der Schinderhannes?“ fragte mein Freund.

„Er hat das Thal nie wieder betreten,“ entgegnete Knipp. „Wie es in seinem Innern stand — das weiß ich nicht!“ —

Lange war es stille in der Waldhütte. Jeder hing seinen Gefühlen und Gedanken nach.

Draußen heulte der Sturm, als wolle er den Felsen über die uns bergende Hütte schleudern und die Buchen entwurzeln, die sie mit ihren Nesten bedeckten. Der Regen schlug heftig gegen die Wände der Waldhütte und vollendete so die schauerliche Stimmung, in die uns die Erzählung Knipp's versetzt hatte. Erst nach und nach entspann sich wieder das Gespräch, welches sich natürlich um die Person, die Bande und die Raubereien des Schinderhannes drehte, den Knipp noch von Angesicht gesehen, da er sein ganzes Leben im Walde verlebt hatte. Doch wollte die ernste Stimmung nicht weichen. Dem Oberförster war dies unangenehm. Er schlug mehrmals einen heitern Ton an, aber er verklang wieder ohne Wirkung und das Gespräch stockte nur zu bald wieder.

„Wenn wir nicht einschlafen sollen,“ sagte endlich mein Freund, „so muß ich denn auch eine Geschichte erzählen. Ihr kennt Alle den Wald, der sich unweit Oberstein, droben an der Nahe, gegen Südosten hinzieht. Er heißt die Winterhau. Eine seltsame

Sage geht von diesem Walde im Munde des Volkes in jener Gegend. Ich muß sie zuerst erzählen, weil sonst das Nachfolgende dunkel bliebe. Die Winterhauch gehörte in ihrer früher noch weit größeren Ausdehnung den Dynasten von Oberstein, den Herren von Falkenstein, die auf der Burg oberhalb Oberstein saßen, von der heute noch in schwindelnder Höhe über dem durch seine Kalkschleifereien berühmten Städtchen ein Thurm thronet, als letzter Rest der einst mächtigen Burg.

„Einst lagen die Ritter in gewaltiger Fehde mit dem Erzbischof von Trier, der ihr Grenzmark war. Der Erzbischof bedrängte sie hart und sie boten in dieser Noth alle die um den mächtigen Wald der Winterhauch liegenden Dörfer auf, um ihnen im Kampfe zu helfen, versprachen aber den Deuten große Gerechtigkeiten in diesem Walde für ihre Hilfe. Eine Urkunde wurde darüber aufgesetzt, welche unter der Platte des Hauptaltars in der Kirche zu Oberstein, die achtzig Stufen über dem Städtlein in einer Ausweitung des Felsens erbaut ist, geborgen wurde, damit sie durch das Allerheiligste vor jeder Frevlerhand beschützt werde.

„Die Leute halfen wacker und der Kampf war siegreich für die Herren von Falkenstein. Nun kam es aber, daß die Bauern heillos in dem Walde wirthschafteten, nicht allein das Holz hieben, sondern auch das Wild erlegten, um ihre Saaten zu retten. Da geruete die Herren ihr Zugeständniß, und sie hätten die Urkunde gerne vernichtet, wenn sie sich nicht vor dem Frevdel entsetzt hätten. Einst saßen sie in einer finstern Nacht zusammen und suchten und wieder sprachen sie sich höchst mißvergnügt über die Zugeständnisse aus, denn die Jagd in der Winterhauch war fast nichts mehr.

„Im Nebengemache hörten die Frauen die Wehklagen ihrer Eheherren, und Eine, fed und tollkühn, sagte: „Laßt uns hingehen und die Urkunde holen!“ Zwar gab's da manch' Hinderniß zu besiegen, aber sie überwand sie alle, und so wanderten sie in dunkler Nacht zur Kirche, hoben die Platte und brachten die verhängnißvolle Urkunde, die nun unter lautem Jubel und Preis ihrer muthigen Frauen ver-

brannt wurde. Die Folge war, daß die Bediensteten der Herren die Bauern pönten. Das kam zum Prozesse, aber als die Bauern sich auf die Urkunde im heiligen Gewahrsam beriefen — fehlte sie und sie verloren Prozeß und Gerechtfame. Solcher Frevel konnte aber nicht ungestraft bleiben. Alle bei dem Urkundenraube Bethheiligten starben schnell hin und — gehen nun zur Zeit des Herbstes im Walde um unter gewaltigem Halloh und Jammern, Hundbeulen und Ach und Weh. Begegnet ihnen Etner, so reichen sie ihm ein Pergament hin — will er es aber ergreifen, so rasen ihre fenserschaubenden Kasse mit ihnen davon und sie werden die Urkunde nicht los, die ihnen diese Qual bereitet.

„Das ist die in der Gegend allgemein bekannte und geglaubte Sage,“ sprach der Oberförster. „Das Stillein aber, das vor diesen Jahren, als der Schinderhannes auch in der Winterhauch sein Wesen trieb, daran sich knüpfte, ist dieses.

„Nicht ferne von der Winterhauch wohnte damals ein pensionirter Birkenfeldischer Amtmann auf einem ihm gehörenden Hofgute, das er selbst bebauete. Er war ein fettreicher Mann und kolossaler Geizhals, dabei ehelos, dem eine alte Schabele Haus hielt. Wer ihn kannte, hatte oft seinen Aerger über des Mannes Bramarbasaden. Er sprach im ächten Jägerlatein von seinen Jagdabenteuern, und, da er mit den Forstbeamten gut stand, war er bei allen Jagden. Dennoch aber konnte er es sich nicht versagen, auch einmal auf eigene Faust in den Forst zu schlüpfen und einen Rehbod zu blaten. Darüber freute er sich denn über die Maßen. Er spielte den Freigeist und war doch dabei voller Aberglauben; pries seinen unüberwindlichen Muth, und war selb, wie es nur möglich war. Vor dem Schinderhannes hatte er einen Lobeschreden, aber man konnte ihn alle Tage raddotiren hören, er würde ihn niederschleßen wie einen tollen Hund, wenn er ihm nur einmal schußrecht käme. Mit solchen Neben hoffte er den Räuber zu schreden und kramte sie darum überall freigebig aus. Der Mann war indessen genauer gekannt, als er meinte, und die Leute wußten, was sie von ihm zu halten hatten.

„Giamal, zur Blatzeit, war der Herr Kuntmann wieder ziemlich zeitig in den Wald geschlichen, um einen Spießer in seine Nähe zu bringen, ohne Vorwissen des Forstbeamten. Er kannte die besten Wälder in der Winterhau und suchte sich einen aus, wo er sicher war.

„Die Nacht kam schwarzdunkel und der Kuntmann blutete. Das war nicht ohne Erfolg; als aber der Rehbod schneute, fuhr der Alte zusammen, daß ihm schier die Pike aus der Hand fiel und der Bod war fort. Es war ihm diesen Abend gar nicht geheuer, und das kam daher, daß ihm die Sage einfiel. Dennoch überwand er die Furcht und blieb, obgleich das Jägerglück ihn verließ.

„Alsbald kroch sein Hund eng an ihn, als ob er irgend etwas Unheimliches witterte. Dem Alten überließ es eiskalt, denn in demselben Augenblick erhob sich ein seltsam gespenstig Treiben im Walde. Man hörte Lärme, die wie Hundegeheul klangen, dann Pferdewiehern, Schreien, Gallop und Jagdruf — Alles durcheinander, und bald war es links von ihm, bald rechts. Es rasselte entsetzlich. Mitternacht von der Erde auf und erloschen wieder und dergleichen Dinge, wie sie der Alte nie gehört und gesehen. Eine Todesangst ergriff ihn. Das waren, ohne Zweifel, die gespenstigen Oberheimer, die ihm die geklopfene Urkunde reichen wollten. Eiskalt riefelte es durch seine Glieder. — Der Hund kroch fast in ihn. Bald näher, bald entfernter vernahm er den Teufelspud und doch sah er in der greulichen Dunkelheit nichts. Gerne wäre er heimgekauft, aber er war wie an die Stelle gebannt. So verging eine geraume Zeit. Es mußte längst die Geisterstunde vorüber sein, und doch wagte er nicht, sich zu ragen.

„Endlich wurde es stille im Walde und der Mond ging auf. Jetzt aber hätte ihn Einer sollen laufen sehen! Als er das Freie gewonnen hatte, wurde sein Hund wieder lebendig und der Mann kroch langsam zurück. Nach einer halbständigen Wanderung lag der Hof vor ihm im Silberhaine des Mondes. Der Hof lag in der tiefsten Ruhe da und gutes Nachtgeschoß er die Thüre auf,

wie er es gewohnt war, wenn er von seinen Jagdpartien spät heimkehrte; was er aber jetzt vor sich sah, war doch so außerordlicher Art, daß ihn ein neues Entsetzen überkam, — denn alle Thüren des innern Hausmannes fanden offen. Alles lag bunt durcheinander. Sein Schreibpult, darunter er seine Schätze geborgen hatte, war offen und alle Schatzfächer waren hermitgezogen. — Bitternd trat er näher, und dem gelbten Blute kündigte es sich an, daß Alles ausgeleert war.

„Mariann'!“ rief er verzweifelt. Ein Stöhnen antwortete.

„Als er in das nebenangrenzende Zimmer trat, hörte er das Stöhnen deutlicher und eine schwache Stimme sprach: „Ach, Herr Amtmann, lebt Ihr noch?“

„Es war die Alte, die gefesselt am Boden lag.

„So viel hatte er bei'm hellen Mondlichte gesehen, das durch die Fenster fiel. Jetzt eilte er, Licht zu zünden, aber erst nach vieler Mühe gelang ihm dies.

„Das Erste war, die alte Mariann' loszubinden.

„Diese erzählte dann, daß gegen elf oder zwölf Uhr Einer an der Thüre geklopft habe. Sie, in der Meinung, es sei ihr Herr, der den Schlüssel mitzunehmen vergessen habe, sei vorzeitig im Deffnen gewesen, denn alsbald seien Dreie hereingekürzt, hätten sie zu Boden gerissen, ihr ein Tuch in den Mund geklopft und sie gebunden. Darauf hätten sie denn Alles ausgeraubt und ihr denn das Tuch wieder abgenommen und höflich gute Nacht gesagt. Einer aber sei zu ihr getreten und habe ihr den Auftrag gegeben, dem Herrn Amtmann zu sagen, die Obersteiner, deren Teufelsknecht er im Walde gehört, seien seine guten Freunde und er der Schinderhannes, der den Herrn Amtmann einmal habe besuchen wollen; er habe aber absichtlich die Abwesenheit desselben benutzt, weil ihn der Herr Amtmann ohne Zweifel wie einen tollen Hund würde todgeschossen haben, wie er oftmals geküßert; er lasse ihm auf den Schreck im Walde eine gute Nacht wünschen!

„Das war eine feine Froschpost nach all' dem Schrecken im

Welche! Alles war leer und der Alte war schier das Lobes. Schwer erhobte er sich von solcher Niederlage, aber die Folge war, daß er nicht mehr dramatisirte, nicht mehr wildbübte und sich kaum mehr sehen ließ. Hinter seinem Ofen fand er es besser.“ — Ein lautes Gelächter folgte dieser Geschichte; aber allmählig nahm das Gespräch die Wendung zu Jagdgeschichten, wozu Jeder von uns seinen Beitrag lieferte. Nur Knipp saß stille und in sich gekehrt da.

„Knipp!“ rief der Oberförster, „Ihr waret doch auch oft genug dabei, und nun sitzt Ihr da, als hättet Ihr nie eine Blüthe knallen gehört. Erzählt doch auch ’mal etwas!“

„Das will ich wohl,“ sagte der Holzhauermeister, „aber wenn ich eine lustige Geschichte erzählen soll, so erlassen Sie es mir doch. Ich bin heute nicht dazu aufgelegt und die Geschichte, welche mir durch Ihre Jagdgeschichten in die Gedanken gekommen ist, hat nichts Aufseiterndes.“

„Nun denn, so erzählet sie nur!“ rief der Oberförster. „Ich könnte doch bei dem entsetzlichen Wetter da draußen noch nicht schlafen.“

„Man erlebt Vieles,“ hob denn nun Knipp an, „wenn man so alt wird, wie ich geworden bin. Die freundlichen Begebenheiten treten aber leichter in den Hintergrund, während die traurigen nicht und nagelfest im Gedächtnisse haften. Man meint, der liebe Herrgott wolle Einem das Abscheiden leichter machen, weil die Welt und das Leben so trübe vor dem Auge des Alters liegt. So weilen denn auch jetzt meine Gedanken bei einer Geschichte, die ich in meiner Jugend erlebt habe. In meiner Heimath, ich bin vom Jahr da hinten her, stand damals ein junger Hülfsförster. Er hieß Simon und Jedermann hatte ihn lieb. Für einen Förster war er eigentlich zu weich und zu sanft, denn er hatte so etwas Mädchenhaftes an sich; aber im Dienste war er wie Pulver und treu wie Gold, und auf der Jagd entging ihm nichts, was er einmal auf’s Korn genommen hatte. Daher war er auch ein Liebling des Oberförsters,

bei dem er gelernt, und diesem hatte er auch seine frühe und gute Anstellung zu ver danken.

„Das Forsthaus, wo er mit seiner alten Mutter wohnte, lag kaum tausend Schritte von unserm Doerfe; daher kannten wir ihn alle gut. Bei Niemanden aber war er lieber und häuslicher, als bei unserm bravem Schulmeister. Der war auch ein rechter Jagdliebhaber und der Simon nahm ihn gerne mit. Wild gab's genug, und dem armen Schulmeister war dann und wann ein Stück Wild recht willkommen, denn es ging knapp bei ihm her. Lieber Gott, acht Kinder wollen etwas zu knappen haben. Zwar war Ginz, das Älteste Mädchen, bei einer Waise an der Rosel, die es an Kindesstatt angenommen, aber sieben blieben doch zu ernähren, und bei der geringen Besoldung des armen Mannes war Schmalhans Küchen- und Kellermeister im Hause. Gar manchen Rehbock ließ der gute Simon dem Schulmeister ganz. Er verkaufte ihn dann nach Triet, und für den Erlös gab's Brod, Schuhe oder Kleidungsstücke für die Wärmlein. Mittwochs und Samstags Nachmittags, wo der Schulmeister frei hatte, war er denn auch regelmäßig mit Simon im Walde, und er schoß immerhin so gut, wie der Förster Simon auch. Der alte Herr Oberförster kannte ihn auch gut von den Treibjagden her, bei denen er immer seine Stelle wacker behauptete. Er wußte auch, daß ihm Simon dann und wann etwas zusteifen ließ und hatte nichts dawider, weil er des Mannes Sage kannte und ein gutherziger Mann war, und, wie gesagt, mit dem Wilde nicht zu geizen brauchte.

„Eines Tages ließ Simon den Schulmeister ein, mit ihm auf den Anstand zu gehen. Der hatte aber zu thun und mußte es ablehnen. So kam es denn, daß Simon sich schnell entfernte und nur noch sagte: er ginge an die hohe Gläse. Das war ein guter Bescheß. Indessen änderte Simon doch seinen Ort und ging mehr rechts, in die sogenannten Bracklöcher“ wo der Bescheß eben so gut war. Diese Stelle lag aber fast eine Dreiviertelstunde rechts von der hohen Gläse, wohin er hatte gehen wollen. Die „Bracklöcher“

waren aber ein hohes, dichtes Buchensangenholz, wie kein ähnlicher Buchenbestand im Reviere war. Dort hielten sich Rehe genug und die Jagd war stets erfolgreich.

„Dem Schulmeister warnte es gewaltig, daß er dem Simon hatte müssen gehen lassen und die Jagdbest zuhte ihm in allen Adern, denn der Abend war so wunderschön. Er raffte sich daher zusammen, that schnell seine Arbeit ab, nahm ein Stück Abendbrod, die Jagdtasche und die Flinte um — und bald genug war er im Walde.

„Hier stand er einen Augenblick stille. Sollst du zu ihm an die hohe Eiche gehen? fragte er sich; dann ist es leicht möglich, daß du ihm die Jagd verdirbst, durch dein Kommen. Es ist besser, du schleichst dich in die Bruchlöcher und sagst's ihm nachher. Gedacht, gethan!

„Leise schleicht er durch's Dickicht des blattbelaubten Schlags. Allmählig nähert er sich dem Wildwechsel. Noch kann er den festgestampften Wildpfad im Dunkel der Nacht und des Waldes erblicken. Noch wenige Schritte, und er ist zur Stelle. Da kracht's dicht vor ihm und — lautlos sinkt er zusammen. Die Kugel war ihm mitten in der Stirne in den Kopf gedrungen.

„Im Feuer gefallen!“ jodelte Simon und drängte sich durch die Buchensangen; aber wer könnte seinen lähmenden Schrecken beschreiben, als er nach dem Nebbock tastet, den er geschossen zu haben meinte, und eine Flinte berührt und dann den entsetzten Leichnam seines lieben Jagdgeführten, des Schulmeisters? — Unmöglich steht er, wie an Leib und Seele gelähmt. Er ist keines Gebankens fähig. Als er sich aber wieder erholt und sich zu dem Armen bückt, um zu fühlen, ob noch Leben in ihm sei — ist er starr und eiskalt. Da ergreift ihn die Verzweiflung und er eilt in's Dorf, wo er sagt, was und wo es geschehen, und dann eilt er fort im Sturme nach der Stadt, wo er sich den Gerichten überliefert.

„Die Leute, welche das wahre Verhältniß kannten, beobachteten

in eben dem Grabe und Nahe den armen Simon, als den braven Schullehrer und seine trostlose Familie.

„Simon wurde, wie es ja anders nicht kommen konnte, freigesprochen; aber nie, meine Herren, — sagte Knipp — habe ich einen Menschen gesehen, der tiefer in seinem Innern zerrissen, unglücklicher und elender gewesen wäre als Simon. Er wollte sogleich die Försterei aufgeben und Soldat werden, weil ihm in diesem Berufe ein schneller Tod in Aussicht zu stehen schien, allein der gute Oberförster nahm sich seiner an wie ein Vater, und der Pfarrer des Dorfes stand ihm darin weder zur Seite. Sie bestimmten ihn, Förster zu bleiben, nur seiner guten Mutter willen, die eine hochbetagte Frau war; aber der Oberförster wirkte es aus, daß er an die Obermosel versetzt wurde, damit ihn nicht alle Tage die bekannte Umgebung an sein Unglück erinnerte und er wieder zur Ruhe käme. Die Stelle, welche er erhielt, war besser als die, welche er bis jetzt gehabt, und dies setzte ihn in den Stand, seinen Gehalt mit der armen Wittwe und den Waisen des Erschossenen zu theilen. Und als nach etwa einem halben Jahre seine Mutter starb, gab er fast Alles an sie ab, da er schier keine Bedürfnisse hatte. Obwohl er in einem kleinen Städtlein wohnte, so führte er doch das Leben eines Einfiedlers. Er ging in sich gekehrt dahin, hatte mit keiner Seele Umgang und that gewissenhaft seine Pflicht. Was ihm begegnet war, wußte eigentlich im Orte Niemand, und so hielten ihn die Leute für gemüthskrank, bedauerten den schönen jungen Mann und ließen ihn gehen.

„Neben seinem Hause wohnte eine betagte Wittwe mit ihrer Tochter, die einen Strahladen hatte. Da kaufte Simon sein Pulver und seinen Schrot und was er etwa sonst brauchte. Diese Leute nahmen gar vielen Antheil an ihm, besonders das sechzehnjährige, sehr hübsche Mädchen. Das Mädchen faßte nach und nach eine lebhafte Neigung zu ihm. Der Gedanke war ihr erquicklich, wenn sie die Wollen von seiner Stirne sehen konnte, und sie konnte Stundenlang es sich ausmalen, wie sie ihn tröstet und aufheitert

wollte. Und doch war das Mädchen so stille und traurig, daß es Simon manchmal selbst auffiel. Ueberdies war in den Gesichtszügen des Mädchens etwas Bekanntes, was ihn, ohne daß er sich davon Rechenschaft geben konnte, ungemein anmuthete. Er sah sie nun öfter an, und auch in seinem Herzen erwachte eine Neigung zu dem holdseligen Ammichen, die immer tiefer wurzelte und den Gedanken in ihm weckte, mit ihr verbunden zu sein. Aber dachte er an sein Loos, dachte er, sie könne es erfahren, daß er einen Mord, wenn auch einen völlig unabsichtlichen, auf seiner Seele habe, so fürchtete er, sie würde sich mit Abscheu von ihm abwenden. Darum kämpfte er muthig gegen sein eigenes Herz und seine Neigung. Dennoch wurde seine Liebe stärker. Er sah es auch ein, daß dies vereingelte Leben ihn nur immer trübfeliger, maßleibiger und unglücklicher mache, und — da er deutliche Beweise der Liebe des Mädchens bemerkt zu haben glaubte, auch die Mutter stets so liebevoll und theilnehmend gegen ihn war, — so sagte er den Entschluß, um sie zu werben; aber sie mußte Alles wissen, Alles, ehe er sie um ihr Jawort bat. Er war zu ehrlich, etwas zu verschweigen.

„So kam es denn, daß er öfter hinüberging und länger weilte, als er nöthig hatte. Er erkannte es, daß ihm Mutter und Tochter sehr herzlich entgegenkamen. Das hatte so einige Monate gewährt, als der Winter kam, wo er manchmal die Abende drüben bei Mutter und Tochter zubrachte. In dem Städtchen sah man die Verbindung als eine gewisse an, obgleich von seiner Seite noch kein entscheidender Schritt gethan war. Eines Abends, wo er allein bei der Mutter war, sagte er den Muth, sie zu fragen, ob sie wohl in eine Verbindung zwischen ihm und Ammichen willigen würde. Die einfache, brave Frau nahm den ehrlichen Antrag freundlich auf und sagte ihm offen, wenn Ammichen mit ihm glücklich zu werden hoffe, so wolle sie frubig ihren Segen geben; jedoch müsse auch ihre Mutter einwilligen, denn Ammichen sei nur ihre angenommene Tochter und Schwägerin. Das hatte Simon, der mit sonst Niemandem

Umgang, hatte, nicht geahnet. Wahrscheinlich würde man die Frau über Ammichens Herkunft sich weiter geküffert haben, allein es klingelte im Laden und, da es schon spät war und Ammichen erst am andern Morgen von dem Besuche bei einer auf dem Lande wohnenden Freundin zurückkehrte, so nahm Simon einen herzlichen Abschied und ging heim, fest entschlossen, am andern Tage seine Angelegenheit zu einem, wie er hoffte, glücklichen Ende zu führen.

„Wie glücklich ihn auch die Einwilligung der Nachbarin und wie sehr ihn auch ihre Versicherung, die Mutter würde auch nichts gegen die Verbindung haben, froh machte, so lag es ihm doch unendlich schwer auf der Seele, daß er nicht anders konnte und durfte als Ammichen Alles zu entdecken, was seine Seele belastete. Er betete zu Gott um Kraft dazu, und ging dann, als er Ammichen zurückkommen gesehen hatte, hinüber. Wahrscheinlich hatte ihre Tante oder Mutter ihr schon Alles anvertraut, denn sie erglühete, als Simon in die Stube trat; aber dies Erglühlen war der Art, daß Simons Herz voll seliger Hoffnung wurde. Er setzte sich zu ihr und nahm ihre Hand, die sie ihm ließ, deren Beben aber er fühlte, obwohl die seine auch nicht ohne Beben war.

„Die Alte dachte wohl, sie sei hier völlig überflüssig und mochte darin sehr Recht haben. Sie machte sich also im Laden und in der Küche allerlei Geschäfte und ließ die zwei jungen Leute allein.

„Eine Weile sahen sie stille da, das Mädchen in peinlicher Erwartung, die aber dennoch wieder eine hoffnungsvolle war; er ringend mit dem Worte, das zwar sein Herz erfüllte, aber doch nicht über die Lippe wollte. Endlich fand er Muth und Wort. Sie hörte ihm gesenkten Blickes zu, als er ihr sagte, wie er sie liebgewonnen habe, und wie er keinen höhern Wunsch habe, als sie in sein Haus als sein liebes Weib einzuführen. Was er sagte, war so offen, treuherrig und ehrlich, daß sie, als er sie nun entschlossen fragte, ihn mit einem Blicke ansah, in dem er ihre Liebe zu ihm lesen konnte und fest und freudig Ja sagte.

„In diesem glücklichen Augenblicke vergaß er Alles, was er ihr vorher hatte sagen wollen und erst, als die Tante wieder kam und sie mit Freudenthränen segnete, kam ihm mit einem Male diese Erinnerung und fiel wie eine recht schwere Last auf seine Seele. Er fühlte, daß er Alles sagen müsse. Er begann daher davon zu reden, warum seine Seele so belastet und gedrückt sei, daß man ihn hier für halb geisteskrank halte; davon sei der Grund ein Unglück, das ihm passirt sei. Er nannte den Ort, wo er als Förster gestanden und den Namen des braven Lehrers, den er erschossen habe. Ein gelender Schwel entfuhr fast gleichzeitig den Lippen Ammichens und ihrer Tante.

„Simon korrete sie erblickend an. —

„Es war mein Bruder und Ammichens Vater!“ rief die Tante voll Entsetzen.

„Das Mädchen sank ohnmächtig in der Tante Arm.

„Simon rührte sich nicht. Alles Leben schien aus ihm gewichen. Endlich richtete er sich auf, drückte einen Kuß auf des Mädchens erblühene Wange und wandte hinaus. — Er ging in seine Wohnung: und nach einer halben Stunde sah man ihn mit raschen Schritten nach dem Walde gehen. Niemand aber sah ihn wiedertreten.

Die Leute meinten, er habe sich ein Leid angethan aus Verzweiflung, denn es blieb nun nicht verschwiegen, was geschehen war; aber dazu war Simon zu religiös. Vielmehr stellte es sich später heraus, daß er in fremde Kriegsdienste getreten war. Man hat indessen später nie wieder etwas von ihm gehört, und es ist zu vermuthen, daß ihm sein Leid doch noch das Herz gebrochen habe.

„Und Ammichen? werdet Ihr fragen. Es war wohl schwer für das arme, brave Mädchen und sie war tief gebeugt. So freudig sie früher gekläht, so ist doch nachmals nie wieder eine Rösche auf ihre Wangen gekommen. Ihre Tante starb nicht lange nachher und hinterließ ihr Leben und Habe. Da fehlte es nicht an Jurelern,

auch nicht an braven jungen Männern darunter; aber sie verheirathete sich nie, sondern nahm ihre Mütter und Geschwister zu sich und half diese erziehen, die alle brav wurden und wohl verflozt in der Welt.“

Kripp schwing, denn seine Erzählung war zu Ende. Sie gab uns Gelegenheit zu manchem ersten Besprache; allein dies stockte am Ende auch wieder. Der Oberkellner zog die Uhr, hielt sie gegen die Lampe und sagte: „Gut neun Uhr!“

Draußen stürmte es gewaltig und der Wind heulte wunderbar zu dem Balbe. Die Blume schützte unter seinen heftigen Stößen und der Regen schlug plätschernd gegen die Gölite, welche indessen in dieser Nacht eine Probe bestand, die für die Vortrefflichkeit ihrer Bauart und Einrichtung das beste und gültigste Zeugniß ablegte.

Unter den beiden Holzauern, die mehr im Dunkel der Gölite saßen und bescheiden sich zurückzogen, war jetzt ein Mißthun bemerkbar.

„Erzähl's doch!“ hörte ich den Einen zu dem Andern sagen. Ich ergriff die Veranlassung, ihm zuzureden, und als auch mein Freund einstimmt, hob endlich ein alter Mann zu erzählen an:

„In der Stadt pflegt man zu sagen: auf dem Dorfe gehe Alles so stille und ordentlich her, daß man kaum von solchen Dingen höre, wie sie sich in der Stadt leider alle Tage ereignen. Das ist wohl nicht ganz wahr. Menschen sind überall Menschen, und ihr Lob und ihre Fehler tragen sie überall mit sich herum, weit sie ihr Schatten begleitet. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich erlebt habe, die Ihnen beweisen wird, wie auch auf dem Dorfe sich Dinge ereignen, die das Menschenherz abschildern mit allen seinen Gebrechen.“

„Ich bin daheim, wo der Donnerberg mit seinem schönen Buchenwäldern sich emporhebt, weithin das flache Land der Pfalz überschauen. Dort lag ein kleines, von pfälzischen Landen umschlossenes Gebiet, das Nassau-Saarbrückisch gewesen ist. Sie wissen ja, wie vieltierisch es bei uns zu Lande aussah, ehe die Franzosen

das Land nahen. Meine Heimath ist ein ansehnliches Dorf in diesem kleinen Gebiete. Mein Vater war dort Holzhauer und ich folgte ihm in diesem Erwerbe und kam durch gar mancherlei Geschäfte in diese Gegend, wo ich mich verheirathete und seitdem wohne. Der hauptsächlichste Beweggrund, warum ich meinen Heimathsort verließ und in die Ferne zog, war eben die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will.

„Man sagt, die Rheinpfälzer seien ein leichtsinnig Volk, und ich will es nicht in Abrede stellen, daß das in vielem Betrachte wahr ist. Das Leben ist lustiger, heiterer wie hier, und es geht ziemlich Alles oben drüber hin, ohne daß es tiefer unter die Haut bringt. So steht's auch häufig mit der Besinnung und dem Gefühle der Leute. Eine Erfahrung mag für Viele reden!

„In unserm Dorfe wohnte, wie ich etwa achtzehn bis neunzehn Jahre alt war, eine Wittve, deren Mann in einem Steinbruche am Donnersberge sein Leben verlor. Er und seine Frau hatten leichtsinnig in den Tag hinein gelebt, herrlich und in Freuden, wenn sie Geld hatten, und wenn sie keins hatten, legten sie sich krumm und darben. Da denkt man nicht an die Zukunft, nicht an die Lage, von denen es in der Schrift heißt, sie gefallen mir nicht, und wenn sie dann endlich noch kommen, kriegt man unliebe Miethsleute und Tischgenossen, nämlich Mangel und Sorgen. So war es der Wittve ergangen. Sie mußte im Tagelohn und mit Waschen ihr tägliches Brod verdienen und ihr Kind, ein liebliches Mädchen, erziehen. Dieses wurde freilich nicht sonderlich gottesfürchtig erzogen, denn der Sinn ihrer Mutter war allezeit geblieben, wie er in der Jugend gewesen, und — der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; auch darin fiel er nicht weit, daß dieses so hübsch war, wie ihre Mutter einst gewesen, ja, die Leute meinten, es sei noch hübscher, als sie einst war. Leichtsinnig und leichtfertig aber war's auch, das tadelten die Leute, obwohl sie anerkannten, daß man dem Mädchen eigentlich etwas Uebles nicht nachsagen konnte und sie unendlich gutmüthig war. Leichtsinnig und

gutmüthig zusammen gemischt, gibt selten eine bauernb hübsche, schöne Farbe, sagt man bei uns im Sprüchwort.

„Als das Mädchen konfirmirt und aus der Schule war, that's die Wittve Dreier in die Stadt, wo es bei einer Verwandten blieb und das Nähen, Kleidermachen und Sticken lernte, und wie das Gestickele alle heißt, womit die Mädchen und Frauen sich abgeben. Der Gedanke war nicht übel, denn so sicherte sie ihrem Kind doch den Lebensunterhalt, mochte Gott über sie etwa heute oder morgen verfügen. Aber in der Stadt war das Bieschen bei Weitem so strenge nicht gehalten, wie es bei seiner Art und Weise hätte gehalten werden sollen. Die Verwandte war eine alte, gute, kränkliche Frau. Die bekam Sand in die Augen, blauen Nebel davor und Bieschen ging Gassaden. Leichtem Staub weht leichter Wind in die Höhe — kurz, Bieschen kam höchst unmutzig heim, als seine Mutter erkrankt war. Sie pflegte sie zwar getreulich, bis sie genesen war, aber nun sollte Bieschen auf dem Dorfe bleiben — das war eine bittere Arznei. Sie sollte ihr Brod selbst verdienen, das forberte Ausdauer und die hatte sie nicht, und es fehlte an Unterhaltung, denn der Anblick des wunderhohen Bieschens, mit den flammenden Augen fuhr wie ein Blitz in die Jungburschenherzen, und ich will es nicht leugnen, daß ich auch die Wirkung fühlte. Item, das schöne Bieschen war für mich zu alt. Auf dem Dorfe halten sich die Jahrgänge zusammen und selten greift einmal einer in die andern über. Sie sind im Umgange streng geschieden.

„In Bieschens Jahrgang waren Viele, besonders Bursche, und die waren alle gründlich in das Mädchen verliebt. Sie that's den Burschen mit ihren fackeligen Augen an. Sie hatte sie alle am Bändel — und doch keinen -- denn sie liebte es, Allen lieb zu sein und keinen lieb zu haben. Das können sie bei diesen Umständen ermessen, daß sie viel beneidet wurde von den andern Mädchen, besonders von den reichen; aber eine Feindschaft gab's doch eigentlich nicht, und, wie groß auch oft der Neid war, etwas Uebles brachte er nie auf das Bieschen. Sie hatte bei ihrer Leichtfertigkeit

doch so eine Art, die die besten Wurzeln gewaltig im Innern zu halten wußte.

„Daher konnte sagen, daß er mehr hielt, als der Krebs, und Alle zapfelten an der Angel, wie der gefangene Fisch. Man geht das doch in der Regel nicht lange. Es kommt eine gewisse Zeit, da das Spassiren alle ist und ein Mädchen an die Haube denkt und an den eigenen Herd.

„Die Breier's Wittwe hatte nichts als ihr geringes Hausgeräthe, denn sie wohnte auf Zins, und wäre sie auf einem Baum gestiegen, so hätten ihre Rechte an dem Boden ein Ende gehabt. Da ist's doppelt nöthig, dran zu denken, daß fünf Monate nach dem Mai der November kommt.

„So viel hatte doch die Breier's Wittwe sich abgesehen, daß der wolke Salomo Recht hat, wenn er sagt: Es habe Alles seine Zeit. Sie sagte daher oft zu Lieschen: „Ländeln hat auch seine Zeit. Sieh' zu, daß es Dir nicht geht, wie Jener, die sieben Geh-aber, aber keinen hatte, der sie nahm.“

„Darauf antwortete wohl das Lieschen einmal ganz schnippisch, aber es kam ihr doch vor, als sei ihre Mutter nicht weit von der Wahrheit.

„Zwei waren damals die eifrigsten Bewerber um ihre Hand. Beide hatten sie herzlich lieb und Lieschen sie auch. Wer das Glück hat, führt die Braut heim, heißt's — aber es konnte auch heißen: Wer die Mutter für sich hat. Hier heißt es so.

„Eberz Müller und Caspar Vogel hießen die Zwei. Grafen und Barone waren sie alle beide nicht, sondern Holzhamer, wie ich; aber es war eben doch ein Unterschied. Der Caspar war eine Waise; er hatte das Snadenbrod bei einem Vetter gegessen, da er klein war — und jetzt, wo er erwachsen war, mußte er sich für ihn plagen. Das war er milde, denn der Caspar war zwar von Herzen, wie es sieht, nicht obbe, aber er war heftig, jähzornig, und dann gab's seltner eine Schranke, die er nicht überschrang. Er wollte kühnlich werden, eignes Brod essen und Lieschen heimführen. Das

dem Gehanten hing seine Seele. Zwar reimt arm auf arm am Besten, aber im Leben reimt's doch übel, und wenn zwei Arme zusammen kommen, tragen sie am Hausrath nicht schwer. Caspar hätte seine Habe unter dem Arme tragen können oder, wie man sagt: er hätte sie in ein Berliner Kofferchen packen können, und das Bieschen hätte eben auch noch für Nichts geforgt, nicht einmal ein eigenes Bettlein. Es putzte sich gerne und das kostet Geld.

„Der Lorenz Müller dagegen war reicher, das heißt, er hatte ein eigenes, niedliches, aber hübsches Häuschen, ein gutes Bett, einen Tisch und ein paar Stühle; aber er war Einer, der sich zu helfen weiß. Wenn der Caspar lebig aus dem Walde heimging, so trug Lorenz gewiß einen Korb Spähne oder eine Last Reisig, was ihm der Förster erlaubt hatte; auch wohl eine Last Futter für seine Ziege, die er sich hielt und die ihm Bieschens Mutter fütterte, denn er war ihr nächster Nachbar.

„Für die Mutter war da die Wahl keine Dual, wohl aber für das Bieschen, das augenscheinlich mehr Neigung zu Caspar trug. Lorenz war ihr zu verständig und ruhig, seine Liebe nicht so feurig, wie die des Caspar. Beide Burschen fühlten es heraus, daß zwischen ihnen das Loos schwankte und haßten sich, wie grimmige Feinde. Beide waren aber ohne Widerrede die schönsten Burschen im Dorfe und manch anderes Mädchen wäre glücklich gewesen, wenn es einer von ihnen geliebt hätte; Bieschen hatte Beide und war dennoch nicht glücklich, weil sie in der Wahl zu keiner Entscheidung kam.

„Lorenz war endlich des langen Hinhaltens überdrüssig. Eines Tages, als Bieschens Mutter in sein Haus trat, um ihm, wie er sie gebeten hatte, die Ziege zu melken, bat er sie um ein Gespräch unter vier Augen, wozu sie gerne bereit war.

Man braucht nicht Rathsherr von Nürnberg zu sein, um sich vorzustellen, was das Gespräch betraf. Es galt die Werbung um Bieschen. Die Mutter hatte Gründe genug, Lorenz ihre Einwilligung zu geben und ihm zuzusagen, daß sie Alles aufbieten wolle,

waren aber ein hohes, dichtes Buchensingenholz, wie kein ähnliches Buchenbestand im Reviere war. Dort hielten sich Mehe genug und die Jagd war fast erfolgreich.

„Dem Schutzwäpfer warnte es gewaltig, daß er dem Simon hatte müssen gehen lassen und die Jagdkeß zu ihm in allen Ufern, denn der Abend war so wunderschön. Er raffte sich daher zusammen, that schnell seine Arbeit ab, nahm ein Stükl Abendbrot, die Jagdkeß und die Flinte um — und bald genug war er im Walde.

„Hier stand er einen Augenblick stille. Sollst du zu ihm an die hohe Eiche gehen? fragte er sich; dann ist es leicht möglich, daß du ihm die Jagd verdirbst, durch dein Kommen. Es ist besser, du schleichst dich in die Bruchlöcher und sagst's ihm nachher. Gedacht, gethan!

„Leise schleicht er durch's Dickicht des dichtbekanteten Schlags. Allmählig nähert er sich dem Wildwechsel. Noch kann er den festgestampften Wildpfad im Dunkel der Nacht und des Waldes erblicken. Noch wenige Schritte, und er ist zur Stelle. Da kracht's dicht vor ihm und — lautlos stinkt er zusammen. Die Kugel war ihm mitten in der Stirne in den Kopf gedrungen.

„Im Feuer gefallen!“ jubelte Simon und drängte sich durch die Buchensingen; aber wer könnte seinen lähmenden Schrecken beschreiben, als er nach dem Nebhode tastet, den er geschossen zu haben meinte, und eine Flinte berührt und dann den entseelten Leichnam seines lieben Jagdgefährten, des Schutzwäpfers? — Aufhänglich steht er, wie an Leib und Seele gekümt. Er ist keines Gedankens fähig. Als er sich aber wieder erholt und sich zu dem Armen blickt, um zu fühlen, ob noch Leben in ihm sei — ist er fast und alskalt. Da ergreift ihn die Verzweiflung und er stilt in's Dorf, wo er sagt, was und wo es geschehen, und dann stilt er fort im Sturme nach der Stadt, wo er sich den Gerichten überliefert.

„Die Leute, welche das wahre Verhältniß kannten, beobachteten

in eben dem Grade und Maße den armen Simon, als den braven Schullehrer und seine trostlose Familie.

„Simon wurde, wie es ja anders nicht kommen konnte, freigesprochen; aber nie, meine Herren, — sagte Knipp — habe ich einen Menschen gesehen, der tiefer in seinem Jamern zerrissen, unglücklicher und elender gewesen wäre als Simon. Er wollte sogleich die Färberei aufgeben und Soldat werden, weil ihm in diesem Berufe ein schnellerer Lob in Aussicht zu stehen schien, allein der gute Oberförster nahm sich seiner an wie ein Vater, und der Pfarrer des Dorfes stand ihm darin weder zur Seite. Sie bestimmten ihn, Förster zu bleiben, um seiner guten Mutter willen, die eine hochbetagte Frau war; aber der Oberförster wirkte es aus, daß er an die Obermosel versetzt wurde, damit ihn nicht alle Tage die bekannte Umgebung an sein Unglück erinnerte und er wieder zur Ruhe käme. Die Stelle, welche er erhielt, war besser als die, welche er bis jetzt gehabt, und dies setzte ihn in den Stand, seinen Gehalt mit der armen Wittwe und den Waisen des Erschossenen zu theilen. Und als nach etwa einem halben Jahre seine Mutter starb, gab er fast Alles an sie ab, da er schier keine Bedürfnisse hatte. Obwohl er in einem kleinen Städtlein wohnte, so führte er doch das Leben eines Einflüßlers. Er ging in sich gekehrt dahin, hatte mit keiner Seele Umgang und that gewissenhaft seine Pflicht. Was ihm begegnet war, wußte eigentlich im Orte Niemand, und so hielten ihn die Leute für gemüthskrank, bedauerten den schönen jungen Mann und ließen ihn gehen.

„Neben seinem Hause wohnte eine betagte Wittve mit ihrer Tochter, die einen Kramladen hatte. Da kaufte Simon sein Pulver und seinen Schrot und was er etwa sonst brauchte. Diese Leute nahmen gar vielen Antheil an ihm, besonders das sechzehnjährige, sehr hübsche Mädchen. Das Mädchen faßte nach und nach eine lebhaftere Neigung zu ihm. Der Gedanke war ihr erquicklich, wenn sie die Wollen von seiner Stirne sehenchen konnte, und sie konnte Stundenlang es sich ausmalen, wie sie ihn trösten und aufheitern

wollte. Und doch war das Mädchen so stille und traurig, daß es Simon manchmal selbst auffiel. Ueberdies war in den Gesichtszügen des Mädchens etwas Bekanntes, was ihn, ohne daß er sich davon Rechenschaft geben konnte, ungemein anmuthete. Er sah sie nun öfter an, und auch in seinem Herzen erwachte eine Neigung zu dem holdseligen Ammichen, die immer tiefer wurzelte und den Gedanken in ihm weckte, mit ihr verbunden zu sein. Aber dachte er an sein Loos, dachte er, sie könne es erfahren, daß er einen Mord, wenn auch einen völlig unabsichtlichen, auf seiner Seele habe, so fürchtete er, sie würde sich mit Abscheu von ihm abwenden. Darum kämpfte er muthig gegen sein eigenes Herz und seine Neigung. Dennoch wurde seine Liebe stärker. Er sah es auch ein, daß dies vereingelte Leben ihn nur immer trübseliger, maßleidiger und unglücklicher mache, und — da er deutliche Beweise der Liebe des Mädchens bemerkt zu haben glaubte, auch die Mutter stets so liebevoll und theilnehmend gegen ihn war, — so faßte er den Entschluß, um sie zu werben; aber sie mußte Alles wissen, Alles, ehe er sie um ihr Jawort bat. Er war zu ehrlich, etwas zu verschweigen.

„So kam es denn, daß er öfter hinüberging und länger weilte, als er nöthig hatte. Er erkannte es, daß ihm Mutter und Tochter sehr herzlich entgegenkamen. Das hatte so einige Monate gewährt, als der Winter kam, wo er manchmal die Abende drüben bei Mutter und Tochter zubrachte. In dem Städtchen sah man die Verbindung als eine gewisse an, obgleich von seiner Seite noch kein entscheidender Schritt gethan war. Eines Abends, wo er allein bei der Mutter war, faßte er den Muth, sie zu fragen, ob sie wohl in eine Verbindung zwischen ihm und Ammichen willigen würde. Die einfache, brave Frau nahm den ehrlichen Antrag freundlich auf und sagte ihm offen, wenn Ammichen mit ihm glücklich zu werden hoffe, so wolle sie freudig ihren Segen geben; jedoch müsse auch ihre Mutter einwilligen, denn Ammichen sei nur ihre angenommene Tochter und ein Bruberskind. Das hatte Simon, der mit sonst Niemanden

Umgang, hatte, nicht geahnet. Wahrscheinlich würde nun die Frau über Ammichens Herkunft sich weiter geäußert haben, allein es klang im Saal und, da es schon spät war und Ammichen erst am andern Morgen von dem Besuche bei einer auf dem Lande wohnenden Freundin zurückkehrte, so nahm Simon einen heftigen Abschied und ging heim, fest entschlossen, am andern Tage seine Angelegenheit zu einem, wie er hoffte, glücklichen Ende zu führen.

„Wie glücklich ihn auch die Einwilligung der Nachbarin und wie sehr ihn auch ihre Versicherung, die Mutter würde auch nichts gegen die Verbindung haben, froh machte, so lag es ihm doch unendlich schwer auf der Seele, daß er nicht anders konnte und durfte als Ammichen Alles zu entdecken, was seine Seele belastete. Er betete zu Gott um Kraft dazu, und ging dann, als er Ammichen zurückkommen gesehen hatte, hinüber. Wahrscheinlich hatte ihre Tante oder Mutter ihr schon Alles anvertraut, denn sie erglühete, als Simon in die Stube trat; aber dies Erglühen war der Art, daß Simons Herz voll seliger Hoffnung wurde. Er setzte sich zu ihr und nahm ihre Hand, die sie ihm ließ, deren Beben aber er fühlte, obwohl die seine auch nicht ohne Beben war.

„Die Alte dachte wohl, sie sei hier völlig überflüssig und mochte darin sehr Recht haben. Sie machte sich also im Laden und in der Küche allerlei Geschäfte und ließ die zwei jungen Leute allein.

„Eine Weile saßen sie stille da, das Mädchen in peinlicher Erwartung, die aber dennoch wieder eine hoffnungsvolle war; er ringend mit dem Worte, das zwar sein Herz erfüllte, aber doch nicht über die Lippe wollte. Endlich fand er Muth und Wort. Sie hörte ihm gesenkten Blickes zu, als er ihr sagte, wie er sie liebgewonnen habe, und wie er keinen höhern Wunsch habe, als sie in sein Haus als sein liebes Weib einzuführen. Was er sagte, war so offen, treuherzig und ehrlich, daß sie, als er sie nun entschlossen fragte, ihn mit einem Blicke ansah, in dem er ihre Liebe zu ihm lesen konnte und fest und freudig Ja sagte.

„In diesem glücklichen Augenblicke vergaß er Alles, was er ihr vorher hatte sagen wollen und erst, als die Tante wieder kam und sie mit Freudenthränen segnete, kam ihm mit einem Male diese Erinnerung und fiel wie eine recht schwere Last auf seine Seele. Er fühlte, daß er Alles sagen müsse. Er begann daher davon zu reden, warum seine Seele so belastet und gedrückt sei, daß man ihn hier für halb geisteskrank halte; davon sei der Grund ein Unglück, das ihm passirt sei. Er nannte den Ort, wo er als Förster gestanden und den Namen des braven Lehrers, den er erschossen habe. Ein gelender Schrei entfuhr fast gleichzeitig den Lippen Ammichens und ihrer Tante.

„Simon karrte sie erbleichend an. —

„Es war mein Bruder und Ammichens Vater!“ rief die Tante voll Entsetzen.

„Das Mädchen sank ohnmächtig in der Tante Arm.

„Simon rührte sich nicht. Alles Leben schien aus ihm gewichen. Endlich richtete er sich auf, berückte einen Fuß auf des Mädchens erbläuhete Wange und wankte hinaus. — Er ging in seine Wohnung und nach einer halben Stunde sah man ihn mit raschen Schritten nach dem Walde gehen. Niemand aber sah ihn wiederkehren.

Die Leute meinten, er habe sich ein Leid angethan aus Verzweiflung, denn es blieb nun nicht verschwiegen, was geschehen war; aber dazu war Simon zu religiös. Vielmehr stellte es sich später heraus, daß er in fremde Kriegsdienste getreten war. Man hat indessen später nie wieder etwas von ihm gehört, und es ist zu vermuthen, daß ihm sein Leid doch noch das Herz gebrochen habe.

„Und Ammichen? werdet Ihr fragen. Es war wohl schwer für das arme, brave Mädchen und sie war tief gebeugt. So frisch sie früher geblüht, so ist doch nachmals nie wieder eine Röthe auf ihre Wangen gekommen. Ihre Tante Raab nicht lange nachher hinterließ ihr Leben und Habe. Da fehlte es nicht an Feiern,

auch nicht an braven jungen Männern darunter; aber sie verheirathete sich nie, sondern nahm ihre Mütter und Geschwister zu sich und half diese erziehen, die alle brav wurden und wohl verfaßt in der Welt.“

Knips schwing, denn seine Erzählung war zu Ende. Sie gab uns Gelegenheit zu manchem ernstern Gespräche; allein dies stockte am Ende auch wieder. Der Oberförster zog die Uhr, hielt sie gegen die Lampe und sagte: „Gott neun Uhr!“

Draußen türmte es gewaltig und der Wind heulte wunderbar in dem Walde. Die Bäume ächzten unter seinem heftigen Stößen und der Regen schlug plüschernnd gegen die Hütte, welche inbessern in dieser Nacht eine Probe bestand, die für die Vortrefflichkeit ihrer Bauart und Einrichtung das beste und gültigste Zeugniß ablegte.

Unter den beiden Holzhanern, die mehr im Dunkel der Hütte saßen und bescheiden sich zurechtstücken, war jetzt ein Stillstern vernehmbar.

„Erzähl's doch!“ hörte ich den Einen zu dem Andern sagen. Ich ergriff die Veranlassung, ihm zu antworten, und als auch mein Freund einstimmt, hob endlich ein alter Mann zu erzählen an:

„In der Stadt pflegt man zu sagen: auf dem Dorfe gehe Alles so stille und ordentlich her, daß man kaum von solchen Dingen höre, wie sie sich in der Stadt leider alle Tage ereignen. Das ist wohl nicht ganz wahr. Menschen sind überall Menschen, und ihr Leib und ihre Fehler tragen sie überall mit sich herum, wie sie ihr Schatten begleitet. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich erlebt habe, die Ihnen beweisen wird, wie auch auf dem Dorfe sich Dinge ereignen, die das Menschenherz abschildern mit allen seinen Gebrechen.“

„Ich bin daheim, wo der Donnersberg mit seinem schönen Buchenwäldern sich emporhebt, weithin das flache Land der Pfalz überschauend. Dort lag ein kleines, von pflanzlichen Landen umschlossenes Gebiet, das Nassau-Saarbrückisch gewesen ist. Sie wissen ja, wie vielherrlich es bei uns zu Lande aussah, ehe die Franzosen

alleine und hing ihren Gedanken und Hirngespinnsten nach, und das, was sie nicht hatte, erschien verkürrt und doppelt schön und herrlich, und was sie hatte, das Beste selbst, war nichts werth.

„Ich weiß nicht, meine Herren,“ — sagte der Goldhauer, — „ob Sie solche Naturen gekannt haben? — Aber sie sind leider so selten nicht. So viel ist aber gewiß, glücklich sind und werden sie niemals.“

„Ja, ja, bei Caspar war's eben so, daß verborgenes Feuer inwendig immer tiefer hinabbrennt. Je mehr er seine gottlose Liebe unterdrücken und beherrschen wollte, desto tiefer wurzelte sie und bäumte sich gegen ihn selber auf, wenn er Lieschen sah und nicht zweifeln konnte, wie sie gegen ihn gekürrt sei. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sie sich heimlich sah und daß ein verbrecherischer Ausgang statt hatte; doch ist nie darüber etwas kund geworden. Man vermuthete es wohl.“

„Daß Lorenz dem wilden Caspar ein Dorn im Auge war, weil er eben zwischen ihm und Lieschen stand, sie ihm entrissen hatte, das ist wohl keinem Zweifel unterworfen; er zeigte seinen Haß aber nicht anders, denn daß er seine Nähe mied, wo er konnte. Wie es aber in Lorenz's Hause stand, nein, das war ein Jammer! In Lieschen's Herzen wuchs die Abneigung gegen ihren Mann täglich. Es fiel ihm kaum auf, denn er wußte es leider nicht besser. Womit er ihre Liebe verschert habe, wußte er nicht, weil er sich selbst und alle Welt ihm das Zeugniß geben mußte, daß in ihm auch nicht die geringste Aenderung eingetreten war. Er that ihr Alles zu Gefallen; es kam kein ungehörnes Wort über seine Lippe; sanft und freundlich war er überall und allezeit gegen sie. Traf er sie manchmal weinend und fragte er sie: Warum weinst Du denn? Es brüht uns kein Mangel; ich arbeite fleißig und verthue nichts; ich suche jeden Deiner Wünsche zu befriedigen; ich gebe Dir kein hartes Wort, wiewohl Du so lieblos gegen mich bist; ich trage Dich auf dem Händen. Meine Liebe ist noch so innig, wie sie war als ich Dich freite, und doch, doch — bist Du unglücklich

und es kommt mir vor, als hätte ich nur Haß für meine Liebe! Dagegen war es, als käme ihr eine bessere Einsicht. Sie reichte ihm ihre Hand, aber wollte er sie an seine Brust drücken, so entwand sie sich ihm und schauderte innerlich. So stand's, als der Herbst kam und die Holzfäller zu Walde zogen. Auch Caspar ging in den Wald, aber er und Lorenz kamen selten zusammen.

„Einmal fügte es sich, daß der Förster sie zum gemeinsamen Fällen einer starken Buche anstellte. Sie stand in einem sehr dichten Unterholze, in dem ich beschäftigt war, ohne daß Beide es wußten. Mir pochte das Herz vor Angst, ich wußte nicht warum, und ich will es gerne gestehen, daß ich meine Arbeit versäumte, um sie zu beobachten. Schon gleich im Anfange ihrer Arbeit entstand ein Wortwechsel zwischen ihnen. Leider war ich nicht nahe genug, alle Worte zu verstehen, aber er bezog sich auf Lieschen. Caspar war heftig. Lorenz antwortete sanft. Die Angst meiner Seele wuchs, weil ich das Schlimmste beschrchtete. Ich schlich mich fort, um den Förster zu suchen und ihn zu bitten, die Frote von einander zu thun.

„Zu Fortgehen war mir's, als hörte ich einen Schrei. Ich stand wie angefesselt und horchte mit namenloser Angst im Herzen; aber es blieb stille und ich hörte den Schall verdoppelter Artschläge und lief, was ich laufen konnte; jenen Schrei aber hielt ich für eine Ausgeburt meiner Einbildungskraft. Den Förster fand ich erst nach einer halben Stunde athemlosen Umherlaufens. Er wies mich zornig zurück; aber in demselben Augenblicke gab es einen gewaltigen Rärm im Walde. Dem Förster wurde es denn doch unheimlich und wir liefen zurück.

„Der Holzhauermeister kam uns entgegen und rief: „Ach, was hat sich ein Unglück ereignet! Der Baum hat den Lorenz im Fallen zerfchmettert! Es ist zum Entsetzen!“

„Ist er todt?“ fragte heftig der Förster.

„Mausetobt!“ war die Antwort.

„Wir eilten zur Stelle. Es war so. Der völlig zerquetschte

Leichnam lag da, und Caspar, gleich wie eine Reiche, erzählte den Hergang. Er habe, sagte er, Lorenz gewarnt, weil der hohe Kiefer Stamm und die gewaltige, hohe Krone ein rasches Fallen habe vorhersehen lassen.

Als es krachte, sei er weggesprungen. Da aber der Baum nur noch schwach gehängt habe, so sei, trotz seines Widerrathens, Lorenz noch einmal auf den Rand der Vertiefung getreten und habe einen wuchtigen Hieb geführt. Darauf sei rasch der Baum gefallen und habe ihn unter seiner Last begraben. Er habe um Hilfe gerufen, worauf denn die Holzhauer zusammengeströmt seien und mit vieler Mühe den Leichnam hervorgezogen hätten.

„Ihr hättet ihn, da er todt war, müssen liegen lassen,“ sagte der Förster. „Daß er todt war, zeigte der völlig zerschmetterte Kopf. Das Gericht mußte ja kommen!“

„Was, Gericht?“ rief Caspar. „Es ist ein Unglück, das das Gericht nichts angeht!“

„Der Förster schickte auch sogleich nach der Stadt.

„Am Nachmittage kam das Gericht. Es wurde untersucht, die Zeugen verhört und Caspar verhaftet.

„Mit der Rechtspflege, meine Herren,“ — sagte der Holzhauer — „stand es damals traurig genug. Ich wurde nicht verhört. Warum? — Ich weiß es nicht. Anzeige zu machen, hielt mich die Angst zurück, weil der Förster schwieg, der ja Alles so gut wußte, wie ich. Kurz — Caspar kam frei und als das scheinheilige Trauerjahr um war, wurde er und Reschen ein Paar. Jetzt blühte sie wieder auf wie eine Rose und der ganze Himmel hing voller Geigen. Ging Caspar zu Walde, so gab es einen Abschied, als reife er in ein fremdes Land voll wilber Thiere; kam er zurück, so flog sie ihm entgegen und der Jubel war groß.

„Im Dorfe war darüber nur eine Stimme, und ob ich gleich Wort zu sagen wagte, so munkelte man doch hin und her viel Ummer, und ich hörte mehr als einmal: Wenn das so fort

geht, dann weiß man nicht, was man sagen soll! Alle braven Leute mieden das Paar, so viel sie konnten.

„Aber es kam so, wie die Leute vermutheten; nur im umgekehrten Verhältnisse, wie es zwischen Lorenz und Lieschen gewesen war.

„Sie hing an Caspar mit einer gedigen Liebe; aber Caspar wurde immer ernster, einsilbiger und kälter gegen sie. Sie wollte durch das Verdoppeln ihrer Liebkosungen ihn wiedergewinnen, und das gerade stieß ihn mehr zurück. Das nahm reizend zu und die Nachbarn wollten gesehen haben, wie er sie, als sie ihm mit offenen Armen entgegen kam, zurückgestoßen habe, daß sie taumelte und schier hingestürzt sei.

„Caspar blieb wenig zu Hause. Im Walde trank er viel Brannwein, und war er im Dorfe, so saß er in der Schenke, fartete und trank bis er völlig betrunken heimkam. Dann machte sie ihm Vorwürfe und es kam zu empörenden, rohen, gewaltthätigen Auftritten. Es war so, als müsse Caspar das erwachende Gewissen im Trunke betäuben.

„Von der Zeit an konnte man an Lieschen auch eine recht große Veränderung wahrnehmen. Sie verhehlte ihre Thränen nicht mehr; ihre Wangen blißen. Kummer und Unmuth wurden übermächtig und die Reue nagte an ihrem Herzen.

„Caspar kam zuletzt kaum mehr aus der Schenke. Der Verdienst ging hin und Lieschen litt oft bittere Noth zu dem Glende, dessen Last sie trug.

„Caspar war trotz dem Allen ein fleißiger Arbeiter im Walde. Einmal mußte ich mit ihm und einem Dritten eine Buche fällen. Der Baum war dem ähnlich, den er einst mit Lorenz zu fällen gehabt hatte. Ehe wir begannen, stand er lange in sich versunken da und betrachtete den Baum; dann schüttelte er sich, wie wenn ein Fieberfrost über ihn käme. Mit wahrem Widerstreben ging er an die Arbeit.

„Rehmt Euch in Acht,“ rief ich, als der Baum schon stark

angesehen war, „es Wunde ein Unglück geben, wie damals, als der Lorenz umkam! Der Baum ist justament gerade so!“

Da schrie plötzlich Caspar: „Warte, was willst Du damit sagen?“ und sprang gleich einem Wüthenden mit geschwungener Art auf mich ein.

„Ich trat einen Schritt zurück und fragte, Ihu scharf ansehend: „Was wolleth Ihr mit mir?“

„Warum nanntest Du den Lorenz?“ schäumte er vor Wuth.

„Weil ich durch den Baum daran erindert wurde,“ sagte ich, „denn ich war damals nicht weit weg!“

„Da holte er mit der Art nach mir aus, daß er, wäre ich nicht zurückgesprungen, mir den Schädel würde gespalten haben. Der Holzhauer sprang herzu und riß ihn zurück.“

„Bist Du verrückt, Caspar?“ rief er aus. „Was that Dir der Junge?“

„Hast Du nicht gehört,“ schrie er, „was er gesagt hat?“

„Ich habe nichts darin gefunden, was übel gemeint wäre,“ sagte der Holzhauer.

„Ich aber,“ rief Caspar, glühend vor Zorn. „Er meint, ich hätte den Lorenz todt geschlagen.“

„Das sagt Ihr,“ rief ich; „aber ich habe es noch nicht gesagt.“

„Noch nicht?“ schäumte er; „also Du willst es noch sagen?“ Und wieder drang er wüthend auf mich ein.

„Darüber kam der Förster, der ihn sogleich aus dem Dienste jagte.

„Er ging mit furchtbaren Drohungen gegen mich, und sein Weg war in's Wirthshaus. Dort stieß er die schrecklichsten Drohungen gegen mich aus, und als er völlig trunken war, taumelte er heim. Zu Hause gab es sogleich die heftigsten Auftritte. Die Leute versammelten sich daselbst, wie das so geht, und viele hörten es, daß er ausrief: Du bist Schuld, daß ich den Lorenz todt geschlagen habe. Du hast nicht verlockt! Immer wilder wurde der Streit im Hause. So viele Leute auch dastanden, Niemand wagte

es, — in das Haus zu gehen — bis ein gellender Schrei drinnen endlich die Leute zwang. Sie rissen die Thüre auf und ein erschlicher Anblick bot sich ihren Augen dar. Am Boden lag das junge Weib mit zerstückterem Schädel und Caspar lehnte an der Wand.

„Seht, die Hab' ich zum Schweigen gebracht! Es geht's noch Einem.“ Er nannte mehren Namen.

„Sein Maß war indessen voll. Die Leute überwältigten und banden ihn. Sie liefen nach dem Arzte und den Gerichten. Es war indessen längst zu spät für ärztliche Hilfe. Der erste Stieb war tödtlich, denn die Schärfe der Art hatte den ganzen Kopf gespalten.

„Caspar war nüchtern geworden während der einleitenden Bernehmungen. Als man ihn zu dem Körper der so schauerhaft Ermordeten brachte, sank er bewusstlos nieder. Nach vielen Bemühungen des Arztes kam er wieder zu sich, und nun bekannte er Alles.

„Mit Lorenz hatte er selbst den Wortstreit angefangen. Lorenz schwieg anfänglich zu Allem, aber als es ihm doch zu arg wurde, antwortete er ihm. Ein Wort gab das andere, bis Caspar in seine blinde Wuth gerieth und die umgekehrte Art dem Armen auf den Kopf schlug. Mit einem Schrei, den ich gehört hatte, stürzte er zusammen und war todt. Caspar verdoppelte nun seine Stiebe an dem Baume und legte den Leichnam Lorenz's so, daß ihn der Stamm traf und zerquetschte. Von seiner Frau sagte er, sie sei ihm immer vorgekommen, als sei sie blutig. Sie habe ihn verlockt und seinen Haß gegen Lorenz gereizt in den heimlichen Zusammenkünften, und so habe sie zuerst den Gedanken des Mordes in ihm angeregt. Daher sei er denn auch so wüthend geworden, als sie ihn einen Mörder genannt habe.

„Jetzt,“ — sagte der Holzhauer, — „kann ich's kurz zusammenfassen. Der Prozeß ging zwar langsam, aber das Urtheil lautete auf den Tod durch das Beil. Es wurde an ihm vollzogen.

„Seitdem duldest es mich nicht mehr, bahetig. Die Erinnerungen waren zu schreckhaft für mich. Ich ließ mich hier nieder, um dort wegzukommen und es hat mich noch nicht gerouet.“

Der Holzhauer hatte seine Geschichte beendet. Sie hatte uns alle mit Grausen erfüllt.

Während draußen der Sturm noch immer aus vollen Baden blies und der Regen in Strömen fiel, streckten wir uns auf das Mooslager. Mein Freund schlief bald. Ich aber konnte den Schlaf lange nicht finden, denn die Bilder standen vor meiner Seele, die des Holzhauers Erzählung herauf beschworen hatte.

Hier endet der Abschnitt aus den Aufzeichnungen meines Großonkels, der überschrieben ist: „Eine Nacht in der Holzhauerhütte,“ und den ich hier ungedeutet mitgetheilt habe.



**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS**

R

L



Certel, W.

W. D. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Zehnter Band.

Mit einer Illustration.



Frankfurt a. M.

T. Cauerländer's Verlag.

1862.

EMD

Drauf von J. D. Gauerländer.

Inhalt.

	Seite
Qui de Saint = Flour. Eine Novelle. (Hierzu eine Illustration)	1
Die erste Wohlthat	249
Im Walde. Erinnerungen aus dem Leben eines Forst = Lieben	268
Was mir einmal der Todtengräber erzählte . . .	308
Die Nacht im Bleich = Häuschen. Eine Geschichte. . .	338

SECRET

SECRET

1. This document contains information which is classified "SECRET" under Executive Order 11652, dated August 17, 1952, and is intended for the use of the personnel of the Central Intelligence Agency and its field offices.

2. It is the policy of the Central Intelligence Agency that this information be controlled and disseminated only to those personnel who have a "need to know" it in the performance of their official duties.

3. It is the policy of the Central Intelligence Agency that this information be controlled and disseminated only to those personnel who have a "need to know" it in the performance of their official duties.

4. It is the policy of the Central Intelligence Agency that this information be controlled and disseminated only to those personnel who have a "need to know" it in the performance of their official duties.

5. It is the policy of the Central Intelligence Agency that this information be controlled and disseminated only to those personnel who have a "need to know" it in the performance of their official duties.

SECRET

Gut de Saint-Flour.

Eine Novelle.

(Hierzu eine Illustration.)

I.

Es war um die Zeit, welche unmittelbar dem Diner vorhergeht, als in einem der Seitengemächer des Speisesaals im Louvre eine lebhaft sich unterhaltende Gruppe in einer Fenstervertiefung stand. Die Sonne schien hell und klar auf das hohe Fenster und ihre Strahlen brachen sich in den Bluthfarben der Glasmalereien, welche das Fenster zierten, und warfen dadurch ein wahrhaft verklärendes Licht auf die Gestalten der Männer, welche jene Gruppe bildeten.

Wider dem steinernen Fensterkreuze lehnte mit verschränkten Armen der König. Ein bis zum Knie reichender Hermelinmantel hing lose an goldner Schnur um seine Schultern und bedeckte zum Theil das weiße Atlaswamms, das knapp um die Taille schloß, und von dem abwärts, aus gleichem Stoffe, die gebauschte Hose sich zog und in Stiefeln endete, deren unermessliche Schnäbel weit hinausreichten und oben, gegen das Schienbein gekrümmt, sich umbogen, und in einer Geierklaue endeten. An reichem Wehrgehänge war das kostbare Schwert befestigt. Den Kopf deckte ein Barett von rothem Sammt, von dem weiße Federn herniederwallten. Seine Gestalt war von mittlerer Größe; das Gesicht nicht unschön, aber es trug die deutlichen Spuren einer raschen Lebensweise. Nur das dunkle Auge verrieth, daß es ausblitzen konnte, wenn die Leidenschaft ihm ihr Feuer lieh, und der ganze Ausdruck

des Gesichtes war der Art, daß man erkennen mochte, die Seele, die ihm den Stempel gab, war wilder Leidenschaft nicht fremd.

Rechts, in einiger Entfernung von dem Könige, standen zwei Geistliche, hohe Würdenträger der Kirche. Der Eine, groß, hager, mit anachoretischem Ausdruck und sehr strengen Zügen, war der Erzbischof von Paris, ein Mann in den Fünfzigern, angethan mit dem Gewande seiner Würde, wie es in die Situation paßte, zu welcher er hierhergekommen, nämlich, um der Gast des Königs zu sein. An seiner Seite, doch etwa einen halben Schritt zurück, stand der Beichtvater des Königs, im schwarzen Abbeßkleide; ein Mann von etwa vierzig Jahren, wohl genährt und blühenden Antlitzes, von untergesetzter Gestalt, mit schlaudem Gesicht und kleinen, schwarzen, stehenden Augen. Wenn die Haltung des Erzbischofs würdevoll war, und eine gewisse Energie, das Bewußtsein des Könnens, aussprach, so war die seine demüthig; aber aus dieser Demuth blickte ihr Gegentheil unverkennbar heraus, und wenn er den Blick jetzt an den Boden heftete, so mochte man vermuthen, er hänge Berechnungen und Plänen nach, deren Ziel ein goldener Krummstab sei. Links vom Könige stand der Marquis von Tavannes.

Die Gestalt des Marquis war noch ziemlich jugendlich, aber der Kopf, durchfurchten Antlitzes, schien einem Mann anzugehören, der jenseit der Dreißiger stand. Wenngleich muskulös, war seine Gestalt dennoch sehr beweglich, und der unheimliche Blick seines Auges verrieth, daß er zu raschem Handeln bereit war; der Ausdruck seines Gesichtes war der eines wilden Fanatismus.

Der Erzbischof hatte eben einen längeren Vortrag geendet. Die eiserne Kälte seines Gesichtes war von der vollen Lebhaftigkeit seines Vortrags kaum verändert.

Der König hatte ihm zugehört und die tiefen Falten seiner Stirne, die auf die Augen sich herabsenkenden Brauen zeigten, der Eindruck war ein tiefer; aber freundlicher Natur war der

Inhalt der erzbischöflichen Rede nicht gewesen, und nicht der Eindruck, den sie zurückgelassen.

Eine Pause war eingetreten.

Nach einigen Secunden sagte der König mit ziemlich starker Betonung: „Wir haben das Wort der Kirche gehört, hören wir nun das des Adels auch. Herr Marquis von Lavannes, was haltet Ihr von dem, was der Herr Erzbischof geküßert?“

Lavannes mochte diese Wendung nicht erwartet haben. Er zuckte zusammen, verbeugte sich tief und sagte: „Zu viel Ehre, Sire, meine Meinung hören zu wollen, nach der gewiegten Rede des hohen Prälaten.“

„Uns gilt es, auch noch andere Meinungen zu hören, und wie Kirche und Adel des Staates Stützen sind, so soll auch, da die Erste geredet hat, der Adel des Reiches seinen Vertreter finden. Daß Wir Euch dafür erkennen, halten Wir für gerechtfertigt,“ sprach Heinrich II.

„Vollkommen!“ sprach der Erzbischof mit einem schnell vorüberfliegenden Lächeln zum Könige gewendet, der sein Wort halb an ihn, halb an Lavannes gerichtet hatte.

„Eure Majestät wollen es,“ sprach Lavannes, sich neigend, „so will ich nicht zurückhalten, was ich für Recht halte, und als den Ausdruck der Gefinnung des Adels vollkommen vertreten kann.“

Bei diesen Worten richtete er sich fest auf. Sein Auge wies eine dunkle Gluth, in seinen Zügen prägte sich die wilde Leidenschaft aus, die in ihm zu gähren begann.

„Sire,“ sprach er, „am innersten Lebensmarke Frankreichs nagt ein giftiger Wurm, der schonend, leider allzu schonend gehegt, wenn nicht gepflegt wurde. Thron und Kirche untergräbt sein giftiger Zahn, und wenn ihm nicht bald der Kopf zertreten wird, so wird seine Macht kaum mehr zu bewältigen sein. Sire, Eure Majestät weiß, wen ich meine!“

Der König nickte ihm zu. „Ihr bewegt Euch,“ sprach er

darauf zu Lavannes, „in allgemeinen Sätzen. Wir wünschen, daß Ihr das Gesagte begründet und auch über die Mittel Euch äußert, jenem giftigen Wurme das Haupt zu zerschmettern.“

„Der Calvinismus, Sir,“ hob Lavannes zu reden an, „hat bei den halben Maßregeln wie ein Unkraut gewuchert und um sich gegriffen. Das ist nicht bloß im Calvados, in den Gewässern, in der Dauphiné unter dem Volke geschehen, sondern auch unter den Augen der allerchristlichsten Majestät. Verküppelt schließlich die Fenster Gniffüre herum; jetzt wagen sie es, jene Verküppelung abzuwerfen; heimlich hielten sie früher ihre Versammlungen, in denen ihre Präbikanten ihre Klagen und kezerischen Lehren vortrugen und das Sakrament hielten — jetzt thun sie es fast öffentlich, fast ohne Scheu, und wenn ihre Anzahl früher nach Hunderten zu berechnen sein mochte, so geben jetzt schon Tausende den Maßstab an die Hand. Es ist klar vor Aller Augen,“ fuhr er fort, „daß, wie früher bloß der Mittelstand des Volkes die Stätte war, wo diese Lehren ihren Herd fanden, jetzt in die Kaufmannschaft, in den Adel, die Beamten, ja bis in die Parlamente, bis an die geheiligte Krone hinan, die kezerische Gemeinschaft ihrer Verzweigungen hat. Blicken Eure Majestät in das Parlament von Paris, da sitzen die Protestanten und geben jedes Zeugniß von ihrem Glauben und ihrer Gesinnung. Die Klugen schweigen noch und verhüllen, was sie im Innern tragen; die Eifrigen sprechen es led aus und fürchten einen Arm nicht mehr, dem sie die zermalmende Kraft und Schwere nicht zutrauen!“

Des Königs Auge blinnte auf, und mit Unwillen sagte er: „Herr Marquis, vergesst nicht, vor wem Ihr redet!“

Der Marquis beugte sich tief. „Vergeben Eure Majestät, wenn ich vielleicht im heiligen Eifer für meinen Glauben zu weit ging und mich vergaß; mein treues Herz weiß davon nichts. Fordert mein Herzblut, und es soll für seinen königlichen Herrn fließen!“

Der augenblickliche Unmuth des Königs ging schnell vorüber.

„Die Reperbrut soll es erfahren, daß der Arm, den sie geküßet glaubt, noch zermalnende Kraft hat,“ sprach er mit einem Nachdrucke, der deutlich wahrnehmen ließ, wie die Funken gezündet hatten.

Der Hofmarschall mit den Pagen erschien, dem Könige zu melden, daß er den Beginn des Dinners nur zu befehlen habe.

„Laßt uns gehen, meine Herren!“ sagte er. „Die nächste Zukunft wird es lehren, was wir thun, und aller Welt zeigen, daß Frankreichs König der Kirche treuester Sohn ist!“

Er schritt den Flügelthüren zu und, leuchtende Blicke wechselnd, folgten die Herren dem Gebieter.

Eben als diese Unterredung stattfand, ereignete sich eine Scene in einem prunkvollen Cabinet des Louvre, die mit dieser im engsten Zusammenhange stand.

Die Wände dieses Cabinetes waren mit Gobelins behangen, welche in den glühendsten Farben die üppigsten Scenen der griechischen Mythologie dem Auge vorführten. Die Geräthe waren von der kostbarsten Art in Stoff und Form. Die prachtvollsten Teppiche bedeckten den Boden und rosenrothe Behänge der Fenster zauberten ein wunderbares Licht, ganz geeignet, die Reize der Bewohnerin in reichstem Maße zu erhöhen.

In einer schwellenden Laufweise lag halb, halb saß sie — ein reizendes Weib in einem Anzuge, der die üppigen Formen recht hervorhob. Sie konnte nicht mehr auf den Schmelz der ersten Jugend Ansprüche machen, aber dennoch war sie außerordentlich reizend, und das geistreiche, schöne Gesicht mußte den besiegen, der es wagte, hineinzublicken, besonders in das Auge, das eine begaun-bernde Wirkung übte.

Es war Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, die Geliebte König Heinrichs II. von Frankreich, die unumschränkte Beherrscherin seines Herzens, seines Willens, seines Reiches.

Nahe bei ihr saß ein junger Abbe, ein Bild naturreiner Schönheit. Sein tranlendes Auge ruhte auf Dianen. Ihn wu

dervoll gefornate, weiße, kleine Hand ruhte in der seinen und die glühenden Risse, welche sie bedeckten, ließen auf eine Vertraulichkeit schließen, die weniger in seiner Würde, als in den Vorzügen jener äußeren Erscheinung gegründet zu sein schien.

„Herr Abbé!“ rief Diane, ihm die Hand entziehend und mit dem Zeigefinger drohend, „Ihr vergeßt gänzlich, was Euch zu mir führte!“

„Ich möchte den sehen, dem es an meiner Stelle anders erginge!“ sprach der Abbé in einem Tone, welcher seine Stimmung rechtfertigen sollte und ein selbstzufriedenes Lächeln über die schönen Züge der Herzogin führte, die die Schmeichelei fühlte.

„Schmeichler!“ rief sie und die rosigten Spitzen ihrer Finger berührten die Wange des Abbés mit leisem Schlage.

„Reden wir jetzt von Anderem! Ihr sagtet, Ihr hättet ein wichtiges Wort mit mir zu reden?“

Der Abbé ermannte sich und sagte: „Ja, gnädigste Frau, ich kam, um die Nothwendigkeit verschiedener Schritte Euch an's Herz zu legen. Es ist der Ausdruck der Gesinnung des Herzogs von Guise, wie des Cardinals. Es muß etwas Ernstes geschehen, damit nicht immer frecher der Protestantismus werde, der nach den höchsten Stellen greift, die Macht an sich reißt und Frankreich in zwei Heerlager spalten will.“

Diane hörte sinnend zu; aber man möchte es erkennen, wie diese Worte mit ihrer Gesinnung harmonirten.

„Die Kirche allein vermag es nicht,“ fuhr der Abbé in glühender Begeisterung fort. „Ihr fehlt der Arm der Gewalt, das Schwert der Rache und Vernichtung. Beides gehorcht Eurem Wink, wie sich ihm jedes Herz beugt. Reichet der Kirche Eure Macht dar und der Sieg ist gewiß. Wenn dann die Mächtigen unter den Regern gebeugt, zertreten, gefallen oder des Landes verwiesen sind, so sind ihre Güter und Schlösser — Euer!“

Diane sah mit aufstrebendem Auge den Sprecher an.

„Ich wiederhole es — Guer!“ — setzte er mit großem Nachdrucke hinzu.

„Und was hoffst Gulse von solchen Schritten?“ fragte sie listig lächelnd.

Der Abbé hatte wieder ihre Hand gefaßt, beugte sich auf sie, und drückte seine heißen Lippen in langem Kusse darauf.

Jetzt richtete er sich auf und blickte in das sieggewohnte Auge der Herzogin.

„Ich müßte nicht ganz Euch angehören,“ kispelte er, „wenn ich nicht darauf antworten sollte. — Macht! — Aber was hilft ihm eine Macht, die zu brechen Euch nur einen Wink kostet, wenn sie sich vergessen sollte? In dieser reizenden Hand ruht der Kappzaum, der sie zügelt. Ihr hat noch kein Ehrgeiz, keine Herrschaft, kein Streben nach Oben hin Widerstand zu leisten gewagt. Wo aber eigentlich die Macht, wie der Reichthum Euch zufällt; wo Ihr, wie die Kirche, so den Abel Euch verbindet; wo Ihr solche heilbringende Dienste Frankreich leistet, da, mein' ich, sollte die Wahl entschieden sein!“ —

„Sie ist es!“ sprach Diane von Poitiers mit der ganzen Entschiedenheit ihres Wesens und erhob sich.

Auch der Abbé war aufgestanden, aber seine Blicke schienen in diesem Augenblicke das hinretzende Weib zu verschlingen.

„Geht,“ sagte sie liebreich, „sagt das dem Herzog. Die Stunde meiner Toilette naht.“

„Kann ich denn?“ fragte schmelzend der Abbé.

„Ihr müßt,“ versetzte sie mit zauberischem Lächeln. „Solche Opfer der Gingebug werden nie verkannt.“

Der Abbé drückte die reizende Hand an seine Lippen und verschwand durch eine Tapetenthüre, welche die Sobelins dem Blicke entzogen. Diane sah ihm mit Befriedigung nach, wiegte das Haupt enigemal nach Vornen, lächelte in den großen Spiegel und klingelte ihren Damen. —

Die Folgen dieser beiden Scenen traten halb auf den Scho-

Platz des Lebens. Schneller als Alles rief sie ein Ereigniß hervor, das sich im Parlamente von Paris zutrug, dessen Wurzeln aber in den Unterredungen zu suchen waren, die der König mit dem Erzbischof und Lavannes, Diane von Poitiers mit dem Abbe gehabt, während im geheimen Closette des Königs der Reichthümer seine Thätigkeit entwickelt hatte, jene Fäden in seiner Hand vereinigend. —

Der König kannte die Namen der Reder im Parlamente von Paris, sowohl derer, die kein Gehl hatten, als derer, die es noch nicht wagten, ihre Ueberzeugung rückhaltlos hervortreten zu lassen. Durch einen eclatanten Schritt sollte ihre Vernichtung eingeleitet werden; denn im Parlamente sahen Männer von Geistes- und Nebengaben, wie sie Frankreich nicht wieder aufweisen konnte; hier wurden die Interessen des Glaubens beleuchtet, vertreten, gewahrt mit der Macht des Wortes, welches Herz und Geist in gleichem Maße überwältigte und manche Blitze fuhren aus diesen Mauern heraus und zündeten dort im Volk ein Licht, das hell und hoch aufflammte. Die Feinde des Evangeliums erkannten vollkommen klar, wie wichtig es sei, wenn die Kräfte, welche sich der Ausführung des die Protestanten vernichtenden Edictes von Escouan, dem schon da, wo sich keine Macht entgegenstammte, Ströme Blutes hingemordeter Protestanten, auflobernde Scheiterhaufen todesmuthiger Bekenner des Evangeliums gefolgt waren, in dem Parlamente von Paris entgegenstellten, besiegt würden; denn das Parlament hatte bis jetzt der Ausführung dieses blutigen Edictes einen unübersteiglichen Damm entgegengesetzt.

Seit König Carl, dem Achten, bestand in Betreff des Parlamentes von Paris eine ganz eigenthümliche, die Macht des Parlamentes beschränkende Einrichtung. Am letzten Mittwoch des Monats (Dies Mercuril, daher der Name: Mercuriale) begab sich der königliche Generalprocurator feierlich in die Sitzung des Parlamentes, hörte den Verhandlungen zu und zog dann diejenigen Mitglieder, welche etwa sich verfehlt, zur Rücksicht. Er übte

dabei eine große Gewalt, die selbst bis zur Entsetzung vom Amte reichte. Es ist ungewiss, ob durch diese Einrichtung die Selbstherrlichkeit des Parlamentes gebrochen war und die menschliche Mächtigkeit auf die Stellung irgendwie der Junggelehrten anlegte, aber auch der königlichen Macht Vorwände ließ, mißliebige Personen sofort zu entfernen, unangenehme Debatten zu befehligen und so ein Ziel zu erreichen, auf welches man lossteuerte. Das Edict von Escouan war im Bereiche des Parlamentes von Paris noch nicht zur Ausführung gekommen, weil dasselbe sich ihm widersetzte oder doch die Bekenner des Evangeliums in seinem Schooße. Gerade die besten Köpfe, die glänzendsten Redner, die entschiedensten Charaktere gehörten dieser Partei an, und wie oft auch die Befehle erneuert wurden, es schien, als bräche sich die Gewalt der Brandung an einem Felsen.

Die vereint wirkenden Parteien des Clerus, der Guisen, Dianen's von Poitiers und des Königs hatten sich vereinigt, noch einmal das Edict von Escouan vor das Parlament zu bringen und es so geleitet, daß an der Mercuriale, also gerade am letzten Mittwoch des Monats, wo der Generalprocurator der Sitzung beiwohnte, die Verhandlungen darüber die vollste Thätigkeit in Anspruch nahmen.

Die Sitzung hatte begonnen. Die Fanatiker jener Parteien hatten bereits Alles aufgeboten, die Nothwendigkeit des Einschreitens gegen die Keterei in's Licht zu setzen; Gründe auf Gründe hatten sie gehäuft, um dem Verfolgungsbedichte die Hindernisse seiner Ausführung wegzuräumen; aber auch von der protestantischen Seite erhoben sich jetzt die Männer, die als Zierden des Parlaments galten, und schlugen jene Gründe nieder, daß an kein Aufstehen mehr zu denken war. Was indessen an stichhaltigen Gründen mangelte, das mußte blinde Wuth ersetzen, und so entstand ein Kampf der Meinungen und Interessen innerhalb der Mauern des Parlamentes, wie ihn die Geschichte dieses Institutes noch nicht aufzuweisen hatte. Die Leidenschaften waren auf beiden Seiten ansteckend; die scharfen Pfeile des Wortes flogen herüber und

hinüber — als sich plötzlich der beste Redner des Parlamentes, der goldreichste Anhänger des Evangeliums — der bis jetzt geschwiegen hatte, der Parlamentsrath Claude de Biote, Herr von Saint-Flour, erhob. Vor ihm hatten die gewichtigen Stimmen der Parlamentsräthe Ferrier, du Faure, du Bourg und Andere geredet; aber als de Biote sich erhob, entstand eine Lobeshölle. Die Gesichter der Gegner wurden bleich, die der Bekenner des Evangeliums strahlten, denn Alle wußten es, wenn Biote rebete, war der Sieg für seine Sache keine Secunde mehr zweifelhaft.

Als eben Biote im heißesten Flusse seiner Rede für die Glaubens- und Gewissensfreiheit seiner Glaubensgenossen war, und hier der lebhafteste Beifall, dort Zorn und Wuth sich auf den Gesichtern malte, öffneten sich die Flügelthüren und der Quisfier des Parlamentes rief in den Saal hinein: „Seine Majestät der König!“

Mit dem ganzen Pompe der Majestät, begleitet von dem großen Gefolge, trat der König an der Stelle des Generalprocurators ein. Das Parlament erhob sich. Der Ruf: „Es lebe der König!“ hallte im Saale wider.

Dieser unerwartete Eintritt des Königs machte den verschiedenartigsten Eindruck. Während eine momentane tiefe Stille auf der Versammlung ruhte, sah man hier bleiche, angstgefüllte Gesichter, dort triumphirende, mit hämischen Lächeln und Siegesfreude.

Nach einer kurzen Begrüßung der Versammlung flog ein Blick des Königs über sie hin, der einen finstern, gefahrdrohenden Ausdruck hatte. Er nahm mit bedecktem Haupt auf der erhöhten Estrade Platz. Sein Cortège ordnete sich und mit einem herrischen Tone befahl er, daß man da fortfahre, wo sein Eintritt die Verhandlung unterbrochen habe. Jetzt schwoh denen der Wuth, die so nahe am Unterliegen gewesen waren, und, ihres Hinterhaltes gewiß, schleuderte der wilde Fanatismus seine Blitze gegen die Reher, die so siegreich erst kurz gekämpft, und die man jetzt für mutthos hielt.

Aller Augen waren jetzt auf de Biote gerichtet. Das bleiche

Antlitz war noch bleicher geworden; aber das dunkle Auge sprühte Blitze einer mächtigen Begeisterung. Immer rascher fuhr er mit der Hand über den schönen Bart, der sein Kinn zierete und die feberische Bewegung, in der er war, ließ Außerordentliches erwarten. Jetzt erhob er sich von seinem Sitze, der gerade dem Könige gegenüber sich befand. Jedermann kannte diesen Mann, der unerschütterlich in seinen Grundsätzen und im Erfüllen seiner heiligen Pflichten, sich nie vor einer weltlichen Macht gebeugt, aber mit Kraft und Schärfe des Geistes eine wunderbare Beredsamkeit verband; der nie der Wahrheit etwas vergab und bereit war, lieber als Martyrer zu sterben, als das Zeugniß für seinen heiligen Glauben da nicht abzulegen, wo etwa persönliche Gefahr drohte. „Wahr ist es,“ sprach er mit volltönender Stimme und mächtigem Feuer, und das Auge schloß Blitze unter den dunklen Brauen hervor, die sich tief herabsenkten, „wahr ist's, daß der Verfolgungsgeist das Vaterland in grenzenlose Verwirrung stürzt; aber wer löst die Bande gesetzlicher Ordnung? Wer bewaffnet die friebliche Hand des Bürgers zum Schutze seiner heiligsten Güter? Die thun es, die die gottverliebten, heiligen Rechte des Menschen mit Füßen treten, die den Bruder, der anders denkt und glaubt, zu Schaffoten und Scheiterhaufen schleppt; Gott gab die Freiheit des Gedankens; Gott verleiht die Freiheit des Glaubens und Ihr wollt ihn in Fesseln schlagen! Ihr wollt mit fleischlichen Waffen den Geist bannen in Formen, und den neuen Wein in die alten Schläuche zwingen, die er zertrümmert, weil sie alt und faul sind. Friedliche Unterthanen, treue Bürger sind die Protestanten; aber Eure Verfolgung bewaffnet die Hand mit dem Schwerte, die frieblich mit dem Pfluge den Acker furchte, oder im Gewerbe nützlich thätig war; Eure Priester sind es, die, weil sie nichts vermögen gegen das siegende Wort Gottes, die einkertern, htnschlachten, verbrennen, verbannen, die dies Schwert des Geistes führen; das ist die alte Art, die von den Abgibensern her sich als die leichteste empfiehlt; aber das schuldlos vergossene Blut schreit um Rache zum Himmel! Und dort ist der

Vergeltet, dessen Mann nicht verkirzt ist und den erreicht, heute oder morgen, der frevelt.

„Ich bekenne es freudig, hier vor Gott und Menschen, daß ich der Kirche angehöre, die am reinen Worte Gottes hält, als an dem Orte, das Menschengewalt nicht antasten kann. Mögen sie den Leib tödten, den Geist können sie nicht mordern, und wie einst in den Tagen der Christenverfolgung, so wird aus dem Blute der Märtyrer eine Saat ausgehen, die die Ohnmacht der Menschengewalt bezwingt. Das Palladium der Kirche ist die Glaubens- und Gewissensfreiheit, und ihr ewig dauerndes Fundament das Wort Gottes, welches die Pforten der Hölle nicht zu erschüttern vermögen. Lasset uns das freie Bekenntniß unseres Glaubens — und der Friedensengel schwingt seine Palme über Frankreichs schönes Land; treuere Unterthanen hat kein Fürst der Erde. Die innere Zerrüttung endet, und der Gewerbefleiß, den meine Glaubensgenossen in das Land gebracht, wird seine Segnungen über Frankreich verbreiten. Das Gebiet von Escouan sät den Dorsch in Frankreichs edelste Eingeweide. Es sät Haß, Mord, Blut — seine Ernte ist Fluß, Fluß, Fluß! Verwüstung und Elend sind seine Folgen. Den Bruder heßt es gegen den Bruder, den Christ der Hölle, den Fanatismus beschwört es heraus, und seine bluttriefende Geißel wird Frankreich zu Tode hegen. Und wer trägt die gräßliche Schuld?“ —

Er hielt inne. Die heftige Erregung seines Innern gab dem Menschen Gesichte, das von schwarzem Haate umwallt war, den Ausdruck, der an einen Propheten Israels erinnerte. — Und noch einmal sagte er nach dieser Pause, in der man den Schlag der allseitig, wenn auch verschiedenartig erregten Herzen vernahmen konnte:

„Wer trägt die Schuld? Mit den Worten des Propheten Elias spreche ich, wie er zum gottlosen Ahab sprach: Du bist's, der Israel verdirret!“ —

Sein stehender Blick traf den König, daß er den seinen nieder-

schlag und Bleich wurde wie eine Bräut. Er saß da wie der Gläubige vor dem Richterstuhl eines Weisen, dessen Wort ihn gemalmend traf, wie einst David vor Nathan, als dieser sagte: Du bist der Mann des Lobes!

Die Versammlung war, wie wenn sie erkarrt wäre. Aller Blicke ruhten auf dem Könige. Heinrich II. rang, seine Fassung wieder zu gewinnen und einen Entschluß zu fassen, aber er vermochte es nicht. Er hob die Sitzung auf und verließ in fieberhafter Bewegung den Saal. Erst jetzt erhob sich ein wilder Tumult. Die Anhänger der Guisen wollten über Viole herfallen, aber eine Palastwache stand um ihn. Die Anwesenden waren zur Entschiedenheit gekommen. An seinem Feuer war das ihre entzündet worden. Sein Muth hatte den ihrigen gehoben und mit sich fortgerissen.

Du Pleffis-Normai trat zwischen die Parteien. „In diesen Räumen,“ sagte er, „hat immer die Wahrheit ihre Zufluchtsstätte gefunden und das Recht die seine. Entweihe die Räume nicht! Gebt nicht das Beispiel, daß die Nation Euch nachahme und ein Strom Blutes sich über Frankreich ergieße!“ —

Dies Wort aus diesem Munde wirkte Wunder. Wenn auch in wilder Erregung, verließ dennoch die Versammlung den Saal, ohne das Recht der freien Rede schmählich zu verletzen.

Was sich im Parlament ereignet, trug schnell das Gerücht durch Paris. Fast kein Haus, keine Hütte gab es, wo nicht die Begebenheit verhandelt wurde. Wie auch der Glaubenshaß viele Herzen beherrschte, der kühne Freimuth Viole's, dem Könige gegenüber, weckte Sympathien, wo man es nie hätte glauben sollen und der Protestantismus gewann an diesem Tage mehr Herzen, als er sonst in einem Jahre würde gewonnen haben.

Aber im Louvre, in dem Hotel des Herzogs von Guise, in dem Palaste des Erzbischofs war Alles in einer Bewegung, die unerhört war. Da drang man auf kräftige Erfüllung des Edictes von Escouan; da forderte man blutige Sühne; da sprach man von

Meibiger Majestät und Hochverrath, und aller Grimm wandte sich gegen Viole, über dessen Haupte das Schwert des Damokles an einem Haare hing. Der Verhaftsbefehl wurde ausgefertigt, und als die Nacht ihren Schleier über Paris breitete, nähete das Verderben dem Mann, der es gewagt, die Wahrheit dem König in das Angeicht zu sagen.

2.

Es schien, als stehe die Natur im Einklange mit dem Menschenherzen. Ein Gewitter hatte sich über Paris gesammelt, das Blitz auf Blitz entfiel. Der Donner rollte, furchtbar dröhnend, über der Stadt. Der Sturm tobte durch die Straßen, daß kaum ein Wanderer Widerstand leisten konnte, und in den Kaminen war ein Heulen, als ob die Geister der Hölle lebendig geworden wären — und doch fiel kein Tropfen Regen. Es schien, als sei das Gewitter gebannt über der unermesslichen Stadt.

Erst gegen zehn Uhr hatte der Donner aufgehört und die Blitze zückten nicht mehr. Das Gekläte der Glocken hatte aufgehört und ein sanfter Regen, der jedoch nur einige Augenblicke währte, tödtete den Staub, der sich sonst bei jedem Tritte erhob.

Der Parlamentsrath de Viole saß an dem Bettchen seines Kindes, eines vierjährigen Knaben, und blickte auf den friedlichen Schlummer des Kindes mit stillem Sinnen. Dieser Knabe war das einzige Gut, welches er aus den Trümmern seines Glückes gerettet hatte. Sein geliebtes Weib war ihm gestorben. Nun hing seine Seele mit dem ganzen Reichthum seiner Liebe an dem Knaben, den sie ihm gelassen. Er hielt die Hand des Kleinen, der so ruhig schlief, und sein Herz wogte in der Erinnerung an das, was heute geschehen. Allmählig traten die Ereignisse dieses bedeutungsvollen Tages hervor in ihren Einzelheiten; daß aber ihm eine Gefahr drohe, ahnte er nicht.

Da klopfte es heftig an des Hauses Thüre; der Bediente

öffnete, und rasch traten zwei Männer herein, denen Einer in wenig Sprüngen die Stiege droben war und ohne Weiteres in Biolo's Gemach trat. Als er ihn hier nicht fand, eilte er in das Cabinet, wo Biolo in tiefen Gedanken an seines Kindes Bette saß.

„Biolo,“ sprach er, „wie müßt Ihr so sorglos hier bei Eurem Kinde sitzen, während Eure Feinde Euer Verderben bereits beschloffen haben? Lohn' es Euch Gott, was Ihr heute thätet, aber nun gilt es auch, die Folgen Eures Wortes von Euch fern zu halten. Euer Urtheil ist gesprochen — der Tod!“

„Ich stehe in Gottes Hand,“ sagte ruhig der Parlamentsrath und blickte mit der vollen Seelenruhe des guten Bewußtseins in das Auge des Pleffis-Mornai's.

„Wie?“ rief der treue Freund, „Ihr wollt ruhig das erwarten, was ein wüthender Feind Euch bereitet? Wollt Ihr in der Dastille den langsamen Hungertod sterben, nachdem Euch die Foller alle Glieder zerrissen?“

„Ich fürchte sie nicht!“ sagte Biolo.

„An Eurem Muthzweifelst Niemand,“ rief der Pleffis-Mornai; „aber dient Ihr damit dem Glauben, dem Vaterlande, daß Ihr Euch, statt Euch ihm zu erhalten, hinschlachten laßt?“

„Ihr fürchtet zu viel!“ sprach Biolo. „Sie werden es nicht wagen!“

„Nicht wagen?“ fragte Mornai. „Der Verhaftsbefehl ist ausgefertigt und in Lavannes' Händen. Glaubet Ihr, daß der Jäger? Um Gotteswillen, eilet! Jede Minute ist kostbar! Wartet hin auf dies schulbloß Kind! Ihr seid sein Alles, Vater und Mutter. Sie hat es eingebüßt, wollt Ihr ihm die letzte, die einzige Stütze rauben? Wollt Ihr es den Händen Eurer Feinde überliefern?“

Biolo erbeute.

„Fertig, du Faure und du Bourq sind geflohen,“ sprach dringender Mornai.

„Was sagt Ihr?“ fragte aufspringend der Biolo.

„Sie sind schon jenseits der Bawieren von Paris,“ fuhr Jener fort, „und Ihr weilet noch?“

„So weit also ist es gekommen,“ sagte Viole mit schmerzlichen Ausdrücke, „daß Frankreich seine Ehre aussetzt! Aber es ist so. Die Sterne lügen nicht! In ihren wunderbaren Stellungen stand das geschrieben. Ja, wir wird es klar; ich muß fliehen, um meines Kindes willen muß ich.“

„So eilet um Gotteswillen, ehe es zu spät ist,“ rief Mornai und drängte ihn.

Er gab endlich nach. „Ich will fliehen,“ sagte er, „aber nur mit meinem Knaben. Wie wird das möglich sein?“

„Ich kannte Euer Vaterherz, Viole,“ sagte Mornai, „und habe die nöthige Fürsorge getroffen, daß kein Hinderniß in den Weg treten kann. Nur Eile thut Noth; denn ärgert Ihr länger, so ereilen sie uns, und Ihr und Euer Kind, Ihr seid Beide verloren.“

Das wirkte.

Viole ordnete nun schnell das Nöthige, packte Geld und Papiere ein.

Mornai rief die beiden Diener. Das Kind wurde geweckt und, durch das Zureden des Vaters beruhigt, ließ es sich in einen Mantel hüllen. Wenige Minuten später traten sie in die Nacht hinaus. Es war finster wie im Grabe. Der schlaftrunkene Knabe war in des Dieners Armen bald wieder eingeschlafen. Du Pleffis-Mornai schritt vor den Dreien her.

Durch abgelegene, dem Parlamentsrath unbekante Gassen und Gäßchen, durch Passagen und über freie Plätze wandelten sie in raschem Schritt. Endlich hörten sie deutlich das Plätschern der Wellen der Seine, die sich, noch aufgeregert von dem wilden Sturm, am Ufer brachen.

„Gott sei gelobt!“ sagte halblaut du Pleffis-Mornai zu Viole, „wir sind dem Ziele nahe! Möge er gnädig über uns wachen!“ —

Noch eine kleine Straße wanderten sie so fort, dann bogen sie in eine dunkle Gasse, die sich dem Ufer zuente.

Hier blieb du Pleffis-Mornai stehen und hustete dreimal. Drunten am Ufer wurde ihm in eben der Weise geantwortet. Jetzt faßte er de Biolo's Hand und langsam schritten sie das abschüssige Pflaster hinab.

Hier trat Ihnen eine dunkle Gestalt entgegen.

„Wie viel Uhr ist's?“ fragte der Unbekannte.

„Beinahe Mitternacht!“ entgegnete du Pleffis-Mornai.

Ohne weitere Fragen kehrte der Unbekannte gegen den Fluß zurück und mehrere Andere traten aus einem großen Kahn an's Ufer.

Die Fliehenden wurden hineingeleitet, und nachdem sie sich niedergesetzt, schoben die Schiffer den Kahn vom Ufer los — sprangen hinein, und während Einer das Steuer ergriff und die Anderen die Ruder einsetzten, flog der Kahn über die Wellen hin, an den noch erleuchteten Häusern vorüber und nicht lange, so lag Paris hinter ihnen.

„Wohin führt Ihr mich?“ fragte Biolo.

„Ueberläßt vertrauensvoll mir Alles,“ entgegnete du Pleffis-Mornai, und spornte die Ruderer zu rascher Fahrt.

Endlich trat an beiden Ufern der Seine der Wald auf. Der Mond leuchtete im ersten Viertel genug, um dies zu erkennen.

„Die Gefahr ist nun für's Erste vorüber,“ sprach Mornai zu Biolo; „aber dennoch thut die Eile Noth; denn schon mit grauem Tage werden Euch auf allen Wegen Verfolger nachgesendet. Wenn Ihr nicht einen bedeutenden Vorsprung gewinnen könnt, so ist all unser Mühen umsonst. Welche Richtung gebent Ihr einzuschlagen?“

„Die nach der Auvergne,“ erwiderte Biolo. „Auf Saint-Flour kann ich wenigstens einen reiflich erwogenen Plan zur Reife kommen lassen.“

„Wenn Ihr auch dorthin geht,“ sagte der edle Freund, „so

läßt Ihr dort nicht wachen. Fahrt nach England. Das ist das Einzige, was ich Euch raten kann. Diane von Poitiers leidet nach Guren und der übrigen Entflohenen Gütern. Nur zu bald werden ihre Agenten erscheinen."

"Wahl müßt Ihr Recht haben," sagte Diane nach einigem Bestimmen; „aber die Berge der Auvergne sind reich an Schupfwinkeln. Dort ist meine Heimath; dort habe ich treue Freunde; dort kenne ich vom ehlen Weidwerke her jeden Schlupfwinkel, und mögen sie kopuliren und suchen, uns finden sie nicht; allein ob das auf die Dauer ausreicht, bezweifle ich selbst. Es wird mir aber nicht schwer werden, über La Rochelle nach England zu entkommen."

Wieder trat eine Stille ein und Jeder schien einen Fuchsweg zu erkennen.

Mittlerweile hatten sie eine Stelle erreicht, wo dunkler Hochwath nahe an das Ufer der Seine herankam. Die Sichel des Mondes stand am Rande des Horizonts, und das fahle Licht fiel auf das Ufer. Die Wallenmassen, welche noch in Paris den Himmel schwarz bedeckt hätten, waren verzogen.

Das scharfe Auge des Schiffers am Steuer entdeckte eine menschliche Gestalt am Ufer. Eine Wendung des Steuers hob den Kahn in die Mitte des Stromes. Hier ließ er die Ruder einzuziehen und den Kahn ruhig auf dem Zuge der Wellen hingleiten. Als der Kahn der Stelle gegenüber war, rüß der Steuermann dreimal in kurz abgestoßener Weise. Sein Ton wurde ebenso wiederholt und schnell machte nun der Kahn eine Schwenkung gegen das Ufer und lagte bei.

"Heimath zweifelte ich an Guren Entkommen," sagte näher tretend der Unbekannte. Er reichte dem Ausretenden seine Hand und half ihnen an's Ufer.

"Ist Alles bereit?" fragte Mornai.

"Wie Ihr befohlen!" erwiderte der Mann.

"Wartet hier," befahl du Pleffis-Mornai den Schiffern und ging mit Hope und den beiden Dienern in den Wald. Eine

Strede wanderten sie in dem Dunkel hin; aber es war ein Pfad, der nicht zu verfehlen war. Endlich erreichten sie einen freien Raum im Walde. Dort standen Rösse zur Flucht bereit.

„Mornai,“ sprach Diolo, „der achte Freund wird erst in den schwersten Lebensstunden erkannt. Ihr seid ein solcher. Manchmal kamet Ihr mir räthselhaft, unentschieden vor. Vergebt, ich that Euch Unrecht!“ —

Mornai drückte Diolo's Hand. „Der Schein trügt,“ sagte er. „Ich habe erkannt, daß ich so unendlich mehr nützen kann. Ich bin oft und viel verkannt worden und werde es wohl noch oft erfahren müssen; aber in mir, in der eigenen Brust, liegt mein Trost in solchen Fällen. Nicht Jeder vermag, was Andere können; aber steht Jeder treu auf seinem Posten, so kann das Uebel gekämmt werden. Ihr habt mich erkannt. Glaubet an mich, welsch Nicht auch auf mich fallen möge. Nun aber müssen wir scheiden. Gott schütze und geleite Euch. Seid seiner Gnade empfohlen.“

Diolo hielt seine Hand fest in der Seinen. Seine Lippen zitterte und eine Thräne trat in sein Auge.

„Abler Mann,“ sagte er, „ich weiß es, was führt die Hand Gottes wieder zusammen. Was Ihr gesagt, ist nicht leer verhallt. Nehmt meinen innigsten Dank. Möge Gott aus meiner Rettung keine Gefahr für Euch hervorgehen lassen. Gott segne Euch!“

Stumm preßten die Männer sich gegenseitig an die Brust, dann wandte sich Mornai und verschwand im Walde. Er erreichte das Boot wieder und fuhr quer über den Fluß. Drüben wartete seiner ein Diener mit Pferden, und ehe es lebendig in den Straßen von Paris geworden war, hatte er die Gegend erreicht, wo Diolo's Wohnung stand.

Welsch' ein Abblitz bot sich ihm hier!

Zertrümmert waren alle Geräthe, zer schlagen die Spiegel und Fenster; selbst die Bilder der Ahnen des Parlamentsrathes waren in Stücke zertrissen. Seine Habe war geplündert und geraubt. Die Wohnung bot ein Bild grauenvolster Zerstörung und, wie er

so daſtand, tief ergriffen von dem, was er ſah, ſchlüßen zwei Diener des Entflohenen herbei, die zur Zeit der Flucht auswärtig waren. Auch ſie hatten die Wuth ſeiner Verfolger erfahren durch ſchwere Mißhandlungen. Sie ſuchten Mornai um Schutz und Unterhalt an.

„Seid getroſt,“ ſprach der edle du Pleſſis-Mornai, „Ihr ſollt, bis beſſere Tage kommen, in meine Dienſte treten.“

Dieſe Ausſicht richtete die Armen wieder auf, und ſie erzählten nun, wie kaum wenige Minuten nach der Entweichung ihres Herrn ſie heimgekehrt ſeien und ganz betäubt von dem Schrecken, daß ſie das Haus offen und ſeine Seele darin gefunden hätten, da geſtanden wären. Niemand habe ihnen ja ſagen können, wohin er entwichen. Der Gedanke habe ſie gefoltert, daß ſeine Feinde ihn nach der Baſtille geſchleppt, da auch ſie in der Stadt gehört, wie er, dem Könige gegenüber, für ſeine Glaubensgenossen geredet. Dieſer Furcht und Qual ſeien ſie indeſſen bald entriſſen worden; denn wenige Augenblicke ſpäter ſei ein wilder Haufe in das Haus geſtürmt, den Marquis von Lavannes an ſeiner Spitze. In allen Räumen des Hauſes habe man geſucht; ſie habe man geſchlagen, geſtoßen, mißhandelt und gefordert, daß ſie ſagten, wo ihr Herr ſei. Als ſie das nicht gekonnt, habe man mit Folter und Kerker gedroht. Endlich habe denn doch der Marquis eingesehen, daß er ohne ihr Vorwiſſen entflohen ſein müſſe. Wüthend darüber, daß ihm ſein Schlagopfer entgangen, habe er das Haus und Alles, was es enthalte, dem Haufen preisgegeben und ſei dann hinweggeeilt, um mit Veritlenen nach allen Richtungen hin die Entflohenen zu verfolgen. Da nun die wüſteſte Plünderung erfolgt ſei, wäre ihnen Gelegenheit gegeben worden, ſich den Unholben durch Entfernung zu entziehen, und erſt gegen Tag ſeien ſie in die zerſtürten und ausgeraubten Räume zurückgekehrt.

Du Pleſſis-Mornai hörte mit Entſetzen dieſe Erzählung an, und verließ dann mit den Dienern Drole's die Stätte, wo es die Ereignisse bezeugten, was den edeln Bewohner würde erwartet

haben, wenn er das Unglück gehabt hätte, in ihre Hände zu fallen, die ihn so bodenlos haften.

Während sich dies hier zutrug, war dort am Ufer der Seine der Wald nicht lange Zeuge der Vorbereitung zur weiteren Flucht.

Der Diener, den Mornai hier mit den Rossen hatte warten lassen, war ein treuer, zuverlässiger Mensch. Zwar mit der Auvergne unbekannt, wußte er doch in den Gegenden, welche sie zuerst zu durchreisen hatten, genau Bescheid. Jeder Wald, jeder Schlupfwinkel war ihm bekannt. Ein Saumroß trug Lebensmittel und Erquickungen. Mornai hatte Alles vorgesehen. Um sich möglichst unkenntlich zu machen, mußte de Birole seinen Bart abnehmen, seine Kleidung mit der im Lande üblichen vertauschen. Selbst die Pferde waren der Art, daß sie durch Schönheit und edle Race kein Aufsehen erregen konnten. Am Tage rasteten sie meist in den Wäldern oder auf einzelnen Höfen und Mühlen, und in der Nacht setzten sie ihre Reise fort. Und als sie endlich jene Gegenden erreichten, wo die zerklüfteten, verbrannten Berge der Auvergne begannen, da wurde Birole selbst der Führer des kleinen Zuges.

Was ihn am Schwersten bekümmert, die Besorgniß, sein Kind, sein theurer Sui, werde die Reise erschweren, verschwand gänzlich. Das Kind freute sich der wechselnden Umgebung; freute sich, bei seinem Vater sein zu können, den es in Paris selten gesehen, und so ging die Reise ohne Abenteuer, ohne Gefahren und leichter vorüber, als er zu hoffen gewagt. Daß der edle du Pleffis-Mornai für die beiden Diener, für seine Habe sorgen werde, durfte er mit Zuversicht voraussetzen, und so kam es, daß seine Seele leicht wurde, als er die Regalberge seines Heimathlandes vor sich sah.

3.

Die Auvergne ist eins jener Gebirgskländer, wo die Natur, Gott allein weiß in welchen Zeiträumen, eine Werkstätte fürchterlicher Gewolken hatte; wo die Herfürungen durch vulkanische Eruptionen einen Umfang, eine Macht und eine Dauer nachweisen, die den Beschauer in eben dem Maße in Erstaunen setzen, als sie ihn mit Entsetzen erfüllen. Ungeheurer Krater zeigen die Herde jener Guschüttungen, die diese Berge zerklüfteten, jener Lavafelder, die, einst im Feuerflusse, weithin die Hochebenen bildeten, die Thäler ausfüllten, das Leben der Geschöpfe zerstörten, Wälder verbrannten und nun den Iden Auklid gewähren, der die Seele mit Schauern erfüllt. Wo das Feuer raslos hervorquoll, da hat ein anderes Element seine Stätte gefunden. Das Wasser hat viele der bodenlosen Krater ausgefüllt und Soen fluthen da, wo einst das Feuer waltete, Mächtige Lauffteinalager dehnen sich aus. Der Himmelsstein bedeckt weite Strecken und Basalte erheben ihre seltsamen Säulen-gebilde oft auf den Spitzen der Bergkegel in grotesken Formen.

Wo die Macht der atmosphärischen Einflüsse einwirken konnte, ist der Proceß der Verwitterung seit den Jahrtausenden wirksam gewesen, in fruchtbare Erde die Lavafelder umzuwandeln und noch heute, in dem Zeitpunkt der Begebenheiten aber, denen diese Blätter gewidmet sind, noch viel mehr, bedecken und bedecken mächtige Waldungen diese Gegenden, wo die Bevölkerung noch ziemlich vertheilt war.

Einzelne Kegelsberge erheben sich wie Pyramiden gen Himmel und weithin reicht das Auge in die wilde Landschaft von ihrem Gipfel.

So lag in fast gleicher und ansehnlicher Entfernung von den Städten und Städtchen Pierrefort, Coulabey, la Boule und Longert in einem sehr breiten, von Lava theilweise erfüllten Thale, welches ein sich weithin ziehender Berggräben von beiden Seiten einschloß, und gerade da, wo es einen weiten Kessel bildete, ein einzelner hochauftretender Kegel. Basalte und Trachite traten hier und da

in wilden, zerklüfteten Gefaltungen an seinen Seiten zu Tage, während sonst ein dichter Buchenwald ihn bedeckte. Er war schwindelnd hoch und fiel so jäh ab nach allen Seiten, daß er völlig unzugänglich schien, sah man ihn aus der Ferne. Erst in der Nähe gewahrte man einen im Baumschatten versteckten, sich rings um den Berg aufwärts windenden Weg, der aber an vier Stellen durch Thore gesperrt war, welche feste Thürme vertheidigten.

Oben hatte er einst einen Krater; aber die Zeit, wo aus seinem Schlunde Flammen emporsiegen, lag weit in der Zeiten Ferne. Verwitterndes Gestein von seinen Rändern war hineingestürzt in den Zuckungen, welche wohl noch lange nach dem Erlöschen der kleineren Vulkane die Ausbrüche der mächtigeren hervorriefen. So hatte sich im Laufe der Zeit diese Tiefe ausgefüllt und eine Ebene gebildet, wo die Pflanzenwelt ihre Nischen emporkrieb, als die kampf-lustigen Zeiten des zehnten und elften Jahrhunderts den Gedanken gebären, mächtige Burgen auf Höhen und Gipfel anzugänglicher Berge zu Schutz und Trutz zu erbauen. Auch auf dieser Höhe entstand eine solche Burg, von deren ersten Anfängen so wenig, als von denen, die diesen kühnen Gedanken gezeugt und ausgeführt, die Chroniken der Mönche der zahlreichen Klöster des Landes zu erzählen wissen.

Es waren Mauern für die Ewigkeit gebaut. Ganze Felsblöcke hatte der unzerstörbare Meitel verbunden zu einem Ganzen, und eine solche Mauer umschloß in bedeutender Höhe und in gleichen Entfernungen von Thürmen besetzt, die ganze Rundform des abgestuhten Regelberges.

Innerhalb dieser äußeren Mauer zog sich in engerem Kreise eine zweite, noch höhere. Fallbrücken verbanden diese beiden Mauern, die an ungeheuren Ketten, im Falle eines Ueberralls, angewandt werden konnten. Die Thürme der inneren Mauer standen so, daß, aus der Ferne gesehen, fast ein Thurm an dem andern stand, das heißt, sie nahmen ihre Stelle genau zwischen den Thürmen der äußeren. In dem Kreise, der sich innerhalb der zweiten Mauer bildete, befand sich ein geräumiger Hof und an diesen schloß sich zu beiden Seiten

ein großer Garten an, welcher bis an die großen Gebäude hinlief, welche sich an der schroffsten, der abendlichen Seite des Berges, an die innere Mauer lehnten, überragt von einem mächtigen runden Thurme, dessen Haupt in ungeheurer Höhe über alle Thürme und Mauern hinausblühte.

Von diesem Hauptthurme zogen sich die Wohnungen der Knappen und Reifigen hin, nebst den Ställen und Vorrathshäusern. Rechts aber stand, mit einem breiten Balcone geziert, das spitzgiebelige Ritterhaus, mit weiten Hallen, Sälen und Wohngemächern, deren Einrichtung jedoch dem feinem Geschmack einer spätern, luxuriösern Zeit ihre ursprünglichen Formen hatte zum Opfer bringen müssen.

Da erblickte man die mächtigen Kamine, die des Steinmeßers Meißel verziert hatte mit Darstellungen von Schlachten, phantastischen Thiergestalten und Frucht- und Blumengewinden oder Tropfäen von Waffen seltsamer Form; da sah man an den Wänden die dauerhaften Ledertapeten, in die goldene Darstellungen gepreßt waren. Da stand an den langen Wänden das Schreinwerk von massivem Holz, an dem der Schnitzer seine Kunst geübt hatte, und die Stühle mit hohen, ausgearbeiteten Lehnen und schwellenden Rissen von derbem Damaste. Da hingen an den Wänden kostbare Rüstungen in blankem Stahle mit eingelegter, herrlicher Arbeit. In dem Schreinwerke fesselten den Blick hinter den hellen Glasscheiben die Schüsseln, Teller und Pokale aus edlern Metalle, häufig mit den schönen Bildwerken getriebener Arbeit oder dem schönen Niello verziert, wie nur die italische Kunst die Geräte der Tafel schmückte, und aus den Fenstern leuchteten die Malereien in den brennendsten Farben, durch welche der Sonnenstrahl herrlich gebrochen wurde. Alles athmete hier einen Wohlstand; alles wies auf einen gebiegeenen Reichthum hin, wie er nur alten, mächtigen Familien eigenthümlich war. Das war die Burg Saint-Flour, dem edelsten Geschlechte der Auvergne, den de Virole's zuständig, und so weit das Auge von

den Zinnen des Wärtthurmes reichte, erkannten Land und Leute diese Familie als ihre angestammte Herrschaft.

Die Zeiten der mittelalterlichen Kämpfe waren indessen längst zu Grabe gegangen, aber nicht die Burg, welche Zeugniß von der Macht und dem Reichthum des Geschlechtes gab. Es gehörte zu ihrem Stolze, zu ihrer Lebensaufgabe, sie zu erhalten, wie sie aus fernen Zeiten, stets in jungfräulicher Reinheit, nie erobert, nie besetzt, den späteren Sprossen des alten Stammes war überliefert worden. Reich begütert, wie in der Auvergne, so in der Dauphiné, war die Familie in zwei Aeste auseinander gegangen. Die Güter in der Dauphiné beherrschte die ebenfalls mächtige Burg Arbeque, welche auf steiler Höhe unweit Pont de Royan lag.

Der Aft, welcher sich de Viole de Saint-Flour nannte, bewohnte die Burg dieses Namens in der Auvergne; der andere Aft nannte sich de Viole d'Arbeque und blühte auf dieser Burg in der Dauphiné.

Als von Genf aus das Licht der Reformation in Frankreich Eingang fand, gestaltete sich hier ein Verhältniß, wie es vielfach sich erwies.

Die Familie de Viole hatte nur noch zwei Repräsentanten, einen Herrn de Viole d'Arbeque und Claude de Viole de Saint-Flour. Jener war nie in die verschlungenen Wege der Wissenschaft eingetreten. In dem Stolze seines alten Stammes verachtete er die Schätze des Erkennens und Wissens. Ihm galt es nur, den Adel in seiner Reinheit und Würde zu erhalten, in den Kriegen des Königs Fahnen zu folgen, und manchen Ruhm hatte er sich erworben. Gleichalterig mit ihm, war Claude de Viole de Saint-Flour zu anderen Thätigkeiten des Geistes geleitet worden. Der Durst des Wissens drängte ihn, in die Schachte der Wissenschaften hinabzusteigen, und sein Lehrer hatte ihn früh in die Gebiete der Astrologie eingeführt, welche er später mit besonderm Eifer verpflgte. Noch in den reiferen Jahren, nachdem ihm die Sorbonne ihre Weisheit eröffnet, war er hinüber nach Genf geeilt,

und hier hatte der wie rastende Leib des Erkennens ihm das Evangelium erschlossen, an dessen heiligem Gottesquelle sein Geist die vollste, reichste Befriedigung fand. d'Arbeque war in vielen Beziehungen einer andern Bestimmung ergeben — stolz auf seinen alten Adel, und diese verschiedenen Richtungen hatten die Wirkung hervorgebracht, daß eine unübersteigliche Kluft ihre Herzen trennte. Sie wurden sich völlig fremd, ja noch mehr, ein glühender Haß entzweite sie völlig, der jedoch anderen Wurzeln entvoungs.

Elaude de Biote de Saint-Flour war ein Feuerkopf. Die Hand zu einer Ausgleichung zu bieten, war seine Sache nicht. Er bedurfte seines Betters so wenig, wie dieser ihn nöthig hatte. So blieben sie geschieden.

Elaude de Biote lebte auf seiner Burg Saint-Flour, jagte in seinen weiten Forsten und trieb Astrologie, die er in Genuß bei einem alten Spanier, welcher Aerebo hieß, eifrig fortgesetzt hatte. Er vertiefte sich in seine Studien so sehr, daß er in Gefahr war, ganz dem Leben und einer, seinen reichen Kenntnissen entsprechenden Laufbahn entzogen und entfremdet zu werden.

Da ereignete sich Etwas, und dies Ereigniß gab seinem Leben eine andere Richtung.

Seine Besitzungen grenzten an die Güter einer andern edlen Familie der Auvergne. Seit Jahren schwebte ein Prozeß über das Eigenthum eines ausgebeuteten Waldes. Die von Dubraque bestritten das Recht der Biote's an diesen Wald. Bereits alle Instanzen hatte der Prozeß durchlaufen, und die Kosten desselben, wie eine Reihe von Unglücksfällen, hatten den Wohlstand der Familie d'Dubraque gänzlich untergraben. Nun wurde er vor dem Parlamente zu Paris verhandelt, und alle Aussichten waren dafür, daß Biote ihn gewann. Er selbst eilte nach Paris, um seine Rechte zu vertreten.

Der Glanz und das Feuer seiner Berechtigkeit, unterstützt unzweifelhaften Documenten, welche er in dem Archive zu

Saint-Flour gefunden, machten ihn zum Sieger in diesem Rechtsstreit und — leiteten die Blicke des Kanzlers de l'Hopital auf das ruhmvolle Talent des jungen Mannes.

Eines Abends trat ein alter, ehrwürdiger Parlamentsrath in seine Wohnung.

„Ich komme,“ sagte der ehrwürdige Mann, „Euch Glück zu wünschen zu dem glänzenden Siege, den Ihr vor den Schranken des Parlaments errungen. Ich würde Euch auch zu der bedeutenden Vermehrung Eures Besitzes Glück wünschen, wenn ich könnte.“

Bloue schryte.

„Warum könnt Ihr das nicht?“ fragte er mit Erstaunen.

„Haltet Ihr es für ein Unrecht, Herr Parlamentsrath?“ —

„Das nicht,“ sagte der Greis, „denn Euer Documente sind unzweifelhaft. Sie weisen Euch den rechtmäßigen Besitz zu; ich selbst habe das Urtheil fällen helfen; aber es führt einen edlen Greis in das tiefste Elend. Der alte b'Dudraque ist bettelarm durch dies Urtheil geworden und vollends durch die ungeheueren Kosten desselben, die er zu tragen hat. Der würdige Mann ist gebeugt, wie ich noch nie einen Menschen gesehen habe. Und er steht nicht allein in der Welt. Sein Unglück zieht sein schuldloses Kind mit in den Abgrund — oder überliefert es den Lastern des Hofes, denn Diane von Voltiers, gerührt von der Lage des Mädchens, will es in den Kreis ihrer Damen aufnehmen. Ihr wißt, was das heißt. — Ein anderer Ausweg ist nicht übrig. Ich habe heute heiße Thränen in den Augen des Greises und des Mädchens gesehen.“ —

Bloue stand betroffen da.

„Ihr seid ein Ehrenmann,“ sagte er; „Ihr wärt der Freund meines Vaters. Ihr wißt, ich setze Alles daran, mein Recht zu erlangen, nicht den Wald. Gott hat mich gesegnet. Sagt dem Greise, daß ich auf den Wald zu seinen Gunsten verzichte und ihm morgen die Urkunde einhändige. Sagt ihm das. Seine Thränen würden mir auf der Seele brennen.“

Der edle Parlamentsrath du Bourg umarmte den jungen Mann mit tiefer Rührung.

„Ich kannte Euch, Viole,“ sagte er mit bebender Stimme. „Ihr seid meines Freundes würdiger Sohn. Ich wußte, daß es nur dieser Mittheilung bedurfte, um diese Wendung herbei zu führen. Kennt Ihr d'Dudraque?“

„Nein,“ sagte Viole. „Ihr wißt, daß der Rechtsstreit eine Kluft zwischen uns bildete, die uns seit länger denn fünfzig Jahren schied.“

„Ich weiß es wohl,“ sagte du Bourg; „aber ist es recht, daß eine solche Feindschaft fortbauere? Wahrlich, nein!“

„Sehr wahr,“ sagte Viole. „Ich bin bereit, die Hand aus Herzensgrunde zum Frieden darzubieten.“

„Auch das hab' ich von Euch erwartet,“ sagt du Bourg. „So schlage ich denn vor, daß Ihr mich zum alten d'Dudraque begleitet.“

Viole widersetzte sich nicht.

Sie gingen. Ihr Weg führte sie nach langem Wandern in eine dunkle Gasse der Cité. In ein unansehnliches Haus leitete der Greis seinen Begleiter. Du Bourg öffnete die Thüre zu einer kleinen Stube, und sie traten ein.

Das Gemach war ärmlich. Bei einer Lampe saßen zwei Personen, ein Mann von etwa sechzig Jahren in unscheinbarem Hauskleid und eine Jungfrau von höchstens achtzehn Jahren. Sittig, aber einfach war ihre Kleidung; aber Viole bekannte sich stille, daß er nie ein weibliches Wesen erblickt, das schöner, nie eins, dessen Züge engelreiner und seelenvoller gewesen. Sie saßen stille da, der Kummer malte sich unverkennbar auf den Gesichtern.

„Ihr bringt die Hiobspost, du Bourg,“ sagte der Greis wehmüthig. „Sie hat mich schon früher ereilt. — Doch — wer ist der junge Mann, der Euch begleitet?“

„Der Sohn eines Freundes,“ sagte der Parlamentsrath, — „Claude de Viole de Saint-Flour.“

Der Greis erblickte, und in des schönen Mädchens Augen traten Thränen.

„Du Bourg,“ rief der Greis, „Ihr wart mir jederzeit ein Freund, aber heute werde ich zweifelhaft. Wollt Ihr meinem Feind einen Triumph bereiten, der mich niederbrückt?“

„Nein,“ sagte Viole, und die Bewegung seines Herzens klang in seinem Tone durch, „nein; Gott verhöle, daß Ihr so mein Kommen auslegen solltet! Lange Zeit, fast über ein halbes Jahrhundert, hat ein unseliger Rechtsstreit unsere Familien entzweit. Das soll nicht länger sein. Ich komme, Euch anzukündigen, gnädiger Herr, daß ich auf den Wald verzichte, aber um Eure Freundschaft bitte.“

b'Dubraque sah fest in des jungen Mannes Auge.

„Ich danke Euch,“ sagte er, „für Euer Besinnung! Es soll mir lieb sein, wenn der Hader zwischen Nachbarn endet, aber eine solche Wohlthat anzunehmen, bin ich zu stolz. Behaltet, was rechtmäßig Euer ist.“

Du Bourg und Viole begriffen, daß sie sich überleit. Beide waren verlegen und rathlos.

„Marie,“ sagte b'Dubraque, „lade die Herren zum Sitzen ein.“

In dem Wesen des Greises lag eine Höheit und Würde, die Viole niederbrückte. Er faßte seine Hand und bat, ihn nicht zu verkennen. Es sei ein Herzenswunsch, sich mit b'Dubraque auszusöhnen.

Der Alte brückte seine Hand. „Ich will nicht mit der Schuld des Hasses beladen vor meinen Richter treten,“ sprach er „aber redet nie wieder von dem Gegenstande, der unsere Familien entzweit.“

Sie setzten sich. Du Bourg gewann seine Fassung wieder.

Er leitete mit der Gewandtheit des Weltmanns ein Gespräch ein, an dem auch Marie Antheil nehmen mußte, und Viole horchte mit angehaltenem Athem, wenn das sein geblickte, schöne Mädchen

sprach. Sie schieden als Freunde, und Viole nahm einen tiefen Eindruck mit hinweg.

Als sie auf der Straße angelangt waren, sagte Viole des Parlamentsrathes Hand.

„Um Gotteswillen, verhältet, daß dieser Engel an den Hof komme,“ sagte er mit einer Wärme, daß du Bourg lächeln mußte.

„Wir haben heute einen dummen Streich gemacht,“ sagte er, „ich will mich hüten, einen zweiten hinzuzufügen. Der alte d'Dubraque ist ein Ehrenmann, aber er versteht keinen Scherz, und sein Zartgefühl hat eine Feinheit, daß es nicht die leiseste Berührung duldet. Seine Selbstständigkeit ist seinem Zartgefühl gleich.“ —

Viole seufzte. Das Mädchen hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, der nicht jenen flüchtigen ihn beizugefellen gestattete, welche der nächste Augenblick verwischt.

Schon nach einigen Tagen besuchte er d'Dubraque wieder. Je mehr er Marien kennen lernte, desto tiefer wurzelte die Liebe in seinem Herzen.

Endlich sagte er zu du Bourg: „d'Dubraque hat meine Verzichtleistung auf den Forst nicht angenommen; nun weiß ich einen Ausweg.“

„Welchen?“ fragte du Bourg mit Interesse.

„Diesen,“ sagte Viole — „es gibt mir Marie zum Weib und macht mich zum glücklichsten Menschen.“

Du Bourg sah ihn an. „Viole,“ sagte er, „zum Scherzen seid Ihr zu edel; ist es aber Euer Ernst, so segne Euch Gott!“

Die Freude des Parlamentsrathes war außerordentlich. Er übernahm es, den Sinn des Men zu erforschen; denn über Mariens Gesinnung glaubte Viole im Klaren zu sein, da er sie beobachtet. Auch du Bourg war bald seiner Sache gewiß, denn d'Dubraque äußerte sich mit ebenso viel Achtung als Wohlwollen über Viole.

Viole ging nun öfter zu Marien und gewann die beglückende

Gemüthlichkeit, daß sie ihre Liebe. Sie wurde seine Wittin, und der Kreis ging mit dem jugendlichen Paare nach Saint-Flour.

Fünf Jahre eines ungeführten Glückes flossen ihnen theils zu Saint-Flour, theils in Paris hin, denn Viole war zum Parlamentsrath ernannt worden. Sein geliebtes Weib, das ihm die Erde zum Himmel machte, schenkte ihm einen Knaben, aber sie kränkelte seit dem Wochenbett und erlag endlich. Der Vater folgte der geliebten Tochter bald, und Viole stand allein mit seinem Kinde, verlassen und arm im Leben da.

In die Mauern von Saint-Flour begrub er sich mit seinem Schmerz, und nur dem Bitten, dem Drängen seiner Freunde gelang es, ihn wieder in den Kreis der Thätigkeit zurückzuführen, aber die Blüten des Glückes hatte die Hand des Todes abgestreift. Viole war der Freude abgestorben. Seinem Kinde, seinem Beruf und seinen astralogischen Studien waren seine Kräfte und seine Zeit gewidmet. Selten milderte ein Lächeln den tiefen Ernst seiner Züge. Mit der ganzen Kraft seines Wesens gab er sich dem Wirken für seine Glaubensgenossen hin, und dies Streben war es, welches die Katastrophe herbeiführte, welche ihn zwang, aus Paris zu fliehen, seine Stellung, ja sein Vaterland aufzugeben.

Als ein Flüchtling kehrte er nach Saint-Flour zurück, als ein Geächteter. Der Ort, wo er die glücklichsten Tage seines Lebens verlebte, konnte ihm selbst auf die Dauer keine Sicherheit geben. Welch' einen Befehl des Glückes hatte er im Kreislaufe weniger Jahre durchlebt.

Und es schien, als sei das Maß seiner Leiden noch nicht voll. Durch die Strapazen der Reise erkrankte sein Kind, das lehte Gut, was ihm aus dem völligen Schiffbruche seines Lebens geblieben war.

Tag und Nacht saß er am Bettchen seines Kindes und belauschte jeden Athemzug. Umsonst war das Fliesen seines Burgmars, des treuen Robaud, daß er sich Ruhe gönne und sich schone. Er wick nicht. Der Schmerz drohte sein ohnehin schwer getroffenes

Herz zu brechen; doch die göttliche Vorsehung erbarmte sich des Vielgeprüften. Die Krankheit des Kindes brach sich, das Fieber schwand. Bald erholte sich das Kind wieder. Jetzt trat die Sorge, ihm den Vater zu erhalten, in den Vordergrund; denn Viole konnte sich über seine Lage nicht täuschen. Es war zu verwundern, daß ihm die Rache seiner Feinde, namentlich der *Hab Lavannes*, der einst vor dem Parlamente einen Rechtsstreit verlor, dessen Verlust er allein Viole's Scharfsinn und strenger Rechtllichkeit zuzuschreiben hatte, und der ihn beschwigen mit der Gluth eines verworfenen Herzens haßte, so lange Raß und Ruhe auf *Saint-Flour* ließ.

Mit *Rabaud* sprach er oft über seine Lage, denn ihm konnte er sich unbedingt anvertrauen. *Rabaud* war aus der *Dauphiné* und stand seit den Tagen seiner Jugend in Viole's Diensten, seinem Herrn mit wandelloser Treue ergeben. Auch *Rabaud* theilte *du Pleßis-Mornai's* Ansicht, daß Viole nach England fliehen müsse; aber da trat die Vaterliebe mit all' ihren heiligen Rechten in den Weg. Sein Kind konnte und durfte er den Mühseligkeiten einer Reise zur Küste, den Gefahren einer Seereise nicht aussetzen. Und ohne *Gui* — glaubte er das Leben nicht ertragen zu können.

Rabaud schlug ihm vor, *Gui* ihm anzuvertrauen. „Er wolle,“ sagte er, — „in seine Heimath, in die *Dauphiné* gehen und *Gui* für seinen Sohn ausgeben, ihn aber so erziehen, wie es sein Stand erheische.“

Viole wußte in seinen Händen den Sohn wohl versorgt — aber sich von ihm zu trennen, konnte er nicht über sich gewinnen. Da entschied schnell ein Brief, den *Rabaud* aus der Hand eines wandernden Zigeuners erhielt, deren Horden Frankreich durchzogen.

Er war von *du Pleßis-Mornai*.

„Ihr seid keine Stunde mehr auf *Saint-Flour* sicher,“ schrieb er dem Freunde. „Man vermuthet Euch dort und trifft Vorberei-

tungen, Euch dort gefangen zu nehmen. Ihr kennt Lavannes. Er setzt Alles daran, seine Rache an Euch zu befriedigen. Er hat den doppelten Plan, Euch zu verderben, und den giftigen Dolch dadurch, um so tiefer in Euer Herz zu bohren, daß er Euren Sohn in dem katholischen Glauben erziehen lassen will. Ihr seid geküßt. Der König hat Dianen von Poitiers Eure sämtlichen Güter geschenkt. Ihr kennt dies Weib. Sie wird nicht zaubern, Saint-Flour in Besitz zu nehmen. Fliehet so schnell Ihr könnt. Geb' es Gott, daß dieser Brief noch zur guten Stunde in Eure Hand kommt. Vermeidet, wo möglich, Städte und Dörfer auf Eurer Flucht. Man achtet überall auf Euch. Gott schütze Euch!" —

Der Brief trug keine Unterschrift, aber es war die Handschrift Mornai's. Viole kannte sie.

Als er diese Zeilen gelesen, sank er, bleich wie der Tod, in seinen Lehnstuhl zurück. Rabaud ahnte den Inhalt. Er fragte nicht. Viole reichte ihm den Brief.

Als er ihn gelesen, rief er: „Jede Minute ist kostbar, laßt uns schnell und entschieden handeln. Ihr müßt nach La Rochelle fliehen und von da nach England; ich mit Gut nach der Dauphiné. O, vertraut mir Euer Kind an. Gott sei mein Zeuge, daß ich es so erziehe, wie es seinem Stande gemäß ist!“

Er ließ Viole nicht zu Worte kommen, sondern eilte hinweg, die nöthigen Anordnungen zur Flucht zu treffen. Viole kämpfte den schwersten Kampf seines Lebens; aber die Stimme der Vernunft gebot dem Herzen, Rabaud's Vorschlag anzunehmen. Die Lage des Augenblicks, die Noth forderte gebietetisch das Opfer des Herzens, und wie es auch bluten möchte, der klare Blick auf jene Lage entschied.

4.

Als die Nacht auf die dunkeln Berge der Auvergne ihren dunkleren Schleier ausbreitete, nahte der gefürchtete Augenblick des Scheitens. Rabaud, der sich schnell des Knaben ganze Liebe erworben, erzählte ihm, sein Vater müsse verreisen, und Biolo waffnete sich mit der ganzen Kraft der Selbstbeherrschung, als er den Knaben an seine Brust und den langen Segenstuß auf seine Stirne drückte. Ach, er meinte, das gepreßte Herz müsse brechen; aber er war Mann und riß sich los, und während er den Weg nach La Rochelle einschlug, floh Rabaud mit dem Knaben in der Richtung der Dauphiné. In einem Mantel gehüllt, hielt abwechselnd Rabaud und der Diener den Knaben, und da er bald sanft einschloß, konnten auch sie ihre Reise ungehemmt fortsetzen, und waren, als es tagte, schon weit genug von Saint-Flour und aus jedem Kreise gewichen, innerhalb dessen das Auge des verfolgenden Hasses nach seinen Opfern suchte.

Biolo floh in der äußeren Erscheinung eines Pferdehändlers und Kofstamms, einer Rolle, zu welcher er, bei großer Vorliebe gegen das edle Thier, eine besondere Befähigung hatte. Das lange Haar und Bart waren entfernt. Der Kummer und die Erfahrungen der letzten Zeit hatten eine so wesentliche Veränderung in seinem äußeren Menschen hervorgebracht, daß ihn in der dürftigen Kleidung seines Gewerbes Niemand würde erkannt haben. Zudem war sein Pferd ein Thier von der kleinen, aber dauerhaften Auvergnaterrace, und er sprach, aus früheren Zeiten ihm noch eigenthümlich, die Mundart der Auvergnaten bis in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten mit einer Gewandtheit und Fertigkeit, die auch den schärfsten Beobachter hätte täuschen müssen.

Er ritt nur Feldwege, soviel es ging, und wenn er die Landstraße benutzen mußte, so geschah es zur Nachtzeit. Bis jetzt war er ungefährdet weiter gekommen, aber es stand ihm eine Gefahr bevor, an die er weniger dachte, als irgendwie. Seine Feinde

hatten aber die Zeit wohl benutzt, die sein Aufenthalt in Saint-Flour ihnen gegönnt.

Eines Tages hatte er eine weite Strecke zurückgelegt, und war gegen Abend genöthigt, auf die Landstraße einzubiegen. Nur noch eine glückliche Tagereise — und er war in La Rochelle!

Muthiger schlug sein Herz und rascher trabte er mit seinem Auvergnier Klepper einem armseligen Dorfe zu, wo er eine friedliche Schlafstätte und die nöthige Erquickung zu finden hoffte. Plötzlich vernahm er Hufschlag hinter sich. Auszuweichen war nicht möglich.

Die Dämmerung begann schnell hereinzubrechen. Um keinen Verdacht zu wecken, ließ er sein Thier im Schritte gehen, und bald war der Reiter an seiner Seite. Ein Blick, den er beim Gruße des Reiters auf diesen warf, ließ ihn ein Glied der gefürchteten Maréchaussée erkennen. Sein Herz pochte heftig, aber er nahm sich zusammen.

„Ein Koskamm?“ fragte der Reiter.

„Ja,“ erwiderte Viole im Dialekte des Volkes der Auvergne.

„Was willst Du so weit von Deiner Heimath machen?“

„Geschäfte,“ entgegnete Viole. „Unser Einer muß oft gar weit herumziehen, ehe er findet, was er sucht.“

„Was suchst Du denn?“ fragte der Reiter und sein stehendes Auge musterte den Koskamm, der ihm Verdacht einflößte.

„Darf ich Euch vertrauen?“ flüsterte Viole, sich gegen ihn neigend.

„Freilich!“ rief der Andere; „Du siehst, daß ich im Dienste des Königs stehe.“

„Nun,“ versetzte Viole, „Ihr wißt wohl, daß die Hugenotten sich unter Coligni rüsten.“

„Nein,“ rief, von der Nachricht betroffen, der Reiter.

„Ihr könnt mir's glauben,“ fuhr Viole fort; „aber das thut Ihr auch glauben, daß die Unseren die Hände nicht in den Schooß legen. Der Herzog von Guise sammelt in Lothringen ein Heer.“

Da fehlt's an Gäulen und ich und zwei Freunde haben eine Lieferung von hundert guten Thieren übernommen. Ich will hier herum solche austauschen, die ich brauchen kann, und der eine meiner Freunde ist nach Languedoc, der andere in die Dauphiné gezogen."

"Da könntet Ihr aber übel wegkommen, wenn Einer mehr kaufte als der Andere," sagte der Reiter.

Viola lachte hell auf. "Ich sehe wohl, Ihr versteht von dem Handel nichts. Denn gesetzt, es kaufte Einer von uns mehr Thiere, so wissen wir schon Rath, sie unterzubringen. Billiger Einkauf und theurer Verkauf ist die Grundlage eines guten Geschäftes."

"Das ist richtig," versetzte der Reiter von der Marchaussee.

"Hier in der Gegend wirst Du aber schlechte Geschäfte machen," setzte er hinzu.

"Das glaubt Ihr," sagte Viola, "ich nicht. Kommt Ihr übermorgen wieder in das Wirthshaus dort im Dorfe, so werde ich Euch beweisen, daß ich nicht im Trilben fische."

Der Reiter schwieg. So sehr auch Viola auf das Unbefangenste sich zu äußern bemühte, der Andere hielt seinen Verdacht fest. —

Im Wirthshause setzte sich der Reiter in eine dunkle Ecke, um jede Bewegung Viola's zu beobachten. Der Reiter fand in der Haltung Viola's etwas, was ihn bedenklich machte.

Dieser aß sein Abendbrod und unterredete sich mit den Bauern, die an dem Tische saßen.

Da ging die Thür auf und eine Zigeunerin trat herein. Ihre blizzenden Augen überstauten schnell die Gesellschaft. Plötzlich that sie, als erblicke sie jetzt erst Viola. Mit freundlichem, vertraulichem Lächeln trat sie ihm näher.

Viola erkannte die Alte sogleich und hatte Mühe, seine Angst zu bewältigen.

"Et guter Abend, Pierre Rabaud," sagte sie herzlich. "Seit

wann bist Du hier? Du hast gewiß schon gewittert, daß Gilles Kollet zu Dombville seinen schönen Schimmel verkaufen will?" —

„Woher weißt Du denn das, Abelma?" fragte Biolo, der schnell von seiner Angst befreit war.

„Sel!" lachte die Alte, „wir wandern hier und da herum und hören da Mancherlei, wie Du weißt."

„Hält er ihn theuer?" fragte Biolo halbblaut, sich zu der Alten neigend.

„Naß, er ist nicht jünger geworden seit ~~vor~~ zwei Jahren — aber der Herzog von Guise kann ihn noch mit Ehren reiten."

„Pst," zischte Biolo und machte ein Zeichen, daß sie vorsichtiger sein solle.

Abelma sah sich besorgt um; als sie keinen Gegenstand zu bemerken schien, der sie ängstlich machen könnte, fuhr sie fort: „Wenn es Dir recht ist, Pierre Rabaud, so will ich ihn einmal anhörchen, was er fordert?" —

„Darüber wollen wir morgen reden," sprach Biolo, „für heute bin ich sehr müde und will zu Bett gehen. Gute Nacht!"

— Er stand auf und ging weg.

Der Reiter von der Marchauffée winkte der Alten.

„Kennst Du den Kofklamm?" fragte er.

„Wie soll' ich nicht," sprach sie lachend. „Wer kennt den Pferdehändler Pierre Rabaud von Grenella nicht? Seine Frau hat mir manche Wohlthat erwiesen, und er begegnet unser Einem gar oft."

Der Reiter sah sie forschend an, weil er immer noch Verdacht hegte.

„Soll ich Euch wahr sagen?" fragte Abelma.

„Geh'," sagte der Reiter, „und suche Dir Andere, die Dir glauben."

„Auch Ihr glaubt mir, was ich Euch sagen werde!" versetzte mit so auffallendem Nachdruck die Alte, daß der Reiter ihr seine Hand ließ.

„Diese Linie,“ sagte sie, in die Hand schauend, „weist nach Clermont. Rechts von der Kathedrale, Nr. 187, sitzt in einer kleinen Hinterstube ein Vögelein, das von Saint-Flour ausgeflogen ist! Gute Nacht!“

Sie wollte sich entfernen. „Halt!“ rief der Reiter und sagte sie. „Bleibe! Was sagtest Du da?“ —

„Ihr habt's ja gehört,“ erwiderte Adelma.

„Woher weißt Du es?“

„Kennt Ihr den Cas? Cas ist der schlaueste Spürhund. Er hat's gesagt.“

„Kann ich mich darauf verlassen?“ —

„Mich hat Cas noch nicht betrogen!“

„Alte, Du sollst reich belohnt werden!“ rief der Reiter. Sprang auf und eilte hinaus. Wenige Minuten später hörte man ihn davon jagen.

Die Alte schien das so theilnahmlos anzuhören, als berühre es sie nicht, und doch jubelte sie innerlich.

Die Stube wurde leer und die Alte kauerte sich in einen Winkel. Sie war oft in dem Haus und zog durch Wahrsagen manche Gäste an.

Allmählig wurde es auch still in dem Haus, und als gegen Mitternacht alle Bewohner schliefen, schlich sie in den Stall, wickelte Stroh um die Hufe des Pferdes, das Viole geritten und führte es vor das Thor. Dann schlich sie an seine Kammer und klopfte leise.

Viole, der nicht schlief, auch sich nicht ausgekleidet, öffnete.

„Schnell,“ sagte sie und schlich wieder hinab. Er folgte. Sie führte ihn zu seinem Thier und sagte: „Ich erkaunte Euch im Wald, als Ihr vorüber rittet und auch die Gefahr auf der Landstraße, denn der Reiter ist ein schlauer Schelm. Nun hab' ich ihn auf eine falsche Fährte gebracht. Ihr müßt schnell fort, denn es ist hier herum nicht geheuer. Wenn Ihr scharf reitet, seid Ihr als Wittig in La Rochelle.“

„Abelma,“ sagte er, „ich bin Dir ewig verschuldet!“ Er schwang sich auf's Ross, drückte ihr ein Goldstück in die Hand und ritt weg.

Wie ein Steinbild stand die Alte da und wog das Goldstück in ihrer Hand. „Gold!“ rief sie grimmig. „Ja, damit meinen sie Alles abgethan!“ Sie murmelte zürnend fort und kehrte in das Haus zurück, alle Thüren wieder sorgfältig schließend; dann öffnete sie ein Fenster, stieg hinaus, drückte es wieder zu und verschwand in dem Dunkel der Nacht.

Viole erreichte ungefährbet La Rochelle und bestieg schon am andern Tag ein Schiff, das ihn nach Englands Küste brachte.

Es war hohe Zeit für ihn, wie sie Rabaud gewesen, daß sie flohen, denn schon am folgenden Tage wurde die Burg Saint-Flour durch Bevollmächtigte Lianen's von Poitiers in Besiz genommen, und da man Viole in der Nähe vermuthete, Alles durchsucht.

Es war ein offenes Watten der göttlichen Vorsehung, daß Rabaud nicht in die Hände der Verfolger kam.

Nach vielen Mühen und Beschwerden erreichten sie endlich das Dorf, wo Rabaud geboren war. Seine alten Freunde erkannten ihn wohl wieder, aber Niemand wußte um seine Verbindnisse in Saint-Flour, nie war, seit seiner Entfernung, eine Kunde von ihm in die ferne Heimath gedrungen; so wurde es ihm ein Leichtes, Gut für seinen Sohn auszugeben und den Knaben dazu zu bestimmen, daß er ihn seinen Vater nannte. Es fiel keinem Menschen ein, daran zu zweifeln, und Rabaud lebte unangefochten in einem einsamen Hause, das er mietete, sorgfältig die Mittel verheimlichend, die er in seines Herrn Auftrag für Gut gerettet hatte.

Von Tag zu Tag hoffte er auf Kunde von seinem Herrn; aber es blieb todtstille und allmählig gewöhnte er sich daran, ihn als todt zu betrachten. Der Grund dieses Schweigens aber lag in einer teuflischen Berechnung Lavannes', die ihres Zweckes nicht verstand.

Als ihm Viole und sein Kind entgangen waren und durch heimliche Nachforschung die Gewißheit ihm geworden war, daß Viole

über La Rochelle nach England entwichen, das Kind aber anderswo geborgen sei, wußte er die Kunde auszusprengen, Gui de Birole sei in seine Hände gefallen und werde nun in einem Kloster erzogen, um als Mönch darin zu bleiben, während Birole's Briefe nie in Rabaud's Hände kamen. —

Du Plessis-Mornai bot Alles auf, über das Kind und seinen Aufenthalt Nachrichten einzuziehen, allein es war vergebens, und so kam es, daß Lavannes' Vorgeben Glauben fand, und um so mehr, je freudiger Lavannes es überall verkündete.

Diese Nachricht fand auch ihren Weg über den Kanal, zu einem Ohre, das es nicht hätte hören sollen. —

Birole war in England glücklich gelandet, aber er wollte nicht seinen Rang geltend machen, nicht in den Regionen leben, die ihm zugänglich gewesen wären. Er zog auf ein Dorf in der Nähe von London und hüllte sich dort in ein Geheimniß, welches kein Auge durchdrang. Er lebte seiner Wissenschaft, der Astrologie, weil er, befangen von den Träumen, die ihre Ausgeburt waren, die Schicksale seines geliebten Kindes, die Schicksale seiner Glaubensgenossen in Frankreich in den Sternen lesen zu können glaubte. Je mehr sein isolirtes Leben ihn dem menschlichen Umgang entfremdete, desto fester wurde er in diesem Glauben, desto in sich zurückgezogener und finsterner wurde sein Wesen. Wohl hatte er mit Rabaud abgeredet, daß er ihm Nachricht gäbe, aber dieser hatte Kunde von Lavannes' Verfolgungen und Nachstellungen erhalten durch einen andern Diener Birole's, einen von denen, die Mornai bei sich behalten. Dieser, Namens Salers, schloß sich nun an Rabaud an und Beide widmeten sich der Erziehung Gui's, aber sie wagten nicht, Nachrichten nach La Rochelle zu bringen, von dem sie so weit entfernt waren, weil der Gedanke sie quälte, es könne der wilde Lavannes sie auffangen. So kam keine Kunde zu Birole und der Gram nagte an seinem Herzen. Er schrieb nach La Rochelle an treue Freunde, und so wurde ihm die entsehlliche Kunde, die Lavannes hatte verbreiten lassen.

Der Schmerz des Vaterherzens war namenlos. Sie führte Biolo an den Rand der Verzweiflung und des Grabes zugleich. Dennoch regte seine starke Natur über die Gewalt der Krankheit, die Macht seines Geistes über die Verzweiflung. Sein Glaube und seine Wissenschaft ließen ihn wieder Hoffnung schöpfen.

Während dieser Zeit setzte Lavannes seine Nachforschungen unermüdet fort und selbst die beiden Getreuen, in deren Händen Biolo's Kleinod sich befand, bekamen Nachricht davon und verbreiteten mit Absicht die Kunde, das Kind sei todt. Auch diese Nachricht vernahm Du Pleffis-Mornai und so gelangte sie an Biolo. Nun aber legte sich die finstere Nacht des Schmerzes auf Biolo's Seele, und in der Einsamkeit vertrauerte er seine Lage, hoffend auf seine Erlösung aus den Banden des Leibes. Seine Theuern waren jenseits, mit dem Leben diesseits hatte er seine Rechnung abgeschlossen.

Die beiden Getreuen, Rabaud von Salers, die engverbundene Freunde waren, lebten indessen in stiller Zurückgezogenheit. Sie hatten, nur Ein Ziel ihrer Bestrebungen. — des Kindes Wohl, das überall für Rabaud's Sohn galt. Sie suchten ihm vor Allem jene heilige, unerschütterliche Liebe für ihren und seines Vaters heiligen Glauben einzusüßen, der ihre Herzen erfüllte; die Liebe für Alles, was gut war, in sein Gemüth zu legen, und Rabaud ließ es sich angelegen sein, nicht nur seine Leibeskräfte auszubilden, sondern auch ächte, ritterliche Gesinnung ihm einzusüßen.

Die Bilder früherer Erinnerung dümmerten bald und gingen allmählig unter. Er wußte es nicht mehr anders, als daß Rabaud sein Vater und Salers ein Verwandter sei.

Als er heranwuchs, wußte Rabaud einen protestantischen Gelehrten zu gewinnen, welcher dem Knaben Unterricht ertheilte, so in dem Glaubenslehren, als auch in dem Wissen, dessen er bedurfte. Erst, als er zum Jünglinge heranreifte, enthüllten sie ihm die Geheimnisse seiner Familie, die Geschichte seines Vaters.

5.

Frisk und fröhlich war Qui herangewachsen, und wurde kräftig und ebel und schön an Leib und Seele. Sein größtes Vergnügen war die Jagd. Tagelang konnte er unermüdet in den Wäldern umherstreichen und, reich mit Beute beladen, kehrte er am Abend heim. Stets war einer der Treuen sein Gefährte. So wuchs er kräftig heran. Jahre kamen und flogen dahin in diesem freien Leben, und während im übrigen Frankreich Verfolgungen gegen die Protestanten wütheten, ruhte stiller Friede auf dieser einsamen Gegend. So war Qui zu einem kräftigen Jünglinge herangewirft, als Franz II. plötzlich starb und Carl IX. als Knabe einen Thron bestieg, der eines ganzen Mannes bedurfte, und die Zügel der Regierung in die Hand Katharina's von Medicis fielen, deren herabse schlaue Politik, zwischen den Chatillons und Guisen schwankend, beide benutzte, um ihre höllischen Pläne zur Reife zu bringen.

Doubé, dem das Henkerbeil an einem Haar über dem Haupte geschwebt, wurde jetzt befreit, und Katharina sah sich am Ziel ihrer Wünsche — sie wurde Regentin im vollen Sinne des Wortes. Unter der ersten Schritte ihrer Regierung war ein Edict, das den Protestanten die gottesdienstlichen Versammlungen, untersagte. Des edlen Kanzlers Hospital milde Rathschläge wurden nicht gehört und mit Strenge das Edict durchgesetzt. Erst dann hörte man ihn, als in Languedoc ernstliche Unruhen ausbrachen. Der Hof sah wohl ein, wozu es führen könnte, wenn er mit Fanatismus feste Absichten verfolgte, und Hospital's Vorschläge zu einem Religionsgespräche, zur Ausgleichung der Mißverhältnisse in kirchlichen Dingen, fanden Gehör. Viele waren dagegen, fürstend die stehende Gewalt des Protestantismus; allein der Cardinal von Lothringen, dieser alte Mann, sah eine Gelegenheit, seine Gelehrsamkeit, seine Verdachtsamkeit geltend zu machen, und so fand es statt. Aller Augen waren auf die Abtei von Poissy gerichtet; allein dieser, wie so viele
-liche Versuche, mißlang.

Indeffen schienen günstige Sterne dem Protestantismus zu leuchten. Katharina von Medicis neigte sichtbar auf seine Seite — sie ließ ihn in ihrem Gemüthe zu predigen; sie schloß sichenger an Condé, an Coligni an, und täuschte Alle — denn offenbar hatte das Bestreben, sich Condé und Coligni zu gewinnen, um dem sogenannten Triumvirat Franz von Guise's, des Comtebles und des Marschalls von Saint-André ein Gegengewicht entgegenzusetzen, mehr Antheil an diesem Meinungswechsel, als die Ueberzeugung dieser, ihren Gelüsten nach Macht Alles unterzuordnenen Fürstin.

Neue Hoffnungen schöpften die Protestanten, und bis in die Thäler der Dauphiné drang die frohe Botschaft, die Kabaub von einer Reise nach Angers mitbrachte.

Neue Hoffnungsstrahlen fielen in Gui's Sobnesherz. Ist er noch, der theure Vater, sprach zu sich der Jüngling, so wird er wiederkehren, jetzt, wo Alles sich so günstig gestaltet für die Verfolgten. Auf seinen einsamen Streifereien durch die Wälder träumte der Jüngling so schön von der Zukunft, daß oft sein Herz in Entzücken schwamm bei dem Gedanken, den Vater wieder zu umarmen.

An einem schönen Herbsttage wanderte er, wieder begleitet von seinem treuen Hunde, hinaus auf die Jagd. Der Mittag war noch nicht gekommen, und mild fiel der Sonnenstrahl herab auf die Wälder und machte das Wandeln unter ihrem Laubdach überaus angenehm. Der Jüngling versank wieder in seine Träumereien und schritt, ohne die Richtung zu beachten, kräftig fürbaß. Da stand er plötzlich an des Waldes Saum, der eine bedeutende Höhe begrenzte. Vor ihm lag ein Thal mit üppigen Wiesen, in der Entfernung ein Dorf — gerade vor ihm in schwindender Höhe ein stattliches, festes Schloß. Er war fremd in dieser Gegend und erkannte es, daß er sich sehr weit von dem Orte der Heimath entfernt. Wohl jedoch erinnerte er sich, von dem Schloß Arbois gehört zu haben, und kein anderes konnte das vor ihm liegende sein. Er war erschöpft. Brennender Durst quälte ihn. Er spähte ringsumher

nach einer Quelle. In seiner Freude entdeckte sein scharfes Auge halb am Fuße eines nicht weit von ihm liegenden Felsens das Ziel seiner Wünsche, einen klaren, sprudelnden Quell. Er wollte eben sich dahin begeben, als sein Hund laut gab und, heftig an seinem Riemen zerrend, emporprang. In demselben Augenblick sagte eine nervige Faust Gui's Arm. Gui fuhr herum, und vor ihm stand ein Fremder. Er war von majestätischem Wesen. Ein grünes Jagdkleid trug er und eine reichverzierte Büchse und ein ähnliches Jagdmesser. Der Mann war längst über die Mittagshöhe des Lebens hinaus — schon an der Schwelle des Alters. Seine Züge hatten etwas Ernstes, Finsteres, das beim ersten Anblick abfiel, doch ein wohlwollender Zug schwebte um den Mund und der Blick des Auges war fest, klar und ruhig.

„Was sucht Ihr hier?“ fragte der Fremde streng. „Geht Ihr etwa zu der — — hier herumstreifenden Zigeunerbande?“ —

Die erste Ueberraschung bei Gui wich schnell. Des Mannes herrisches Wesen beleidigte sein Freiheitsgefühl, und ein Stolz regte sich in ihm, von dem er nie eine Ahnung gehabt. Er machte des Fremden Hand bescheiden, aber kräftig los, trat einen Schritt zurück und maß ihn mit festem Blick.

„Ihr habt eine Art zu fragen,“ sagte er dann scharf, „als ob Ihr Procurator des Parlamentes von Paris gewesen, dem man bekanntlich eine ganz eigene Redeweise zuschreibt — indessen diene Euch zur Nachricht, daß ich Wasser suche, meinen Durst zu löschen, und mit Zigeunern nichts gemein habe. Nun lebt wohl!“

Er wandte sich, nach der Quelle zu gehen; allein der Fremde vertrat ihm den Weg und betrachtete ihn mit argwöhnischen Blicken, indem er sagte: „Wenn Euch, junger Mensch, meine Art zu fragen auffiel, so wisset, daß Ihr hier auf meinem Grund und Boden steht und ich ein Recht habe zu fragen, wer Ihr seid.“ —

„Das Recht will ich Euch nicht bestreiten,“ sagte Gui, „und darum dürftig Euren Grund und Boden verlassen.“

Der Trotz, der in diesen Worten lag, mißfiel dem Fremden

nicht. Er ergriff Gul's Hand. „Nein,“ sagte er, „wer Ihr auch immerhin sein mögt, das sollt Ihr nicht Robert d'Arbeque nachsagen, daß er Euch ohne Erquickung von sich ließ.“ — Er langte schnell nach einer Feldflasche und reichte sie Gui dar.

„Ich danke Euch!“ sagte Gui, und wies sie hinweg.

d'Arbeque maß ihn mit seltsamen Blicken. „Ihr seid sehr trotzig“ — sagte er gehöhnt. „Ich habe Euch beleidigt und das thut mir leid; laßt uns nicht mit Groll scheiden!“

Diese Worte waren zu gutmüthig, als daß Gui ihnen zu widersprechen vermochte. Er reichte ihm seine Hand. „Ich trinke mit Euch, Herr!“ sprach er dann, nahm die Flasche und sagte, indem er sie zum Munde führte: „Auf Euer Wohl!“

Die ungewöhnliche Art und Bewegung schien d'Arbeque zu gefallen. Er versuchte Gui zu entlocken, was ihn hierher geführt. Dieser sagte ihm freimüthig, daß er sich verirrt habe; er nannte ihm den Ort, wo er wohne, seinen Namen Gui Rabaud. d'Arbeque glaubte ihm nicht, so gerade und ehrlich auch Gui sprach. d'Arbeque vermutete entweder in ihm einen Räuber oder, was bei ihm überwog, einen Jüngling von Stande. Dagegen sprach aber die ärmliche Kleidung, die größtentheils aus Hirschleder bestand, der Stoff, aus dem damals die meisten Landleute der Dauphiné ihre Kleider bereiteten. Gui's Sitten, sein Anstand, selbst das stolze Selbstbewußtsein der Freiheit, das sich in seinem ganzen Wesen, seiner Rede und Haltung ausprägte, widersprachen der eigenen Aussage des Jünglings wieder zu sehr.

d'Arbeque lud ihn ein, mit ihm auf das Schloß zu gehen, da er doch jetzt den Rückweg nach der Heimath nicht mehr wohl antreten und diese vor der Nacht nicht mehr erreichen könne, und die Nacht dort zu weilen. Das Nachtlager schlug Gui bestimmt aus, indessen konnte er, ohne unhöflich zu sein, des Barons Einladung nicht ablehnen. Darum ging er mit ihm. Auf dem Wege zum Schlosse lenkte sich das Gespräch auf die Jagd, d'Arbeque's Lieblingsbeschäftigung. Hier trafen Beide in einem Punkte zusam-

nen. Mit Begeisterung sprach Gui von dem Waldweid und von
der Wilde, das in den Forsten jenseits Pont de Royart sich stülte.
b'Arbeque hörte mit immer steigendem Wohlgefallen die Reden und
Erzählungen des Jünglings. Bei seiner einsamen Lebensweise würde
ihm selten der Genuß, mit einem tüchtigen Waldmannne zu jagen und
von der Jagd zu reden. Darum fand er immer größeres Behagen
an dem Jünglinge, so daß bald der Wunsch in ihm aufstieg, ihn
öfter um sich zu haben; und in der Aufwallung der Freude fragte
er Gui, ob er nicht in seine Dienste treten wolle?

Gui's Stirne faltete sich. Eine glühende Röthe überzog sein
Gesicht. Ein stolzes Wort schwebte auf der Zunge, doch hielt er
es gewaltsam zurück und sagte, mühsam sich selbst bezwingend:
„Verzeiht, wenn ich es vorziehe, mein eigener, freier Herr zu
bleiben — allein,“ setzte er begütigend hinzu, „wollt Ihr es
gestatten, so soll es nicht das letzte Mal sein, daß ich Schloß
b'Arbeque sehe.“

Der Baron hätte gern das schnell entschlüpfte, unbedachte
Wort zurückgenommen, da in dem Jüngling etwas war, was ihn
zwang, ihn anders zu behandeln, als es seine äußere Erscheinung
mit sich zu bringen schien, und ihn nöthigte, sich fast jenes Wortes
zu schämen. Freudig ergriff er daher des Jünglings Aeußerung,
und bat ihn, oft mit ihm die Vergnügungen der Jagd zu theilen.
Und nun schilberte er auf ächte Waldmannsart in den größten
Hyperbeln den Reichthum seiner Forsten an Wild aller Art. „Wenn
mir,“ setzte er zuletzt hinzu, „die verdamnte Zigeunerhorde nur
nicht Schaden thut. Dieses heimathlose Volk der Wüste pflegt sich
nur zu gern als die Herren der Wälder zu betrachten, und bietet
sich zum Raub und Betrug nicht Gelegenheit, das Wild nieder-
zumachen, ohne Rücksicht, ob sie die Jagd auf Jahre hinaus
verderben.“

„Also war wirklich solch eine Horde in der Nähe, zu der Ihr
mich rechnen zu müssen glaubtet?“ — fragte Gui neugierig, da
dieses Volk mit seiner phantastischen Lebensweise ihn gar sehr

interessirte, ohne daß er noch mit ihm irgend je zusammenhängenden Gelegenheiten gefunden.

Obwohl in jener Zeit innerer, mannigfacher Spaltung und Zerrüttung hatten sich aus Spanien über die Pyrenäen Gebirge zahlreiche Bienenherden nach Frankreich gezogen. Man hatte nicht Zeit, auf sie zu achten, und sie benutzten diese günstigen Verhältnisse zu ihren Zwecken, wurden kühner und kecker mit jedem Jahre. Säuberte auch einmal der königliche Statthalter seine Provinz von dem raubenden und betrügenden Gesindel, so zogen sie sich in eine andere. Die damals noch gewaltigen Wälder dienten ihnen zu Schlupfwinkeln, und die Fälle waren nicht selten, daß sie einsam Höfe, selbst Ritterhöfe und Burgen überfielen, um sie auszuplündern. Dann verschwanden sie spurlos, um in einer andern Gegend wieder plötzlich hervorzutreten. Das Volk fürchtete sie und glaubte doch ihren trügerischen Wahrhaftigkeiten unbedingt.

„Allerdings,“ versetzte Jener darauf. „Schon seit acht bis zehn Tagen treibt sich eine bedeutende Horde dieses gottlosen Heibenvolkes hier herum. Sie auszukundschaften war größtentheils meine Absicht; daher heute mein Irrthum mit Euch. Die Horde zählt leicht an hundert bis hundertfünfzig Köpfe, und mir schien es, als hätten sie nicht übel Lust, mir einen Besuch auf Arbecque abzustatten.“ —

„Ihr Scherz,“ sprach Gui, ihn forschend ansehend.

„Nicht doch, mein junger Freund,“ versetzte Jener. „Es wäre nicht das erste Mal, daß sie eine Burg zu überfallen und auszuplündern Niemand gemacht. Und ich habe darum meine Leute wohl bewaffnet.“

Unter diesen Reden kamen sie am Thore des Schlosses an, das auf des Herrn Ruf und seiner Hunde Gebell alsobald geöffnet wurde, indem man die Zugbrücke herabließ. Sie traten ein. Wirklich sah hier Alles kriegerisch aus, und in Gui wollte sich eine satyrische Bemerkung eben Luft machen, als aus dem Portale desjenigen Schlossthells, der die Wohnung des Herrn umschloß, eine

wedliche Gestalt heraus und auf d'Arbeque zuslog, ängstlich nach der Eigenerhorde fragend.

d'Arbeque lachte. „Sei nur ruhig,“ sprach er, „sie sind weit weg, Gabriele!“

Jetzt sah Gabriele den Jüngling, der mit glühender Röthe auf den Wangen da stand, im Anschauen der lieblichen Erscheinung vertieft.

Das Mädchen erschrad und sah den Vater forschend an. Als dieser lächelte, fiel ihr Blick wieder auf Gui — aber nicht sehen und mit Widerwillen, sondern vielmehr mit sichlichem Wohlgefallen.

„Wie soll ich Euch doch eigentlich meiner Tochter vorstellen?“ fragte der Vater den Jüngling.

„Als Gui Rabaud, wenn es Euch beliebt,“ erwiderte mit einer anständigen Verbeugung der Jüngling.

„Ich bringe Dir in diesem jungen Mann einen Gast; ich lernte ihn auf der Jagd kennen und wünschte, daß Du ihn gütlich behandeltest.“

Gabriele erröthete leicht, neigte sich und kippelte mit süßem Wohlwille: „Seid mir herzlich willkommen!“

Der Alte führte nun den Jüngling in den Saal, den rings die Bilder der Ahnen des Hauses de Birole zierten. Er führte den Jüngling zu jedem Einzelnen, erzählte dann, welche Ehrenstellen sie an den Höfen der Könige Frankreichs, seit Pipin und Carl dem Großen bekleidet hatten; wie sie sich im Krieg ausgezeichnet, welche von ihnen den Kreuzzug unter König Ludwig VII. und den früheren unter Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse, Robert von Flandern und den übrigen Helden jenes abenteuerlichen Unternehmens mitmachten, und all' das Heer der Thaten, die sie gethan und nicht gethan, mit breiter Ruhmredigkeit und großem Stolge. Nie aber nannte er den Namen „de Birole,“ weil er ihn an den verhassten Parlamentsrath, Gui's unglücklichen Vater, erinnert haben würde; und so blieb Gui das nahe verwandtschaftliche Ver-

hällisch, in dem er zu Arbogast stand, unbekannt, da zu mal seine Freunde Dabaut und Solers die dessen Erwählung gethan. Er war ein aufmerksamer Zuhörer, und das machte ihn dem Baron noch werthbar.

Einige Zeit darnach lud die liebliche Gabrielle zum Mittagmahle, das sie in einem andern Gemache mit fast verschwenderischer Freigebigkeit bereitet hatte. Gui wußte nicht, wie ihm geschah. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich in der Nähe eines so lieblichen Geschöpfes befand. Er vermochte kein Auge von ihr zu wenden, und traf ihr Blick den seinen, dann schlug er ihn doch nieder. Sprach sie, so lauschte er und hielt den Athem an. Er wußte zuletzt kaum mehr, was er that, so hatte ihn Gabriellens liebliches Wesen bezaubert. Sie war aber auch ganz geeignet, solchen Eindruck auf ein reines Jünglingsherz zu machen.

Mit allen Reizen ihres Geschlechtes hatte sie die Natur ausgefattet, und diese schöne Hülle barg ein Herz, rein und klar, wie der Himmel, treu und fromm, sanft und demüthig, und doch war ihr Charakter beinahe männlich fest. Ihr Wesen war unbesungen und natürlich; ohne alle Zurückhaltung — sie war ein Kind der Natur, fern von dem frivolen Leben, das jene Zeit auszeichnete, und gleich fern von jenem formellen, steifen Zwang erzogen, der schon damals die höhere Gesellschaft zu beengen begann. Daß ihr Bild sein Herz erfüllte, daß eine tiefe innige Liebe zu ihr in ihm erwachte, war eine nothwendige Folge ihres beiderseitigen Zusammentreffens, und beinahe ähnlich war es bei Gabrielen. Sie sah in Gui den ersten Jüngling ihres Alters, sah in ihm den vollendeten, schönen Jüngling — und auch ihr Herz liebte. Allein fremd und unbekannt war Beiden dies Gefühl, und darum ergriß es die unbewachten Herzen um so gewaltiger.

Nur mit innerem Widerstreben erhob sich endlich, als schon die Sonne zu sinken begann, Gui, um an die Rückkehr zu denken. Recht aufrichtig und herzlich bat ihn d'Arbogast, zu bleiben. Sein Herz wollte so gerne; aber sollte er die treuen Freunde verlöcherigen?

durch sein Außenbleiben? — Dieser Grund bestimmte schnell seinen Entschluß. Mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, und mit Gabriels Bild in der Seele, riß sich endlich der Jüngling gewaltsam aus den ihn zauberisch umschlingenden Fesseln und eilte flüchtig, wie eine Gense, den Felsenweg hinab, und in den letzten Strahlen der Sonne sah Gabriele ihn am Saume des Waldes verschwinden.

6.

In einem Zustande, der dem Traum am nächsten verwandt, trat der Jüngling in die Waldesnacht, und in demselben Zustande schritt er, ohne zu bemerken, wohin er ging, fürbaß. Eine tiefe Finsterniß umgab ihn. Hin und wieder fiel mattes Sternenlicht auf ihn herab, wo der Bäume Laubdach es zuließ; allein es war zu schwach, ihn erkennen zu lassen, wo er ging und sich befand. Enger schloß sich der große Hund an seinen Herrn an und ging vorsichtig nur wenige Schritte vor ihm her. Plötzlich stand er und knurrte, und zu gleicher Zeit bemerkte Qui in der Entfernung ein großes Licht, um welches eine rasche Bewegung statt zu finden schien, ohne daß er jedoch zu unterscheiden vermocht hätte, was es sei, da die Entfernung noch zu bedeutend war. Er gebot dem wohl abgerichteten Hunde Schweigen und schritt vorsichtig dem Lichte zu. Als er näher kam, stellte sich ihm ein Schauspiel der allerseltzamsten Art dar. Ein großer, freier Raum lag vor ihm, in dessen Mitte ein großes Feuer flammte. Rings um den Platz lagen auf Matten, oder saßen vielmehr mit unterschlagenen Beinen eine bedeutende Anzahl schwarzbrauner, wildaussehender, phantastisch gekleideter Männer und Frauen reiferen Alters und Kinder. Um das Feuer tanzte eine gleichfalls nicht kleine Anzahl jüngerer Männer und Mädchen in wilden, mitunter äußerst üppigen Stellungen und Gebärden. Sie hatten das Ansehen von Bacchanten —

ihr Haar flog los im Wind, und ihre durch das Feuer gerötheten Gesichter sahen wild und leidenschaftlich aus. Dreie standen da und regelten den Tanz durch eine ebenso einfache als bischarrmonische Musik; der Eine bearbeitete den Dudelsack, indeß der Andere ein Schellentambourin schlug und der Dritte auf einer gellegenden Pictelflöte eine wilde-Weise blies. Alle Tänzer sangen — bisweilen ernst und gemessen, dann wilder und lauter und in schnellerem Zeitmaß, und jedesmal richtete sich der Tanz nach ihrem Gesange.

Das ist die Zigeunerhorde! dachte Gui und hielt dem Hunde, der Laute geben wollte, den Mund zu. Einige Hunde aber, die bei der Horde waren, witterten alsobald den fremden Genossen und schlugen an, und in demselben Augenblicke riß sich Gui's Hund los und fiel jene mit großer Gewalt an.

Die Tänzer stoben auseinander und die ganze Bande erhob sich wie mit einem Zauberschlag, und ehe noch Gui überlegt hatte, was zu thun, faßten ihn schon vier kräftige Arme und rissen ihn rücklings zu Boden, und blitzschnell war er geknebelt und am Feuer unsanft auf die Erde geworfen. Neugierig standen die Mädchen und Frauen um ihn, in einer Gui ganz unverständlichen Sprache stch ihre Gedanken über ihn mittheilend. Eine Welle desüberichte die Bande mit einem alten Manne, dessen gelbbraunes Gesicht den Stempel der Verschlagenheit, List und Büberci trug, und der ihr Hauptmann zu sein schien. Die Mädchen, denen der schöne Jüngling gefiel, lächelten ihn an und legten ihr Fährwort für ihn ein — jedoch vergeblich. Während noch die ziemlich stürmische Berathung dauerte, leuchtete eine Alte, deren Haupt eine thurmartige Mütze selbstam zierte, auf ihren Stab gestützt, daher, ergriff einen Feuerbrand und beleuchtete ihn. Während ihr rothes, triefendes Auge ihn besugte, murmelte sie unverständliche Worte in den Bart; dann wendete sie sich zu den Männern, die noch immer im Kreise beratend standen, und rief mit einer krächzenden, widerlichen Stimme, Gui verständlich:

„Nicht ihn los, die Altmutter befehlt es. Er ist Keiner von der Burg Arbeque, Keiner von der feindlichen Brud, die ihr wichtigsten wollt.“

Dieses Wort wirkte zauberhaft. Schnell waren Quil's Hände gelöst, und er stand frei unter ihnen.

„Wer gibt Euch das Recht, mich zu fesseln?“ rief er wild aus.

Die Altmutter sah ihn freundlich an, und die Augen der Mädchen ruheten wohlgefällig auf der schönen Gestalt, die jetzt in der drohenden, gebieterischen Stellung um noch Vieles schöner war.

„Gebt mir meine Gürtel und meinen Hund und laßt mich meines Weges ziehen!“ donnerte er jetzt ihnen zu.

„Still, still, mein Schwestern!“ krächzte die Alte. „Du bist jetzt nicht auf Satat-Flour, was ohnedem für Dich verloren ist. Vergiß nicht, daß Du hier nicht gebieten, sondern nur bitten und gehorchen kannst.“

Qui erblickte vor Schrecken, das Geheimniß seiner Herkunft aus diesem Munde zu hören.

„Woh,“ sprach er nach gewonnener, ruhiger Bestimmung, „woher kennst Du mich?“

„Et, ei,“ sagte sie in demselben Ton und auf dieselbe widerliche Art, „sollte ich Dich nicht kennen? Habe ich doch in den Bergen von Auvergne zuerst das Sonnenlicht gesehen und seitdem das Land lieb gehabt und oft dort herum mich aufgehalten, wo Deiner Väter Stammesig ist. Sollte ich Dich nicht kennen, der Du Deines Vaters Abbild bist? Dich nicht kennen, da ich Dich als Knabe fliehen sah mit Deinem Rabaud in die Wälder und von da nach Demphins? Hat doch Dein Vater mir noch dies Goldstück geschenkt, als er floh, meinend, ich (hier wurde sie wild und zornig, und ihr Ansehn gleich einer Furie), ich, die so oft auf Saint-Flour sich sättigte, so manche Gabe von Deiner Mutter empfing, ich könnte ihn verrathen an Heinrichs Bluthand? — Nein, das konnte ich nicht, und es hat mir wehe gethan und ich habe das Sündengeld aufgehoben, bis ich ihn wiedersehe, um es ihm vor die Füße zu

wersfen. Doch“ — setzte sie beruhigt hinzu, nach einer Pause — „ich vergeb' es ihm, denn er war in Verzweiflung, Dich zurück zu lassen.“

Gui traute den Ohren kaum. — Aber er sagte die bürre Knochenhand der Alten und sagte: „Ist es, wie Du sagst, und wie ich nicht zweifeln kann nach Deinen Worten, so nimm jetzt meinen Dank, Adelma. Leider bin ich arm und kann ich Dir nicht thätig beweisen.“

„Ei, daß ihr Leute doch Alles mit Gold abthun zu können meint!“ zürnte die Alte. „Hat Dich denn das Elend nicht klüger gemacht? Hast Du denn noch nicht erfahren, daß auch arme“ — hier wurde ihre Stimme ernst und feierlich — „heimatlose, verachtete, verstoßene, mißhandelte Menschen Gutes thun können ohne Lohn?“ —

Gui brüdete ihre Hand — und die frühere Freundschaft lehrte zurück auf ihre tief markirten Füge.

„Komm,“ sagte sie, „setz Dich zu mir und ich will Dir erzählen von den Zeiten, die Du nicht kennst. Weg da!“ rief sie — „ich nehme ihn unter meinen Schutz — er ist eines braven Mannes verstoßenes Kind.“ — Alle wichen auf die Seite, und die Alte führte Gui zu ihrem Sitz am Stamm einer alten Buche. „Gebet ihm seine Büchse wieder,“ rief sie, „er ist frei, ich will es!“ —

Einer reichte ihm sein Gewehr.

Der Hauptmann der Horde aber trat jetzt zu der Alten und rebete wieder heftig mit ihr in unverständlicher Sprache. Sie erwiderte kurz, aber bestimmt, einige Worte, und er zog sich zurück und das Haupt mit dem rothen Küsschen schüttelnd zurück.

„Die Karren meinen,“ sprach sie nun halblaut zu Gui, der durch seine Dankbarkeit und die Erinnerung an die von seinem Eltern empfangenen Wohlthaten ihr ganzes Herz gewonnen hatte, „die Karren meinen, Du könntest die auf Urbeque warnen, da sie morgen die Burg zu überfallen denken, da der alte Robert d'Urbeque uns geschmäht, mißhandelt hat, und sie so eine blutige Rache

nehmen wollen; aber sie wissen nichts, als was gestern geschah. Sie wissen nichts von dem blutigen Haffe zwischen Deinem Vater und dem d'Arbeque, der ihn auch bitter gekränkt hat, obwohl er ihm so nahe verwandt.“

„Verwandt?“ fragte Gui, den die Mittheilungen der redseligen Alten in eine fieberhafte Spannung versetzten.

Die Alte schüttelte den Kopf ungläubig. „Weißt Du denn nicht, und bist doch ein schmucker Junge, daß die d'Arbeque's Deine Blutsverwandten, Deine Bettern sind? Ist es Dir denn unbekannt, daß sie de Viole heißen, wie Du?“

Gui sah sie verwundert an. Das Räthsel konnte er nicht lösen. Nie hatte er davon durch Salers oder Rabaud eine Sylbe vernommen. Ein Gefühl stieg in ihm auf, das er nicht nennen konnte, und der Gedanke tagte in ihm, Gabrielens Retter aus dieser Gefahr zu werden. Schnell stand er klar vor seiner Seele, und eben so schnell war sein Plan entworfen, durch Schmeichelei die alte zu firren.

„Was Du mir sagst, Mutter,“ sprach er nach kurzem Besinnen, „ist mir fremd. Nie hat Salers etwas gesprochen von diesem Verhältniß, nie Rabaud. Nie wurde der Name d'Arbeque genannt.“

„Abelma kenne die Menschen Herzen, wie die Lage der Zukunft,“ sprach wieder die Alte. „Weil sie wußten, wie d'Arbeque Deinen armen Vater gekränkt, darum schwiegen sie, um nicht auch Dir den Haß mitzutheilen. Aber, Knabe,“ fuhr sie in höher steigendem Affecte fort, „vergiß nicht, was ich Dir sage. Könnte d'Arbeque Deinen Stamm mit einem Dolchstoße niedermachen, er würde nicht eine Minute zaudern. Doch“ — sagte sie, „es gibt vielleicht eine Zeit, wo ich Dir mehr sagen kann, und Du hörst gewiß lieber von Deiner Mutter. — Gui, sie war ein Engel. Nur ihr — — gönnte ich Deinen Vater, den ich — — lache nicht des Alters, Knabe, dem freilich die Gefühle der Jugend — nur einer fernem Heimath ähnlich sind, zu der das Auge mit einem leisen

Geimweh hinstüßt, — den ich liebte, woll er eine Bierde seines Geschlechtes war. Damals, Qui, war aber auch Adelpina nicht die alte Here, wie man sie jetzt nennt, damals war sie ein blühendes, schönes Mädchen, um das mancher schmucke Jüngling warb — nur Dein Vater überfaß sie. Ich haßte ihn damals, denn verführte Liebe ist bitterer als der Tod; und als er Deine Mutter heimführte; da gleich mein Zustand der Maserel, und ich würde sie ermordet haben; — aber da sah ich sie — sie, die schön war wie ein Engelbild, und gut wie ein Engel, und sie nahm mich, die Leidende, auf das Schloß, und pflegte meiner und haßte mich nicht, obgleich sie den Grund meiner Krankheit errieth — Qui, da lernte ich ihr Herz anbeten; und als die Kunde kam, sie sei zu den Vätern gegangen, da weinte Adelpina um sie, wie Du jetzt — mein Sohn — und mein Herz war seitdem der Altar, auf dem ihrem Andenken oft Opfer der Liebe gebracht wurden. Es war geheilt von der früheren Thorheit, dieses Herz. —

„Darum aber danke Gott, daß ich Dich heute fand und Dich vom unvermeidlichen Tode rettete — und daß ich es konnte, Qui — das ist meinem alten Herzen viel, viel werth, denn ich habe so eine Schuld der Dankbarkeit abgetragen.“

Qui war innigst gerührt durch die Sprache der Alten. Doch konnte er nicht begreifen, wie bei solchen wirklich edeln Empfindungen wieder der glühende Haß, ob einer Beleidigung, wohnen könnte. Er suchte das Gespräch wieder auf die Unternehmung auf Schloß Arbeque zu lenken — sogleich aber waren wieder alle feindseligen Leidenschaften erregt, und er war froh, als die Alte fragte, wie er doch hierher gekommen?

Er konnte ihr leicht ein Märlein erzählen und sie glaubte gern an seine Verirrung. Mit gutem Vorbedacht erwähnte er nun der Angst und Besorgniß, die Salers und Rabaud um ihn haben würden.

„Ja, da hast Du Recht,“ sagte die Alte. „Ich kenne sie, es sind gute Menschen, die Deinen Vater liebten und auch Dich gleicher-

müssen lieben. Dämmst hast Du wohl, sogleich mit Tagesanbruch heim zu eilen. Jetzt möchte es zu spät sein; denn sich mir, wie das Volk schläft. Ja, ja, das ist der Fluch des Alters, daß der süße Schlummer sein Auge nicht — doch es findet Ersatz in der langen Vergangenheit, in die es zurückwachen kann, wie in ein verlorenes Paradies."

"Obwohl es spät ist," nahm Gui das Wort, „so möchte ich doch gerne noch in dieser Nacht heim, zur Beruhigung meiner Freunde."

„Du hast Recht," sagte die Alte, „die Angst ist peinlich. Weist Du denn den Weg von hier aus? Pont de Noyan liegt rechts, Arbeque links, und mitten durch in gerader Richtung, etwa zwei Stunden weit, liegt das Dörfchen."

„Ich finde mich leicht zurecht," sprach freudig Gui, der so unerwartet die Richtung vernahm, die er nehmen mußte, um Arbeque zu finden, „und im Falle ich irren sollte, blinde ich zu den Sternen und finde mich."

„Ja, die tragen nicht," sagte ernst und mit einem tiefen Seufzer die Alte.

Sie gebot jetzt denen von der Horde, die noch wachten, sich niederzulegen, und nahm Gui's Hand — sah hinein und sagte dann dumpf — „Du gehst eine blutige Bahn — da stürmt's — hu — wie wild — doch — sei ruhig — das ist das Glücksräd — — geh', geh' — bleibe fromm und treu — und zertrete kein Herz, das Dich liebt — wie Dein Vater. — Leb' wohl!"

Sie drängte ihn, fortzugehen. Er drückte ihre Hand und sagte: „Habt Dank, Abelma! Ihr habt mir Dinge gesagt, die ich nicht wußte. Wohl will ich Eurer Mahnung eingedenk bleiben und stets die Pflicht über Alles stellen!"

„Wohl!" sprach sie, „folge der. Ich sehe Dich wieder. Wie — wo? das weiß ich nicht — doch vielleicht in den ernstesten

Stunden Deines Lebens. Geh', Adelsma woll' Dir wohl! — denn Du bist Deines Vaters Sohn und Deiner Mutter Herz schlug über Dir. — Leb' wohl!"

7.

In süßem Schlummer lag Gabriele — sie träumte von dem Jünglinge, der so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Ruhiger, als seit den letzten acht Tagen, schlief d'Arbeque, da er von der Plümeurhorde heute in der Nähe um das Schloß nichts entdeckt hatte. Auch die Wehrmänner des Schloßes genossen der Ruhe. Es mochte Zwölfe vorüber gewesen sein, als Gui die Alte verließ. Seine Weile hielt er die Richtung nach seiner Heimath, um die, die ihn etwa beobachten möchten, zu täuschen; dann aber wandte er sich schnell links, und hielt, so gut er es vermochte, eine gerade Richtung. Lange Zeit wanderte er in der Finsterniß der kühlen Herbstnacht. Er konnte unmöglich entdecken, wo er sich befand. Als aber nun die Müdigkeit sich einstellte und er den Entschluß gefaßt hatte, den Morgen zu erwarten, blinkte es ihm, als würde der Wald lichter. Muthiger schritt er nun fürbass und hatte bald die Freude, die dunkeln Umrisse der Burg vor sich, und des Wächters Laterne auf dem höchsten der Thürme zu sehen. Vorsichtig stieg er die felsige Anhöhe hinauf. Er suchte lange, bis er den Weg fand, der zur Burg wieder am jenseitigen Berge hinauf führte. Nach langem Suchen traf er ihn endlich. Er stieg nun, so leise er konnte, hinauf, doch vermochte er das Geräusch, welches durch das Rollen der losen Steine verursacht wurde, nicht zu vermeiden, und es dankte ihn, als er schon nahe dem Thore war, einen gellenden Ton, wie den einer Pfeife, zu vernehmen. Da fiel unten im Abhänge des Berges ein Schuß — und die Kugel pfliff an seinem Thore vorüber und fuhr schmetternd gegen das Thor. Jetzt pochte Gui heftig. Der Schuß weckte die Wächter; es gab Lärm in dem Schloß; aber ein zweiter Schuß fiel bald in größerer Nähe

und die Kugel fuhr in Gui's rechten Schenkel, daß er mit einem lauten Schrei des Schmerzens niedersank. Jetzt kamen Windlichter auf die Mauern — es wurde lebendig im Hofe. Gui's Hund wimmerte, Gui rief mit matter Stimme — aber Niemand öffnete. Wohl vernahmen sie den Ton des Schmerzens draußen deutlich, und einige der Burgmänner waren der Meinung, man solle nachsehen. Andere dagegen, vorsichtiger und besonnener, wendeten ein, daß es unklug sei, da es leicht eine List der starken Horde sein könne, die Burg mit leichterer Mühe zu überfallen. Der Rath der Letzteren, des ältern Theils der schwachen Besatzung, siegte, und Gui lag derweile, von einem heftigen Blutverlust ermattet, auf einem Felsblock, auf den er hingefunken war. Ohne dem sehr ermüdet, sanken ihm bald die Augen zu. Während in der Burg Alles zur Vertheidigung gerüstet ward und auch d'Arbeque sich eingefunden — sächlich leise, Verrath ahnend, ein Zigeuner, der mit einigen seiner Gefellen zur Beobachtung der Burg sich im Gehölz am Abhange des jenseitigen Berges verborgen gehalten und jenen, für Gui so unheilbringenden Schuß gethan, leise heran, den zu suchen, den sein Blei, wie er nach dem Sichverlieren des Hagelantes schloß, getödtet, indem er argwöhnte, es möchte jener Jüngling sein, den Abelma so merkwürdig und auffallend in ihren Schuß genommen — gegen den Willen der Horde und des Hauptmannes. Gui's treuer Hund lag zu den Haupten seines Herrn. Das treue Thier vernahm den anschießenden Zigeuner und ließ ihn naßen, bis er nur wenige Schritte von Gui entfernt war — da sprang mit fürchterlichem Gebell das starke Thier mit einem Sprung an des Zigeuners Hals. Panischer Schrecken ergriff diesen als er sich so gefaßt fühlte und rücklings stürzte ihn das Thier nieder, und wühlte mit seinen Zähnen grimmig in der Brust desselben. Bald ermannte sich dieser wieder und kämpfte nun mit dem Thier einen hartnäckigen Kampf. Raun drang der Schall dieses Streitz und das Heulen des Hundes zu den Ohren d'Arbeque's, als er plötzlich den Zusammenhang ahnte. Schnell

lich er das Thor nieder und stürzte hinaus. Der plötzliche Anmarsch den Hund einen Augenblick von seiner Beute ab, und mit unglaublicher Gewandtheit sprang der blutende Zigeuner auf und mit mächtigen Schritten den Berg hinab, im Dickicht verschwindend. Wüthend rannte das Thier ihm nach — doch bald lehrte es blutend und heulend zurück und kroch zu seinem Herrn, den jetzt d'Arbeque entbedeckte.

Er schrie laut auf, als er den bleichen, blutenden Jüngling sah.

„Ja, ich ahne es,“ rief er, „der Jüngling kannte die Gefahr und wollte mich warnen. Armer, Du wurdest ein Opfer Deiner Freundschaft für mich,“ klagte er.

Die Männer waren jetzt zu Gui heran getreten. „Er ist nicht todt, gnädiger Herr,“ sprachen sie, „der Blutverlust hat ihn bloß betäubt!“

Dies war eine frohe Botschaft für d'Arbeque. Schnell befahl er, den Jüngling in die Burg zu schaffen, und Alles anzuwenden ihn wieder in's Leben zurück zu rufen. Einige Männer ergriffen ihn und trugen ihn vorsichtig hinweg. Langsam kroch der treue Hund nach, dem das Messer des Zigeuners eine Wunde beigebracht hatte. Im Schloßhof angelangt, wurde sogleich das Thor wieder geschlossen, die Zugbrücke aufgezogen und die Wachen bezogen mit gemessenen Befehlen des Burgherrn ihre Posten.

Gabriele, während, der Kampf tobe schon heftig, fuhr, durch den Arm und die Schüsse geweckt, aus ihren Träumen empor. Ihre Dienerrinnen, ängstlicher als das muthige Mädchen, standen zitternd um die entkleidete Gebieterin und beteten leise. Gabriele sah sie an und erstaunte. „Pfui doch,“ sprach die Jungfrau, „ihr zittert, wo ihr handeln solltet. Geht und sucht Leinwand zu bereiten, wenn etwa der Ulfers einer sollte verwundet werden.“

Sie trieb sie weg, kleidete sich schnell an, und eilte dann hinab in den Burghof, wo sie eben ankam, als sie den bleichen Gui herbeibrugte. Ein Schrei augenblicklichen Entsetzens entfuhr ihr, und

erblickend sah sie den bleichen Jüngling. Sie konnte keinen Zusammenhang in diesen Ereignissen finden, und fragte nur, ob er noch lebe. „Er lebt,“ sprach stolz der Vater, „alle nar und hote stärkende Essenzen, daß wir den Ohnmächtigen erwecken.“

Deren aber bedurfte es nicht. Qui schlug das Auge auf, blickte um sich, und als er mit deutlichem Bewußtsein inne wurde, wo er sich befand, reichte er d'Arbeque die Hand, die dieser mit Rührung drückte.

„Redet nicht,“ wehrte er; „Ihr seid zu matt!“

Er trieb die Männer an, und bald war Qui im warmen Gemache, wo allmählig wieder Leben in seine, von der kalten Herbstnacht fast erparrten Gebeine kam. Gabriele flog herbei. Liebend beugte sie sich über den Jüngling und bestrich ihn mit ihren Essenzen, die der Vater ihr von Paris hatte kommen lassen. Die Wunde wurde, nachdem sich die siltige Jungfrau entfernt, untersucht, die Kugel ausgeschitten, die zum Glück nicht tief eingebrungen war, und durch den Verband, den ein vielerfahrener Krieger unter den Wehrmännern des Barons angelegt, fühlte sich Qui ganz leicht. Er verlangte aufzustehen; doch d'Arbeque litt es nicht. Gabriele kehrte wieder und war hocherfreut, den Jüngling so heiter zu finden.

Neugierig, aus seinem Munde den Zusammenhang der Ereignisse zu erfahren, von dem nur dunkle Vermuthungen in den Gemüthern der Bewohner des Schlosses waren, umgabte sie sein Ruhebett:

Qui erzählte nun, wie er, sich vom Schloß d'Arbeque entfernend, die Higeuner gefunden, und was sich dort begeben; wohlweislich verschweigete er jedoch seine Unterredungen mit Adelma. „Ich eilte sogleich hierher,“ fuhr er fort, „Euch von der Gefahr zu benachrichtigen, die Euch gewiß binnen dieser und der folgenden Nacht broht. Die Horde mußte jedoch einige von Ihren Leuten in Nähe des Schlosses zu Wächtern gestellt haben, und elnet dieser

vornahm das Verkuß der rollenden Steine und traf mich zufällig mit seiner Kugel.“

„Vergeht,“ nahm d'Arbeque das Wort, „daß wir nicht fogläng Euch zu Hilfe eilen. Hätten wir es ahnen können, daß Ihr es wäret, dann würde Euch schnelle Hilfe gemorden sein. Wir aber hielten das Wimmern für eine List des Gesindels, uns leichter zu überfallen. Euer treuer Hund wurde Euer Retter; denn erst als er mit dem Mörder kämpfte, stürzten wir hinaus und fanden Euch. Wie soll ich Euch danken,“ sprach er dann bewegt, „was Ihr für mich, den Fremdling, der Euch getränkt, freilich wohl ohne Absicht, thatet? Ihr habt eine große Gefahr enifernt von uns; und nach der Art zu denken und zu handeln, die dieses Gesindel zu befolgen pflegt, habt Ihr mir und Gabrielen — ja uns Allen das Leben gerettet!“

Gui wollte das durchaus nicht gelten lassen; allein d'Arbeque blieb auf seiner Meinung.

„Glaubt Ihr wirklich, daß sie einen Versuch wagen werden?“ fragte er den Jüngling.

„Allerdings,“ entgegnete Gui, „und ich freue mich, daß meine Wunde so unbedeutend ist, daß ich mich dankbar für Eure Wohlthat erweisen kann. Vielleicht noch ehe der Morgen vollends anbricht, werden sie haben.“

Saurat hatte er diese Worte gesprochen, als Schüsse auf Schüsse fielen, und ein wildes Geschrei draußen sich vernehmen ließ.

„Er hat die Wahrheit gesagt,“ rief d'Arbeque, „sie sind da!“

Und Alles stürmte hinaus auf die Mauern und ließ Gabriele und Gui allein. Die Jungfrau, die bisher den lebhaftesten Antheil an Allem genommen, ohne doch mitzureben — stand in diesem Augenblick unschlüssig da; denn zwei Pflichten stritten in ihrem Herzen um den Vorrang, die mehr dem Manne zukommende, Theil zu nehmen an dem Vertheidigungskampfe, zu der ihr kräftiger, entschiedener Charakter sie huzog, und die mehr weibliche, Pflanzin des leidenden Retters zu sein. Doch nur einen Augenblick dauerte

jener Streck und die Weiblichkeit legte. Sie blieb aber in sichtbarer Spannung. Keins der Beiden war eines Wortes mächtig. Gui horchte eine Zeit lang, dann schien er seinen Zustand zu vergessen, riß sich empor, sprang vom Ruhebett, auf dem er angekleidet lag, griff nach seinem Gewehr und eilte zur Thür.

„Um Gotteswillen, bleib!“ rief Gabriele voller Angst. „Wollt Ihr denn gewaltsam Euern Zustand verschlimmern?“

Kaum aber sprach sie das Wort, so ließ die Ueberspannung der Kräfte des noch schwachen Jünglings nach, und er taumelte und sank fast ohnmächtig in die auffangenden Arme des Mädchens, das, erröthend aus Scham, Furcht und Liebe, ihn krampfhaft hielt und an ihr Herz drückte. Er sah matt zu ihr auf, aber mit einem seltsamen Gefühl, und dies sprach sich im Blicke klar und deutlich aus. Schnell ermannete er sich und lehrte, geleitet von Gabrielen, zum Ruhebett zurück.

Er reichte ihr stumm seine Hand, seinen Dank anzudeuten. Blüthenberes Roth malte ihre Wange — aber sie gab ihm die ihre, und Gui drückte sie im überwallenden Gefühl an sein Herz.

Schnell aber entzog sie ihm Gabriele — einen fast zürnenden Blick warf sie auf ihn und eilte hinaus.

Da lag er nun, und bittere Vorwürfe über seine Kühnheit quälten sein Herz, und die Sorge um Salers und Rabaud, die Treuen, marterte ihn, und draußen hörte er das dümpfe Loben eines erbitterten Kampfs — und jenes konnte er nicht gut machen, das andere für den Augenblick nicht mindern und an diesem nicht Theil nehmen, da der Blutverlust ihn zu sehr entkräftet und der Verband ihn zu gehen hinderte.

Und dennoch mußte er in dieser Lage verweilen, noch eine Stunde, die zu einer Ewigkeit heranwuchs. Jetzt aber, als er lange diese Pein erduldet, schien es ihm, als verlöre sich das Getümmel, das Schießen wurde seltener — allein er vernahm den Ton der Klage, des Webauerns — auf dem Korridor, der an seines Gemaches Thüre hinkief, vernahm er schwere Männertritte, sie nahten

— die Thür öffnete sich, und schwer verwundet wurde d'Arbeque hereingetragen.

Gui sah nur ihn, nur die bleiche Gabriele, die keine Thränen weinte — in deren Brust aber der tiefste Schmerz wühlte. Gui sprang von seinem Ruhebett auf, und die Männer legten den Bretz darauf. So schwach er war — jetzt stülzte er sich stark. Er untersuchte des Barons Wunde, sie war nicht ohne Gefahr. Er wusch, er verband sie mit vieler Geschicklichkeit. Dann fragte er, wie es mit dem Kampfe stehe? —

„Sie sind entflohen,“ sagte der Reifigen Einer, „und ihrer Viele bedecken den Kampfplatz. In den Dörfern läutete man Sturm — da flohen sie in wilder Unordnung, und in wenig Stunden sind sie schon weit weg, und die Gegend ist rein von dem Gesindel.“

„Gut,“ sagte Gui, „so eilt nach dem Dörfchen meiner Heimath und holt meinen Vater hierher; er ist der Heilkunst mächtig und weiß der Kräuter Kräfte!“

Seine Befehle wurden schnell vollzogen.

Gabriele reichte ihm die erquickenden Spezereien, die er mit kindlicher Sorgsamkeit anwandte; und jetzt erst vermochte sie die Worte hervorzubringen: „Ist es gefährlich mit meinem Vater?“ Und nach dem Worte perlten die Thränen herab.

„Seid ruhig, edle Jungfrau,“ erwiderte Gui — „noch ist keine Gefahr, und der Himmel wird sie von dem theuern Haupte fern halten.“

Gabrielens Hände falteten sich, und ihr Blick wandte sich verklärt empor. Sie wurde ruhiger und vermochte thätiger zu sein um den theuern Vater, konnte Gui's Bemühungen theilen, und es war, als ob Bruder und Schwester wetteiferten in liebender Sorgfalt um des geliebten Vaters Leben.

Ihre Bemühungen gelangen. d'Arbeque schlug die Augen auf und lächelte sie an — dann reichte er Gabrielen seine Rechte, Gui seine Linke und sprach leise freundliche Worte und fragte dann, schnell sich befinnend, wie es stehe um die Zigeuner?

„Sie sind entflohen,“ antwortete Qui, „und die Wölflinge bedecken ihre Leichen.“

Er lächelte und schloß das Auge wieder und schlummerte sanft — doch zuckte manchenmal der Schmerz im Schlaf über das Gesicht.

In seinem Lager saßen Gabriele und Qui. Die Sonne hatte gestiegen über den herblichen Morgennebel — der Tag schien freundlich und hell durch die Bogenfenster des Gemaches. Gleich waren Gabriels Wangen. Qui sah dies mit Trauer. Er bat sie, der Ruhe zu genießen, weil er wache an des Vaters Lager.

„Ach,“ antwortete sie, „ich sollte ruhen können? Und Ihr, der Ihr Ruhe bedürftet, selbst verwundet seid, vergeßt Euch selbst über meinen Vater, und ich sollte an mich denken, da ich mich doch stark fühle? — Nein — das verlangt nicht, oder Ihr kennet nicht die Kindesliebe.“

Qui seufzte tief auf: diese Worte berührten eine Saite, deren Ton wehmüthig fortklang im Gemüthe des Jünglings. Selbst in der Nähe des Wesens, das er mit aller Kraft eines reinen, jugendlichen Herzens liebte, konnte er die Wehmuth nicht bannen, die diese Erinnerung weckte, und er versank in tiefes Sinnen. Wo ist er jetzt vielleicht, dachte er, der treue, unglückliche Vater, wenn er noch lebt? Er bedurfte vielleicht meiner in den trüben Stunden eines freudenleeren Daseins, und ich bin fern! —

Es vergingen mehrere Stunden, bis Nabaud kam. Tiefen Ernst, ja eine deutliche Mißbilligung des Vorgefallenen, glaubte Qui in seinen Zügen zu lesen. Er reichte ihm seine Hand mit dem Ausdruck der treuesten Liebe. „Ich habe Euch Sorge gemacht, mein Vater — vergeiht — es geschah nicht mit Vorsatz, und daß ich Euch nicht noch in derselben Nacht wiedersah, verhinderte die Erfüllung einer heiligen Pflicht!“

Nabaud's Züge erheiterten sich.

„Ich jürne Dir nicht, Qui, ob Deiner That, nicht ob Deines Ausbleibens — wenn ich auch gleich nicht froh sein kann über

das, was geschah. Oft ist ein unbedeutendes Ereigniß das Saat-
horn einer Zukunft, die reiche Erndteernte liefert" — doch diese
Worte schienen ihm unwillkürlich entglüht — er sah jetzt
Gabrielen und erschrad.

„Verzeiht, Fräulein," sprach er ernst, „daß ich Euch zu grüßen
versäumte — ich hatte nur Augen und Sinne für Gui."

Nun forschte er nach der Wunde b'Arbeque's. Gui sagte ihm
seine Bemerkung. Gabrielen's Augen hingen an seinem Munde,
sie zitterte fieberhaft.

„Ist's also, dann seid ruhig, Fräulein, und bittet Gott, daß
er meine Mittel segne. Ich hoffe, Eueren Vater zu heilen. Und
Du, Gui," fragte er dann — „Du schweigst — wie steht es um
Dich?" —

„Mir ist ja so wohl, Vater," sprach der Jüngling in einem
Doppelsinne, den nur er verstand — den aber Gabriele ahnen
mochte, denn eine leise Röthe flog über ihre bleichen Züge, und
sie entfernte sich.

Reise erzählte nun Gui die Begebenheiten der flüchtig verflo-
nen Stunden. Rabaud empfahl ihm Ruhe und Pflege seiner selbst
und beobachtete dann den Baron. —

„Wir haben große Angst ausgestanden um Dich, Gui," sprach
er dann wieder; „Gottlob, daß sie in einer Hinsicht wenigstens
unsonst war." —

Jetzt schlug b'Arbeque die Augen auf und richtete sie fest und
forschend auf Rabaud. Es war, als suche er in keinem Gedäch-
nisse nach diesen Zügen, die ihm schon irgendwo begegnet seien.

Gabriele war wieder herein getreten.

„Was will der Mensch?" fragte der Baron heftig seine
Tochter.

„Unser Retter hat ihn beschrieben zu Eurer Heilung, mein
Vater," sagte sie sanft. — „Es ist sein Vater Rabaud."

Da richtete sich b'Arbeque heftig auf und sah scharf in Gui's
Züge. —

„Euer Vater?“ fragte er dann mit einer seltsamen Festigkeit. „Es ist mir, als sei dieses Gesicht mir begegnet an Orten, die ich nicht liebe, und in der Gemeinschaft mit Menschen, die ich hasse“ — stieß er wild heraus.

„Ihr täuscht Euch wohl!“ sagte sanft Gabriele. „Vertraut Euch ihm an. — Er ist ja der Vater des jungen Mannes, dem Ihr so viel verdankt.“

„Du hast Recht, Kind,“ sprach er dann — „es ist wohl nur ein Fiebertraum.“

Und er ließ nun Rabaub die Wunde untersuchen — verbinden — jedoch ununterbrochen fixirte er ihn mit stehenden Blicken.

Rabaub behauptete einen Gleichmuth, der sich durch Nichts irren ließ.

Er that seine Pflicht — empfahl Ruhe und sagte dann — nicht ohne Empfindlichkeit: „Es gibt Züge, gegen die wir oft einen Widerwillen haben, weil sie uns an Begebnisse mahnen — die — — hoch; es wird besser sein, ich entferne mich — da ich das Unglück habe, Euch zu mißfallen. Zudem bedarf Gui der Wartung und Pflege; darum werden wir uns heimbegeben, und ich kehre wieder, wenn der Verband neu angelegt werden muß — auf den Fall, daß Ihr es wünschet, gnädiger Herr!“

Gabriele ergriff seine raube Hand. „Laßt Euch das bittere Wort nicht verletzen, das vielleicht nur die Fieberhitze sprach. — Ich beschwöre Euch, zu bleiben. Zudem darf Euer Sohn nicht hier weg — wir sind ihm zu hoch verpflichtet.“ —

d'Arbeque richtete sich auf. „Nein,“ sagte er — „das kann nimmer geschehen, und auch Ihr solltet nicht mein Wort so scharf nehmen. — Ich bitte Euch, bleibt.“

In Gabrielens Auge flimmerte eine Thräne, sie sah Gui so bittend, so stehend an. Gui war in seltsamer Lage. Er blickte forschend in Rabaub's Gesicht, das unverändert den Ausdruck eines finstern Ernstes behielt. Er sah ihn bittend an.

„Wohlan,“ erwiderte Jener, „Euer Wille geschehe. Erlaubt aber, daß mein Sohn der Ruhe genießen darf.“

Gabriels Antlitz erheiterte sich bei diesen Worten. Sie flog hinaus, für Gui ein Gemach zu bereiten, und bald ging er, gestützt auf Kabaub, dahin.

Kabaub setzte sich zu ihm; aber kein Wort kam über seine Lippe. Er schien nachzudenken über unangenehme Dinge.

Gui war zu begierig, den Zusammenhang dessen zu erfahren, was er ahnte, ohne es sich bewußt zu sein. Er fragte Kabaub. Ganz wider seine Gewohnheit schwieg dieser lange — dann sagte er — „laß das jezt. Nur so viel wisse — es liegt eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns, Dir und diesem Hause. — Darum“ — er faßte des Jünglings Hand und drückte sie mit inniger Liebe — „wache über Dich und Dein Herz! — Dein Name muß ewiges Geheimniß bleiben vor d'Arbeque's Ohren. Es kommt vielleicht bald eine Stunde, wo ich Dir, wenn diese Mauern hinter uns liegen, mehr sagen kann, mehr,“ setzte er mit tiefer Betonung hinzu, „als Dir und mir lieb sein dürfte.“

8.

Sie blieben Beide noch acht Tage. Die Zigeunerhorde war verschwunden, der Statthalter der Dauphiné ließ sie verfolgen — aber es schien fast, als seien sie in die Erde versunken; denn nirgends wollte man sie gesehen haben.

Gui konnte nach einigen Tagen wieder gehen. Kabaub's Kunst heilte schnell seine Wunde; auch d'Arbeque genas schneller, als es sonst im höhern Alter der Fall zu sein pflegt. Seit Kabaub in die Burg getreten war, schwebte ein finstres, unheimliches, Grauen erregendes Wesen über allen, und verstimmte die Gemüther. Nur Gabriele blieb sich gleich, und diese Felterkeit, diese unverdroffene Thätigkeit, diese liebevolle Aufmerksamkeit zeigte sie Gui in einem

immer liebenswürdigern Lichte. Sprach sie mit ihm, dann war sie ernst, gemessen, oft feierlich. Sprach er vom Scheiden, dann umflorte Wehmuth ihren Blick. Halb schwamm sein Herz in einem Meere von Wonne — halb nagten Zweifel an seiner Seele.

Rabaud's klarer Blick sah tiefer, er sah die Liebe keimen, wachen, und ihn brannte es auf der Burg an die Sohlen. Eine Unruhe, eine Angst sondergleichen trieb ihn um. Auch d'Arbeque ahnte das Geheimniß, das noch tief und unbekannt in Gabriels Hufen lag. Der Stolz des Freiherrn empörte sich gegen diese Liebe zu einem Jünglinge niederen Geschlechtes. Willkommen war ihm darum eines Tages die Erklärung Rabaud's, gegen den er ohnedem einen unbezwinglichen Haß im Herzen trug — daß seine Gegenwart fürder nicht mehr nöthig sei.

d'Arbeque wollte ihn reich belohnen, nicht sowohl um seiner, als seines Sohnes Dienste, dem er Lohn zu bieten durch seine Hochachtung gegen den Jüngling verhindert wurde.

Rabaud sah ihn groß an. „Ich danke Euch, gnädiger Herr,“ sagt er; „gebt die Summe den Armen; ich bedarf ihrer nicht und diene nicht um Lohn.“

Den Baron verdroß der Stolz des Mannes.

„Ich weiß es,“ versetzte er, „daß Ihr des bedürft — Ihr seid arm.“

„Ihr irrt,“ erwiderte Rabaud — „wir haben aus den Stürmen so viel gezettet, daß wir leben können, und der Parlamentsrath de Viole ließ nie einen treuen Diener darben.“

Bei diesen Worten erblickte d'Arbeque. — „So ist es doch wahr,“ rief er aus, „was ich vermuthete — so dienstest Du dem Verhafteten, und ich sah Dich auf Saint-Flour!“

„Euer Gedächtniß täuschte Euch nicht,“ fuhr Rabaud ruhig fort; „der Haß steht scharf. Wohl dem, der so vergelten kann — wie mir sich die Gelegenheit darbot!“

d'Arbeque schwieg. Er unterdrückte den innern Grimm. In diesem Augenblicke trat Gui herein. Sein Auge leuchtete — eine

und der Herrliche Seligsfeld lag auf seinen Füßen. — Er hatte von Gabrielen sich beurlauben wollen — er fand sie in tiefen Gedanken verhaspelt im Saale, wohin er sich begeben, um noch einmal die Wälder seiner Ahnen zu beschauen; sie fuhr auf, als sie ihn kommen sah. Qui wollte zurücktreten, — doch sie bat ihn, zu bleiben. Rings Herze standen; sie starrten vor einander. Qui war tief bewegt, „Ich muß Euch Lebewohl sagen, Gehulein,“ sprach er dann mit zitternder Stimme. „Nehmt den Dank eines treuen Herzens!“ — Gabrielens Thränen kamen — sie gab ihm ihre Hand — sie bat ihn, nichts von Dank zu reden — sie gedachte seiner Güte — daß er ihr Retter geworden. — Qui rief sich glücklich — obgleich er bescheiden das Verdienst ablehnte. Er hielt ihre Hand noch, er drückte sie an seine Lippen, an sein Herz. Sein Muth wuchs mit seiner Liebe — er wagte, sie an sein Herz zu ziehen. Da fuhr ein Schauer durch Gabrielens ganzes Wesen — sie schlang ihre Arme um ihn, drückte ihr Haupt an seine Brust — dann riß sie sich gewaltsam los und verschwand durch eine Nebenthüre. Lange stand Qui auf der Stelle wie bezaubert. — Dann ging er mit einem Himmel in seiner Brust auf d'Arbeque's Gemach zu und trat gerade ein, als Rabaud jenes Geheimniß enthüllt.

„Und dieser ist nicht Dein Sohn!“ rief d'Arbeque aus — „die Züge sind de Viole's Züge!“ —

„Ihr habt auch das errathen!“ sprach mit fürchterlicher Rälse Rabaud. „Es ist sein verwaistes Kind — Qui de Saint-Flour.“

Da stammte Eine wilde Gluth in d'Arbeque's Widen auf.

„Lebt wohl!“ — rief jetzt Rabaud und ergriff Qui's Hand:

— „Ihr selb des Dankes Werthoben!“

Und rasch zog er den Jüngling mit sich hinweg — durch die Höfe des Schlosses. Als das Thor hinter ihnen sich schloß, athmete Rabaud erst wieder frei auf. Qui war in einem Traume befangen. Er wußte sich das, was er gehört, kaum zu denken — der Entschluß war recht wie ein Marktröß in die Blüten seiner Liebe gefallen.

die sich kaum erschlossen und ihn doch so glücklich gemacht hatten. Er beschwor Rabaud, ihm Rede zu stehen. Dieser aber zog ihn mit sich fort und beobachtete ein hartnäckiges Schweigen.

So mußte er folgen, ohne zu wollen. Nur als sie die Höhe jenseit des Thals erklimmen hatten, riß er sich los, um noch einmal nach dem Schlosse zu blicken, das seine Welt umschloß. Da wehte ihm Gabriels Luch den Scheidegruß zu, und eine innere Stimme rief ihm zu: das sei der Scheidegruß für diese Welt. Er schauderte. Noch einmal winkte auch er — und des Balbes Dickicht entzog ihn ihren Blicken. Kräftig schritt Rabaud weiter. Niemand vermochte ihm Gui zu folgen. Auf seine Frage gab er eine Antwort, und endlich schwieg Gui unmutig. Erst als sie schon eine gute Strecke zurückgelegt hatten und eine freie Stelle des Balbes sich ihnen darbot, stand Rabaud still.

„Vergiß mir, Gui,“ sagte er, „mein seltsames Benehmen. Es wird Dir mancher Auftritt der letzten Stunden räthselhaft sein — ich will Dir die Räthsel jetzt lösen.“ — Er hob nun an, aus dem früheren Leben seines Vaters die Begebenheiten mit d'Arbeque zu erzählen, nachdem er ihm vorher gesagt, wie nahe ihm d'Arbeque verwandt. Gui hörte mit steigendem Interesse, aber auch mit wachsendem Schmerze der Erzählung zu. Als Rabaud geendet, schien es ihm, als schlossen sich des Paradieses Pforten hinter ihm. Rabaud's letzte Worte fielen centnerschwer auf sein Herz.

„d'Arbeque's Haß,“ hatte er gesagt, „ist ohne Ziel und Ende. Nie vergibt er; darum ist unseres Bleibens in diesen Gegenden jetzt nicht mehr lange, zumal er uns kennt.“

„Und wird nicht gerade der Dienst, den ihm des Feindes Sohn geleistet, sein Herz milder stimmen und die Reue über den blinden Haß in ihm wecken?“ fragte Gui.

„Dannst Du die Steine hier erweichen?“ war Rabaud's Antwort; „kommst Du dem Bache, der dort über die Felsen hinab in den Abgrund stürzt, gebieten, daß er seinen Lauf ändere?“

nehme? Kannst Du den starren Winter umzuwandeln zum süßlichen Lenz? "

„Euer Urtheil ist fürchterlich hart; verzweifelt Ihr an der Möglichkeit der Besserung eines Menschenherzens? "

„Nein, Gui. Ich will glauben, daß der Verbrecher ein edler Mensch werden kann, aber nimmer, daß d'Arbeque's Haß sich in Wohlwollen verkehre. Ich kenne ihn, ich weiß, was Dein Vater that, ihn auszusöhnen — aber es war Alles umsonst. Sein Sinn ist eisern.“

Gui brach ab. Schmerz, bitterer, herber Schmerz erfüllte sein Herz. Er fühlte zum ersten Male die brennende Wunde in seinem Innern. Gabriele — war für ihn verloren. Die Träume seines Glückes, denen er oft in stiller Nacht auf Schloß Arbeque Gehör gegeben, sie zerrannen.

Finstern kehrte er heim. Der treue Salers starrte ihn an. „Was ist geschehen? " fragte er.

Rabaud winkte ihm Schweigen zu.

„Dir, Gui, habe ich einen seltsamen Gruß, " sagte Salers darauf, sich zu Gui wendend. „Ein Zigeunerweib war hier vor ungefähr acht Tagen, die alte Abelma, die so oft auf Saint-Flour war. Sie gebot mir, diese Zeilen Dir zu reichen.“

Gui riß das Blättchen auf.

„Sie brausen schon, " die Stürme, die ich Dir verflümbet, " schrieb eine fast unleserliche Hand; „noch ist ihr Ende nicht da. Erst wenn Blutströme um Dich geflossen sind — erst dann kommt Frieden — er liegt weit, weit von Dir. Das aber hättest Du mir nicht thun sollen! Ich allein weiß, was geschah, denn ich folgte Dir. Du hast gelüßt — wüßten es meine Söhne — Du müchtest fliehen, wohin Du wolltest — ihr Dolch sände Dein Herz. Abelma ähret Dir nicht. " —

Er hatte die Worte laut gelesen.

„Neue Räthsel! " rief Salers — „woher kennst Du das unselige Weib? "

Gui erzählte ihnen ohne Rücksicht seine Vorgehensweisen mit der Zigeunerbande.

„Unseres Vlebens ist nicht länger hier,“ sprach Salers. „Unser Frieden ist gebrochen. Gebe Gott, daß nichts Schlimmeres folge!“

Gui erhob sich. „Nicht Euer Friede, der meinige ist gebrochen. Darum laßt mich ziehen. Dieses unthätige Leben poßt ohnedem nicht mehr für mich. Ihr kennt die Anzeichen eines blutigen Kampfes der Glaubensparteien im Vaterlande. Mein Entschluß ist gefaßt; ich trete in die Reihen der Kämpfer für meinen heiligen Glauben und seine Rechte ein, für die mein Vater mit einem andern, schärfern Schwerte stritt!“

Ein tiefes Feuer leuchtete aus seinen Blicken bei diesen Worten. Rabaud sah ihn erschrocken, aber mit einer innern Freude an. Er schwing indesfen, wie Salers, der endlich auferte: „Nur nicht zu schnell, mein Gut. Laßt uns als besonnene Männer handeln, wohl erwägen, — dann sei's in Gottes Namen!“

9.

Die Heiterkeit, der Frieden — der sonst in dem engen Häuschen der Fremde gehaust — er schien gebannt, verschwunden für immer. Auf Gui's Herzen lag eine Last, die er nicht abzuwälzen im Stande war, nicht die Fremde, so gerne sie es gethan hätten. Ruhe war in seinem Innern — aber eine kalte Grabesruhe, die Frucht der Resignation auf des Lebens schönsten, der Liebe Glück. So gern auch das jugenbliche Herz den Anker der Hoffnung noch faßt und festhält, selbst an der Grenze der Möglichkeit — so gab ihr doch Gui nicht mehr Raum in seinem blutendem Herzen. Rabaud's Worte waren von zu mächtigem Einfluß auf ihn, und seines dunklen Wort Ackerma's, so frei von dem Aberglauben, der die Menschen seiner Tage hegten, besonders von der die Zukunft enthaltenden oder

berathshauenden Nacht dieses nonabstirendes Vultes auch übrigens Qui's Seele war, übte dennoch seinen geheimnißvollen Zauber aus und filgte neue Wolken zu denen, die bereits seine Seele umnachteten. So stoh fortan still und öde das Leben der Dreie hin. Nur der Plan Qui's brachte eine Abmischung in das einsfärmige Weiß. Dabei fiel indessen wieder eine Last auf seine Seele, die nöthlich, welche der Gedanke an die kriegerische Ausrüstung brachte. Sollte er als Landknecht zu den Truppen der Protestanten, welche Coligni führte, stoßen, so bedurfte er eines Rosses und der nöthigen Waffen. Nach Allem, was er wahrnahm, war er arm, denn der König hatte ihn ja, als er seinen Vater köthete und für ewig des Landes verwies, ja seinen Namen, als einen dem Salgen Entgangenen an den Solden auf dem Montmartre schlagen ließ, aller seiner Güter beraubt. Wie sollten es die beiden Aeltern möglich machen, die Mittel aufzubringen, deren er jetzt bedurfte? Um sie nicht zu kränken, wagte er nicht einmal eine Frage, sondern setzte still voraus, er werde mit seiner schweren Blöße, und wie er gehe und sehe in Coligni's Lager gehen und seine Dienste anbieten müssen. Daß man ihn bei seiner Jugend und Kraft zurückweise, befürchtete er gerade nicht; allein es lag doch etwas Schmerzliches darin, daß er nicht dort eintreten konnte, wie es sein Stand und sein Herkommen würde unter andern Umständen bedingt haben, — was überwunden sein wollte.

Eines Tages, wo Sturm und Hagel, wie ihn die Tage des April wohl noch einmal zu bringen pflegen, um das Häuslein tobte, saß er still in der Ecke eines Fensters und blickte hinaus in das wilde Toben des unfreundlichen Wetters. — Er war allein in dem Gemache, denn heute waren Salers und Rabaud häufig allein in dem kleinen Raume gewesen, der ihnen zur Schlafstätte diente; sie tranken da viel in Papieren und redeten oft eifrig mit einander. Das hatte er gehört, als er vorüberging, und es war ihm aus dem Grunde auffällig, weil sonst eine so tiefe Stille in ihrer Wohnung zu herrschen pflegte.

Jetzt wurde die Thüre geöffnet und Beide traten ein. Unverkennbar lag etwas Feierliches in ihrem Wesen, das so wenig zu der einfach gemüthlichen Weise paßte, welche sie sonst angenommen hatten.

„Qui de Viole de Saint-Flour,“ hob endlich mit einer bebenden Stimme Rabaud an, „Ihr seid den Fingerschubben längst entwachsen und in Eurer Seele ist ganz frei und unabhängig der Wunsch entstanden, Euren Arm der heiligen Sache des Evangeliums zu weihen, das seiner bedarf. So ist es würdig des Namens, den Ihr traget, den ein ungerechtes, vom Religionshaffe eingegebenes Urtheil wohl schmähen, aber nicht entehren konnte. Jetzt aber, wo es dieser Entschluß fordert, daß Ihr würdig Eures Namens auftrittet, thut es Noth, daß Ihr Mittel habet, die Euch das gestatten, und uns, als treuen Dienern, ist es heilige Pflicht, Euch eine Rechenschaft zu geben von dem, was wir Beide gerettet haben in dem Schiffbruche Eures ehlen Vaters, den Gott segne, und wie wir es verwaltet haben. Wir legen die Nachweise und Rechnungen hier vor Euch nieder. Prüfet sie!“

Qui stand wie erstarrt vor Rabaud. Er schaute mit einem Gefühl in sein Angesicht, das aus Schrecken und Staunen gemischt war; denn mit einem Male war ja hier Alles anders geworden. Das väterliche Du war einer Anredeweise gewichen, welche die, welche dadurch bisher vereint waren, auseinanderriß und die Scheidewand kalter Lebensformen dazwischenstellte, deren trennende Gewalten er erst recht kennen gelernt, als er mit d'Arceque zusammentraf.

„Was soll das?“ rief er mit dem Ausdruck des Gefühls, das seine Seele erfüllte. „Was soll das? Wollt Ihr mich wegschleppen von den treuen Herzen, die bis jetzt meine Zuflucht und Heimath waren? Was hab' ich gethan, daß ich solches Gutes verlustig geworden bin?“ —

In den Augen der beiden Männer zitterten Thränen und Rabaud war zu bewegt, um reden zu können. Solers sagte:

„Der Zeitpunkt mußte einmal kommen, wo das Verhältniß ein anderes werde, wo wir in das Verhältniß der Diener zurücktreten, aus dem uns das Unglück Cures' Hantel gehoben hatte.“

Ehe aber noch Salers diese Worte vollendet, lag Gui in Rabaud's Armen. Er bat, er flehte, er drohte, wie wieder zu Ihnen zurückzukehren, wenn nicht Alles bleibe, wie es bis heute gewesen. Sein Dank, seine Liebe sprach sich in elter Weise und Fülle aus, daß die Männer davon überwältigt wurden. Lange aber bewerte es, bis sie sich dazu verstanden, einen Entschluß aufzugeben, der aus ihrem Pflichtgefühl erwachsen war. Aber wie glücklich hatte sie das gemacht, was sie eben erlebt? Wie reich war durch Gui's Liebe Alles belohnt, was sie in aufopfernder und hingebender Treue die lange Reihe von Jahren ihm geleistet hatten.

Als endlich die Ruhe in ihre Herzen zurückgekehrt war, bat Rabaud den Jüngling, sich zu ihm zu setzen. Er legte ihm genaue Rechenschaft ab. Da stellte es sich denn heraus, daß er immer noch ein ansehnliches Vermögen besaß, das zwar in keinem Vergleich mit jenem stand, welches seine Voreltern, ja noch sein Vater, besaßen, aber dennoch hinreichte, über die Sorgen des Lebens den Geist hinauszuhoben. Rabaud hatte wohl gesagt, als er Saint-Flour verließ und du Pleffis-Mornai ahnete es nicht, daß der treue Salers, der in Manches durch seinen Herrn eingeweiht war, was sonst Niemand wußte, einen Schatz bei sich trug, als er, Paris verlassend, den Sohn seines Herrn aufzusuchen, die Spur seines Freundes Rabaud verfolgte. Das hatten nun Beide in Eins zusammengeschmolzen, treu verwaltet und in sich selbst wachsen lassen.

Mit Erstaunen sah Gui, daß er reich sei!

„Aber was soll ich mit dem, was übrig bleibt, wenn ich mir ein Roß, ein Koller, Pistolen und Schwert gekauft?“ fragte er. „Es sei Cures' Ihr Töchter,“ sprach er. „Cures' Alters Tage sollen nicht von Mangel getrübt werden. Gott weiß es; ob ich je ihr

Stande sein werde; auch zu erklaren und die Liebe zu vergehen, die Ihr an mir heilte.“

„Verhalten wollen wir es denn,“ sagte Cateris, „denn unsere Bedürfnisse sind klein, und es bezaehren für kommende schwere Zeiten.“

Rahaub besprach sich nun mit Gui über seine Ausrüstung und über seinen Eintritt in's Heer.

„Ich will erst genauere Kunde einziehen über die Verhältnisse unserer Glaubensgenossen und ihre Stellung gegen den Hof, ehe wir handeln,“ bemerkte er, und Gui war wohl damit zufrieden.

Jedoch nahmen die Ereignisse damals schnell eine eifrige Wendung; die Gui's Wünschen sehr zusagte und ihm eine Laufbahn, wie er sie suchte, zu eröffnen verhiess.

Die Hinneigung Katharinens von Medicis zum Protestantismus trug einen Schein der Aufrichtigkeit, der Montmorency und den Marschall von Saint-André mit Furcht und Schrecken erfüllte, die so fanatische Katholiken waren.

Die Proclamation des Edicts von Saint-Germain en Laye mehrte diese Furcht. Sie sahen ihren Fall, den Fall ihrer Macht, ihres Einflusses nahen. Es galt ein schnelles, kräftiges Handeln, den Strom zu dämmen, der bräusend sich heranwühlte. Franz von Guise, der Dritte des unheilvollen, fanatischen Bundes, war nicht in Paris. Er weilte seit einiger Zeit in Lothringen, Pläne schmiedend mit dem schlaunen Cardinal zu der Kezer Vertilgung, und des eigenen Hauses Glanzhöhung und Machtanwuchs.

Ein Eilbote Saint-André's beschied ihn nach Paris, wo seine Gegenwart jetzt unumgänglich nöthig war, denn man wußte, daß Katharina, den Stolz und die Macht des Triumvirats und des Guisischen Hauses fürchtend; im Conde geschrieben, ihn dringendst gebeten hatte, sich mit Coligni und D'Anbalot, seinem Onkel, ihrer und des Königs anzunehmen und sie aus den Händen der Guisen zu befreien. Man wußte, daß die Protestanten im Stillen sich rüsteten. Franz empfing diese Botschaft mit Freude. Schnell war

ließ er Lotharingen mit einem bedeutenden Besatze von Germanen, die auf seiner Seite standen und eines nicht unansehnlichen Hauchs von Soldaten; Montmorency und Saint-André sammelten eine Armee bei Paris, und bei Orleans machten die Protestanten, an ihrer Spitze Condé, Coligny, d'Andelot, Anton von Croÿ, die Herren von La Rochefoucault, Roban, Senlis und Grammont, Wienz, sich zu vereinigen.

Frantz von Guise eilte. Es war am 1. März 1562; als er in Vassy, einem Städtchen in der Champagne, eintraf, war dort eine kurze Frist von der angestrengten Reise zu rasten. Der Herzog ließ alsbald in der Kirche des Ortes Messe lesen und sein Gefolge begleitete ihn dahin, jedoch faßte die Kirche die Menge nicht, die mit der Partei der Guisen dahinströmte, und viele derselben mußten außen weilen. Da erschallte unweit davon der Gesang der Protestanten, die in einer Scheune ihren Gottesdienst in heiliger Nachacht hielten. Es war eine willkommene Gelegenheit für die fanatischen Diener und Schüler Guise's sich an den ruhig ihres Glaubens lebenden Protestanten zu vergreifen. Sie führten durch Steinwürfe und beleidigende Worte, durch Scham und Unzucht den Gottesdienst der Protestanten, die in einer nicht kleinen Anzahl hier versammelt waren. Anfangs litten es diese ruhig; aber diese Ruhe erlitzte Jene desto mehr, und bald kam es zu Thätlichkeiten. Die Protestanten mußten Gegenwehr leisten den Angreifenden, und so entspann sich ein erbitterter Kampf, der von Seiten der wehrlosen Protestanten einseitiger nur mit Steinwürfen geführt wurde.

Der Lärm außerhalb der Kirche endigte die Messe. Guise stürzte heraus und ein heftiger Steinwurf traf ihn sogleich so heftig an die Stirne, daß er fast bestimmungslos an die Arme eines der Seinen taumelte und mit Blut bedeckt wurde.

Das war die Hofung eines entsehligen, wilden Kampfes zwischen den erbitterten Parteien. Man ergriß schnell die Waffen, und ein unmensliches Blutbad erfolgte. Schatzungslos wütheten die Guisichen unter dem Hagenotten. Sechzig Kirchen botten die

Wahlstatt von protestantischer Seite, und über zweihundert Tensandete zählten sie. Auch die Quisen hatten gestritten und ihr Werk war ebenfalls nicht unbedeutend.

Zitternd trat der Richter von Bassy vor den gelammten Herzog und flehte um Schonung für die unglücklichen Protestanten, die ja doch den Streit nicht veranlaßt.

„Seid Ihr auch ein Ketzer!“ fuhr ihn zornig der Herzog an.

„Nein,“ sprach muthiger der Richter, „ich bin ein Katholik, wie Ihr, gnädigster Herr — aber mein Herz blutet bei dem Morden; um so mehr, da es gesetzwidrig, wie unmenschlich ist, und das Edict vom Januar freie Religionsübung den Protestanten verheißt.“

Mit rollenden Augen sah ihn der Herzog an; dann riß er sein Schwert aus der Scheide und rief: „Dies soll jenes verfluchte Edict zerhäuten!“ —

Der Richter verließ mit tiefem Abscheu den unmenschlichen Herzog. Das Blutbad dauerte fort, bis der Schleier der Nacht die Greuel dieses Tages umhüllte. Die Protestanten flohen in die Berge, in die Wälder; und die schreckliche Kunde dieses Tages von Bassy drang mit Windeseile durch Frankreich und zu den Ohren Soligni's. Die Fackel des blutigen Bürgerkrieges war angezündet! Das blutige Loos war geworfen in den Schooß einer unheilswangeren Zeit!

10.

Auf dem Wege von Grenoble nach Sainte-Marcelline ritt eines Tags in späten Nachmittagsstunden Gui de Biote auf einem überaus schönen und guten Rosse, das er eben erst in Grenoble um hohen Preis erstanden. Die Ausführung seines Vorhabens war nahe. Zu seinen Ohren waren sie schon gedrungen die Greuelthaten von Bassy. — Es war ihm die Rüstung seiner Glaubens-

genossen bekannt geworden, und Rabaud hatte Tags vorher die Botschaft gebracht, es werde für Coligni's Heer der Herr von Maignon in der Dauphiné. Diese Kunde bestimmte den Jüngling zur raschen Ausführung seines Planes, den er mit seinen väterlichen Freunden erwogen hatte und zu dem ihn, wie sein Herz, so die Lage drängte, in welcher er sich befand. So sehr aber auch die neue Laufbahn des Jünglings Ehrgeiz schmeicheln mochte, so war doch sein Herz tief bekümmert. Auch jetzt wieder war sein Herz bei Gabrielen. Es war so still und einsam in der Gegend, durch die er ritt. Neben ihm am Wege hin, jedoch in einem beträchtlich tiefen Bett, stürmte die Isere und ihr Brausen war das einzige Geräusch, das die Stille der Einöde unterbrach, und dieses Brausen wiegte ihn noch mehr in seine Träume ein. Die Vergangenheit lag vor ihm mit ihren kargen Freuden, und die Zukunft dunkel und blutig. Gabrielen's Bild schwebte vor seiner Seele. Ihre Liebe war ja der einzige Sonnenblick seines Lebens, und so schnell ging er vorüber, so eifern war die Nacht des Verhängnisses zwischen ihre Herzen getreten! Lebhaft wurde der Wunsch in seinem Herzen wieder rege, den er so oft schon bekämpft, sie wieder zu sehen, noch einmal in ihr Auge zu blicken und dann dem Lebensglück auf ewig Lebewohl zu sagen. Schon war er im Geiste bei ihr, schon lag sie an seiner Brust. — In solchen Träumen schwelgte das liebende, hoffnungslose Herz des Jünglings. Er hatte den Zügel auf des Pferdes Hals gelegt und es gehen lassen, wie es wollte, ohne darauf zu achten, daß es nahe am steilen Ufer der Isere hinschritt und nur ein Fehltritt ihn in den Wellen des Stromes begraben konnte.

„Seht Euch vor,“ rief plötzlich hinter ihm eine starke Stimme, die einem Reiter angehörte, der im tausenden Galopp ihm folgte, „sonst liegt Ihr drunten in der Isere!“

Der Jüngling fuhr aus seinen Träumen auf, ergriff des Pferdes Zügel und riß es mit starker Faust herüber in den Weg, und sah alsbald den Warner an seiner Seite.

„Das hätte leicht so einen Sprung zum Leben hinaus geben können!“ scherzte der Reiter, und sah dem Jüngling dabei in das bleiche, schöne Gesicht.

Es war ein junger Mann von etwa acht und zwanzig Jahren, mit militärischem Anzug. Ein breitkrempiger Fiederhut saß recht unternehmend auf einer Seite, und ließ die langen, braunen Vordenhaare grazios auf die Schulter wallen. Eine himmelblaue Felsbinde schmückte ihn. An seiner Seite hing ein schönes Schwert. Heiterkeit und Frohsinn strahlte aus seinen Blicken.

Gui grüßte ihn mit Anstand und dankte für die Warung.
„Habt gewiß an's Liebchen gedacht, mein junger Freund!“
fuhr lächelnd jener fort.

Gui erröthete, verneinte das aber stotternd, denn die Lüge wollte nicht über die Zunge, und bemerkte: „Es gibt so viele Dinge in unseren Tagen, die wohl geeignet sind, den, der Antheil daran nimmt, in recht ernste Betrachtungen zu versenken.“

Der Reiter neigte sich vor und sah scharf in des Jünglings Antlitz, das ihm dieser offen zuwendete. Dies ernste Wort und die Jugend des Redenden schienen jenem so recht nicht zu einander zu passen. — Doch der Blick in Gui's Antlitz schien ihm Vertrauen einzuflößen zu haben.

„Da habt Ihr ein sehr wahres Wort gesprochen, junger Mann,“ entgegnete darauf derselbe; „es kommt nur darauf an, mit welchen Augen man die Vorgänge ansieht. Habt Ihr von Baffy gehört?“

„Wie sollte mir fremd geblieben sein, was jedes Gemüth empört?“ fragte Gui und sah scharf den Fremden an.

„Da habt Ihr sehr Recht,“ antwortete der; „selbst der gemäßigte Katholik hört's mit Abscheu und Entsetzen. Wie viel mehr der Protestant, der in diesen Vorgängen nur das sieht, was ihn früher oder später treffen wird und unausbleiblich ist.“ — fuhr er fort, indem er dem Herzen freien Lauf ließ, „wenn nicht wir Protestanten uns selbst schützen und uns die Glaubensbuldung und

Wundersfreiheit erklumpfen, die man uns gutwillig nicht zugehen will — Aber sie ist endlich gekommen, die Stunde, wo die Kraft an die Stelle geduldiger Schwäche tritt. Orleans ist Zeuge der Vereinigung unserer Häupter, und es sind Namen, auf die Frankreich stolz zu sein gewöhnt ist.“

„Gui hatte ihm stille zugehört. Jetzt fragte er: „Und werdet auch Ihr in ihren Reihen stehen?“

„Auf die Frage möchte ich kaum antworten,“ versetzte häßig der Fremde; „jedoch Ihr kennet mich nicht. Wisset also, ich heiße Maugiron und werde hier im Lande für Coligni's und Condé's Heer, in dem ich Hauptmann zu sein, mir zur Ehre rechne.“

„Ihr sucht Waffengeführten?“ sprach Gui — „wollt Ihr mich dazu, so biete ich Euch hier meine Hand.“

Freudig schlug Maugiron ein. „Seid mir willkommen!“ rief er aus. „Doch sagt mir nun, da Ihr wisset, wer ich bin, atich Euren Namen!“

„Gui de Biolo,“ heiße ich.

„Biolo?“ fragte Maugiron. „Biolo d'Arbeque — doch nein, dieser hat ja nur ein Kind, ein kleines Mädchen, das ich heute noch sah. Aber welcher Biolo seid Ihr denn? Ich kenne des Namens Niemanden mehr, in der Dauphiné und Auvergne, die ich wehlich durchstreift.“

„De Biolo de Saint-Flour,“ versetzte Gui, dessen Seele von dem Gedanken an Gebrüder ergriffen war, die Maugiron ein „kleines Mädchen“ nannte, die er heute gesehen habe. —

„Gebt Ihr also jenem edlen Parlamentsrath de Biolo an — der so manlich für seinen Standen Schritt und seines Gramms Ehret wurde?“

„Er war mein Vater,“ sprach wehmüthig der Jüngling.

„So sei die Stunde gesegnet, in der ich Euch fand,“ rief froh Maugiron; „denn im Eohnte wird des Vaters Heldenmuth ausleben und auf solche Stühle darf unsere Sache stolz sein.“ —

„Glaubt mir eine Frage! — unterbrech den Strom seiner

„Nehme Gui — „Ihr sagtet eben, daß Ihr meinen Vetter d'Archeque und seine Tochter gesehen; darf ich wohl fragen, wo dies gewesen?“ — Gui sprach dies mit einer Geste, die Raugiron anstieß.

„Wohnt Ihr vielleicht zu Schloß Archeque?“ fragte er neugierig.

„Nicht doch“ — versetzte Gui — „ich — könnte dann, wenn ich von Euch Gewißheit erhielt, den Ritt dahin ersparen.“ —

„Ich sah sie jenseit Grenoble, in der Richtung von Paris. — Die Tochter, ein schönes Mädchen, schien krank, sie sah sehr bleich.“

Der rebelle Raugiron ahnte es nicht, wie er das, ohnehin leidende Herz durch diese Kunde noch tiefer betäubte. Er bemerkte wohl seines Begleiters wachsende Verstimmung und meinte, durch seine Redseligkeit ihn zu zerstreuen. Er begann demnach die Stärke des hugenottischen Heeres, die Tapferkeit seiner Führer, die Kampflust seiner Streiter zu schildern. Es kam ihm dabei nicht darauf an, ob er mit den größten Hyperbeln sich ausdrückte.

Gui blieb ernst und still. Er hörte nicht einmal Raugiron's Gerabe, und erst als dieser laut zum zweiten Male fragte, wo er wohne — kam er zum klaren Bewußtsein zurück.

Er sah die Nothwendigkeit ein, Raugiron sein ganzes Verhältniß auseinander zu setzen. Mit mehr Schuld, als bei dem beweglichen jungen Manne zu erwarten war, hörte er zu und bezeugte ihm dann seine Theilnahme an diesem Geschehniß. Gui fragte ihn nun genauer um das Resultat seiner Werbung, um den Ort der Versammlung und die Zeit des Ausbruchs, indem er den Wunsch aussprach, recht bald nach Orleans zu kommen.

„Dazu kann Rath werden, mein junger Waffenhänder,“ sprach vertraulich der Hauptmann. „Euer Name sichert Euch eine nicht unbedeutende Stelle im Heere — darum will ich Euch sogleich zum Führer von hundert Geworbenen machen, die schon bereit sind und in Sainte-Marcelline mehr warten. Mit ihnen mögt Ihr die Reise schon übermorgen antreten. Ich werde erst

„Wider. Auch wiedersehen, doch wo möglich noch ehe der erste Schlag fällt.“

Dies war dem Jüngling sehr erwünscht. Jetzt, wo Gabriele nicht mehr hier weckte, wo ihn also nichts mehr festhielt, als die Liebe Salers' und Rabaud's, jetzt wollte er hinweg aus diesen Gegenden, die die Erinnerung an sein in der Wäthe zerbrochenes Glück ewig wahr schielten, in den neuen Wirkungskreis, und feiglich nahm er daran Maugiron's Anerbieten an. Sie hatten jetzt Saints-Marcelline erreicht. Schon standen die Sterne am Firmament, und über den Bergen von Aubergne ging eben der Mond in seiner ganzen Fülle auf und beleuchtete ihren Weg. Qui konnte nicht weiter. Er blieb bei Maugiron und durchwachte mit ihm die Nacht, die Verhältnisse ihrer Partei besprechend und Abrede nehmend über den Zug nach Orleans. Beide gefielen sich wohl, und so schlossen sie innige Freundschaft.

Am Morgen versammelte Maugiron seine Leute. Er stellte ihnen in Qui ihren einstweiligen Führer vor, gab die genauesten Befehle zum Ausbruch und ließ sie Gehorsam in Qui's Hand geloben. Maugiron mußte weiter. Er umarmte Qui, ihm ein herzliches Lebewohl sagend, nachdem er ihm ein Schreiben an Colligni eingehändigt, in welchem er über den Erfolg seiner Bemühungen Rechenschaft gab und ihm Qui empfahl.

Qui eilte nun, nachdem ihn Maugiron verlassen, zu seinen Freunden. Freude erfüllte sie bei Qui's Nachricht, doch auch Trauer, ob der Trennung betrübt sie wieder.

Rabaud prüfte mit künstelebtem Auge Qui's Hof. Er lobte das edle Thier und ließ es sich nicht nehmen, es selbst zu versorgen. Ungemerkt verlebten sie die wenigen Stunden ihres Zusammenlebens, die ihnen noch geblieben waren. Eine tiefe Trauer war über ihre Gespräche verbreitet. Die heiligen Alex. hatten so wenig den Jüngling, sie waren so sehr an seine Gegenwart gewöhnt, daß es ihnen unendlich schwer wurde, sich von ihm

zu trennen. Liebend betrachteten sie Alles für ihn vor, und mancher Thräne benetzte die grauen Wimpern.

Es kam die Schlafstunde. Tief gerührt segneten sie den Jüngling und brachten ihn an ihr Herz. Auch Gui war erschüttert. Er liebte die seltsamen Wünsche ja auch so herzlich, so kindlich, daß sich ihm die Trennung wehs that, wiewol er es selbst geglaubt. Er wehrte sich gewaltsam loszureißen. Tausend Gegenserwünsche begleiteten ihn. Er schwang sich auf's Ross und war bald den thronenden Vätern der Alten entschweben, denen Schmerz allein darin Hinderung fand; daß der Jüngling den Weg seines Lebens und seines Ruhmes ging, und ihnen verheißten hatte, recht oft Nachricht von seinen Schicksalen zu geben.

Auch Gui wechrete seine Augen. Auf der Anhöhe vor dem Dürschen hielt er an. Beherrschte Blicke wandte er dem Orte, wo er so harmlose und in der letzten Zeit so harmvolle Tage verlebte. Ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust. — Er wandte sein Ross und flog den Weg nach Sainte-Marcelline dahin.

Dort traf er seine Schaar gerüstet und seiner harrend. Ein jubelndes Hebehochl begrüßte den stattlichen Führer, und ohne Zeitverlust verließen sie den Ort, ihre Richtung nach Orleans nehmend.

11.

Das sehr bedeutende Heer des Erzbischofs stand im und jenseits Paris, welches einem ungeheurn Lager ähnlicher sah, als der Hauptstadt eines der Flecken, wenigstens Gendur, wohnenden Volks. Obgleich Anapartita von Medicis dem Prinzen Condé dringendst gebieten, sie und den König als den Hütern der Gassen und ihrer Genossen, des Connétable's Montmorency und des Marschalls Saitat-André, zu besetzen, obwohl sie sogar dem Bruchpantonsard begünstigte, seine Befehle in ihren Gemüthern hatte predigen lassen, so war sie doch viel zu sehr Befürchteter in der Bevölkerung.

hand: als, daß sie, dies Beschwern nicht hätte bewirkt, es, als ein von der Noth des Augenblickes gegen ihre Ueberzeugung, ihr aufopferungswillig, darstehen sollte, um sich die fürchterlichen Trümpfen, deren Befreiung sie jetzt krug, wieder gewinn zu machen. Wie sie die bedenklichen Schritte von Gergo Franz von Wulfe schritt, befragte sie sich mit einem Manne, den ihr ein Vertrauter, als einer der einfaches und bewanderten Astrologen, die jemals Indolensens balsamische Luft geathmet und aus den Schichten anhaltender Weisheit die Kunst geschöpft, aus den Constellationen des Himmels die Räthsel des Daseins zu lösen, empfohlen. Es war dieses ein finstere, strenger, sehr leidenschaftlicher Mensch — weniger der Rede zugethan, sich um nichts kümmend, als seine Beobachtungen und Berechnungen, und nur dann Antheil nehmend an den Angelegenheiten des Tages, wenn Katharina ihn befragte, was von ihnen die ewige Sternenschrift melde, oder wenn sie in schwierigen Fällen seines Rathes bedurfte. Katharina's Vertrauen war schwer zu erringen, und der finstere Acebedo würde schmeichlich, jemals es sich erlauben haben — hätte nicht das Astrologen imponirendes Wesen, seine Sicherheit und Gebieth — ja selbst seine genaue Kenntniß der Lage Frankreichs und ihrer selbstgeigenen und seine geheimen Warnungen vor Saint-André und Franz von Wulfe nach seinen ersten Beobachtungen ihm in ihrem Uberglauben einen Freund gewonnen, dessen Einflüsterungen auch ihr nicht so leicht zu bestiegendes Mißtrauen unterlag. Darum suchte sie den Meister ganz in ihr Interesse zu ziehen. Sie überhäufte ihn mit Geschenken. Nicht wenig aber erkaunte sie, als er nur einen kleinen Theil derselben behielt, und die anderen mit der Katharina schmeichelnden Bemerkung zurückgab: Er nahm nur so viel, als er bedürfte — ihr Vertrauen sei sein reichster Lohn. Sie ließ ihn genau beobachten. Er hatte mit Niemanden Umgang, der ihr verdächtig war. Er ging nicht aus dem Hause. — Das Alles ließ nicht länger an, des Astrologen Treue zu prüfen, und Katharina schätzte sich glücklich ihn gewonnen zu haben, und gab das strenge Beob-

nichten auf. Sie war jetzt ihrer Sache gewiß. Sie vertraute ihm gänzlich.

Die Lage, in welche sie sich jetzt versetzt sah, war so kritisch, forderte so gebieterisch Gehlängenschaft mit dem Schein der Lauberrunfchheit, daß sie nicht ohne Aeevedo's Rath handeln mochte. Sie beschied ihn daher zu sich.

Weniger als gewöhnlich, finsterner noch, als sonst, trat er in ihr geheimes Cabinet.

„Ihr seht so bleich, Meister,“ sprach sie theilnehmend, „läßt Ihr Euch unwohl?“ —

Er verbeugte sich tief, stumm dankend für die Theilnahme der Königin. Nach einer Pause erst sagte er mit einer hohen Stimme:

„In den Sternen habe ich gelesen in letzter Nacht, und kein Schlaf kam in mein Auge.“

„Und das sollte auf Euch so nachtheilig eingewirkt haben, was Euch so oft begegnet?“

„Das nicht!“ antwortete Jener, und richtete den durchdringenden Blick des schwarzen Auges fest auf die Königin.

„So waren's die Dinge, die Euch die Gestirne kund gaben?“ fragte sie in wachsender Spannung.

„Ich lengne es nicht,“ sagte Aeevedo.

„Und was, ich bitte Euch, was lafet Ihr? — was sahet Ihr?“

„Störbe Blutes!“ — sprach er grauenhaft selernd. — „die um Eure Majestät stößen, wie ein Meer. Störbe toschenden Blutes.“

„Und ich?“ fragte bebend Katharina. —

„Ihr standet auf einem Felsen und das Blut floß um Euch, und Eure Hand war blutig.“ —

Sie schanderte. „Würde Euch keine Kunde vom Ausgange der jetzigen Verhältnisse?“ fragte sie nach einer Weile ruhiger.

„Das Schwert: wird den Reuten Hrn, Layfende bluten — und nichts gewonnen sein.“ —

„Niemand? — Und. Gulse, Saint-André“ —

„Ihr Ziel ist nahe: Ihre Sterne gingen unter, in der Nähe des Mars — schnell — sehr schnell — sie sollen. Gulse durch Überberhand.“

Katharina trat zum Fenster, die freudige Bewegung ihres Herzens den Augen Acevedo's zu verbergen.

„Wie aber stand es mit den Gugenotten?“ fragte sie nach einiger Zeit.

„Wolken verhüllten mir die Sternbilder. Der Tag war nahe und mein Werk vorüber in dieser verhängnisvollen, wunderbaren Nacht.“

Katharina maß jetzt mit raschen Schritten das Gemach. Es war deutlich zu bemerken, wie die Leidenschaften in ihrem Innern tobten, wie sie sich vergebens bemühte, sie zu beschwichtigen. Der Astrolog stand ruhig und fest, wie ein Standbild, da; aber ein stehender Blick folgte ihr überall und beobachtete ihre Züge, und ein hämliches Lächeln flog schnell über die Lippen.

Nachdem die Königin einige Zeit so auf- und abgegangen war, ließ sie sich endlich in die Kissen ihres Ruhebettes nieder, dem Astrologen einen Wink gebend, sich unweit von ihr zu setzen.

„Meine Lage ist Euch kein Geheimniß, Acevedo,“ hob sie, nachdem sie sich gesammelt, an; „Euch sind meine Pläne klar.“ —

„Trenne und herrsche,“ sagte er, finstler vor sich hinbläufend.

Die Königin verzog unwillig die Lippen, doch wollte sie es nicht hören und fuhr fort: „Ihr wißt, daß ich mich in Gondé's Arme zu werfen gedachte, den Gulsen zu entgehen. Es mißlang. Gondé zauderte zu lange. Ihr wißt, welche Opfer es mich kostete, diesen Schritt zu versuchen, daß ich selbst den Schein annahm, den Lebern genügen zu sein, den Leberglauben, den meine Seele wie die Hölle haßt, in meinen Gemüthern predigen ließ. Sie sind

unsonst gebracht, diese Opfer, und des Hofs Guise's kein Gewinn.
Gebt mir Euren Rath, wie ich dieser Lage mich anwende.“

„Eurer Majestät Wunsch bedarf meines Rathes nicht,“ sagte ausweichend Acevedo — „doch noch einmal sage ich, hütet Euch vor Saint-André, Guise und dem alten Connetable.“

Katharina schwieg miltrisch. Sie hatte Acevedo's Rath erwartet und sah nur, daß er ausweichen wollte.

„Ihr habt mir sonst Euren Rath nicht vonthalten, warum wollt Ihr's jetzt?“ fragte sie heftig. „Ihr seht es ein, daß meine Lage nicht die günstigste ist. Mir scheint mir ein Weg offen, der — an Guise zu schreiben, ihn meine wahre Gesinnung zu entdecken. Mit einer Elige muß ich jenes tolle Hinreigen zum Protestantismus bekleiden. Ich muß Guise sagen, daß ich Conde locken wollte.“

„Sollte das wirklich eine Unwahrheit sein, meine glorreiche Bebieterin?“ fragte Acevedo mit einem schlaun Blicken.

„Daß das und rather mir, soll ich jenen Schritt thun?“

„Wenn die ausgesprochene Eurer Majestät wahre Gesinnung ist, wie ich nicht zweifle, da ich mich nicht Aberreden kann, daß es Euch jemals Ernst gewesen mit Eurer Hinreigung zu den Ärzern, so stimme ich, wenn meine Meinung bei Eurer Majestät Gewischt hat, ganz in die weiße Absicht, die Ihr heget.“

Katharina saun nach. „Es sei denn!“ sprach sie dann entschließen. „Kommt nach einer Stunde wieder, Meiner — denn Ihr sollt an Guise die Briefe überbringen.“

Acevedo nickte sich tief und entfernte sich.

Katharina setzte sich, stützte den Kopf in die Hand — ergriff dann schnell den Kiel und schrieb.

Eine Stunde floß hin, und Acevedo trat wieder in das Gemach der Königin.

Sie reichte ihm die Briefe.

„In Franz von Guise's eigene Hand!“ befahl sie, und Acevedo ging, die Briefe in seinem Schwerte verbergend.

„Hier: sein: Weg: schritt: jetzt: mühsam: durch: zwei: Reihen: —
wohl: aber: in: den: östlichen: Theil: des: Louvre, wo: er: seine: Wohnung:
hatte.“ Er: trat: hinein, und: hinter: ihm: schloß: die: Thüre: in: das: Schloß:
und: ein: gewaltiger: Riegel: rasselte. Zwei: ganze: Stunden: währte: es,
bis: er: wieder: heraustrat: und: man: sah: aus: dem: Guise: begab:
der: jenseits: Paris, doch: unweit: der: Barriere; sah: in: der: Mitte: seiner:
Truppen, umgeben: von: seinen: Offizieren, in: einem: prachtvollen: Ge:
setze: befand.

„Er: ging: festen: Schrittes: durch: die: Postgassen, durch: vier: Reihen:
her, die: schöne: abenteuerliche: Figur: des: Astralogen: begoffen: und:
spöttelnden: Soldaten: auf: des: Herzogs: Gezelt: zu.“

Ein: tumultuarischer: Auftritt: fand: gerade: dort: statt. Man:
führte: oben: einen: mit: Ketten: beladenen: Mann: in: des: Herzogs: Zelt,
das: von: Offizieren: umgeben: war. Unweit: desselben: lehnte: an: einen:
Baum: ein: Knabe: von: etwa: 15: Jahren. Bleich, aber: schön: waren:
seine: Züge. Reize: hatten: seinen: um: das: schöne: Gesicht, und: heiße:
Thränen: rieselten: über: die: Wangen, die: noch: kein: Fleum: bedeckte.
Acedo's: Blick: fiel: auf: ihn: — doch: sein: Auftrag: hatte: Eile. Er:
verlangte: zu: dem: Herzog.

„Ihr: müßt: einen: Augenblick: verziehen, Meister.“ Sprach: der:
Marquis: von: Lavannes, der: ihn: öfters: im: Louvre: gesehen.

„Mein: Auftrag: leidet: keinen: Aufschub, Marquis,“ sprach: er:
gemessen; „er: kommt: von: der: Königin: Mutter: — und: belohnt.“

Der: Marquis: ging: in: das: Bett: und: kam: bald: wieder, ihn: ein:
zuführen.

Saint-André, Manduc, Volkret: de: Marcy: mit: dem: unsterben:
Blick, der: seinen: Glauben: verlassen, um: Guise's: Mörder: zu: werden,
standen: mit: mehreren: Andern: umher. Der: Herzog: sah: in: einem:
Zelt: saß. In: einiger: Entfernung: stand: der: gefesselte: Gefangene,
den: man: eben: eingeführt, mit: dem: der: Herzog: in: harten: Worten:
sprach.

„Acedo: sah: ihn: an: und: sprach: — „Abeguel: rief: er: in: sich:
hinein: und: wandte: schnell: den: Blick: ab, den: Herzog: gebührend: zu.“

begrüßten, der seinen Gesandtschaftszweck mit ihm fragte, was er bringe?

„Dein Auftrag geht an Euch allein, Durchlaucht!“ erwiderte Nerebo.

Ein Bink des Herzogs und Alle traten ab — selbst Saint-André, doch mit Jägern.

Nerebo reicht dem Herzog das Büllet der Königin.

Er las es flüchtig, dann lächelnd noch einmal.

„Melbet der Königin,“ sprach er dann mit herrischem Stolze, „daß ich die Ehre haben würde, meine Antwort mündlich zu überbringen, wenn es Ihrer Majestät genehm sei.“

„Saint-André!“ rief er dann.

Nerebo verbogte sich und ging — doch vernahm er noch des Herzogs Worte zu dem Marschall: „Gibt die Güte, der Königin den Vorgang mit dem Reyer zu melden!“

Nerebo trat aus dem Zelte. Noch stand der Knabe an dem Baum und rang die Hände. Das jugendliche, leidende Gesicht sprach zu Nerebo's Herzen. Er trat zu ihm.

„Warum weinst Du, mein Sohn?“ fragte er so sanft, als es ihm möglich war.

Der Knabe sah ihn zweifelnd an; doch schien er Vertrauen zu fassen zu dem Einzigen, der ihn hier mit Theilnahme angesprochen.

„Ach,“ sagte er, „sie haben meinen Herrn gefesselt, wie einen Verbrecher, und werden ihn wohl morden, und ich habe Niemanden, der sich seiner und meiner annimmt in der fremden Stadt!“ Er sprach das so rührend, und doch so unsicher, so beängstigt, daß es Nerebo jammerte.

„Komme' mit mir, Knabe,“ sagte er dann, „vielleicht kann ich etwas für Deinen Herrn thun, und bei mir soll es Dir wohl gehen, wenn Du treu und verschwiegen bist.“

Der Knabe sah ihn ängstlich zweifelnd an.

„Ach, ich kann ihn nicht verlassen!“ sprach er dann. „Die Ungewißheit seines Schicksals würde mich tödnen!“

„Es wäre Ihr Willest geschehen, glückselig und auf ewig, damit ich für ihn thue, was möglich ist.“

Er nahm des Knaben Hand und zog ihn mit sich fort. Fast willenslos folgte ihm dieser.

„Wo führt Ihr mich hin?“ fragte er ängstlich, als sie schon innerhalb der Mauern von Paris waren.

„In das Louvre,“ sagte Acebedo, „wo ich bei der Königin für Deinen Herrn sprechen will.“

Sie kamen dort an.

„Warte hier!“ gebot Acebedo, „ich gehe zur Königin.“

Er meldete der Monarchin des Herzogs Antwort, die sie mit Wohlgefallen vernahm, und verließ sie dann schnell, um mit dem Knaben in sein Gemach sich zu begeben.

Dort angelangt, begann er den Knaben auszuforschen, wo d'Arbeque nach Paris gekommen?

Erdröthend und stotternd erzählte dieser, daß er die eigentliche Ursache nicht kenne, doch schien es ihm, als ob er geheime Gründe gehabt, die Dauphiné zu verlassen und nach Paris zu gehen, zumal da der Hof sich auf die Seite der Hugenotten geneigt. An den Vorposten habe man sie angehalten. Montluc habe seinen Herrn erkannt und ihn gefangen genommen und als Verbrecher behandelt.

Thränen entquollen ununterbrochen bei dieser Erzählung den schönen ausdrucksvollen Augen des Knaben, und tieferummer leuchtete aus seinen Zügen.

Acebedo betrachtete ihn forschend. Er schlug das Auge nieder. Acebedo sagte seine Hand — sie war zart und weich. — Er sah schnell in das Geheimniß, und es schien, als erschütterte es sein Gemüth.

„Gabriele d'Arbeque!“ sagte er dann, „danke dem Herrn, daß ich Dich fand. Ich kenne Deinen Vater, doch woher? das frage nicht. Das Geheimniß ist mir heilig; mein Arm schützt Dich. Vertraue mir, und Du wirst es nicht bereuen!“

Da sank der Knabe, einer Ohnmacht nahe, vor ihm nieder,

... seinem Herzen.

„Sagt mir, Erbknecht.“ sprach Acevedo, „was der Gott müßt Ihr knien.“

Dann hob er seine Hand empor. „Nun, sagt mir,“ sagte er feierlich, „zu ihm schwöre ich Euch, daß ich Rathschlichter zu Euch werden will.“

Da drückte das Mädchen seine Hand an ihre Lippen und dankte Gott und dem edlen Retter.

„Hört mich,“ sagte dann Acevedo, der tief erschüttert war. „Der Boden, auf dem wir stehen, ist gefährlich. Euch Geschlecht muß verborgen bleiben. Du bist mein Diener fortan, Gabriele — meinem Herzen Kind — und ich will sterben — Du seist mein Sohn —!“

Da lag Gabriele an seinem Herzen, und Acevedo wusch die Thränen aus den Augen.

Er verließ sie nun. Saint-André konnte jetzt bei der Königin gewesen sein. Und während er mit kümmerlich bewegtem Herzen zu Katharina ging, lag Gabriele auf ihren Knien, dem Schöpfer brünstig dankend für die Rettung zur Stunde der höchsten Noth.

Die Königin empfing ihn mit den Worten: „Ihr kommt zur guten Stunde, Meister, Saint-André hat mich eben verlassen. Man hat einen der berühmtesten Hugenotten gefangen genommen, der an den Unruhen der Dauphiné und des Benaisien den thätigsten Antheil genommen. Der schlaue Fuchs ist selbst in die Falle gelaufen! Saint-André meint, man sollte ein recht großes Beispiel statuiren.“

„Ich bin zu fremd in der Dauphiné,“ versetzte Acevedo, „um ohne genauere Bezeichnung den Mann zu erkennen. Gestatt es Eurer Majestät nicht, mir den Namen zu nennen?“

„Es ist der Baron de Viole d'Arbeque.“

„Es ist doch nicht jener Parlamentsrath de Viole, der sagt!“

Die Dinge die Königt eintelle bei diesen Namen eider halbe
Mittelschiff.

„Der Wille des Vaters ist es, der sie aus dem Reich der Herrschaft
her in dem Urtheil erlangten, götterthelt ihn werden aus dem Reich
des Reich nicht mehr! Denn mit aber die doch Namen mehrheit

Acevedo schellte in sich hinein, ohne daß es Katharina sah,
und verbeugte sich.

„Was was gebietet Eure Majestät zu thun?“

„Noch ist nicht mein Entschluß gefaßt. Er ist einseitig
sicher in der Bastille. — Doch muß ich den Triumphen nachgeben!“

„Wissen?“ fragte schatz betont Acevedo. „Zeit wann muß
Frankreichs Regenten — Ich will nicht sagen — gegen die Gefühle
ihres Vaters — noch gegen die Liebe, welche eine unsichtliche Kraft
heit erheischt, handeln?“

Katharina erhob sich stolz. Sie warf sich in die Brust. „Ihr
habt Recht, Acevedo,“ sagte sie — „aber gebietet nicht eben die
Klugheit festzuhalten?“

„Ich befehle mich, Eurer Majestät Vorschläge zu machen,“
versetzte feier, „allein mit keiner Partei beschert, mit keiner in allzu
enge Verbindung treten und — Alle beherrschen, das war der Wunsch,
den ich Euch mit hoher Bewunderung so sicher, so energisch gehen
sah. Habt Ihr Befehl gehabt, ihn zu befehlen?“

So schlaue Katharina war — sie war Weib. Die Schwermüdigkeit
war so unschätzlich gesprochen, kam von einem Munde, der sich
nicht um ihre Gunst beworben, damit nicht sie was so mehr. Ein
Wortlein des Beifalls überflog ihr Gesicht, doch nur schnell Vorüber-
gehend.

„Ich sehe, Acevedo, Ihr leset nicht allein in den Sternen!“
sagte sie, und ein freundlicher Blick des schwarzen Flammenauges
begleitete die Worte. „Wie würdet Ihr in diesem Falle, jenes Ziel
verwirklichen, handeln?“

„Ich würde,“ antwortete Acevedo, „Ich würde,“ der Kaiser in der
Stille stand und ihr dort verharrte, als einer Waise, die fröhlich

oder später ihnen bedeutenden Werth bei den Engländern haben und, zur guten Stunde ausgegeben, einen Schritt näher zum Ziele führen wird. — Dann müssen diese schweigen, und jene werden nicht erwidert. Leicht ist die Aussicht gefunden. — Die Erklärung, man wolle mit des Königs Hinrichtung bis zu einem Zeitpunkte warten, wo solch ein Beispiel kräftiger wäre, muß Quise und Saint-André beschwichtigen.“

Katharina stand einige Augenblicke nachdenkend da; dann sagte sie: „Ihr habt nicht so ganz Unrecht, und es wird Euer Rath sein, den ich befolge.“

Accebo hatte seine Absicht erreicht und dankte dem Himmel im Stillen. Katharina's Herz lag zu klar vor ihm enthüllt, er kannte all die geheimen Triebfedern ihres Handelns zu gut, als daß er nicht mit Gewißheit auf die Erreichung dessen, was er beabsichtigte, hätte zählen können.

Endlich entließ ihn die Königin, die er um die Erlaubniß bat, vier Tage ungestört seinen Beobachtungen sich hingeben zu dürfen.

„Der Vorabend wichtiger Ereignisse scheint gekommen,“ sagte er, „es wird darum um so nothwendiger sein, den Schleier der Zukunft zu lüften.“

Gerne gestand sie es ihm zu, und er verließ der Königin Gemach. Ueber einen weiten finstern Gang führte der Weg zu seinem Gemache.

In Mitten des Ganges trat ihm leise ein Verwundener entgegen und flüchelte: „Du Pflaß-Normai.“

„Dix,“ erwiderte Accebo, „reichte ihr ein Blatt, das Jener schnell verbarg und dann verschwand.“

12.

In einem großen stattlichen Hause des Quartier von Orleans saß der Abbe des Collège an einem großen Tische, der voller Papiere und Briefe lag, in das Lesen derselben vertieft. Ihm gegenüber

sah, mit auf die Brust gefaßtenem Kopfe, gedankvoll ein: Was bekanner, der in der letzten Nacht, man wußte nicht wo, außerwält vor den Thoren, in die Stadt gekommen, und nun schon seit drei Stunden mit Coligni allein war.

Das Gemach, in dem Beide sich befanden, hing mit einem Vorfaale zusammen, der jetzt der Aufenthaltsort der Offiziere Coligni's war, die seiner Befehle dort harrten und über das unbegreifliche Alleinsein des Räthselhaften mit dem Admiral allerlei seltsame Vermuthungen hegten, ohne doch in's Klare kommen zu können. Aus dem Gemache, worin sich der Admiral mit dem Fremden befand, führte eine Treppe in den Garten des Prevot, von wo aus man in eins der winkeligsten Gäßchen der alterthümlichen Stadt gelangte. Die Fenster des Gemaches gingen ebenfalls nach diesem Garten, und durch keine gegenüberstehenden Gebäude beeinträchtigt, verbreiteten sie ein helles, wohlthuendes Licht in das, durch ein hohes Getäfel von dem kostbarsten Holze, mit allerlei Schnitzwerk in den seltsamsten Formen, Gewinden und Schnörkeln ohnedem etwas verbunkelte Gemach.

Coligni war in ein einfaches, grünes Gewand gekleidet, über welches er seine reichen Waffen und die Feldbinde seiner Partei trug. Der ihm gegenüber sitzende Fremde hatte ein sehr bizarres Aeußeres. Ein langes, rothbraunes, fast unbeschäftigt geformtes Gewand, das um den Hals von einer breiten Binde gehalten wurde, ließ faltenreich um die große, vom Alter nicht, wohl aber von Leiden gebeugte Gestalt. Sein langes, dunkles, hin und wieder erst grauesendes Haar fiel auf das am Halse fest anliegende Gewand, und über die Brust wallte ein reiches, schöner Bart fast bis zum Gürtel. Das Gesicht war bleich, die Wangen eingefallen, die Züge hart, der ganze Ausdruck des Gesichtes kalt und fürchterlich ernst. Das faurige Auge lag tief in seiner Höhle. Es allein gab dem kalten, starren, man hätte sagen mögen, steinernen Gesichte Ausdruck und Leben. Man hätte schwören mögen, daß über diese Züge niemals das Leben

des Fremden gleich. Das ganze Wesen des Mannes war fest, graunhaft, schrecklich, absonderlich.

„Ich hochste eine tiefe Stille im Gemache. Colligni ließ ohne aufzublicken, und der Andere scham den erstickten Entschuldigungs nachzuhängen.

Als der Admiral, dessen Gesicht, sonst so ruhig, so mild und wohlwollend, den Ausdruck des Unwillens, ja des Zorns angenommen, gelesen, warf er die Papiere heftig auf den Tisch — stand auf und maß mit großen, hastigen Schritten das Gemach, und rief dann endlich, in der Nähe des Fremden stehen bleibend, mit Festigkeit aus:

„Das ist eine Verworfenheit, deren ich dies Weib nicht fähig gehalten! Ihre Denkweise hat zwar einen so ächt italienischen Anstrich, daß man ihr wohl schon viel zutrauen darf“ —

„Alles“ — schaltete, ihn unterbrechend, der Fremde ein mit einer tiefen, hohlen Stimme.

„Allein,“ fuhr Colligni fort, „daß Sie so mich täuschen wüßte, ahnte ich nicht!“ Er trat wieder zum Tische, sah aufmerksam in die Papiere und trat dann schnell vor den Fremden.

„Wenig,“ rief er, „wenn Du mich hintergingst? Wenn Du auch Wärreri die Fäden des blutigen Reihes ansochtest — welche Strafe wäre groß genug für Dich?“

„Nein,“ versetzte der Fremde; aber sein Gesicht blieb sich gleich. Seine Ruhe blieb dieselbe. Er sah fest in Colligni's Auge. —

„Ihre Ruhe stört den Admiral so vor ihm. Sie sehen nicht, wie er in Auge. Kein Wort kam über ihre Lippen.“

Endlich hob der Admiral seine Hand. „Meister Koweb,“ sagte er, „ich lasse Zutommen zu Euch. Die Folge der Schrift stand außer Zweifel und es bleibt mir kein Zweifel übrig; allein wie kamt Ihr dazu?“

„Das ist mein Geheimniß, Herr Admiral; ich habe niemals Euch noch dem Kaiser gesagt, auch kein Wort; beruhigt Euch.“

„Ihr gebt mir da einen herben Verweis,“ sprach lächelnd der Admiral; „aber Ihr solltet das nicht. Bedenkt Ihr, wie viel diese Briefe wiegen, setzt wo Ihr sie in die Waagschale des Völkerverwohles legt, dann werdet Ihr die Frage billiger beurtheilen.“

„Ihr wißt bereits,“ antwortete Acevedo, „daß ich das zweifelhafteste Glück habe, Katharina's Vertrauen zu besitzen, daß ich im Louvre in ihrer Nähe wohne, daß ich das einzige Gut, wenn man's so nennen will, das man mir ließ, das arme elende Dasein, der heiligen Sache meines Glaubens geweiht habe; fragt nun nicht weiter.“

„Doch noch eine Frage müßt Ihr mir beantworten: Wie gelangtet Ihr zu diesem Vertrauen?“

„Ich lese in den Sternen die verschlungenen Wege des Geschicks,“ erwiderte er feierlich, „Einer, dem sie vertraut, hat mich ihr empfohlen.“

„Und sie fragte nie nach Eurem Glauben?“

„Niemals.“

„Wie nach Eurer Heimath?“

„Herr Admiral,“ sprach mit bitterm Ausdruck der Astrolog, „so viel fragte sie mich nie, als Ihr. Ihr wißt, Euch diene ich nicht. Lohn fordere und verlange ich nicht. Darum schweigt jetzt. Es thut mir weh, Euch das sagen zu müssen; allein ich muß. Mögt Ihr denken von mir, wie Ihr wollt. Selbst der Menschen Meinung von mir ist mir gleichgültig geworden. Einem bin ich Rechenschaft schuldig. Ich habe nichts zu fürchten — zu hoffen — nur das Grab. Lebt wohl!“

Er stand auf.

Coligni faßte seine Hand, ihn zurückzuhalten. Ein tiefes Mitleid bewegte sein Herz. „Armer Mann,“ sprach er wehmüthig — „Euch muß ein schreckliches Loos gefallen sein.“

„Das schrecklichste, gnädiger Herr,“ erwiderte der Astrolog — „doch laßt mir meine Geheimnisse.“ Indessen drang des Admirals mitleidiger Ton wohlthuend in sein Herz. „Lohn' Euch Gott die Horn's Erzählungen. X.

Theilnahme an einem Manne, den die Menschheit ausstieß!" sagte er sanft. Er machte seine Hand aus der des Admirals los und trat zum Fenster, wie es schien, eine sich seiner bemessern wollende Stütze zu unterbrücken. Er versank dort wieder in ein Sinnen, das ihn völlig theilnahmlos machte, denn er blickte nicht einmal herum, als nun die Thür sich öffnete und ein Offizier hereintrat, der leise dem Admiral rapportirte, und als dieser mit dem Haupte schweigend genickt, wieder abtrat, und halb darauf wieder mit einem Fremden hereintrat. Der Admiral schien verlegen. Ihm wäre es lieber gewesen, Acevedo hätte sich entfernt; allein er dachte zu schonend, dieses wunde Gemüth durch eine derartige Mahnung zu verlegen.

Mit dem Offiziere trat ein Jüngling herein, der mit edlem Anstande den Admiral begrüßte und ihm ein Blatt überreichte.

„Ah! Maugiron,“ sprach dieser laut, als er die Schriftzeichen sah, „bringt Ihr mir gute Kunde von ihm?“

„Die beste,“ antwortete bescheiden der Jüngling, den Coligni wohlgefällig betrachtete; „ich habe ihn gesund, thätig und in seinen Bestrebungen glücklich verlassen!“ —

„Das ist eine frohe, willkommen: Botschaft,“ sagte Coligni, das Blatt entfaltend, und las dann eifrig.

„Ihr seid warm empfohlen,“ sprach Coligni nach einer Pause, in der er den Brief durchgelesen, „und Maugiron's Empfehlung gilt viel bei mir, junger Mann; Ihr bringt mir wackerer Kämpfer und wohlberitten, wie der Capitän schreibt. Wie viel sind's ihrer?“

„Hundert, gnädiger Herr,“ versetzte Jener.

„Und Euren Ruth und Arm dazu! Seid mir willkommen! Habt Ihr schon gefochten?“

„Unter Eurer Führung, gnädiger Herr, hoffe ich zum ersten Male in meinem Leben den Sieg erkämpfen zu helfen.“

Coligni lächelte. „Ihr habt die Schaar ohne Anstand hierher geführt; seid Ihr mit der Mannschaft zufrieden?“

„Sehr wohl.“

„Dann mögt Ihr der Führer bleiben im Feldzug und durch Tapferkeit werdet Ihr mein Vertrauen rechtfertigen!“

„Mein Wille ist gut,“ sprach feierlich, die Hand auf's Herz legend, der Jüngling.

„Wohl dann Euch,“ sprach Colligni mit einem Seufzer, „denn der ist des Menschen Himmelreich. — Doch fast hätte ich etwas Wichtiges vergessen, was auch Raugiron in der Eile, womit er diese Zeilen schrieb, vergaß, — Euren Namen?“ —

„Gui de Biote de Saint-Flour.“

Bei diesen Worten, die der Jüngling laut und vernehmlich aussprach, fuhr, wie von einem electrischen Schläge getroffen — Acevedo herum — der bisher auch nicht die entfernteste Notiz von dem Vorgange genommen, nicht einmal sich nach den Eintretenden umgesehen hatte. Ein wildes Feuer loderte in seinem Auge. — Er sah den Jüngling an — und er erbebte. Seine Hände falteten sich so krampfhaft, daß alles Blut aus ihnen zurücktrat; sein Blick hastete durchbohrend auf dem Jüngling. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus der Brust hervor, und sein Herz pochte fast hörbar.

Was mit ihm vorging, sah der Admiral nicht, der ihm den Rücken zuwandte, und Gui war in diesem Augenblicke zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um es wahrzunehmen, und der Offizier war abgetreten. Beide vernahmen nicht den Ausruf, den er jedoch auch gedämpft ausließ: „Großer Gott!“ —

„De Biote de Saint-Flour?“ wiederholte der Admiral — „das ist ein Name, der einen hellen guten Klang in Frankreich hat.“ —

„Er stand am Galgen auf Montmartre!“ stöhnte halb laut Acevedo, und ein Schauer durchrieselte seine Gebeine; aber sein durchbohrender Blick wich nicht von dem Jünglinge, sein ganzes Wesen war in einer fürchterlichen Spannung. —

— „Dann seid Ihr ohne Zweifel ein Angehöriger des edlen Parlamentsrathes de Biote, den man so schändlich mißhandelte?“ — fuhr Colligni fragend fort.

„Sein einziger Sohn!“ sprach Gui, und das freudige Bewußtsein, einem edlen Vater anzugehören, hob des Jünglings Brust.

Acevedo's Hände sanken jetzt schlaff herab. Er sank in einen Stuhl und seine Brust arbeitete fürchterlich. — Er lehnte sich weit vor und sah mit unbeschreiblichem Ausdruck in Gui's Gesicht. Dann fuhr seine Rechte nach dem Herzen und er flüsterte leise: „Herr, Herr, du thust Großes an deinem Knechte! Gib ihm Kraft, daß er es trage!“ —

— „Dann seid Ihr mir zweifach willkommen,“ fuhr freudig Coligni fort, ihm seine Hand reichend. „Röge des edlen Vaters Sinn und Geist und Muth in Euch neu aufleben, zu Heil und Frommen unseres heiligen Glaubens! Ihr habt ihn frühe verloren, mein Sohn,“ sprach er wohlwollend — „Frankreich, das undankbare, sollte blut'ge Thränen weinen am Grabe seines edelsten Sohnes; vor allen aber muß dies unsere Glaubensgemeinschaft; denn sie hat in ihm eine ihrer kräftigsten Stützen, einen ihrer muthigsten, edelsten und herbedelsten Vertheidiger verloren. Er hätte sollen an Vega's Seite zu Poissy stehen, und noch größer wäre unser Triumph, noch größer des eiteln, herzlosen Cardinals Niederlage gewesen!“ —

Diese Worte des Admirals brachten eine fürchterliche Wirkung bei Gui hervor. Wohl hatten die Freunde Salers und Rabaud auch schon die Vermuthung gehegt, die tief betäubende, Gui's Vater sei nicht mehr; wohl hatte er selbst innig getrauert — aber das jugendliche Gemüth gibt sie nicht leicht auf, die behlückende Hoffnung, und immer trug sie Gui noch im Herzen, dennoch einst den theuren Vater wieder zu finden. Jetzt traf ihn, so entschieden ausgesprochen, diese Nachricht unerwartet, und darum um so gewaltiger.

Coligni's liebevolle Behandlung, die Erfüllung seiner allerthürnsten Wünsche, hatten die bleichen Wangen des Jünglings mit dem Roth der Freude seit langer Zeit zum ersten Male wieder

gemalt — jetzt erblickt er, wie eine Leiche, und mußte einen Stuhl fassen, um nicht zu sinken.

„An seinem Grabe? sagt Ihr, gnädiger Herr,“ — rief er mit bebender, fast erstickter Stimme.

Goligni sah sein Erblichen und eilte, ihn zu halten. „Was ist Euch?“ fragte er besorgt. „Wisset Ihr nichts von des Edlen Tode?“ —

Gui sah ihn starr an und schüttelte das Haupt, gewaltsam die Thränen des Gefühles zurückhaltend, die hervorbrechen wollten.

„O, dann thut es mir sehr wehe, daß ich es gerade sein mußte, der Euch diesen herben Kelch reichen mußte!“ klagte Goligni; „allem es ist geschehen und ich kann es nicht widerrufen — er ist nicht mehr, Euer edler Vater; ich habe die sichere Kunde von Pleffis-Mornau, dem treuesten Freunde Eures Vaters.“

Da bedeckte Gui mit beiden Händen das Gesicht und schluchzte laut.

Goligni hielt den Jüngling, den er vom ersten Augenblick an lieb gewonnen, umschlungen, und eine Thräne des Mitgeföhles zitterte im Auge des Helden.

Der Astrolog war aufgestanden. In einer vorgebeugten Stellung stand er da, und es schien, als wolle er hinzueilen, um den Jüngling an's Herz zu drücken. Sein Gesicht war leichenbläß, seine Rippen zuckten; Thränen standen in seinen Augen, aber es waren keine Thränen des Schmerzes — denn über die bleichen Züge des Mannes war eine Verklärung verbreitet — die aus einer andern Quelle mußte entsprungen sein.

Goligni wandte sich jetzt zum ersten Male wieder zu ihm mit den Worten: „Wahrlich, Meister, man möchte den Vater im Grabe beneiden um die Trauer eines wackern Sohnes!“

„Sei stark, mein Herz!“ sprach leise zu sich Acevedo, der heftig zusammengefahren war, als Goligni ihn angeredet. Mißsam sammelte er sich.

Einige Offiziere mußten den Ton des Schmerzes gehört haben, sie stürzten herein und betrachteten verwundert die Scene, die

sich ihnen darbot, und bei dem Anblick des weinenden Jünglings floh ein spöttisches Lächeln über das Gesicht des Einen.

Goligni bemerkte es.

„Capitän,“ sprach er ernst, „habt Ihr einen Vater, den Ihr finblich liebt?“

Der junge Mann fuhr zurück vor dem strafenden Blicke des Admirals und bejahte verblüfft die Frage.

„Dieser junge Mann hat einen Vater verloren, den er, den Frankreich mit Stolz nennt, und erfuhre jetzt eben von mir die Trauerbotschaft. Dies zu Eurer Nachricht, und noch die Bemerkung, die Ihr nicht vergessen wollet, daß wer einer Thräne spotten kann, keine Thräne verdient. — Laßt uns jetzt allein!“ —

Tief beschämt entfernte er sich mit den Anderen.

Gui blinnte auf. „Ich fühle es,“ sagte er, „daß der Ausbruch meines Schmerzes hier nicht hätte stattfinden sollen; vergeßt mir, gnädiger Herr!“ —

Goligni sah ihn mißbilligend an und sagte dann: „Ihr habt Euch Eurer Gefühle nicht zu schämen, denn auch den grauen Helden ehret die Thräne des Gefühles.“

Gui drückte seine Hand an sein Herz. Reden konnte er nicht. „Euer Verlust ist unerseßlich,“ sagte nach einer Pause Goligni; „allein bedürftet Ihr jemals väterlichen Rathes, väterlicher Hülfe — dann suchet mich auf — ein Vaterherz findet Ihr dann immer!“

Accevo konnte sich jetzt nicht mehr halten. Rasch trat er herzu und reichte Gui seine Hand, indem er mit bebender Stimme sagte: „Und hier biete ich Euch die Freundeshand; verschmäht sie nicht!“

Der Jüngling sah ihn durch Thränen lächelnd an und drückte die dargebotene Hand herzlich.

Da ergriff's mit fürchterlicher Gewalt den Alten. „Gott, Gott!“ rief er aus, und eine heiße Thräne fiel auf des Jünglings

„Herr Admiral,“ rief er dann diesem zu: „Fordert mein Herzblut, und es ist Euer!“

Dann eilte er rasch der Thüre zu, die nach dem Garten führte und verschwand.

„Seltsamer, räthselhafter Mensch!“ sagte nachdenkend der Admiral. „Wie gräßlich muß das Schicksal gewesen sein, das diesen Geist beugte und die harte Rinde um dieses Herz legte!“—

Gui richtete sich auf in einer heftigen Bewegung. „Wer war der Mann?“ fragte er.

„Das kann ich Euch nicht sagen, denn ich kenne ihn selbst erst kurz; allein daß er ein edler, großer Mensch ist, das weiß ich.“

Gui entschuldigte sich noch einmal. „Schweigt, Herr de Viole,“ antwortete der Admiral, „auch ich war Sohn und verlor einen edlen Vater.“

Er rief jetzt seine Offiziere und stellte ihnen Gui vor, empfahl ihn ihrer Freundschaft und entließ mit herzlichem Wohlwollen den Jüngling.

13.

Des Admirals warme Empfehlung erwarb Gui die zuvorkommenste Behandlung bei den Offizieren, und das öftere Zusammensein mit dem Admiral, der dem Jünglinge wohlwollte, die Auszeichnung, die ihm von dem Prinzen Condé bei der Musterung des Heeres wurde, und die Zuneigung, die Mouvans, sein Obrist, und der wackerere Maugiron, der der allgemeinsten Achtung ob seiner Thätigkeit und Tapferkeit genoß, ihm bewiesen, machten seinen Aufenthalt in Orleans angenehm, benahmen ihm wenigstens das Ginerlei eines ruhigen Lagerlebens und die damit für viele der Offiziere verbundene Langeweile.

Die ersten Tage seines Aufenthalts in Orleans waren traurig und fordereten mitunter schmerzliche Opfer. Er sollte heiter sein unter den Fröhlichen, scherzen mit den Scherzenden, jubeln mit den

beim Gelage Jubelnden — und sein Herz war so voll, so schwer: sein Gemüth so düster, so wehmüthig seine Stimmung, daß er oft meinte, das Herz müsse brechen, während er sich bemühte, eine heitere Miene zu machen. Hier hatte er noch keine Seele gefunden, der er sein Inneres erschließen konnte. Raugiron war edel und gut — er achtete, schätzte ihn; allein er stand durch sein reiferes Alter doch wieder dem Jünglingsherzen mit seinen schwärmerischen Gefühlen zu entfernt; auch war ihre Freundschaft noch zu jung, um Ansprüche auf solche gänzliche Hingebung machen zu können. Allein mußte Gui sein stilles Weh, den doppelten Schmerz, den der Verlust des Vaters und seiner Liebe seinem Herzen brachten, tragen. An einem Nachmittage, wo Raugiron ihn gebeten, an einem frohen Gelage Theil zu nehmen, wo aber auch sein Gemüth ganz besonders wehmüthig gestimmt war, vermochte er es nicht, in der Reihe der Fröhlichen zu sein; er sehnte sich zudem nach einer Stunde im Freien. Er, der dort in der kleinen Hütte bei Salers und Rabaud nie lange geweilt, beinahe immer im Freien gelebt, er war nun schon lange in der Stadt, ohne im Freien die erquickende Luft geathmet und dort Frieden gesucht zu haben für das vielsach gequälte Herz. Darum eilte er hinaus vor die Thore Orleans: aber da war Zelt an Zelt und ein wildes, regellofes Treiben. Silenden Schrittes ging er durch die Zeltgassen hindurch, bis er das Freie nun endlich erreichte. Er sah sich nach einem stillen Plätzchen um und entdeckte in einiger Entfernung einen Hügel, der, mit Gebüsch bewachsen, eine freie Ansicht versprach. Die Sonne war schon im Sinken. Gluthroth malte sie der Himmel und in wundervoller Verklärung lag Orleans mit seiner Häusermasse, das Lager mit seinem bunten Leben und die ganze freundliche Gegend mit dem breiten Silberbande der Loire vor ihm da. Aber alle diese Reize gingen fast unbemerkt für ihn verloren, da er hier einmal still und ungestört seinen Empfindungen nachhängen konnte. Seine innere, so gewaltfam erschütterte Welt that sich seinem Blick auf, und schmerzlich fiel er auf ein einsames Dasein, auf ein

im Senze der Jugend verbbetetes Leben. Diese Betrachtungen drückten den Jüngling nieder. Er vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten, die den Augen entquollen, und Alles, was ihn umgab, verschwand vor seinem Blick. Allmälig sank die Sonne hinab. Das Gluthroth des Himmels verglomm. Die Linten wurden immer tiefer und gingen zuletzt in ein dunkles Grau über, das nur noch ein Purpurstreifen säumte. In immer dunklere Schatten sank die Gegend, und der duftige Schleier der Dämmerung hüllte Alles ein. — Wie es außen dunkler wurde, so auch in Gui's Innern. Immer düsterer wurden die Bilder seiner Phantasie, immer bekommener seine Brust — immer tiefer sein Schmerz.

Plötzlich berührte eine bitre Knochenhand die seine.

„Salām alāchum!“ sprach eine widrige, krächzende Stimme.

„Wer bist Du, daß Du mich störst?“ rief Gui und griff nach dem Schwerte, das an seiner Seite hing.

„Eine schwere Stunde Deines Lebens ist gekommen, Gui de Viole,“ sagte die alte Abdelma. — „Friede sei mit Dir! Das mein Wunsch. Ich halte Wort!“

„Willst Du Dich meines Glendes freuen?“ fragte, von einer widrigen Empfindung durchdrungen, Gui.

„Du gleichst Deinem Vater, mein Sohn,“ sprach die Alte, mit hörbarem Schmerz; „auch Du scheuchst die Herzen von Dir. O, thue es nicht, Gui de Viole! Abdelma sollte Dir grollen, denn vielen ihrer Kinder grubst Du ein Grab. Der Sohn der Wüste haßt und rächt sich wild — Abdelma nicht. Sohn Deines Vaters, Du haßt ihre Liebe geerbt. Sie trauert mit Dir — denn er soll todt sein. Er soll es sein — doch — er ist's wohl auch. — Meine Augen sehen nicht mehr klar und die Lobten stehen nicht auf. — Sei stark, mein Sohn,“ fuhr sie fort, und ihre Stimme verlor das Widerliche — „der Kelch ist bitter. — Ich habe ihn auch getrunken — mein Herz empfand auch einen Verlust unermesslich groß, und empfand ihn mit einer Gluth, die Dir fremd ist — und keine Hoffnung blühte ihm — wie Dir. Verzage nicht! Verzage nicht!

— Verlaß den Ort hier, man harret Dein!“ Das rief sie aus der Ferne schon und der Ton verhallte.

Gui legte die Hand auf sein Herz. Es war ihm — als wäre Frieden ihm gegeben.

Adelma war verschwunden und er lehrte ruhiger heim.

Sein Diener meldete ihm, daß Oberst Mouvans schon zu dreien Malen nach ihm gesendet habe.

Gui verließ sogleich seine Wohnung, um dahin zu eilen.

Er trat in Mouvans' Gemach.

Da sahen drei Krieger noch um ihn — einer mit den Abzeichen der royalistischen Armee, wie Franz von Gulse, Saint-André und der Connetable die übrige nannten. Dies machte Gui betroffen, denn er konnte es nicht begreifen, wie doch Mouvans mit seinem glühenden Religionszeifer so traulich bei einem Feinde sitzen könne. Das Räthsel sollte sich bald lösen.

Mouvans und Raugiron traten ihm entgegen.

„Ihr habt lange auf Euch warten lassen,“ sagte sanft verweisend der Oberst, „wo wart Ihr doch?“

„Verzeiht,“ sprach Gui, „daß ich nicht zu Euren Diensten war — es geschah, ohne daß ich es beabsichtigt. Ich lebte in meiner Heimath stets im Freien, und so ergriff mich heute ein wahres Heimweh nach der freien Luft, die ich in Orleans nicht athmen kann. Auch muß ich um Vergebung bitten, Raugiron, daß ich nicht Wort hielt!“

„Für's erste Mal sei Euch vergeben, wenn Ihr Euch zu bessern versprecht,“ sagte, seine Hand drückend, Raugiron.

Mouvans nahm wieder das Wort.

„Hier ist ein Edelmann, der sich sehr gefehnt nach Euch, Hauptmann de Birole!“ Er führte ihn zu dem Fremden, vor dessen Ehrfurcht gebietendem Wesen sich Gui tief neigte.

„Darf ich fragen, was mich dieser Ehre werth machte?“ fragte Gui bescheiden.

Der Fremde antwortete nicht. Mit verschränkten Armen stand

er vor Gui, den das Kerzenlicht beleuchtete. Es schien, als ob eine innere Bewegung ihn am Reden hinderte. Sein forschender Blick ruhte unverwandt auf Gui's Gesicht. Endlich sagte er:

„Ja, es sind die Züge seines Vaters!“ — Doch diese Worte sprach er mehr zu sich selbst, und erst nach einer kleinen Pause setzte er bewegt hinzu: „Als ich Euch zuletzt sah, junger Mann, da waret Ihr noch Kind und ein Flüchtling, wie Euer Vater.“

Gui sah in scharf an. Es dämmerte eine Erinnerung in ihm. Diese Züge waren ihm so fremd nicht. Die Erinnerung wurde allmählig klarer, und mit hoher Freude sprach er dann fragend:

„Du Pleffis = Mornai?“

„Ja, der bin ich, Deines Vaters Freund!“ rief jetzt ergriffen der Fremde, und zog den Jüngling an seine Brust.

Mit leuchtenden Blicken standen die Andern umher als stumme, aber innigst theilnehmende Zuschauer dieser Scene. Selbst über das düstere Gesicht des anderen Fremden flog der Ausdruck der Rührung.

„Wie entsannet Ihr Euch doch des Namens noch?“ fragte du Pleffis.

„Ich sah Euch so oft, und mein Gedächtniß hat mir Euer Bild bewahrt und den Namen meines und meines unglücklichen Vaters Kettlers grub die Dankbarkeit unauslöschlich in mein Herz,“ sagte Gui.

Mouvans konnte sich jetzt nicht mehr halten.

„Brav, brav, Biolo!“ rief er aus; „der verdient es; denn jetzt, er hat uns bisher so treue Dienste geleistet im Stillen; und jetzt, wo die Entscheidung naht, tritt er öffentlich in unsere Reihen.“

Du Pleffis zog jetzt Gui an seine Seite. „Zwischen damals und jetzt, zwischen dem Knaben Gui und dem Hauptmanne de Biolo liegt ein so bedeutender Zeitraum,“ sagte er zu Gui, „und so manches mir dunkle Ereigniß, das ich wissen möchte, daß ich Euch recht bringend um dessen Mittheilung bitten muß. Vergesst dabei nicht,“ setzte er hinzu, „daß auch das Kleinste mir von Bedeutung ist!“

Gui, der sich von der Theilnahme des nahe Befreundeten so wohlthunend angesprochen fühlte, erzählte ihm nun, während die drei Anderen in einem entfernteren Theile des Gemaches mit einander eifrig sprachen, die Ereignisse seiner Jugend bis in das kleinste Detail. Nur eins verschwieg er, und ein tiefer Seufzer füllte die Lücke aus. Liebevoll und dankbar gedachte er der Freundschaft Salera' und Rabaud's.

„Ist denn niemals nach Euch geforscht worden?“ unterbrach du Pleßis seine Erzählung.

„Nur dunkel entsinne ich mich,“ sprach Gui, „daß einst Rabaud von Grenoble kam und die Nachricht mitbrachte, daß man unsere Spur suche; sonst nie. Unser Schlupfwinkel lag so verborgen, daß unsere Feinde uns nicht leicht finden konnten. Zudem galt ich für Rabaud's Sohn.“

„Eure Feinde?“ fragte du Pleßis. „Nein, die forschten nicht nach Euch; wohl aber Eure treuesten Freunde, Euer Vater und ich! — Und nirgend's entdeckten wir Eure Spur.“

„O, mein Gott, mein Gott!“ rief Gui schmerzlich aus. „So nahe war mir das höchste Glück meines Lebens — und nun ist's für immer dahin!“

„Nicht für immer, mein Sohn,“ sprach feierlich du Pleßis — „unsere Hoffnung, wenn sie auch hienieden stirbt — reicht über das Grab hinaus!“ —

Gui drückte gerührt seine Hand. „Ach,“ sagte er dann — „erfüllt mir die einzige Bitte und sagt mir, was Ihr von den letzten Schicksalen meines Vaters wißt!“

„Es ist wenig, was ich Euch sagen kann,“ nahm du Pleßis das Wort, „denn meine Kunde reicht selbst nicht weit. Seit Eure Spur sich im Dunkel verlor, wurden die geheimen Nachrichten von Eurem Vater, die ich durch Vermittelung des Cardinals von Capillon erhielt, seltener. Einmal hörte ich durch eine Zigeunerin etwas von Euch — aber ich mißtraute dem alten Weibe und hielt es für eine bei diesem schlauen Volke so oft vorkommende List.“

„D, der hätte Ihr trauen dürfen,“ sagte Gui, „es war sicher die alte Adelsma, die genaue Kenntniß von unserer Familie hat und einen Rathsehl an mir nimmt, der über meine Erwartung und Begriffe geht.“

„Warum wußte ich das nicht!“ rief Blesfis. „Wie würde diese Kunde ihn beglückt haben!“

Sie schwiegen Beide und versanken in schmerzliche Vorstellungen.

Blesfis nahm darauf wieder das Wort und erzählte Gui, wie nun, nachdem Gui nirgends zu entdecken, auch Salers und Rabaud verschollen gewesen seien, auch alle Kunde von diesem gefehlt und selbst der Cardinal von Chatillon, der die wärmste Theilnahme für seinen Vater vielfältig bewiesen, seinen Aufenthalt in England nicht wieder habe ausfindig machen können. Ein Zufall, den er jedoch selbst nicht genau kenne, habe endlich die Kunde von Biolo's Tod diesem gebracht.

Wachte Mouvans, wahrnehmend die traurige Stimmung der Beiden, sie dieser entreißen wollen, oder war es das eigenthümliche Feuer seines Temperaments, das ihn in diesem Augenblicke hinriß, er rief plötzlich zu Blesfis zu, wenn er mit seinem Gefährten noch etwas zu reden habe, müsse er eilen, da er sich entfernen wolle, um morgen zur Reise rüstig zu sein.

Diese Bemerkung unterbrach jenes Gespräch, und erst jetzt erinnerte sich Mouvans, daß Biolo nicht einmal wisse, wer jener andere Fremde sei.

„Montgomeri!“ sagte er, „ehemals Hauptmann der Königlich-lichen Leibwache.“

Gui betrachtete jetzt erst aufmerksam diesen und sah ein bleiches, finstres Gesicht, in das der Kummer seine leserlichen Schriftzüge eingegraben.

„Scht in mir die unglückliche Ursache von König Heinrichs II. schauerhaftem Tode;“ sagte Montgomeri zu Gui — „einen

Königsmörder, ohne den Willen zu jener Greuelthat je gehegt zu haben.“

Er hatte nämlich bei einem Lustturniere mit seiner Lanze den König tödtlich verwundet, der auch in Folge dieser Verwundung starb. Montgomeri blieb ungestraft, weil willenlos und ohne alle Absicht er des Königs Mörder geworden war. —

Mitleidig sah ihn Gui an. Man sah, jenes Unglück, dessen unschuldige Ursache er war, lag mit Centnerschwere auf seinem Herzen. Du Pleffis zog ihn in ein Fenster und sprach eifrig mit ihm.

„Und wohin geht der Hauptmann?“ fragte Gui Maugiron.

„Nach Rouen,“ sagte dieser. „Condé hat ihm die Vertheidigung des Orts anvertraut. Guiße macht Niene, ihn zu belagern.“

„Laßt uns mit ihm gehen!“ sprach plötzlich Gui eifrig. „Wozu liegen wir hier im trägen Nichtsthun. Laßt uns dort Vorbereren sammeln! Coligni wird es ja gestatten.“

Maugiron legte die Hand an die Stirn und sann nach.

„Wahrhaftig,“ sagte er dann, „Ihr habt da einen herrlichen Gedanken ausgesprochen. Wer weiß, wann sich uns die Bahn öffnet! Es fehlt Condé noch an Geld und Leuten. Zwar hofft er von dem Manne weib auf Englands Thron Unterstützung — aber es dürfte sich noch in die Länge ziehen, bis sie kommt, obgleich Poinings bereits Havre und Dieppe besetzt und nun noch Rouen möchte in seine Hände haben. Elisabeth eilt nicht.“

Er verließ jetzt Gui und sagte zu Montgomeri:

„Wie wär' es, wenn wir Beide, de Viole und ich, Euch begleiteten? Wollt Ihr uns? Viole sprach den Wunsch eben aus, und ich theile ihn von Herzen.“

„Mit Freuden,“ sagte Jener; allein ohne Condé's und des Admirals Erlaubniß, wißt Ihr, darf ich nicht. Erwirkt Euch die, und Niemand soll mir willkommener sein, als Ihr, wackerer Kämpfer!“

Recht freundlich blickte du Pleffis auf den Jüngling, und gleichertweise Rouvans.

„Der Wunsch macht Euch Ehre, Viole,“ sagte er zu ihm, „denn in Rouen gibt es heiße Tage. Ich werde Euch die Stelle bei Eueren Reitern offen halten und will morgen des frühesten bei dem Admiral Euch vertreten — doch nein — Ihr mögt mich begleiten.“

Nun schieden sie mit frohen Aussichten. Auf die herzlichste Weise entließ bu Pleffis den Jüngling.

Früh am anderen Morgen trat Gui mit Mouvans in das Gemach des Admirals, bei dem sie schon Condé antrafen.

Kurz und bündig trug Mouvans Gui's Bitte vor.

„Ich kenne Eueren Wunsch schon, de Viole,“ sprach freundlich der Admiral, „und zweifle nicht, daß des Prinzen Hoheit Euch diese Bitte gewähren werde.“

„Gehet in Gottes Namen!“ sprach Condé, „und kämpft wacker für unsere gute Sache. Haltet Rouen und laßt es Euch nimmermehr nehmen!“

Jetzt war Gui's Wunsch erfüllt, und nach Verlauf mehrerer Stunden ritt er und Maugiron neben Montgomeri an Mouvans' Quartiere vorüber, der ihnen Heil und Sieg wünschte, den Weg nach Rouen.

Schon unterwegs brachten ihnen Kundschafter die Nachricht, daß das royalistische Heer nahe. Schnelle Tagreisen gab es nun; aber sie erreichten Rouen noch zu guter Zeit mit ihren Truppen, ehe noch das katholische Heer sich bilden ließ. Auch Poinings warf noch eiligst eine kleine Anzahl Engländer hinein, zu Montgomeri's Unterstützung, der sich nicht stark genug fühlte, dem mächtigen Heere, das Guise hierher führte, lange zu widerstehen. Eifrig wurde nun an der besseren Befestigung der Stadt gearbeitet. Montgomeri war überall selbst; und wo er war, da begleiteten ihn Gui und Maugiron und theilten seine Arbeiten, seine Mühen und Entbehrungen. Er versagte sich selbst den Schlaf, um seiner Pflicht zu leben und die Stadt in den rechten Vertheidigungsstand zu setzen.

14.

Es war in den letzten Tagen des Monats September 1562, da eben die Arbeiten zur Befestigung Rouens längs den Ufern der Seine unter Montgommeri's Leitung vollendet waren — als klägliche protestantische Landleute in die Stadt stürzten und die Ankunft des feindlichen Heeres meldeten. — Montgommeri befahl schnell Maugiron und Qui de Viole, in anderen Theilen der Stadt die nothwendigsten Vertheidigungsanstalten zu treffen. Der Jüngling flog dahin, ordnete die Anstalten auf's Vorsichtigste und kehrte, nachdem er sich von Allem selbst überzeugt, an Montgommeri's Seite zurück, der auf dem Walle stand und dem nahenden Heer entgegen sah. Bald zeigte es sich in ziemlicher Nähe. Deutlich sah man, wie die Regimenter vorüber zogen, ihre Stellung in einem bedeutenden Halbkreis einnehmend. Der Klang kriegerischer Muffel tönte lustig herüber, und man sah die fliegenden Fahnen. Eine dumpfe Stille lag auf Rouen. Auf allen Gesichtern schwebte ein finsterner Ernst, der jedoch weit von Nuthlosigkeit entfernt war. Eine Ahnung künftiger Leiden lag schwer auf allen Gemüthern. Der Bailli, der Prevot, waren bei Montgommeri, an dessen Seite auch der wackerere Vertheidiger des Evangeliums, Augustin Marlorat, der angebetete Prediger des protestantischen Glaubens, stand. Unzählige Menschen bedeckten die Wälle und sahen es mit an, wie das Heer der Hofsparthei das Lager schlug. Montgommeri's Fallenaugen gingen die Streitmassen nicht, die sich dort entwickelten. Im Stillen erwog er seine Kräfte im Gegensatz jener, und so niedererschlagend ihm auch die Einsicht der eigenen Ohnmacht wurde — so war dennoch heute seine Stirne glätter und sein Auge heiterer als je, und er scherzte selbst mit denen, die ihn umgaben.

Alle Blicke flogen von dem Lager der Feinde zu Montgommeri's Antlitz, dort neuen Grund zu Besorgnissen oder Muth zu suchen. Gewiß war des Hauptmanns und Befehlshabers Heiterkeit von dem besten Erfolg in diesen kritischen Augenblicken.

Noch war das Lager der Feinde nicht vollendet, als der Abend sich herabsenkte und manchem angstvoll pochenden Herzen Ruhe verhieß.

In Begleitung Montgomeri's untersuchten Gui und Maugiron die Posten, und kehrten mit ihm zum Stadthause zurück, wo Montgomeri sein Quartier genommen. Dort angelangt, überraschte sie freudig eine Deputation der Bürgerchaft und aller Gewerke der Stadt, die den Commandanten baten, mit den Truppen gemeinschaftlichen Antheil an der Vertheidigung der Stadt nehmen zu dürfen.

Montgomeri nahm mit Vergnügen diese Anträge auf. Er ließ die Vorgesetzten der Stadt zu sich bescheiden. Die Listen der weiffensfähigen Mannschaft wurden ihm vorgelegt, und mit Wohlgefallen vernahm der Commandant den bedeutenden Zuwachs seiner Macht. Die Bewaffung wurde angeordnet, mit Beihülfe der Vorgesetzten der Stadt, die Eintheilung der Bürger bestimmt, ihre Anführer ernannt, und ehe noch der Tag graute, war das Formelle dieser wichtigen Handlung vollzogen. Kurze Rast gönnte sich Montgomeri und genossen seine beiden Freunde Maugiron und Saint-Flour. Der Morgen rief zu neuer Thätigkeit. An Maugiron und Gui de Saint-Flour übertrug nun Montgomeri die Vertheidigung des Stadtheiles, der jenseits der Seine lag und mit der Stadt durch die Seibrücke in Verbindung stand.

„Gehet dort hin, meine Freunde,“ sprach er, „wo Eure Tapferkeit ein weites Feld findet. Es mag Euch nicht entgehen, daß gerade dort gewissermaßen die Vorhut der Stadt, also ein gefährlicher, ein um so bedeutenderer Posten ist. Erwäget darnach das Vertrauen, das ich in Euch setze, und die Freundschaft, die ich für Euch hege. Ich lege Alles in Eure Hand, und was Euch, mein theure Viole, an Erfahrung noch abgeht, was ersetzt Maugiron's Umsicht, und somit geht mit Gott an's Werk.“

Gerührt von des edlen Mannes Freundschaft schieden sie und nahmen ihre Stelle ein, die ganz das war, was Montgomeri ob-

ihre gesagt; denn gerade in dieser Richtung stand die Hauptmacht der Feinde, und es war zu erwarten, daß bei einem Sturm dort gerade der Angriff am heftigsten werden würde.

Mit außerordentlicher Schnelligkeit war das feindliche Lager aufgeschlagen worden. Katharina von Medici, mit ihrem Sohne Carl IX. und dem jüngeren Heinrich, der Connetable und Saint-André und König Anton von Navarra, waren im Lager gegenwärtig. Franz von Guise stand mit einer andern Heeresabtheilung bei Paris, Condé und Coligni, die noch immer in Orleans zauderten, beobachtend und erwartend.

Schon am Morgen dieses Tages erschien als Parlamentär der Marquis von Lavannes an den äußersten Ästen der Verteidigungswerke Rouens und verlangte zu den Befehlshabern. Mit verbundenen Augen wurde er vor Maugiron geführt, der bereits an Montgomeri Gui de Saint-Flour abgesendet.

Montgomeri nickte, als ihm Gui seine Meldung machte.

„Die Antwort stelle ich in Euren Willen, sagt das Maugiron,“ war seine Entgegnung, und in fliegender Eile kehrte der Jüngling, der nach Thaten sich sehnte, zurück.

„Sagt dem Connetable, der Königin, dem Könige, wir seien treue Untertanen Seiner Majestät — allein nie werden wir uns freiwillig der Blutgier der Guisen und ihrer Partei unterwerfen,“ sprach Maugiron mit besonderem Troze zu Lavannes, „und nur über unsere Leichen gehe der Weg nach Rouen. Sagt ihnen,“ wiederholte er, „daß Alles auf's Bestimmteste und spart die Wiederkehr.“

Er wandte ihm dann höhnisch den Rücken und sagte zu Gui: „Laßt uns eine Partie Schach spielen, Herr de Biolo!“

Lavannes' Auge fiel bei Nennung dieses Namens durchbohrend auf Biolo, er zauderte noch.

„Ihr seid entlassen!“ herrschte ihm schneidend Maugiron zu und setzte sich an den Tisch, auf dem das Schachbrett stand. Die

Offiziers, die den Marschanden begleitet hatten, verbanden ihm die Augen und führten ihn wieder vor die Werke hinaus.

Die Belagerungsarbeiten der Feinde wuchsen riesenmäßig und schnell. Das Landvolk der Normandie wurde zusammengetrieben und mußte Hand anlegen zum Verderben seiner Glaubensbrüder in der Stadt, und bald begann das Feuer des Geschützes den grimmen Gruß der Stadt zuzubrüllen. Alles, was in Maugiron's Kräften stand, die Arbeiten außen zu hemmen, geschah. Sein wohlunterhaltenes und wohlgeleitetes Feuer zerstörte oft die Arbeiten mehrerer Tage in kurzer Zeit. Häufige Ausfälle thaten den Belagerern heftigen Schaden und steigerten die Erbitterung auf's Heftigste.

Katharina sah es ungern, daß Rouen sollte mit Sturm genommen werden. Sie versuchte Alles, was in ihren Kräften stand. Trotz der Wachsamkeit Montgomeri's und Maugiron's wußte sie dennoch ihre heimlichen Anerbietungen an die Bürgerschaft, die sie durch Montgomeri beherrscht und geknechtet glaubte, gelangen zu lassen; allein sie erstaunte, als ihre Antwort der glich, die Lavannes zurückgebracht hatte. Immer näher rückten indessen die Werke der Belagerer — größer wurde im Innern der volkreichen Stadt die Noth, da alle Zufuhr abgeschnitten war und die Belagerung nun schon einen Monat gebauert hatte. Der Connetable, welcher von dem Herzog von Guise die bittersten Vorwürfe, ob seines Zauberns, empfing — wollte nicht mehr länger zusehen und ordnete einen Sturm an. König Anton von Navarra entriß sich den Armen der bühlerischen Hofdamen Katharina's, um an dem Sturme ritterlichen Antheil zu nehmen. Er begann mit dem grauenben Morgen gerade da, wo Maugiron und Gui befehligen. Mit grimmigem Wuth war der Anfall. Ein mörderisches Geschützfeuer wühlte in den Reihen. Der Ball war schon erstiegen von Lavannes' Leuten, als Gui mit einer Abtheilung Bürger und Engländer sich auf diese stürzte und sie vernichtete. Mit gleichem Wuthe tritt man liberal, und gegen Mittag zogen sich die Belagerer zurück und

ließen eine große Zahl der Ihrigen in den Gräben als Opfer des Wagnisses liegen.

Auch König Anton von Navarra war verwundet worden. Die Wundärzte achteten indessen diese Wunde gering, und Anton, der nun an der Belagerung keinen Antheil mehr nehmen konnte, fand Zerstreuung bei den Hofdamen. Unerwartet verschlimmerte sich seine Wunde, und nach wenig Tagen beschloß er eine Laufbahn ohne Ruhm, und keine Ehre wurde ihm im Lager von Rouen nachgeweiht.

Aber seit dem Tode Anton's gewann die Belagerung Rouens einen ernsteren Anstrich. Unermüdet thätig war der alte Montmorenci. Die Laufgräben wurden eröffnet; die Minen der Belagerer sprengten die Verteidigungswerke in die Luft; das Feuer zerstörte sie und brachte den Gebäuden der Stadt unerseßlichen Nachtheil. Mit jeder Stunde wuchs die Gefahr der Belagerten, und die Noth griff mit Niesenarmen um sich. Krankheiten der gefährlichsten Art im Gefolge des Mangels, der Entbehrung, der Unruhe und Angst, wütheten gräßlich, so unter der Bürgerschaft als der Besatzung, und trostloser wurde Rouens Lage mit jedem Augenblicke. Kummervolle Blicke richteten die Befehlshaber in die Richtung von Orleans — aber kein Ersatz, keine Hülfe kam. Unter diesen Umständen ordnete der Connetable Montmorenci einen Hauptsturm an.

Am Abend vor dem Sturme trat spät der Diener Gui's de Saint-Flour in das Gemach seines Herrn, der, erschöpft von den unaufhörlichen Anstrengungen, sich in seiner Rüftung auf das Lager geworfen hatte, einige Stunden der Ruhe zu genießen. So schwer es auch der treuen Seele wurde, des Jünglings tiefen Schlaf zu stören — er mußte — denn ein unbekannter Mensch hatte ihm einen Zettel gegeben, den er sehr wichtig genannt, und ihm befohlen, ihn augenblicklich in seine Hände zu bringen.

Als ihn der Diener rüttelte, fuhr der Jüngling hastig auf.

„Was gibt es!“ rief er dem Diener zu.

Dieser erzählte die Umstände und reichte ihm dann das künstlich geschlossene Billet. Eine feste Hand schrieb:

„Seid auf Eurer Hut! Montmorenci stürmt morgen.“

Schont Euer Leben, Viole; Rouen könnt Ihr nicht halten.

Sichert Euch den Rückweg, die Rettung!“

„Wirf ihn in die Flammen des Kamines, den entehrenden Brief!“ zürnte der Jüngling und verließ das Lager, um zu Maugiron und Montgomeri zu eilen. Doch kehrte er wieder um, sich genauer nach demjenigen zu erkundigen, der die Zellen gebracht.

Der Diener konnte ihm jedoch nur Unzulängliches sagen, und unbefriedigt eilte er von dannen.

Noch graute der Tag nicht, da rückten leise und vorsichtig die Truppen des Connetables an. Schlagfertig harrte in tiefer Stille der Theil der Besatzung, der noch weisend war, unter den Befehlen Maugiron's und Gui's. Jetzt, als die Feinde nahe waren, donnerte mit einem Mal ihr Feuer mit entschlicher Gewalt unter sie und sie wichen. — Froher Jubelruf ertönte auf den Wällen; aber nur auf einen Augenblick; denn dicht, wie Heuschreckenschwärme, drangen sie wieder an. Die Sturmglocke von der Kathedrale heulte entschlich in die allmählig dämmernde Nacht. Das Geschütz brüllte, der Schlachtruf schallte gräßlich von allen Seiten.

„Kein Quartier!“ schrienen die Feinde.

„Kein Quartier!“ brüllten die Belagerten entgegen. Sie hatten den Wall erstiegen und drangen unaufhaltsam herein. Gräßlich war der Tumult. Da mehrte das in dreien Theilen der Stadt ausbrechende Feuer das Schreckliche ihrer Lage. Wüthend klappte Gui und Maugiron.

Ihre Schwerter mäheten furchtbar. Aber der Andrang war zu heftig. Sie wichen gegen die Seinebrücke zurück. Neuer mörderischer Kampf entspann sich da. Ein Wall von Leichen bildete sich um sie — aber ihre Reihen wurden lichter und schmolzen von Minute zu Minute mehr zusammen. Vergebens sahen sie sich nach

Hilfe von Montgomeri, von den Engländern um. Auf allen Seiten Rouens wüthete der Ruinpflanz, überall unglücklich für die tapferen Verteidiger.

Umlänglich grante der Tag und ließ sie das entsetzliche Schauspiel erblicken. Bald erleuchteten grüßlich die Flammen den Kampfplatz, bald hüllten dicke Rauchwolken sie ein und drohten sie zu ersticken. Schon waren die Feinde in der Mitte der Stadt — sie war erobert. Noch zogen sich kämpfend Gui, Maugiron und einige ihrer Leute zurück, und trafen in dem Augenblick in der Nähe des Stadthauses ein, als von der andern Seite ein Schwarm Feinde sie im Nacken anzufallen drohte.

Schnell warfen sie sich in das Gebäude und schloffen das Portal, nicht erwägend, daß so ihr Fall um so sicherer war. Jetzt fanden die Freunde einen Augenblick da und überdachten ihre Lage.

„Unser Stündlein ist gekommen,“ sagte Maugiron. „Laßt uns die Seele Gott empfehlen und einen ritterlichen Tod sterben!“ In diesem Augenblicke faßte eine unsichtbare Hand Beide.

„Folget mir!“ sprach eine hohle Stimme.

Willenlos gehorchten sie.

Mit stüchtiger Eile ging es hinab und hinauf, über lange Gänge, und endlich öffnete ihr Führer eine Thür und zog sie hinaus. Und immer weiter ging es unaufhaltam. —

Nach einer ziemlich langen Wanderung fanden sie am Ufer der Seine. Der Mann, den sie jetzt erfi, wo die Sonne blutroth über dem Dreuel der Verwüstung aufgegangen war, drückte sie erblickten, drängte sie in einen Kahn, stieß rasch vom Ufer ab, und dahin glitt der Kahn und war bald, bei der schnellen Strömung des durch herbstlichen Regen angeschwollenen Stroms, außerhalb Rouens.

„Ihr seid gerettet für's Erste,“ sprach dieser leise, und Gui erkannte in ihm jenen Unbekannten, den er einst bei Coligny gesehen.

„Ihr habt Euer Wort herzlich gehalten, edler Mann,“ sagte er dankbar, „das Ihr mir damals gabt, als ich Euch bei Voligny sah.“

Des Alten Auge ruhte wohlgefällig auf ihm. „Schade,“ sagte er dann, „wenn auch das Leben zweier tapferer Streiter noch in der unglücklichen Stadt hätte verbluten sollen!“

Weiter sprach er nichts mehr. Sein kräftiger Arm ruberte noch immer den Rahn weiter abwärts. In der Entfernung sahen sie jetzt nur noch die Rauchsäulen der brennenden Stadt.

An einer Stelle, wo dichte Waldung sich bis zum Ufer herabzog, legte Acrevedo, denn er war es, den Rahn an's Ufer.

„Ich kann Euch nicht länger dienen,“ sagte er, „und muß Euch nun Eurer eigenen Klugheit überlassen. Haltet Euch heute noch in dem Walde verborgen und schlagt dann in der kommenden Nacht den Weg gen Orleans ein. Merket Euch die Richtung von Rouen und bleibt möglichst weit von der Stadt entfernt. Gott sei mit Euch!“ rief er aus, und sprang, ohne auf ihren Dank zu hören, in den Rahn und ruberte schnell hinüber an's andere Ufer. Noch einen Gruß warf er ihnen zu und verschwand dann im Dickicht, die Veretteten ihrem Nachdenken überlassend.

„Der arme Montgommieri!“ das war Raugiron's erstes Wort.

„Er wird wahrscheinlich auch gefallen sein. Schade für ihn — er war ein tapferer Mann, ein Held!“

Die Freunde trauerden um ihn aufrichtig.

Raugiron fragte nach ihrem Retter. Qui erzählte, was er ruhte, und das war wenig. Sie dachten nun an ihre Sicherheit und suchten tiefer im Wald ein Dickicht; wo sie sich in einem Zustande großer Erschöpfung niederlegten, und nach den heftigen Anstrengungen einer durchkämpften und durchwachten Nacht, in einen tiefen Schlaf sanken, der sie in seinen Fesseln gefangen hielt und fast einem Zustande der Bewußtlosigkeit gleich. Der Abend nahte schon, und noch immer schliefen die beiden Ermüdeten.

Gui erwachte zuerst und fühlte zugleich einen ungemainen Hunger und Durst. Er richtete sich auf und sah sich um. Alles war dunkel um ihn. Er fühlte nach Maugiron. Der schlief noch fest. Stören mochte er ihn nicht, und so legte auch er sich wieder auf das Moos, das sie weicher dieses Mal gebettet, als das weichste Pfühl.

In diesem Augenblicke dünkte es ihm, als rege sich etwas in seiner Nähe. Er horchte genauer und glaubte leuchende Athemzüge zu vernehmen. Maugiron war es nicht; denn es kam von der andern Seite.

„Gui de Viole!“ rief jetzt eine bekannte Stimme, „bist Du erwacht? — Siehe, ich bin Dir nahe in den gefährlichsten Stunden Deines Lebens!“

„Abelma!“ rief freudig der Jüngling. „Lohne Dir Gott Deine Treue!“

„Stehe auf,“ sagte sie, „und wecke Deinen Gefährten, denn es ist Zeit, daß Ihr eilet. Die Verfolger waren Euch nahe genug.“

„Die Verfolger?“ fragte erschrocken Gui.

„Ja doch,“ entgegnete die Alte. „Meinst Du denn, Eure Flucht sei so unbekannt in Rouen? Ich bin dort gewesen, um, wo möglich, Dich zu retten — aber ich sah Dich nicht. Doch meiner Söhne einer sagte mir, daß Ihr, in Begleitung eines Fremden, glücklich entflohen.“

„Ich eilte hierher, wohl wissend, welchen Weg ihr genommen — aber ich sah Euch nicht, auch Den nicht, der Euch rettete, so sehr ich es gewünscht. Endlich entdeckte ich Eure Spur und fand Euch; aber zu gleicher Zeit schallte auch der Ton vieler Stimmen vom Ufer her. Ich schleiche hin und finde den greulichen Lavannes, der Euch verfolgen will. — Er kennt mich und fürchtet mich, da ich ihm so Manches prophezeit, was ihm nicht gefällt, und er forschet mich aus. Ich erzählte ihm, meine Horde liege in dem Wald und ich weile schon den ganzen Tag über hier. Sogleich fragte er nach Euch. Da habt Ihr einen Irrweg eingeschlagen, Marquis, sage

ich ihm; denn seht, da drüben am rechten Seinerufer liegt im Schiffe der Kahn, der sie wahrscheinlich rettete — deutlich anzeigend, in welcher Richtung Ihr sie zu suchen habt. Die Augen des schlauen Fuchses entdecken das Schifflein, und alsobald leuchtete ihm meine Weisung ein. Sie setzen über und suchen Euch nun dort. Daran müßt Ihr sehen, daß Eueres Bleibens hier nicht länger ist."

Gui hatte der Alte mit steigendem Erstaunen zugehört. Er wedte Maugiron; aber dieser nahm Anstand, sich ihr anzuvertrauen. Gui verpfändete sein Ehrenwort für die Alte, die sich dadurch gewaltig geschmeichelt fühlte, und da erst folgte auch Maugiron der Führerin.

Ihr Weg ging durch Dickicht, über Stock und Stein. Die Alte humpelte schnell und unermüdet fürbaß; allein schon nach einer halbständigen Wanderung erklärte Maugiron, daß er nicht mehr weiter könne, weil er eine gänzliche Erschlaffung und einen quälenden Hunger und Durst fühle.

Die Alte lachte. „Da langet zu,“ rief sie, und reichte ihnen ein rauhes Brod, das fast ungenießbar war. Gui fühlte sich gewiß in eben dem Zustande, wie Maugiron, allein er mochte nichts sagen. Nun aber griff er hastig nach der Brodrinde, die ihm die Alte reichte, und aß sie mit einer Lust, als wäre es die köstlichste Speise.

Abelma, die die Gegend genau kannte, schaffte auch Wasser, und neu gestärkt traten sie dann wieder ihre Reise an. — Doch der sonst so heitere Maugiron, der in jedem Ungemache scherzen könnte, war einfüßig und düstern. Das Schicksal Rouens, der Tod Montgomeri's, den er als gewiß voraussetzte, schmerzte ihn tief.

Er äußerte dies gegen Gui, als dieser nach dem Grunde seiner Verstimmung gefragt hatte.

„Da habt Ihr wohl Ursache zu trauern,“ sprach in ihrer gewohnten Art die Alte. „Abelma ist dort gewesen und hat Grenel der Verwüstung gesehen, vor der ihr schauberte.“

„Großer Gott!“ rief Maugiron erschüttert aus, „das muß

Schrecklich gewesen sein, wenn es selbst ein Eigenerbetz zum Schaudern brächte!"

Die Aite schien es zu überhören, oder wollte es nicht hören. Sie schwieg.

Gui bat leise seinen Genossen, sie nicht zu beleibigen. „Sie allein kann uns vor Irrwegen sichern, uns retten, da wir von Feinden umgeben und des Wegs unkundig sind. Thut es um meinethwillen, Maugiron," bat er. „Ich bin der Aiten hoch verpflichtet.“

Maugiron lachte. „Meint Ihr denn, dieses Eigenerbetz habe so seines Ehrgefühl wie Ihr?“ sagte er lachend.

„Das will ich nicht unterfahren," entgegnete Gui; „allein auch unter der höchsten Erbkrause liegt oft der Diamant, und warum wollt Ihr jeden Einzelnen verdammen, wenn ein Volk schlecht ist?"

„Seid ruhig, Diote; Ihr nehmt wahren Antheil an der Aiten; aber glaubt Ihr, daß sie dort in Rouen, um menschenfreundliche Zwecke zu erwirken, herum strich oder um im Laiben leichter zu fischen?" —

Abelma war weit voraus — sie vernahm ihre Unterredung nicht. Jaht blieb sie stehen, um Athem zu schöpfen, und Gui mußte seine Bertheidigungsrede, die er eben ihr zu halten sich anschickte, unterdrücken.

„Glaubt mir," sagte sie in ihrer frühern Erzählung fortfahrend, „daß Euere Landsleute in Rouen grimmiger gewüthet als Barbaren. Ich sah Säuglinge morden, Weiber und Jungfrauen schänden, Häuser anzünden — Greise würgen — ich sah — und mir ließ's eiskalt über die Haut, einen Greis von hohem Alter und großem Verdienste, den edlen Marlorat, am Galgen!" —

„Marlorat!" riefen in düsterem Schmerze Beide wie mit einer Stimme.

„Ja," fuhr Abelma fort, „so war es. Und was meint Ihr, daß die Ernte dieser Saat sein wird?" —

„Du wirst uns zuletzt eine politische Offenbarung geben

wollen! — rief jetzt Raugiron; „Ist das Heber und sage uns, ob Du den Hauptmann Montgommieri kennst?“

„Den, der den König aufreißte im Turnier?“ — fragte sie — „ja, den kenne ich — er verteidigte die Stadt.“

„Nicht weißt Du, was aus ihm geworden?“

„Er ist der Strafe entgangen, die den Hauptmann de Crose traf.“ —

Raugiron erkannte über des Bettes Kenntniß; aber eine sinnige Freude erfüllte sein Herz, da er Montgommieri gerettet wußte.

„Ist es aber auch sicher, Du Alte,“ fragte er, „daß Montgommieri gerettet ist?“

„Ich lüge nicht, Hauptmann,“ sagte sie unmerklich. „Es war mein eigener Sohn, mein ältester soge ich, der ihn durchhakt.“

„Wüßte ihm der Hauptmann rechtlich lohnen, da der Lohn des Himmels nicht hell klingt!“ rief jetzt heiter werdend Raugiron aus — „wahrlich,“ setzte er hinzu, „Du Alte hast Verdienste! Wer elf wadere Söhne der Welt schenkte, die so tapfer die Gefallenen zu entlocken wußten und mit den mitleidigsten Bögen, den Raben, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ziehen und mitterweile Ufernugenden üben — der verdient ein Denkmal!“

„Ihr solltet des Alters nicht spotten, Hauptmann,“ sprach jetzt scharf verweisend die Alte. „Es ist im mindesten Betrachter nicht edel. An Anderes mag ich Euch nicht mahnen!“

„Nun, nun, Mütterchen, werde mir nicht gram! Steh, ich biete die Hand zum Frieden, und will Dir sie sogar mit ritterlicher Courtoisie küssen, wenn Du es verlangst. Auch gebe ich einem Deinet Hilfe oder Allen die Erlaubniß, alles Geld, was sie bei mir finden, wenn ich werde gefallen sein, von Rechtswegen zu behalten!“

Die Alte konnte doch ein Lächeln nicht verbergen über den komischen Ausdruck des Hauptmanns, und der Friede war hergestellt.

Während Raugiron mit der Alten scherzte, ging Gui nachdenkend und stille neben ihm her. Er dachte an jenen Haupt-

mann de Grose, den er in einem Ausfall als tapfern und menschlichen Soldaten kennen und achten gelernt hatte. „Was sollte ihm das Todesurtheil zugezogen haben?“ fragte er sich selbst und dann laut die alte Abelma.

„Ei,“ sagte sie, „wißt Ihr denn nicht, daß er auf Condé's Befehl Havre in der Engländer Hände lieferte? Dafür hat ihn der Connetable viertheilen lassen.“

Zwischen den Freunden entspann sich nun ein lebhafter Streit über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Todesurtheils über Grose. Maugiron war empört über jene Handlung Condé's, er nannte sie frei einen Verrath an Frankreich — ja er stellte den Herzog von Guise gegen Condé, der Frankreich von seinem Erbfeinde befreit hatte, und dieser lieferte ihm einen Hafen von so großer Bedeutung aus, der die Seine beherrschte und ihm den Weg in das Herz Frankreichs bahnte.

Der alten Abelma war nichts, was auf die jetzigen Verhältnisse Einfluß hatte, unbedeutend. Sie horchte begierig auf die Streitenden. Doch wurde ihr Reden endlich zu laut und sie mahnte an die nothwendige Klugheit in ihrer gegenwärtigen Lage, was die beiden wohl einsahen und befolgten.

In gerader Linie hatten sie ununterbrochen ihre Wanderung fortgesetzt, denn Abelma wußte so geschickt die beiden Männer in Abgeunten umzuwandeln, daß auch kein Auge sie zu entdecken vermochte, und nach einer langwierigen und höchst ermüdenden Fußreise erreichten sie endlich Orleans, wo noch immer das hugenottische Heer stand, in gleicher Unthätigkeit wie früher. Es bedurfte eines Ereignisses wie die Eroberung und Zerstörung von Rouen, und die Ankunft deutscher Hilfsvölker unter den Befehlen des Herrn von Anbelot, Colligni's Bruder, und des wackern Kobelshausen, um endlich neues Leben in diese tothen Massen zu bringen und Energie in das erschlaffte Wesen.

Condé und Colligni saßen vereint in ernsther Berathung über die zu thunenden Schritte, nachdem d'Anbelot angekommen war. Die Ungewißheit über Rouens Schicksal lag schwer auf ihren Herzen. Noch war keine Kunde zu ihnen gelangt über dessen Fall, und sie schmei-
 gelten sich mit dem jezt möglichen Entsch, und besprachen die schnelle Ausführung dieses Planes eben, als man zwei Zigeuner meldete, die, wichtige Nachrichten von Rouen bringend, sie nur dem Admiral oder Condé'n eröffnen wollten.

Sie wurden bald vorgelassen.

„Welche Kunde bringt Ihr?“ fragte Condé hastig. „Kommt Ihr aus der Gegend von Rouen?“

„Aus Rouen selbst,“ antwortete der Ältere der beiden Zigeuner, — „das in den Händen des Cometales ist.“

„Das liest Du, Hund!“ rief Condé, aufspringend und auf ihn zuellend, „das ist unmöglich, tapfere Männer vertheidigen die Stadt!“

„Glaubt diesmal dem Capitän Maugiron, den Ihr ja auch tapfer genannt, gnädigster Herr, Rouen ist in Feindes Hand!“

„Maugiron? Ihr?“

„Leider!“ sagte der Hauptmann — „leider in schimpflicher Vertheidigung und durch eine an's Wunderbare grenzende Rettung entgingen de Biote und ich, und wahrscheinlich auch der tapfere Montgomeri, dem allgemeinen Blutbade — wollte Gott, ich wäre auf Rouens Wällen gefallen!“

Höchst betroffen standen beide Anführer der Hugonotten da. Sie trauten kaum ihren Ohren, als Maugiron nun das erzählte, wovon er Augenzeuge gewesen, und was er von Abelma, deren Wort doch in der letzten Zeit bedeutend an Zuverlässigkeit bei ihm gewonnen, gehört hatte.

Den Admiral betrübte das Ereigniß tief — doch ertrug er es still und männlich. Condé klagte bald, bald fluchte und schwur er, blutige Vergeltung an Paris zu üben, und Marlorat's und Croise's Tod furchtbar zu rächen.

Coligni konnte sein Temperament, das von einem Extremen zum andern sprang, und ließ ihn gehen. Im Stillen erzwang er den Stolz der Dinge, und war nur in so fern mit Condé einig, daß es jetzt an der Zeit sei, entscheidend zu handeln.

Montgivan und Gui de Biade verloren nichts in den Augen der Anführer. Aus ihren Erzählungen und aus der langen Dauer der Belagerung ging es hervor, daß tapferer Widerstand war geleistet worden.

Einige Tage nach ihrer Rückkehr in's Lager der Huguenotten kam auch Montgommery an und bestätigte alle ihre Aussagen auf's Getreueste.

Freudig war das Wiedersehen der drei Freunde. Sie hatten sich gegenseitig für todt angesehen und aufrichtig betrauert. —

Als die Nachrichten von Rouen im Heere der Huguenotten bekannt wurden, stieg die Erbitterung gegen die Katholiken fürchterlich. Laut verlangte das Heer, endlich in's Feld geführt zu werden, und die Heerführer sahen sich genöthigt, dem Wunsche Gewährung zuzugestehen.

Coligni, den kein Ungemach beugen konnte, war unermüdet thätig zur Eröffnung des Feldzuges. Condé kümmerte sich weniger darum. Sein Gemüth war noch immer in der größten Spannung; und ob auch Coligni ihn noch so sehr bat, nicht des Connetables Grausamkeit mit Gleichem zu vergelten, so vermochte er dennoch den Grimm des Prinzen nicht zu mäßigen über Marlorat's Mord, den er persönlich sehr hoch geschätzt und Crois's Blutgericht, der nur der Vollstrecker der Befehle des Prinzen gewesen. Er ließ öffentlich als Wiedervergeltung den Parlamentsrath Jean Baptiste Sapin, den er in Orleans gefangen hielt, und den ihm in die Hände gerathenen Abt von Cahines, Jean de Troyes, aufknüpfen.

Die Unternehmungen der Huguenotten waren überhaupt von unglücklichen Umständen begleitet. Rouen war gefallen, nur Lyon und Orleans waren von den bedeutenden Städten Frankreichs noch

in ihrer Gewalt. Die Engländer, mit denen Condé jenen unglückseligen Vertrag geschlossen, und denen er Havre und Dieppe überlieferte, erfüllten ihre Versprechungen nicht so, wie sie geleistet und von Condé erwartet wurden. — Die Kriegsvölker, die Duras aus Guyenne heranzuführen, wurden von dem grausamen Montluc geschlagen und zerstreut, und nur die Ueberreste sammelte Broche-foucauld und führte sie gen Orleans.

Alle diese Mißgeschickte waren aber nicht im Stande, Coligni's Helbenmuth und den der Seinen zu untergraben. — Höchst erwünscht waren daher die 8000 Deutschen, die d'Amboise heranzuführte, obgleich auch sie vielfach gelitten, und nur nach unbefreiblichen Mühseligkeiten es ihnen gelang, Orleans zu erreichen.

Neuer Muth belebte das Heer, als die Nachricht des baldigen Aufbruches sich zu verbreiten anfing. Jubel und Frohlocken war überall. Auch Gui und Maugiron, die nichts wünschten als Krieg, um die Vorbeeren des Sieges zu ernten, sahen es mit Freuden.

Das hugenottische Heer brach endlich auf und erschien plötzlich vor den Thoren von Paris, wohin der Hof nach der Eroberung Rouens zurückgekehrt war. Allgemeiner Schrecken ergriff Paris, als es die Feinde vor seinen Thoren sah. Der Hof zitterte, indem er die gerechte Rache der Hugenotten fürchtete und aus Condé's Handlungen schließen zu müssen glaubte, was die Hugenotten thun würden, wenn Paris in ihre Hände fiel. Schnell knüpfte man Unterhandlungen an, die sich in eine für die Hugenotten sehr nachtheilige Länge zogen. — Der strenge Winter trat indessen ein. Paris war ununterbrochen besetzt worden. Sechstausend Spanier waren zum Heere des Hofes gestoßen, und die Unterhandlungen zerbrachen sich endlich ganz.

Condé's Heer hatte viel gelitten. Er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich in die Normandie zu ziehen, um neue Kräfte zu sammeln und die englischen Subsidien zu erzwingen.

Raum aber war Condé von Paris abgezogen, als die bei weitem stärkere royalistische Armee ihm auf dem Fuße folgte.

15.

Es war am 19. December, als beide Heere unweit der kleinen, aber alten Stadt Dreu, an den Ufern der Blaise, einander im Angesichte standen.

Soligni und Condé rechneten an diesem Tag auf keinen Angriff; dessenungeachtet stand ihr Heer schlagfertig.

Unvermuthet griffen die Feinde das Heer der Hugenotten an. Auf die Reiterei, die beste Heeresabtheilung der Hugenotten, stürzten sich die Feinde mit kühnlicher Gewalt — aber mit Heldennuth wurde der heftige erste Angriff zurückgeschlagen und die feindlichen Truppen geworfen.

„D'rauf, Kinder!“ rief Mouvans freudig, „sie fliehen!“

Gleich dem reißenden Waldstrome stürzte sich Mouvans' Regiment auf die Schweizer, die wie ihre Berge standen und vom alten Connetable von Montmorenci selbst befehligt wurden. Mörderisch wütheten die Hugenotten in den Reihen der Schweizer, die endlich zu weichen begannen. Mouvans' Auge spähte nur nach dem Connetable — jetzt erblickte er ihn. Qui de Viole, der an seiner Seite kämpfte, erhielt schnell den Befehl, sich enger an ihn anzuschließen, und im tausenden Galopp ging's weiter — jetzt war der Connetable erreicht, von Qui's Reitern umzingelt.

„Ergebt Euch!“ schrie ihm grimmig Mouvans zu, indem er den Säbel über seinem Haupte schwang.

Der Connetable, wohl einsehend, daß er verloren sei, ergab sich an Mouvans und wurde von Qui zurückgeführt, der alsobald wieder freudig mit seinen Leuten in das Treffen zurückkehrte. Condé hatte das Mitteltreffen des Feindes gänzlich geschlagen, sein Fußvolk zersplittert — aber allzu hitzig im Verfolgen des Sieges, den er zu seinen Gunsten schon entschieden glaubte, sein Fußvolk selbst entblößt.

Wie ein Lieger stürzte sich Franz von Guise, dies bemerkend, mit seinen Gensd'armes auf dasselbe und schlug es in eine regel-

Jose Micht. Saint-André warf sich jetzt zwischen die hugenottische Reiterei, die noch das feindliche Fußvöll verfolgte, und die Fußvöll, unter denen Guise mäheke mit unerhörter Wuth — und plötzlich sah sich Condé im Rücken angegriffen. Seine Reiterei war zerstreut. Er mit Wenigen allein, sein Pferd war ohnedem verwundet, konnte nicht Stand halten und wurde von dem Sohne des Comteables nach hartnäckiger Gegenwehr gefangen genommen. Der Royalisten Jubelgeschrei erfüllte die Luft; der Sieg schien sich auf ihre Seite entschieden neigen zu wollen.

Cognigni, der nie größer war, als im Unglücke, sammelte hinter einem Gehölze das flüchtige Fußvöll und setzte über die Blaise, von Neuem bei dem Dorfe Blainville das Heer des Hofz angreifend. Mouvans kämpfte noch immer muthig mit Saint-André und zog sich kämpfend auf das Dorf zurück, wo Cognigni sich mit ihm vereinigte und ein neuer heftiger Kampf sich entspann, der hartnäckig bis in die Nacht dauerte. In diesem Kampfe fiel Saint-André.

Mit Einbruch der Nacht zog sich Cognigni zurück. Der Sieg war unentschieden, der Verlust gleich groß auf beiden Seiten. Das Schlachtfeld war weithin mit Todten und Verwundeten bedeckt. Auch Guise lag schwer verwundet unter seinem Rosse, das zu gleicher Zeit mit ihm tödtlich verwundet worden war.

Die Nacht senkte sich kalt über das Schlachtfeld herab; die schreckliche Lage der Schlachtopfer nach durch ihre Blute vermehrend.

Auch die Royalisten hatten sich zurückgezogen und die Verwundeten ihrem Schicksal überlassen.

Hell und glänzend waren die Sterne herausgezogen. Ein schneibender Ostwind blies über das Schlachtfeld hin, wo der Tod in tausend Gestalten seine Opfer gesucht und gefunden, und geküßlich tönte das Wimmern und das Nechzen der Sterbenden und Verwundeten.

Haufenweise krochen sie zusammen, die Unglücklichen, Freunde und Feinde, und suchten Wärme in der schrecklichen Nachtkälte, und

Mancher, für den noch Rettung möglich gewesen wäre, starb einen gräßlichen Tod.

Gut lag besinnungslos unter seinem Ross. Er war schwer verwundet. Nur einmal kam er zur Besinnung, aber der Schmerz raubte sie ihm bald wieder — denn ein feindlicher Säbel hatte einen furchtbaren Hieb über seinen Schädel geführt, und nur durch die Wendung der Klinge auf der Hirnschale war er dem augenblicklichen Tod entgangen. Dadurch aber war gerade die Wunde fürchterlich groß und breit geworden. In dem Augenblicke der Besinnung zog er die Decke seines Pferdes über die klaffende Wunde und fiel wieder in Ohnmacht, und den Jammer der Unglücklichen deckte der dunkle Schleier der Nacht, die sich in anderer Weise auf Manchen für dieses Leben herabsenkte.

16.

Eine sehr wahre Bemerkung war es, die Raugiron einst über das halb wilde, heimatlose Volk der Zigeuner gemacht hatte — es folgte in den kriegerischen Zeiten, wie der Raben Schwärme, den Schlachtfeldern, um die Gefallenen zu berauben. Ihr seltsamer, durch finstern Aberglauben gleichsam geheiligter Umgang mit den Menschen, ihr herumschwärmendes, regelloses Weibtenleben weihte sie bei ihrer Schlaubeit in die tiefsten Geheimnisse ein, machte sie den Menschen weniger, als die Menschen und ihre Verhältnisse ihnen bekannt, und so hielten sie gewöhnlich auf des Todes Erntefeld eine Aehrenlese, die ihrer Arbeitscheu und Trägheit oft auf lange Zeit hinaus Vorschub leistete. Hauptsächlich im südlichen Frankreich und in den basckischen Provinzen sich aufhaltend, durchzogen sie von da ganz Frankreich und kehrten mit reicher Beute in ihre pyrenäischen Schlupfwinkel zurück. Abelma's Horde, eine der muthigsten und stärksten, die damals Frankreich durchzogen, folgte in ruhiger Ferne dem Heere der Hugenotten. Lüftern nach

Beute, harrten Alle einer Schlacht. Die Alte allein verweinschte sie. Menschlicheren, ja edleren Gefühlen hatte einst das lebende Herz des Mädchens auf Saint-Flour sich geöffnet, wo die vollendete Weiblichkeit mit dem hohen Reichthume der sanftesten und reinsten Tugenden und Gefühle in Gui's Mutter als Vorbild ihr leuchtete. Und der Nachklang dieses reinen Tones klang, wenn auch nicht ununterbrochen — doch stark durch ihr ganzes Leben fort. Sie allein dachte mit Schrecken an eine Schlacht, in welcher Gui, ihr Liebling, ihrer Wohltäterin Sohn — der Sohn des Mannes, den einst ihr Herz mit aller süßlichen Gluth geliebt, Schaden nehmen konnte. Sie hatte von den Anhöhen von Montfort die Schlacht beobachtet. Kaum sah sie das Zurückziehen der Heere, kaum fiel der schwarze Schleier der Nacht über das schreckliche Gemälde — da brach die Horde auf und nahte sich durch das Gehölze, das sich von den Anhöhen von Montfort bis Blainville und zu dem Ufer der Blaise herabzog, dem Schlachtfeld, um die Beute zu sammeln.

Mit einer Fackel in der Hand eilte sie über das Schlachtfeld. Eine bange Ahnung schnürte ihre Brust so fest zusammen, daß sie fast nicht athmen konnte, und doch mußte sie dem unbegreiflichen innern Drange folgen und eines ihrer Lobtenlieder halblaut singen. Schauerlich klang die düst're schwermüthige Melodie, langsam und abgemessen gesungen, von der häßlichen Stimme der Alten. Sie achtete nicht auf das Treiben der Leute ihrer Horde. Sie beleuchtete jeden Lobten, jeden Verwundeten, und irrte so in allen Richtungen über das Schlachtfeld. Schon zu verschiedenen Malen war sie an der Stelle vorübergegangen, wo der unglückliche Gui lag, und hatte ihn nicht entdeckt. Jetzt kam sie zum dritten Male dahin und zog die Decke hinweg, die über seinem Haupte lag — und — erkannte ihn. Einen lauten Jammerschrei stieß sie aus und warf sich dann jammernd über den Jüngling hin. Einige Leute ihrer Horde eilten herzu, meinend, es sei der, von Allen geehrten, Aeltermutter etwas Schlimmes zugehoßen. Staunend sahen sie ihren

Schmerz. Es kostete sie Mühe, die Wunde von dem Körper zu trennen. Sie untersuchten ihn, und Einer sagte dann: „Besinnst Euch, Mutter, der, um den Ihr trauert, ist nicht todt. Zwar ist er schwer verwundet, fast ist sein Kopf gespalten; laßt uns ihn verbinden.“

Die Alte wurde ruhiger. Sie untersuchte selbst den Jüngling. Matt schlugen die Pulse — er lebte noch. Sie ließ ihn aufheben, ließ ihm etwas Wein einflößen, ihn schnell verbinden, so gut es möglich war, und lud ihn dann den beiden Männern auf.

Sie wanderten nun über das Schlachtfeld hin, durch die Blaise, an der Stelle, wo eine Furt den Durchgang möglich machte, und kamen nach langer Wanderung bei ihren Zelten an, die bei Montfort im Walde waren.

Dort angelangt, wurde Gui in der Nähe des Feuers so gut gebettet, als es möglich war, und nun von der Kunst, deren Mutter Noth und Natur war, verbunden. Der Aeltermutter standen einige Mädchen, ihre Urenkelinnen, mit sorglicher Treue bei, insofern die Männer in fliegender Eile zu dem Schlachtfelde zurückkehrten.

Den angestrengtesten Bemühungen der Alten gelang es, den Verwundeten in's Leben zurückzurufen. Matt schlug er — aber erst gegen Morgen, das Auge auf, und erkannte bald die Alte.

Sie jubelte, als sie es sah, daß er in's Leben zurückgekehrt sei.

„Siehst Du, Gui,“ sagte sie fremdlich, „die alte Adelsma hält ihr Wort. Sie ist Dir nahe in den schwersten Stunden Deines Lebens. O Dank dem Himmel, daß sie es kann!“

Gui drückte matt ihre Hand und deutete nach Oben.

„Nein, Du stirbst nicht!“ rief sie aus. „Du darfst nicht sterben. Deine Bahn ist noch nicht am Ziele!“

Er schloß sein Auge wieder. Die Mädchen sorgten für lächelnde Bräuen, die Adelsma ihm einflößte, und so schlummerte er wieder ein.

Ein allgemeiner Unwille war insofern bei dem männlichen

Leute der Horde zogs geworden, als sie die Anwesenheit eines Verwundeten vernahmen, den Abelma unter ihre Obhut genommen.

Ihr Sohn, der Hauptmann der Horde, machte ihr die bittersten Vorwürfe.

„Undankbarer!“ rief sie, „Du bist nicht werth, daß Dich Deine Mutter unter dem Herzen trug. Des Jünglings Mutter rettete mich vom Wahnsinn und Tod, und Du willst, daß ich ihr Kind dem Tode preis gebe!“

Er schwieg beschämt. Dann sagte er: Wie willst Du ihn fortbringen? — Wir müssen schnell nach der Dauphiné aufbrechen und so zwischen beiden Heeren hindurch ziehen; denn dort links steht das Heer Gulse's, und Coligni zog sich nach der Normandie zurück. Die Beute ist ungeheuer, die wir gemacht. Wie wollen wir sie fortbringen und den Verwundeten dazu — da hier keine Sicherheit für uns ist?“

„So ziehet hin und laßt mich hier bei ihm!“ sagte Abelma bitter, und bei diesen Worten war ein Blick, in dem sich Verachtung und Vorwurf ausdrückte.

Der Zigeuner ging stille hinweg, erst außerhalb des Zeltes wagte er es, warmelnd seinem Herzen Luft zu machen; allein er hatte den Muth verloren, weiter zu protestiren. „Flechtet eine Bahre von Reisern,“ befahl er zwei Jünglingen, die alsbald gehorchend an's Werk gingen.

Eilig wurden die Zelte abgebrochen, die Beute aufgepackt und Alles machte sich reisefertig.

Der Hauptmann trat nun mit den Jünglingen und der Bahre zu Abelma. Ausgesöhnt durch ihres Wunsches Erfüllung, sah sie jetzt wieder freundlich auf ihren Sohn; ehe noch eine halbe Stunde verfloßen war, suchte man umsonst eine Spur von den wandernden Söhnen der Wüste.

Ein Gilbete Guise's brachte eine Siegesnachricht im vollen Sinne des Wortes nach Paris. „Condé ist gefangen, die Fugentotten vernichtet!“ schrie jubelnd der fanatische Pöbel der Hauptstadt. Das Geläute aller Glöden verkündete den Sieg der trunkenen Stadt, und Tausende strömten zum hohen Portale von Notre-Dame hinein, ein Te Deum zu singen für den Sieg über die gemordeten Brüder.

In seinem einsamen Gemache saß an einem Folianten der Meister Acevedo und las eifrig. Der schöne, bleiche Knabe Gabriel saß, das Köpfchen in die Hand gestützt, an einem Fenster, und schien trübe Erinnerungen an der Seele vorüberziehen zu lassen, denn das klare, schöne Auge schwamm in Thränen. Da schlug der Ton des Geläutes an sein Ohr.

„Hört,“ rief er plötzlich aufspringend — „alle Glöden läuten, was bedeutet das?“

Acevedo horchte. Er faltete dann seine Hände und rief schmerzvoll: „O Gott, das ist die Siegesfreude Frankreichs auf dem Grabe seiner Kinder!“

Ein kalter Schauer rieselte durch seine Gebeine und es schüttelte ihn wie Fieberfroß.

Gabriel stürzte herzu. Angstvoll fragte er: „Was ist Euch?“

„Kind,“ sagte der Alte, „Du hast einen Vater im Gefängniß — wie wäre Dir's, wenn Du hörtest, die Gefangenen werden gerichtet, oder sie sind es wirklich?“

Gabriel erbleichte. „Großer Gott, es wäre schrecklich!“

„Siehe, so ist es mir,“ fuhr Acevedo fort. „Dort haben Menschen gesöhnt, die mir unendlich theuer sind. Leben sie noch? Wer kann mir Gewißheit geben?“

„Ach,“ sagte Gabriel, „Ihr leset ja in den Sternen — traget sie!“

Acevedo seufzte tief. „Ach,“ sagte er dann, „der Tag ist noch 'o lang — und es ist eine schwere Aufgabe, das eigne Geschick zu forschen!“

Er stand auf, denn eine peinigende Angst und Unruhe verfolgte ihn. Da klopfte es leise an der Thüre des Gemaches. Schnell öffnete Acebedo. Eine Hand reichte einen Zettel herein und zog dann die Thüre schnell zu, so daß der Alte es nicht einmal sehen konnte, wer es gewesen.

Hastig trat er zum Fenster und las.

Darauf trat er zum Kamin und warf den Zettel hinein — aber seiner Stirne tiefe Falten glätteten sich nicht.

Schweigend verließ er das Gemach.

Gabriel legte die Hand auf's Herz. „Er ist so gut,“ sagte er leise, „und leidet doch auch so viel, der Arme, und die Welt muß ihm viel genommen haben. Ach, mein Vater! mein — Qui!“ seufzte er und sank wieder in seine Träumereien zurück.

Zur Königin begab sich der Meister.

„Könnt Ihr, mir Glück zu wünschen, Acebedo?“ — fragte mit triumphirendem Lächeln Katharina.

„Nein,“ sprach fest Acebedo — „denn anders ist das Loos gefallen.“

„Wie?“ rief die Königin, „Ihr wolltet an dem Siege zweifeln, den Paris mit Jubel verkündet? — Ihr?“ —

„Ich,“ sagte, sich gleichbleibend, Acebedo. „Zwar noch hörte ich nichts von der Botschaft, die Ihr wahrscheinlich von dem Herzoge werdet erhalten haben; allein mag er Eurer Majestät melden, was er will — die Sternenschrift lügt nicht.“

„Und was meldet sie?“ fragte halb enttäuscht Katharina.

„Conde ist in Eurer Gewalt — Montmorenci in der Colligni's. Saint-André hat sein Geschick erreicht, wie ich Euch verkündigt — aber es fehlen sieben Tausende in dem Heere Guise's!“ —

Katharina starrte ihn an. „So lügt der Siegesbericht; das ist kein Sieg Guise's — obwohl es ein Sieg für mich ist.“ —

„Wohl,“ sprach Acebedo, „denn Saint-André ist nicht mehr, und der, der Euch — vergeb, Majestät, daß meine Zunge das

Gräßliche ausspricht, — der an Eure geheiligte Person frevelnd seine Hand legen wollte, Euch in der Seine erkaufen zu wollen aussprach — er folgt bald seinem Bundesgenossen. Also spricht der Sterne Wort.“

Katharina's Züge nahmen einen erschütternden Ausdruck an. Alle Leidenschaften, deren ihr Herz fähig war, fanden leierlich darauf geschrieben. Krampfhaft bebte und zuckte ihre Lippe — aber sie schwieg. Sie verstand den Astrologen, der so kalt, so ruhig da stand, als ob tiefer Frieden in seinem Innern sei. — Der Aufbruch ihres Innern ging vorüber. Sie wandte sich lächelnd zu Acevedo: „Und wie wird es dann werden?“ —

„Katharina wird Frankreich beherrschen,“ sagte Acevedo. „Euer eigenes Herz bestimmt das Viel!“

Eine Glorie verbreitete sich bei diesen Gedanken über Katharina's Züge.

„Was wisset Ihr von Condé's Geschick?“ — fragte sie darauf.

„Eure Majestät vergißt es nicht, wie nahe ihr Condé steht. Ihr vergebt ihm den Fehler der Uebereilung, zu dem ihr Parteilichheit trieb.“ —

„Und wenn ich ihn um hunderttausend Lose, weil er Havre an Elisabeth verrieth?“ fragte mit höhnischem Stolz die Königin.

„Der Herr leitet uns Wasserbäche der Könige Herzen,“ sagte Acevedo, „Condé fällt nicht durch Eure Hand!“ —

„Was trieb Euch dann aben zu mir?“ fragte sie nach einer Weile.

„Die Bitte, daß Ihr mir es gestattet wölltet, in das Lager Condé's zu gehen, um Euch sichere Kunde zu bringen!“

„Es sei, Acevedo!“ rief sie aus; „doch seid klug. Ich lohne Königlich, vergeßet es nicht.“

Acevedo's Miene verzog sich spöttlich. Er entfernte sich schnell. Er ging zu Gabriel. „Bist Du hier,“ sagte er, „bleibe Du hier — doch nicht, Du magst mich begleiten! — Mein Herz will Ruhe und Leben!“

„Und wohin führt unser Weg?“

„Weit, mein Sohn,“ sagte Acevedo. „Du wärest hier nicht sicher sein; denn ich werde längere Zeit weilen in der Ferne.“

17.

Und weit und immer weiter hinab nach der Auvergne und Dauphin's zogen die Piemoner und in ihrem Gefolge der immer gefährlicher erkrankende Gui.

Die alte Abelma verließ ihn nicht mehr. Wäre Gui eines ihrer Kinder gewesen, größere Liebe hätte das Mutterherz nicht üben können.

Alle Sorgfalt schien indessen fruchtlos bleiben zu wollen. Das Reisen in dieser Jahreszeit war dem Leidenden sehr nachtheilig, und doch traute die Forde nicht, sich lang aufzuhalten. Der Unwille über des Kranken Anwesenheit wuchs mit jedem Tag. Abelma selbst befürchtete zuletzt eine Frevelthat. Und so faßte sie den Entschluß, den Jüngling zu Rabaud und Salers zu bringen. Wer mält aber die Freude und den Schrecken der treuen Freunde, als der geliebte Jüngling jetzt plötzlich wieder zurückkehrte in die stille Hütte und — dem Tode nahe war? —

Sie boten Alles auf, sie weitesterten mit einander, mit Abelma, die noch weiltte bei dem Liebling. Ihren vereinten Anstrengungen gelang es, ihn in einen bessern Zustand zu bringen. Der Wundarzt von Grenoble, den Rabaud holte, sprach von zweifelhafter Hoffnung, weil die Wunde sehr versäumt und gefährlich geworden sei.

Als Gui zum ersten Mal aus der todtähnlichen Bewußtlosigkeit erwachte und Rabaud und Salers sah und die bekannten Räume der Hütte — da schien es ihm Fiebertraum, und nur schwer überzeugte er sich von der Wirklichkeit des Verhältnisses.

Seine Leiden waren groß, und weit hinaus schob sich die immer noch ungewisse Wiedergenesung.

Die Nachtheile der Schlacht von Dreux zu verhüten, vereinigte sich Coligni mit den Engländern in der Normandie. Seinem Bruder d'Anselot trug er die Vertheidigung des wichtigen Platzes Orleans auf, und dieser warf sich mit einer nicht unbeträchtlichen Macht hinein. Mouvans und du Pleffis waren mit ihren Regimentern bei dieser Heeresabtheilung. Beide und der Dritte im Bunde, der wackere Maugiron, waren höchst betrübt über den Verlust Gui's de Saint-Flour. Keiner von ihnen hatte ihn fallen sehen — darum deutete ihnen sein räthselhaftes Verschwinden auf nichts Anderes als Gefangenschaft.

Mouvans war unerschöpflich im Lobe seiner Tapferkeit, die er an seiner Seite bewiesen, und um so mehr bedauerte man seinen Verlust. Doch beruhigten sie sich schneller — da sie als Gefangnen wohl — aber ihn doch sicher wußten und die Hoffnung hegten, ihn wieder zu sehen.

Anderß sollte es sich nach kurzem Zwischenraume gestalten.

Raum war d'Anselot in Orleans eingezogen, als Franz von Guise, nun alleiniger Befehlshaber des Heeres, vor Orleans erschien, um die Belagerung mit allem Eifer zu beginnen; zu Schloß Cornée hatte er sein Hauptquartier, und von hier aus leitete er die Belagerung der Stadt, die d'Anselot mit ritterlicher Tapferkeit vertheidigte.

Von Guise's Treiben zu Schloß Cornée sprach man im Heere viel Seltsames und Ungereimtes. Ein geheimnißvoller Mensch, ein Sterndeuter, hielt sich bei ihm auf, sagte man laut, und er habe ihn eingeweiht in die Geheimnisse dieser unseligen Kunst. Es war nichts Unwahres, was man sprach. Seit einiger Zeit war Acevedo bei Guise, und manche Stunde der Nacht brachte er bei dem weißen Meister zu. Acevedo hatte sich ganz seines Vertrauens weiffert.

Eines Abends, wo sie wieder in ihre tiefsinnigen Betrachtungen sich vertieft hatten, sprach Guise den schon oft berührten Wunsch aus, einige Zellen in des Comnetables Hände zu spielen, der von d'Andelot in Orleans gefangen gehalten wurde. Was er schon einigemal abgelehnt, nahm dieses Mal der Meister auf.

„Ich will es übernehmen,“ sagte er, „schickt mir den Knaben hier, und schon morgen bin ich in Orleans.“

„Wie aber wollt Ihr das vollbringen?“ fragte der Herzog.

„Dafür laßt mich sorgen,“ entgegnete der Astrolog. „Ich habe in Orleans gelebt, als der Hof sich dort aufhielt, und weiß Wege, die vielleicht Hunderten in Orleans fremd sind.“

Der Herzog war froh, dies zu vernehmen, und schon mit der einbrechenden Nacht trat Acevedo seine gefahrvolle Wanderung an.

Nach Orleans zu kommen, wo er wußte, daß du Pleffis war, hatte Acevedo lebhaft gewünscht; allein seine Klugheit ließ es nicht zu, dem Wunsche des mißtrauischen Herzogs schnell zu begegnen. Jetzt endlich sah er sich am Ziele, und leicht gelang es ihm, der so genau hier bekannt war, in die Stadt zu kommen.

Der edle du Pleffis saß allein in seinem Gemach und dachte den unglücklichen Folgen der Schlacht von Dreux nach, als seine Thüre sich öffnete und, in einen langen und weiten Mantel gehüllt, ein Mann hereintrat, den er im ersten Augenblicke nicht erkannte; als er aber den Mantel abwarf, sog Acevedo an seine Brust. Sie hatten sich lange nicht gesehen, darum war er innig und freudig, der Empfang.

„Bringst Du mir Kunde von Gui?“ fragte du Pleffis den Freund, und in dem Worte sprach sich der herzlichste Antheil aus, den er an dem Jünglinge nahm.

Acevedo erschrak. „Gui?“ fragte er gelehnt — „von Dir erwarte ich sie!“

„Großer Gott!“ rief, von banger Ahnung bewegt, du Pleffis — „ist er nicht unter den Gefangenen?“

Accebo stürzte sich auf die Lehne des Stuhles. Seine Kniee wankten.

„Ich habe sie Alle gesehen, ich habe alle Verwundete gesehen, alle Todte auf dem Schlachtfelde betrachtet mit angsterfülltem Herzen, aber ich sah ihn nicht!“ Das sprach er mit zitternder Stimme.

Da faltete du Plessis die Hände.

„So weiß Gott allein, wo er ist und was ihn traf,“ sagte er bewegt, „denn er verschwand im Gefechte, nachdem er heldenmüthig an Mouvans' Seite gekämpft und mit ihm den Connetable zu Gefangenen gemacht; und erst, als die Nacht kam, denn früher verließ er nicht seinen Obersten, seinen Freund Maugiron, verschwand er.“

„O mein Sohn, mein Sohn!“ rief herzzerreißend Acebedo, „so fand ich Dich, um Dir unbekannt zu Weibem und Dich wieder zu verlieren!“

„Sei Mann, Viole,“ sprach Plessis, eine Thräne zerdrückend, und schloß den Freund an seine Brust. — „Gerade das Räthselhafte seines gänzlichen Verschwindens gibt einen Schimmer von Hoffnung.“

Aber es war umsonst, den Greis zu trösten. Tief und erschütternd war der Schmerz. Er verließ das Gemach du Plessis' nicht und hing ganz seinem Schmerze nach, der durch den Vorwurf, daß er sich dem Jünglinge nicht zu erkennen, gegeben, unendlich gesteigert wurde.

Am andern Tage gewahrten die Belagerten eine ungewöhnliche Bewegung im feindlichen Lager. Alle waren eines Angriffes gewärtig — aber er erfolgte nicht. Erst in der Nacht löste sich das Räthsel glücklich durch Kundschaften.

Am dem mildklaren Februarstage war Herzog Franz von Guise aus dem Lager vor Orleans nach seinem Quartiere, dem Schlosse Cornée, geritten. In Mitten des Weges lauerte auf ihn das Weichselmörders furchterliche Hand. Balthus de Meray war es, der, von fanatischem Eifer erfüllt, sichtbar zu den Rathholden sich

Hingeneigt und, um die Mordthat an dem gefürchtesten Gegner seines Glaubens zu verüben, zu dem Heere der Katholiken übergegangen war. Er erfaß den günstigen Augenblick, wo der Herzog, von einer Anhöhe sich umzuschauen, sein Ross anhielt, und traf mit tödtlichem Blei Guise's Brust so sicher, daß er wenige Tage darauf seinen Geist aufgab.

Diese Nachricht weckte den unglücklichen Acevedo aus seiner Lethargie.

„Lebe wohl!“ sprach er zu du Blessis, „ich muß zurück in's Lager, noch eine Pflicht zu erfüllen — zurück nach Paris. Ich fühle, der mühe Bau dieser Hülle bricht bald und der Bewohner kehrt zum Lande des Friedens heim.“

Trauernd entließ ihn der Freund, nachdem er Alles versucht, ihn zum Bleiben in Orleans zu bereben.

Acevedo kehrte in's Lager zurück, wo Gabriel in unsäglicher Angst seiner geharret.

Er sah des Mannes tiefen Schmerz und forschte liebevoll.

„Ach,“ sagte er, „ich habe das letzte Erbgut verloren — ich bin ein Fremdling hier!“

„Laß uns nach Paris zurückkehren,“ sagte er zu Gabriel, und so verließen sie das Lager.

So weit entfernt auch eine Ausgleichung der Parteien zu sein schien; ja ob sie gleich nach den Begebnissen der letzten Zeit selbst jenseits der Grenzen der Möglichkeit zu liegen schien, so war sie doch näher, als man dachte, und Condé, der sich den Reizen des üppigen Hoflebens hingeeben, bot die Hand dazu dar. In Orleans wurden die Verhandlungen angeknüpft und nahmen einen so günstigen Fortgang, daß sie bald ihr Ende erreichten und von beiden Parteien bekräftigt wurden. Die Vergünstigungen, die Katharina, die sich nun von zweien ihrer gefährlichsten Feinde befreit sah, den Protestanten zugestand, bewilligte diese, und gerne

boten sie ihre Hand zur Befreiung von Havre, das noch immer in den Händen der Engländer war. Nur der edle Admiral und sein Bruder waren unzufrieden mit Condé's Handlungen. Sie zogen sich von der Unternehmung gegen Havre aus edlen Beweggründen zurück. Aufrichtig meinte es Katharina von Medicis nicht. Es galt ihr nur für den Augenblick Ruhe zu gewinnen. Andere Pläne bewegten ihre Seele. Sie fürchtete Condé's Theilnahme an der Regierung, da er nach dem Tode des Königs von Navarra, seines Bruders, Ansprüche zu haben schien. Klug berechnend die Umstände, ließ sie durch das Parlament von Rouen Carl IX. in seinem vierzehnten Jahre mündig erklären. Die größten Wünsche waren ihr erfüllt. Ihr Herz frohlockte, und Acebedo, der so hoch in ihrer Achtung, als sie niedrig in der seinigen stand, wagte es zum ersten Male, für Arbeque's Befreiung zu wirken. So ersaunt auch Katharina über diese Bitte war, sie schien nicht abgeneigt, sie zu gewähren, da Acebedo ihr das Vortheilhafte dieser Handlung der Milde in's klarste Licht setzte.

Aber dieser Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden.

Arbeque, durch vielfache Leiden aufgerieben, kränkelte im Gefängniß, und sein Zustand ließ eine baldige Auflösung erwarten.

Acebedo, der dies erfuhr, wußte sich die Erlaubniß, ihn zu sehen, unter der Versprechung zu erwirken, ihn zum Katholicismus bekehren zu wollen.

Arbeque wußte seine Gabriele sicher bei dem menschenfreundlichen Manne, den er nicht kannte. Acebedo hatte sich Gelegenheit zu verschaffen gewußt, ihm diesen Trost schriftlich zu bringen.

Siekt eilte er mit der trostlosen Gabriele zu dem Vater, der seiner Auflösung mit schnellen Schritten entgegen ging.

Erstückernd war der Augenblick, da Gabriele an des Vaters ruft lag — keiner Beschreibung fähig. Schmerzlich ergriff sie den edlen Acebedo, dessen Herz gebrochen war. Dieses Wiedersehen

griff den Kranken so heftig an, daß er dem Tode näher kam, als es vielleicht andern Falls jetzt noch geschehen wäre.

Gabriele verließ ihn nicht wieder, und Acebedo kehrte oft zu ihm zurück. Der Hof trat indessen jene für die Protestanten unheilvolle Reise durch Frankreich an, die das Edict von Roussillon gebor, das dem kaum geschlossenen Frieden den Todesstoß zu geben verhiess.

Acebedo, den Katharina so gerne bei sich gehabt hätte, blieb in Paris zurück, seine wankende Gesundheit vorschützend, eigentlich aber nur bei Gabrielen zu bleiben, wenn der Tod den Vater von ihrem Herzen risse.

Still und trübe flossen nun seine Tage dahin. Sein Auge blickte oft in den stillen Abendstunden sehnsüchtig hinauf zu der Gestirne Bahnen. Dort, im Lande des Friedens, war sein Alles, diese Welt bot ihm nichts mehr. Nur die Sorge um Gabriele, die seinem Herzen theuer geworden war, gab seinem Leben Reiz, und der Gedanke, d'Arbeque's Haß in Liebe zu verwandeln, Versöhnung zwischen ihm und sich zu stiften, befeelte ihn.

So wandelte er denn auch einst wieder zu dem Leidenden. Weinend empfing ihn Gabriele. Er ahnete, was ihr Herz bewege, und ein Blick auf d'Arbeque zeigte ihm, wie nahe die Scheidestunde sei.

Der leidende Greis faßte seine Hand.

„Ich fühle es,“ sprach er matt, „mein Stündlein ist nahe. Ach, ich wollte gerne die Welt verlassen, — aber Gabriele ist hilflos.“ —

„Nein, das ist sie bei Gott nicht,“ rief Acebedo — „sie ist meinem Herzen theuer, und sie soll mein Kind sein, wenn Ihr sterbet.“

Da verklärte sich d'Arbeque's Gesicht.

„Lohne es Euch Gott, was Ihr an meiner Verlassenen thut!“ sagte er; „Gabriele sagte mir, wie Ihr sie beschützt, wie Ihr

Hebevoll für sie gesorgt, und das gibt mir die Hoffnung, daß Ihr sie nicht verlassen werdet!"

Accebo hob seine Hand empor. „Bei Gott und seiner Gnade, die ich hoffe, schwöre ich es Euch, sie soll mein Kind sein!"

Da drückte krampfhaft der Kranke seine Hand.

„Gott segne Euch!" sagte er mit tiefer Rührung. „Ihr hebt eine Last von meinem Herzen; ach! sie war so schwer, und friedlich kann ich sterben."

Da ergriff's mächtig das Herz Accebo's. — „b'Arbeque!" rief er, „Du stehst nahe an der Pforte des Grabes, auch mir ist sie nicht ferne. — Der Schleier falle — ich bin Viole de Saint-Flour!" —

b'Arbeque richtete sich auf. Er zitterte heftig. „Du!" fragte er, und sein Auge ruhte forschend auf de Viole. „Du, de Viole?" wiederholte er; aber nicht der Haß, den er sonst gefühlt, erfüllte sein Herz.

„Und Deinen Sohn habe ich fortgeschoben, als er, mein Leben gerettet und Gabrielen, und ihre Herzen, die sich liebten, habe ich auseinander gerissen — und Du willst Vater meines Kindes sein? Kannst Du mir vergeben, Du Edler? O," rief er, „gib mir Deine Hand!" —

de Viole zitterte. Er reichte ihm seine Hand.

Gabriele kam herein. „Kind," rief der Vater, „komm' — sieh', ich scheide freudig, denn Liebe ist zwischen uns — er ist Dein Vater, mein Freund! O, komm' an mein Herz!"

Da lagen sie an seiner Brust, und das selbige Gefühl der Versöhnung zog durch Viole's Brust. —

Als er sich aufrichtete — sah er b'Arbeque's bleiche Züge — er sank zurück auf's Lager — er war nicht mehr!

Und ohnmächtig sank Gabriele in Viole's Arme.

Er brachte sie nach dem Louvre vermittelst einer Sänfte. Still ließ er b'Arbeque bestatten.

Gabrielens Schmerz war namenlos. Viole (wie wir ihn jetzt nennen wollen) verließ sie nicht. Sein Herz fand Frieden bei

Gabrielens Schmerz, und sie Trost bei ihm. — Sie hatten ja Beide Alles verloren, und nur noch sich selbst. Aber lange, lange dauerte es, bis die Zeit Gabrielens Schmerz milberte, bis sie im kindlichen Vertrauen dem, der jetzt ihr Vater, ihres Gui's Vater war, alle jene Begebenheiten, so weit es die jungfräuliche Scham zuließ, vertrauen konnte, die d'Arbeque berührt hatte, und die Viole unbekannt waren. — Auch er fand Beruhigung in der Mittheilung seines Geschicks; aber er verschweig Gabrielen den wahrscheinlichen Lob Gui's. Muthig und stark trug ihn der edle Mann. Er erkannte es, daß diese Mittheilung ihr Herz ganz brechen würde; aber er weihete sie ein in seine Geheimnisse, und höher achtete sie ihn noch und inniger, da sie die erhabenen Zwecke seines Wirkens erkannte.

18.

Den harten, schweren Kampf des jungen, unverwundeten, kräftigen Lebens gegen des Todes Gewalt kämpfte Gui lange Zeit. Eine gefährliche Krankheit gefellte sich zu seinem Wundstieber und dem Schmerze seiner Wunden. Lange blieb dieser Kampf unentschieden. Alle Anstrengungen der Heilkunst blieben fruchtlos lange Zeit. Endlich, als des Frühlings mildes Wehen neues Leben der Natur einhauchte, und frische Kraft durch alle Pulse der Schöpfung wallte, da auch wurde des Jünglings Zustand besser, und seine kräftige Natur entwand sich den Fesseln des Todes.

Aber seine Kräfte kehrten nur sehr langsam wieder. Es vergingen Monate, ehe er wieder kräftig in den Wäldern umherstreifen konnte.

Seines Herzens innige Sehnsucht zog ihn zu dem Orte hin, wo er die glücklichsten Stunden seines Lebens gelebt hatte, nach Schloß Arbeque. Hier hoffte er Kunde von der Geliebten zu erhalten. — Doch er täuschte sich:

Er kam eines Tages auf das Schloß. Eine mütterlicher Art.
Sorn's Erzählungen. I. 10

öffnete, der ihn nicht kannte; als er aber sich zu erkennen gab, da erinnerte sich der Greis des Jünglings wieder, und mit aller breiten Reifeigkeit des Alters erzählte er von seines Herrn unglückseliger Reife; von Gabriels Thränen nach Gui's Entfernung, deren Ursache man nicht gekannt; von ihrem Widerwillen gegen jene Reife nach Paris und endlich von des Barons Tod, und wie d'Arbeque, auf den Fall seines Todes, ihm die Verwaltung des Guts und der Burg für Gabriel anvertraut.

„Wißt Ihr des Fräuleins Aufenthalt?“ — fragte Gui mit all der namenlosen Angst, die ihm ihre Lage, ihr Alleinsein in der gefährlichen Hauptstadt einflößte.

„Leider kenn' ich den nicht,“ sprach betriibt der Greis; „allein sie selbst hat mir des Vaters Tod gemeldet, und die nöthigen Weisungen ertheilt.“

„Und woher?“ fragte eifrig der Jüngling.

„Aus Paris,“ antwortete der Greis. „Näheres aber sagte sie nicht. Sie nur in Person wird Rechenschaft von mir fordern. Auch weiß ich nicht, wo sie meine Nachrichten treffen sollten, da sie ihren Aufenthalt nicht weiter angab.“

„Wer wird ihr beistehen, wer sie schützen?“ rief Gui mit bangen Ahnungen aus. „Ich will nach Paris und sie auffuchen!“

„Seid Ihr jemals in Paris gewesen?“ fragte theilnehmend der Greis.

„In Paris war ich nie, obgleich ich mit Coligni's Heere davor stand.“

„Dann will ich mich nicht wundern, daß Ihr's für so leicht haltet, dort Jemanden auszukundschaften,“ versetzte Jener. „Glaubt mir, junger Herr,“ fuhr er fort, „hielt ich es für so leicht wie Ihr, ich würde heute noch aufbrechen, um meine junge Herrin zu suchen; allein Paris ist mir nicht fremd, und darum habe ich den Wunsch aufgegeben, der oft zum Voratz werden wollte. Auch täuscht Ihr Euch, wenn Ihr glaubt, es ginge ihr schlimm. Sie beruhigt mich ihretwegen; sie spricht von edlen Menschen, die sich

ihrer väterlich angenommen. Es müssen also nothwendig Gründe obwalten, die die Verborgenheit ihres Aufenthaltes wünschenswerth machen, und diese zu erforschen, habe ich oft schon umsonst mich angestrengt.“ —

Gui verließ tief-bekümmert den Ort. Sie lebt; der Gedanke erheiterte sein Gemüth, und wie ein freundlich tröstender Engel zog die Hoffnung in sein Herz, mit ihr aber auch die Sehnsucht, dorthin zu ziehen, wo die Geliebte sich aufhielt, um, vertrauend auf den himmlischen Schutz treuer, engelreiner Empfindungen — nach ihr zu suchen.

Auch diesem Wunsche nahte Gewährung, obgleich von einer andern Seite.

Die Freunde Rabaud und Salers kannten keinen sehnlicheren Wunsch, als den, ihren Liebling, Gui, im rechtmäßigen Besitze der Burg seiner Väter zu sehen. Bisher war Saint-Flour noch immer Eigenthum des Staates gewesen, nachdem die verstorbene Diane de Poitiers die Burg hatte zurückgeben müssen.

Jetzt, wo der Frieden geschlossen war, wo der Hof geneigt schien, alle Mißhelligkeiten auszugleichen, wo Colligni sich in Paris aufhielt und des Jünglings Schritte unterstützen konnte, wo ein edler Mann, wie der Kanzler l'Hopital, sein Gewicht in die Waagschale des Rechtes legen konnte; jetzt schien der günstigste Augenblick gekommen. — Darum bestürmten sie auf's Neue den Jüngling mit ihren Bitten und Vorstellungen, händigten ihm alle die wichtigen Dokumente ein, die Rabaud's Umflucht zu der Zeit der Flucht de Viole's gerettet, und ließen nicht nach, bis Gui zu handeln sich entschloß.

Gui war nun hergestellt. Seine Kräfte hatte er wieder; aber jene Frische der Gesundheit, jenes blühende, jugendliche Wesen war noch nicht wiedergekehrt und blaß waren seine Wangen noch. Allein sein männlich schönes Gesicht erhielt dadurch einen leidenden Ausbruck, der es anziehender machte. Die warme Jahreszeit war wieder

gekommen — ohne Gefahr konnte er die Reise unternehmen, an deren Ziel die Hoffnung so viel Erwünschtes versieß.

Gui trat diesesmal wieder, von den geretteten Schätzen aus besseren Tagen ausgerüstet, die Reise nach Paris an. Der alte Rabaud wollte selbst ihn begleiten, allein dies gab Gui nicht zu, weil er zu schwach war, und so zog der Jüngling, allein des Weges mit einem Herzen voll schöner Träume.

Der Hof hatte eine Reise durch Frankreich unternommen. Katharina gab vor, den jungen König seinem Volke zeigen zu wollen, und dadurch die Bande der Liebe zwischen König und Volk fester zu knüpfen; aber gewiß lagen andere Beweggründe tief in diesem Herzen verborgen. Sie versäumte es nicht, den König auf die verwüsteten Gegenden, auf die zerstörten Kirchen und Städte aufmerksam zu machen, und alle Schuld auf die Protestanten häufend, des Königs Haß gegen die Ketzer nur mächtiger zu entflammen. Ueberall trug sowohl Carl IX. als die Königin Mutter, die offenbarste Abneigung gegen die Ketzer zur Schau. Es war die günstigste Gelegenheit, den Samen, der in der Bartholomäusnacht so gräßliche Frucht trug, auszustreuen in Carl's Gemüth, und nichts wurde von allen seinen fanatischen Umgebungen versäumt, was zu dem Zwecke führen konnte. Mit den schrecklichsten Entwürfen trug man sich, und Katharina nährte sie heimlich, wenn sie auch wohl hin und wieder den Ketzern einen freundlichen Blick gönnte. Nicht Milde war es, die sie bestimmte, jenem Bündnisse, das zwischen dem Papste, dem Kaiser, Spanien und Frankreich zur Ausrottung der Ketzer hatte geschlossen werden sollen, nicht beizutreten, sondern eine wohlberathende Politik, die nur auf sich selbst sich stützen wollte. Ihrem Ketzerhaffe bot sich eine bessere Gelegenheit in Bayonne dar, wo die königliche Familie mit Elisabeth, Philipp's II. sanfter Gemahlin, zusammen kam. Aber nicht den Ergüssen der heiligsten Empfindungen mütterlicher und kindlicher Liebe waren die Tage geweiht. Alba, der in so naher Verwandtschaft mit Katharina stand, der gräßliche Blutrichter, der allen

Gesetzen der Menschlichkeit Hohn sprach, war hier ihr steter Gesellschafter. Während der Hof in üppigen Genüssen schwelgte, besprach sie mit ihm das Problem, das zu lösen ihr beiderseitiger Wunsch war, die Ausrottung der Protestanten. Alba legte den Grund eines umfassenden Plans in ihre Seele. Gewaltsame Unterdrückung mit einem Schläge, das war sein Grundsatz. Nicht gerade stimmte ihm Katharina bei, aber dennoch faßte seine Idee Wurzel, und sein Wort: „Das der Kopf eines Lachses mehr werth sei, als alle Frösche in den Sümpfen,“ blieb in ihrem Andenken.

Alein jene geheimen Unterredungen blieben nicht geheim. Heinrich von Navarra erfuhr das Geheimniß, und der zwölfjährige Knabe vertraute der hochherzigen Mutter, was er vernommen.

Schaudernd begriff die edle Johanna den schrecklichen Plan. Ihre Warnungen schreckten Condé aus seiner Ruhe auf und machten den Admiral Coligni aufmerksamer auf die Wege der Feinde. Doch zu offner Widersehung war kein Grund vorhanden, jetzt wenigstens nicht. Der Hof schien friedlich. Katharina nahm ihre Maske vor, und jene Veröhnung der Häuser Chatillon und Guise war ein verächtliches Spiel, das den Haß tiefer in die Gemüther senkte, indes äußerlich das Heiligthum des Menschenherzens, Freundschaft, erheuchelt wurde. — Katharina, je mehr sie die Lage Frankreichs erwog, je mehr sie einsah, daß ihre Verschwendung und die Ueppigkeit des Hoflebens es entkräfteten, begann nur im Kampfe der Parteien ihr Heil zu sehen. Er bot Gelegenheit zur Eingiehung von Gütern, bot Gelegenheit, ihrem Lieblingssohne Heinrich, Herzog von Anjou, eine wichtige Stelle, den Oberbefehl der Armer, zu übertragen, und dem glühenden Ehrgeize desselben die Vahr des Ruhmes zu eröffnen. Das neugeschlossene Bündniß mit dem Papsi und den katholischen Kantonen der Schweiz, die Annahme von 3000 Schweizern in französischen Sold zeigten den Protestanten, was sie zu erwarten hatten. Sie blieben nicht unthätig. So rüsteten sich beide Parteien.

Katharina's Klugheit hatte leicht einen Vorbund für ihre

Rüstungen gefunden. Alba führte ein mächtiges Heer nach den Niederlanden, dort zu thun, was Katharina beabsichtigte. Scheinbar äußerte man Besorgniß ob dieses Heerzugs an den Grenzen des Königreiches. Die Klugheit rieth, ein Beobachtungsheer zusammenzuziehen, und dies geschah, indeß der Franziskanermönch Hugo nach Madrid eilte, die wahren Gründe Philipp II. zu melden, der seine Rolle mit Sicherheit und Virtuosität spielte.

So standen die Sachen, als eines Tages Gui de Saint-Flour in den Hof des Schlosses Chatillon einritt, wo Coligni sich aufhielt. Bei ihm waren Mouvans und du Pleffis. Die üble Gestaltung der Verhältnisse für die Sache ihres Glaubens machte den Gegenstand ihrer Unterredung aus.

Gui wurde gemeldet.

Alle sahen sich erstaunt an, als sein Namen von dem Diener genannt wurde.

„Es geschehen Dinge, die an's Unglaubliche grenzen,“ sagte Coligni — „sogar die Lobten stehen auf!“

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Gui hereintrat, die Herren mit jenem edlen Anstande begrüßend, der ihm eigen; mit jener Hochachtung, deren sie würdig, und mit jener Herzlichkeit, zu der ihn seine Liebe zu ihnen hinzog.

Die Ehrerbietung vor dem Admiral hielt allein Pleffis und Mouvans zurück, dem Trieb ihres Herzens Folge zu leisten und den Jüngling an ihre Brust zu drücken.

Der Admiral trat ihm entgegen und reichte ihm mit väterlicher Hand seine Hand. „Gottlob, daß Ihr lebt, Herr de Saint-Flour,“ sprach er mit Gefühl, „wir haben Euch Alle als todt betrauert; und der Verlust eines so tapfern jungen Mannes, dessen Leben und Ruf so flectenlos, hat meinem Herzen wehe gethan. Mit Freuden heißt es Euch darum willkommen!“

Der Jüngling drückte mit Rührung die Hand dieses großen, edlen Menschen.

Jetzt aber konnte sich der stürmische Mouvans nicht länger halten.

„Komm heran,“ rief er, „Du wackerer Freund, der Du so ritterlich treu an meiner Seite kämpfdest, den ich mit Schmerzen verlor!“

Da flog der Jüngling in des Mannes geöffnete Arme und aus ihnen in die des sanfteren du Plessis.

Als das herzlichste Bewillkommen vorüber, sprach der Admiral:

„Setzt Euch nun an meine Seite, Herr de Viole, und theilt uns umständlich Eure Begebnisse seit jener unseligen Schlacht bei Dreux mit. Sie müssen seltsam sein — denn Euer Verschwinden war so räthselhaft, als nach so langem Zwischenraume Euer plötzliches Erscheinen ist.“ —

Gui ließ sich nieder. Sechs Augen hingen an seinem Munde erwartungsvoll. Alles, was zwischen jener Stunde seiner Verwundung und der lag, wo er die Freunde wieder sah, erzählte er ihnen nun mit Offenheit und Treue.

Voll Erstaunen hörten sie zu, machten ihm aber dann bittere Vorwürfe, daß er so lange her schon nichts habe von sich hören lassen.

Gui entschuldigte sich, so gut es gehen mochte.

Angelegentlich fragte er dann nach den jetzigen Verhältnissen, die ihm in seiner Einsamkeit unbekannt geblieben.

Coligni übernahm das unwillkommene Geschäft, den Jüngling einen Blick in die verworrenen Verhältnisse thun zu lassen, und ihm die feindselige Stellung des Hofes zu zeigen, dessen Treulosigkeit keinen Glauben, kein Zutrauen mehr verdiente.

Wie schmerzlich sah sich Gui getäuscht. Alle seine Hoffnungen sanken nun zusammen. Er äußerte seine Vorhaben, nach Paris haben gehen zu wollen, dort die Zurückgabe von Saint-Flour zu betreiben.

Der Admiral lächelte wehrnthig.

„Diese Hoffnung müßt Ihr aufgeben, Herr de Viole,“ sprach der Admiral; „denn des Hofes feindselige Stellung deutet genugsam

an, wie wenig man Eure gerechte Forderung beachten würde; aber auch den Fall angenommen, der Hof wäre unseren Glaubensgenossen günstig, dennoch würdet Ihr nur eine trägliche Hoffnung nähren, da Katharina den Schatz, der ohnehin durch die Kriege und die Verwüstungen, die in seinem Gefolge sind, erschöpft ist, noch mehr durch ihre unselbige Reise und ihre Verschwendung in üppigen Hoffesten erschöpfte. — Wie wolltet Ihr da hoffen, daß sie eine so reiche Besizung, als Saint-Flour ist, zu-schätze?“ —

Diese Gründe waren zu einleuchtend, als daß sie hätten widerlegt werden können. Gui ergab sich in sein Geschick; aber jener andere Gedanke, der seine Seele beherrschte, wurde so leicht nicht aufgegeben.

Das Gespräch wandte sich nun auf die nothwendigen Rüstungen der Hugonotten. Der Admiral theilte nun mit, was bereits geschehen und wie viel noch geschehen müsse.

„Auch zu dem, was ich thun muß,“ fuhr er fort, „bedarf ich treuer, muthiger und unternehmender Männer, wie die sind, in deren Mitte ich jetzt stehe.“

„Ihr, du Pleffis und Oberst Mouvans, kennt schon die Aufträge, die Ihr zu erfüllen Euch entschlossen; Ihr aber, de Biote, noch nicht. Auf Euch rechne ich, und darum wünsche ich, daß Ihr in meiner Nähe bleibt; wollt Ihr das?“ —

Ein Schmerz zog durch des Jünglings Brust — aber er richtete sich männlich auf und gab feierlich sein Wort, zu jeder Unternehmung bereit zu sein.

Coligni brühte seine Hand. „So kannte ich Euch,“ sagte er, „und mein Vertrauen, das mich oft täuschte, hat sich in Euch herrlich bewährt, und diese ist eine von den freudigen Erfahrungen, an denen das Leben nicht eben reich ist.“

Bis tief in die Nacht blieben Mouvans und du Pleffis in Millon — dann aber verließen sie den Admiral; Gui blieb in r Nähe und mußte den Plan, den sein Herz entworfen, für

jetzt aufgeben. Zu dem Vater über den Sternen betete er, und seinem Schutz empfahl er die Geliebte vertrauensvoll, und Frieden kam, des Gebetes reicher Segen, in seine bewegte Brust.

Katharina's Rundschafter umgaben mit Argusaugen den Admiral sowohl als Condé, der sich damals zu Noyers in Auxerrois aufhielt, und hinterbrachten ihr jeden Schritt. — Damals wurde zum ersten Mal am Hof und im Kabinete Katharina's der Name eines jungen Mannes genannt, der Katharina's wildes Herz durch die Erinnerung, die er heraufrief aus der Vergangenheit, in stürmische Bewegung brachte. Qui de Biale de Saint-Flour nannte man als Coligni's Vertrauten, als den, der die geheimen Aufträge nach Noyers zu dem Prinzen Condé bringe, der selbst in der Nähe Johanna's von Navarra zu Nerac sei erblickt und von ihr ausgezeichnet worden. Man schilderte ihn als einen der mutthigsten Männer der Hugenotten, der, noch Jüngling, in der Schlacht bei Dreux mit Mouvans den Connetable zum Gefangenen gemacht, und durch seine Tapferkeit in jener Schlacht dem königlichen Heere beträchtlich geschadet. Es war wirklich an dem. Unbedingtes Vertrauen schenkte der Admiral dem jungen, fähigen Manne, und die Klugheit, womit er sich der wichtigsten Aufträge entledigte, der nie rastende Eifer für die Sache seines Glaubens, stellte ihn noch täglich höher in des Admirals Achtung und Werthschätzung.

Es war zu Monceaux en Vrie, wo sich damals der Hof aufhielt, und wo Katharina, bei dem sich allmählig mit Wetterwolken umlagernden Horizont, das in ihrem finstern Aberglauben wurzelnde Bedürfnis fühlte, den ihr so treu ergebenen Astrologen Acevedo, der noch immer in Paris in fast klösterlicher Einsamkeit lebte, wieder um sich zu haben, und den sie darum zu sich beschrieb.

Acevedo verließ ungern Paris, aber er, der durch die Nachricht von Qui's Wiedererscheinen, die ihm insgeheim du Pleffis mitgetheilt, ein neues Leben gewonnen, er sah jetzt, wie nothwendig

es sei, seine Stellung zu behaupten, und sich tiefer in das Geheimniß zu hüllen, das ihn bisher verbarg; und so folgte er dem Rufe der Königin, das Wiedersehen des geliebten Sohnes bessern Tagen übergebend.

Er wußte ihn ja jetzt am Leben; er wußte die an's Wunderbare grenzende Erhaltung des Jünglings, und seine dankbare Seele schwur auf's Neue, sich der heiligen Sache seines Glaubens zu weihen, und im Dunkeln die Blitze abzuleiten, die ihm Verderben drohten. — Gabriele sah freudig die Aenderung des Wesens bei dem Manne, der jetzt ihr Vater war, den sie so innig verehrte und liebte. Sie fragte ihn nach dem Grunde seiner erneuten Lebenslust, die ihr um so weniger begreiflich war, da sie durch ihn die sich immer mehr verfinsternenden Aussichten für die Glaubensgenossen kannte.

Gabriele war ja das einzige Herz, das in Liebe ihm nahe war, in aufopfernder Kindesliebe — ihr erschloß er sein Herz und sagte ihr, wie der Sohn, um dessen Tod er getrauert, lebe und wiedergefunden sei. Er sprach jetzt begeistert von seinem Vaterglaube, und von der Hoffnung, endlich ihm nahe stehen, ihn an's Vaterherz drücken zu können. Jener früheren Ereignisse seines Lebens gedachte er nicht, aus Schonung für Gabrielen, da er nothwendig des lieblosen Benehmens ihres verstorbenen Vaters hätte gedenken müssen, und so blieb es ihr unbekannt, daß ihrem Herzen dieser Gai stand, dessen Namen sie so schmerzlich süße Erinnerungen zurückrief. Sie liebte den Jüngling, den sie liebte, in dem ganzen Himmelsraum zurückzauberte — den ihr Vater einst so heilig gehalten und gestossen, und nie ihr gesagt, was er war.

Die Biene blickte mit unaußerordentlichem Interesse auf ihn. Er sah, wie bei der Nennung des Namens ihr schönes Antlitz sich verzerrte. Dann forschte er nach dem Grunde dieser Verhältnisse ihr fr

wie zufällig und beobachtete sie. Eine unaussprechliche Verwirrung bemerkserte sich Gabrielens. Sie beugte sich tief herab, denn sie fühlte, daß Acevedo's Auge auf ihr ruhe.

Nachdem sie ihre Fassung wieder gewonnen, fragte sie anscheinend gleichgültig, aber mit zitternder Stimme, nach dem alten Rabaud, der einst ihres Vaters Wunde geheilt.

Viole der jetzt genug wußte, sagte leicht hingeworfen, der Alte lebe noch in der Dauphiné. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus des Mädchens Brust heraus; aber sie schwieg.

19.

Die Hugenotten sahen mit jedem Tag ihre wachsende Gefahr mehr ein, denn immer bedeutender wuchs das Heer des Hofes an, und immer deutlicher trat das Nährlein von einer Beobachtungsarmee an's Licht. Zu Vallery und zu Chatillon hatten sie bereits zahlreiche Versammlungen gehalten, worin beschloffen wurde, eine kräftige Stellung anzunehmen. Im engern Rathe zu Chatillon war ein Plan entworfen worden, der besonders Condé, Mouvans und andere feurige Häupter der Hugenotten für sich hatte, und da er am sichersten zum Ziele führen konnte, auch zuletzt des Admirals Beifall erhielt, der nämlich, den Hof in der Stille in Monceaux en Brie, wo Carl IX. die Freuden der Jagd genoß, aufzuheben, was um so leichter war, da Monceaux nicht besetzt, also auch um so sicherer einzunehmen war. Zu diesem Schritte wurde nun Alles in der Stille vorbereitet.

Sui de Viole war in dieses Geheimniß eingeweiht, und war von dem Admiral ersehen, die Kunde davon nach der Picardie zu bringen, wohin sich bu Plessis-Mornai begeben, um Truppen zu werben und den protestantischen Adel der Picardie für die neuen Unternehmungen zu gewinnen.

Mit den nöthigen Schriften versehen, die er heimlich auf

seinem Leibe trug, verließ Gui Chatillon, und trat, bloß von seinem Diener begleitet, die Reise an, die bei dem immer mehr wachsenden Mißtrauen und bei der jetzt sich mehr und mehr ansammelnden Gluth des Fanatismus viele Umsicht forderte, wie sie auf der andern Seite nicht ohne große Gefahr war. Mit den aufrichtigsten Segenswünschen entließ ihn der Admiral, dessen Herz doch ein wenig weichte bei dem Gedanken, wie hoch ein unangenehmer Zufall das Geheimniß enthüllen könnte.

Die reizende Lage des Schlosses Monceaux en Brie, mehr aber noch der große Reichthum der das Schloß umgebenden herrlichen Buchenwälder an Wild aller Art, jesselte Carl IX. mit fast unausslößlichen Banden an diesen Ort. Wie König Carl Alles, was er ergriff, mit großer Hestigkeit und Leidenschaftlichkeit ergriff, so war die Jagd ihm wahrhaft zur Leidenschaft geworden. Ueber ihr vergaß er Alles. Sie nahm ungetheilt sein ganzes Wesen so sehr ein, daß er durch sie selbst zum Schriftsteller wurde. Katharina von Medicis wußte gar klug diese Leidenschaft ihres königlichen Sohnes zu befriedigen, und ihn so von den Regierungsgeschäften entfernt zu halten. Daher ertrug sie gerne die traurige Einsamigkeit, die der Aufenthalt in Monceaux für sie haben mußte — indem sie klug den kleinen Verlust des größern Gewinnes wegen trug.

Schon lange hielt sich der Hof in Monceaux auf, und noch immer war keine Aussicht der Rückkehr nach Paris, da Carl vom frühen Morgen bis zum späten Abende die Freuden der Jagd genoß, und selbst oft die Damen des Hofes zu diesen Freuden, so unweiblich sie auch sein mochten, hinzog. Vor Allen gefiel sich Margarethe von Valois, Carls Schwester, in diesen Vergnügungen. Heiter und lebensfroh, im Mai ihrer Tage stehend, geschmückt mit der reichsten Fülle weiblicher Schönheit, fand sie Ersatz für die Einsamigkeit Monceaux's in diesen Zerstreuungen, da ihr Sinn an die immer jungen Freuden des galanten und kühnen Hoflebens gewöhnt war.

Es war am Ende Septembers, als Carl eine große Hetzjagd angeordnet hatte, zu der die verschwenderischsten Vorbereitungen gemacht worden waren, an der der ganze Hof Theil nehmen sollte. Einer der freundlichsten Herbsttage lächelte dem wüden Feste. Frühe schon, denn im Walde sollte das Mittagsmahl in einem prachtvoll geschmückten Zelt eingenommen werden, sammelte sich das Jagdgesolge im Hofe des Schlosses. Die Herren des Hofes wetteiferten in Galanterie gegen die Damen, die in den reichsten und anmuthigsten Jagdleibern, auf den zierlichsten Zestern sitzend, des Hofes Krone, die schöne Margarethe, erwarteten. Einer der schönsten schneeweißen Araber harrte, kostbar aufgepäunt, der lieblichen Reiterin, die endlich an ihres königlichen Bruders Hand aus dem Portale des Schlosses trat. Ein allgemeines A! der Bewunderung wurde laut, als die Herrliche hervortrat im grünen Jagdleibe, von goldner Stiderei überdeckt. Sie war heute schöner als je, das gestand selbst die eitle, gefällsüchtige Lustrac, Saint-Andre's schöne Wittve. Ein leichtes Roth malte die Wangen der lieblichen Prinzessin, und das bunte Gewand hob recht die blendende Weiße ihrer Kienhaut.

Selbst Carl's dunkles Auge blickte mit Wohlgefallen auf die schöne Schwester, die sich so leicht, so anmuthig auf das schöne, stolze Thier schwang, und rief dem Marschalle von Ladvannes zu:

„Unsere Jagd muß heute glücklich sein, Marquis, denn seht nur die reizende Göttin der Jagd, Diana selbst, begleitet uns!“ —

Lauten Beifall und einmüthigen erhielt die Galanterie des Königs. Höher färbten sich Margaretha's Wangen; die Hörner erschallten in lustigen Fanfaren, und des Königs Aufsitzen gab das Zeichen zum allgemeinen Ausbruch. Katharina stand auf dem Balcon und weidete ihre Blicke vielleicht seit langer Zeit zum ersten Male mit reiner mütterlicher Freude an der Tochter Siebros, der mit zauberischer Macht Aller Augen auf sie zog. Sie allein nahm

nicht Theil und der Liebling ihres Herzens, Heinrich von Anjou, der eine Unpäßlichkeit vorgeführt. Bald war das Jagdgesolge der Königl. Geschwister dem Blick entschwunden, und nur noch aus der Ferne klangen lustig die Hörner zum Schlosse herüber, und bald verlor sich in reizendem Decreseendo der liebliche Klang, dem Katharina gelauscht, und sie verließ den Balcon, sich in ihre Gemächer zu begeben, um über wichtige Dinge mit Heinrich von Anjou zu verkehren.

Alba's Saat, ausgestreut in den stillen Zusammenkünften zu Bayonne, begann zu keimen. Katharina's Gemüth hatte den Funken aufbewahrt, den der Bürger so leicht in dasselbe geworfen, als handle es sich um ein Würfelspiel. Oft sah man sie seit jenen Tagen brüten über finstern Gedanken, öfter verkehrte sie mit dem fanatischen und grausamen Heinrich, dem Vertrauten ihrer blutigen Entwürfe.

Auch die Stunden dieses ungeführten Tages wollte sie mit ihm verbringen in vertrauter Berathung.

Sie war kaum in ihr Closett getreten, als der hochfahrende Prinz, der in Carl's schwächlicher Gesundheit die Hoffnung künftiger Thronfolge sah, auch schon hereintrat und sich zur Mutter setzte.

Ihr Gespräch drehte sich für's erste um den nahen Ausbruch der Feindseligkeiten. „Gedenkt wirklich Carl dem Connetable das Commando zu?“ fragte er die Mutter mit einem Tone, der nur zu deutlich das Mißvergnügen an dieser Idee des Königs aussprach.

„Urtheile nicht unbillig, Heinrich,“ erwiderte Katharina; „er muß dem Alten seine Gerechtfame lassen. Gedulde Dich nur eine kurze Frist — ich weiß es, daß sein Ziel nahe ist.“

Heinrich sah sie erstaunt an.

„Accedo,“ fuhr sie fort, „hat ihm das Horoskop gestellt — undet schnell, wie er behauptet, vielleicht in der ersten Schlacht.“

Heinrichs Antlitz erheiterte sich. „Und was gedenkt dann meine theuere Mutter zu thun?“ fragte er.

„Du bist dann am Ziele Deiner Wünsche — Du erhältst dann den Oberbefehl, und Lavannes und Cossé stehen mit ihren reichen Erfahrungen Dir zur Seite und winden die Lorbeern zu Deinem Siegertraje.“

Voll dankbarer Freude küßte der Prinz der Mutter Hand.

„Ihr sollt Freude erleben,“ sprach er, „denn ich will sie hegen, die Kezer, wie des Walbes Thiere, die Carl jetzt hegt, während er die Kezerbrut gewähren läßt nach ihrem verstockten und verruchten Sinn.“

„Säße ich an Carls Stelle auf Frankreichs Thron, anders sollte es sich gestalten, und bald sollte Frankreichs Boden kein Kezer mehr entweißen und unsere heilige Kirche uneingeschränkt herrschen, so weit Frankreichs Zunge gehört wird.“

„Du sprichst mir aus der Seele,“ sagte vertraulich die Königin. „Zu einseitig, zu kraftlos war bis hierhin das Verfahren. Schlagt der Schlange den Kopf ab, sagte Alba in Bayonne, und ihr zertretet das ohnmächtige Thier mit einem Tritte. Viel zu sehr habe ich nachgegeben, und durch diese Milde, die ich unzeitig nennen muß, sind sie so kühn geworden, daß sie trotz unserer Macht.“

Heinrich ballte wild seine Faust. „Mit einem Tritte sie vernichten, das wäre allein der Weg zum Heile; denn so wachsen sieben neue Köpfe, wenn einer vom Schwerte gefällt wird.“

Die Königin lächelte teuflisch in sich hinein: „Das ist Alba's Meinung. Sie loden an einen Ort und sie nieder machen, die Häupter, und dann durch Frankreichs Statthalterchaften, die vorher mit vertrauten Leuten besetzt werden müßten, ein Gleiches thun — so wäre kurz und schnell das gute Werk vollbracht.“

„Vergeßt es nicht,“ sprach besonnen der Prinz, „daß, so lange l'Hospital Kanzler ist, sein eiserner Sinn und seine Neigung für die Kezer Euch indirect hemmend im Wege stehen wird.“

„l'Hospital?“ fragte die Königin und ein Zug bitteren Sohns

Rüstungen gefunden. Alba führte ein mächtiges Heer nach den Niederlanden, dort zu thun, was Katharina beabsichtigte. Scheinbar äußerte man Besorgniß ob dieses Heerzugs an den Grenzen des Königreiches. Die Klugheit rieth, ein Beobachtungsheer zusammenzuziehen, und dies geschah, indeß der Franziskanermönch Hugo nach Madrid eilte, die wahren Gründe Philipp II. zu melden, der seine Rolle mit Sicherheit und Virtuosität spielte.

So standen die Sachen, als eines Tages Qui de Saint-Flour in den Hof des Schlosses Châtillon eintritt, wo Coligni sich aufhielt. Bei ihm waren Mouvans und du Pleffis. Die üble Gestaltung der Verhältnisse für die Sache ihres Glaubens machte den Gegenstand ihrer Unterredung aus.

Qui wurde gemeldet.

Alle sahen sich erstaunt an, als sein Namen von dem Diener genannt wurde.

„Es geschehen Dinge, die an's Unglaubliche grenzen,“ sagte Coligni — „sogar die Todten stehen auf!“

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Qui hereintrat, die Herren mit jenem edlen Anstande begrüßend, der ihm eigen; mit jener Hochachtung, deren sie würdig, und mit jener Herzlichkeit, zu der ihn seine Liebe zu ihnen hinzog.

Die Ehrerbietung vor dem Admiral hielt allein Pleffis und Mouvans zurück, dem Trieb ihres Herzens Folge zu leisten und den Jüngling an ihre Brust zu drücken.

Der Admiral trat ihm entgegen und reichte ihm mit väterlicher Huld seine Hand. „Gottlob, daß Ihr lebt, Herr de Saint-Flour,“ sprach er mit Gefühl, „wir haben Euch Alle als todt betrauert; und der Verlust eines so tapfern jungen Mannes, dessen Leben und Ruf so fleckenlos, hat meinem Herzen wehe gethan. Mit Freuden heißt es Euch darum willkommen!“

Der Jüngling drückte mit Rührung die Hand dieses großen, edlen Menschen.

Jetzt aber konnte sich der stürmische Mouvans nicht länger halten.

„Komm heran,“ rief er, „Du wackerer Freund, der Du so ritterlich treu an meiner Seite kämpfst, den ich mit Schmerzen verlor!“

Da flog der Jüngling in des Mannes geöffnete Arme und aus ihnen in die des sanfteren du Pleffis.

Als das herzliche Bewillkommen vorüber, sprach der Admiral:

„Setz Euch nun an meine Seite, Herr de Viole, und theilet uns umständlich Eure Begebnisse seit jener unseligen Schlacht bei Dreux mit. Sie müssen seltsam sein — denn Euer Verschwinden war so räthselhaft, als nach so langem Zwischenraume Euer plötzliches Erscheinen ist.“ —

Gui ließ sich nieder. Sechs Augen hingen an seinem Munde erwartungsvoll. Alles, was zwischen jener Stunde seiner Verwundung und der Jagd, wo er die Freunde wieder sah, erzählte er ihnen nun mit Offenheit und Treue.

Voll Erstaunen hörten sie zu, machten ihm aber dann bittere Vorwürfe, daß er so lange her schon nichts habe von sich hören lassen.

Gui entschuldigte sich, so gut es gehen mochte.

Angelegentlich fragte er dann nach den jetzigen Verhältnissen, die ihm in seiner Einsamkeit unbekannt geblieben.

Coligny übernahm das unwillkommene Geschäft, den Jüngling einen Blick in die verworrenen Verhältnisse thun zu lassen, und ihm die feindselige Stellung des Hofes zu zeigen, dessen Treulosigkeit keinen Glauben, kein Zutrauen mehr verdiente.

Wie schmerzlich sah sich Gui getäuscht. Alle seine Hoffnungen sanken nun zusammen. Er äußerte seine Vorhaben, nach Paris haben gehen zu wollen, dort die Zurückgabe von Saint-Flour zu betreiben.

Der Admiral lächelte wehmißig.

„Diese Hoffnung müßt Ihr aufgeben, Herr de Viole,“ sprach der Admiral; „denn des Hofes feindselige Stellung deutet genugsam

an, wie wenig man Eure gerechte Forderung beachten würde; aber auch den Fall angenommen, der Hof wäre unseren Glaubensgenossen günstig, dennoch würdet Ihr nur eine trügliche Hoffnung nähren, da Katharina den Schatz, der ohnehin durch die Kriege und die Verwüstungen, die in seinem Gefolge sind, erschöpft ist, noch mehr durch ihre unselige Reise und ihre Verschwendung in üppigen Hoffesten erschöpfte. — Wie wölket Ihr da hoffen, daß sie eine so reiche Bestizung, als Saint-Flour ist, zuzuschütze?“ —

Diese Gründe waren zu einleuchtend, als daß sie hätten widerlegt werden können. Gui ergab sich in sein Geschick; aber jener andere Gedanke, der seine Seele beherrschte, wurde so leicht nicht aufgegeben.

Das Gespräch wandte sich nun auf die nothwendigen Rüstungen der Hugenotten. Der Admiral theilte nun mit, was bereits geschehen und wie viel noch geschehen müsse.

„Und zu dem, was ich thun muß,“ fuhr er fort, „bedarf ich treuer, muthiger und unternehmender Männer, wie die sind, in deren Mitte ich jetzt stehe.“

„Ihr, du Pleffis und Oberst Rouvans, kennt schon die Aufträge, die Ihr zu erfüllen Euch entschlossen; Ihr aber, de Biote, noch nicht. Auf Euch rechne ich, und darum wünsche ich, daß Ihr in meiner Nähe bleibt; wollt Ihr das?“ —

Ein Schmerz zog durch des Jünglings Brust — aber er richtete sich männlich auf und gab feierlich sein Wort, zu jeder Unternehmung bereit zu sein.

Coligni drückte seine Hand. „So kannte ich Euch,“ sagte er, „und mein Vertrauen, das mich oft täuschte, hat sich in Euch herrlich bewährt, und diese ist eine von den freudigen Erfahrungen, an denen das Leben nicht eben reich ist.“

Bis tief in die Nacht blieben Rouvans und du Pleffis in Chatillon — dann aber verließen sie den Admiral; Gui blieb in seiner Nähe und mußte den Plan, den sein Herz entworfen, für

jetzt aufgeben. Zu dem Vater über den Sternen betete er, und seinem Schutz empfahl er die Geliebte vertrauensvoll, und Frieden kam, des Gebetes reicher Segen, in seine bewegte Brust.

Katharina's Rundschafter umgaben mit Argusaugen den Admiral sowohl als Condé, der sich damals zu Royers in Auxerrois aufhielt, und hinterbrachten ihr jeden Schritt. — Damals wurde zum ersten Mal am Hof und im Kabinete Katharina's der Namen eines jungen Mannes genannt, der Katharina's wildes Herz durch die Erinnerung, die er heraufrief aus der Vergangenheit, in stürmische Bewegung brachte. Gui de Biote de Saint-Flour nannte man als Coligni's Vertrauten, als den, der die geheimen Aufträge nach Royers zu dem Prinzen Condé bringe, der selbst in der Nähe Johanna's von Navarra zu Nerac sei erblickt und von ihr ausgezeichnet worden. Man schilderte ihn als einen der mutthigsten Männer der Hugenotten, der, noch Jüngling, in der Schlacht bei Dreux mit Mowans den Connetable zum Gefangenen gemacht, und durch seine Tapferkeit in jener Schlacht dem königlichen Heere beträchtlich geschadet. Es war wirklich an dem. Unbedingtes Vertrauen schenkte der Admiral dem jungen, fähigen Manne, und die Klugheit, womit er sich der wichtigsten Aufträge entledigte, der nie rastende Eifer für die Sache seines Glaubens, stellte ihn noch täglich höher in des Admirals Achtung und Werthschätzung.

Es war zu Montcaur en Brie, wo sich damals der Hof aufhielt, und wo Katharina, bei dem sich allmählig mit Wetterwolken umlagernden Horizont, das in ihrem finstern Aberglauben wurzelnde Bedürfnis fühlte, den ihr so treu ergebenen Astrologen Acevedo, der noch immer in Paris in fast klösterlicher Einsamkeit lebte, wieder um sich zu haben, und den sie darum zu sich beschied.

Acevedo verließ ungern Paris, aber er, der durch die Nachricht von Gui's Wiedererscheinen, die ihm insgeheim du Pleffis mitgetheilt, ein neues Leben gewonnen, er sah jetzt, wie nothwendig

„hoch gestattet mir, daß ich heute und morgen der Himmelszeichen Lauf beobachte, und vielleicht ist es möglich, Euch genauere Kunde zu geben.“ —

„Gut,“ sagte Katharina — „thut das.“

Sie rief nun eine ihrer Hofdamen und ließ dem Astrologen ein Gemach anweisen, das ganz nahe an ihre Gemächer stieß.

Acevedo verließ sie nun und ging mit Gabriel in das angewiesene Gemach.

Katharina aber beschied ihre Frauen zu sich, um im leichten Scherz und in flüchtiger Unterhaltung das erregte Gewissen zur Ruhe zu bringen und in einer Gesellschaft sich selbst wiederzufinden.

Einsamkeit konnte sie jetzt nicht ertragen, da der Hölle Furien sie erfaßt hatten.

Eine Stunde rechts von Monceaur breitete sich der herrliche Hochwald aus, in dem Carl jetzt mit all' der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit seine Lieblingsvergnügungen genoß. Am südlichen Saume desselben zog sich die Heerstraße hin, die nach der Picardie führte. An einzelnen Stellen trat der Hochwald bis an die Heerstraße vor, an anderen begrenzte sie bloß ein hohes Gebüsch, indes auf der andern Seite Fruchtfelder und saftige Wiesen eine reizende Fläche bildeten. Recht warm für die herbstliche Zeit schien die Sonne, und der Himmel war ungewöhnlich klar. Fernhin hörte man das wilde Loben und Treiben der Jagd; friedliche Stille lag auf der Ebene.

Still ritt auf der Heerstraße ein Jüngling daher auf einem gar schönen Rosse, nur von einem in anständiger Entfernung folgenden Diener begleitet. Sein Reupferes verrieth adelige Herkunft — allein es war weit entfernt von jenem eiteln Prunk und Fütterstand, wie ihn die jungen Edelkute am Hofe Katharina's liebten. Kein Ab- oder Feldzeichen verrieth, ob er der Partei der Chatillons oder Guisen angehöre. Einfach, wie seine Kleidung, waren auch seine Waffen; aber in der ganzen Erscheinung des

Jünglings lag etwas Hohes, Ehrfürchtiggebietendes. Es war eine männlich schöne Gestalt; allein jene frische Blüthe der Jugend ging ihm ab; vielmehr trug sein Gesicht einen Ausdruck eines leidenden Gemüthes, und der tiefe Ernst, der aus dem dunkeln, geistvollen Auge sprach, hatte für seine Jahre etwas Fremdartiges. Alle Unterhaltung mit seinem dies ungeru sehenden Diener verschmähend, hing der Jüngling ernsten Betrachtungen nach, und schien es nicht einmal wahrzunehmen, daß der Kappe, den er ritt und dem er nachlässig den Zügel auf dem schönbemähnten Halse ruhen ließ, einen recht gemächlichen Schritt ging.

Aufmerksam horchte der Diener dem bisweilen näher schallenden Jagdgetöse, und wartete ungeduldig auf die Gelegenheit, seinem Herrn seine Meinung darüber zu sagen. Der schien es nicht zu hören.

Endlich konnte er es nicht länger ertragen und sagte:

„Ihr scheint heute gar keinen Antheil an dem zu nehmen, was Euch umgibt!“

Der Jüngling sah, ohne zu antworten, ihn an.

„Dort geht es lustig zu,“ fuhr der Nebsetzige fort — „Wüthig Carl hat eine große Jagd.“

„Woher weißt Du das?“ fragte jetzt aufmerksam sein Herr.

„Man sprach in unserer heutigen Herberge davon,“ fuhr der Diener fort, „daß heute eine der glänzendsten Jagden in diesem Forste gehalten würde.“ —

„So sind wir wohl nahe bei Monceau?“ fragte wieder der Jüngling.

„Das mag höchstens eine Stunde links abliegen,“ versetzte der Diener, „und wenn Ihr Lust trägt, bort Euch umzusehen so möchte wohl jener Waldweg, den Ihr dort seht; sicher dahin leiten.“

„Dazu fühle ich eben keine Lust,“ antwortete Jener, „und es wäre mir weit lieber gewesen, Du hättest mich davon unterrichtet, daß dieser Weg so nahe bei Monceau vorüber führe, da Du der

„Gegen Ländiger bist als ich, der ich zum ersten Male hier vorbeikomme.“

Dieser schief ausgesprochene Label brachte den Diener wieder zum Schweigen.

Der Jüngling saß des Rosses Bügel, und der Sporn trieb das Pferd zu raschem Lauf. Es schien, als wolle er gerne schnell aus dieser ihm unheimlichen Nähe. Die alte Stille trat wieder ein. Das stille Hinbrüten des Jünglings machte aber jetzt einer wachsamten Aufmerksamkeit Raum. Er warf von Zeit zu Zeit spähende Blicke nach dem Wald und trieb sein Pferd immer wieder auf's Neue an.

Er lauschte jetzt selbst aufmerksam dem Jagdgetöse.

Plötzlich aber hielt er sein Ross mitten im Lauf an; denn ein gellender Schrei schnitt durch sein Gehör.

„Was war das?“ fragte er den Diener, der auch mit offenem Munde horchte und sein Ross anhielt.

„Das schien der Nothschrei eines Menschen,“ antwortete er — „und wenn mich mein Gehör nicht täuschte, von einer weiblichen Stimme herzuführen.“

Kaum hatte der Diener geredet, als ein wildes Rauschen in den Zweigen gehört wurde und ein heftiges Schmaufen.

In dem Jünglinge regte sich die Jagdlust. Er spannte seine scharfgeladenen Pistolen, indem er sagte:

„Das ist sicher ein verfolgter Hirsch.“

Er sah mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Gegend, woher das Geräusch kam, das jetzt immer deutlicher zu vernehmen war.

„Es ist kein Hirsch“ — sagte der Diener, „wohl aber das Schmaufen eines wild gewordenen Rosses!“

In demselben Augenblicke bestätigte sich diese Vermuthung. Ein schneeweißes Ross flog wild aus dem Walde heraus. Die Mähne flatterte und im gestrecktem Galopp flog es dahin über die Ebene.

„Da ist ein Unglück geschehen,“ rief der Jüngling — „denn

das Ross ist reitbar! Der Reiter ist geflügt, und von ihm kann kein Schrei.“

„Ihr wollt sagen,“ befehle der Diener, „die Reiterin sei geflügt, wenn das schöne Thier trägt einen Dornenfattel.“ —

„Das ist Ginz,“ rief jetzt der Jüngling, „jage Du dem Roffe nach und suche es einzufangen, 'berweilen ich den Verunglückten suche.“

„Das ist kein leichtes Stück Arbeit!“ brummte der Diener, indem er das Pferd ärgerlich herumwarf und ihm nachjagte.

Der Jüngling ritt nun selbst schnell in den Wald hinein, in der Richtung, in welcher das Ross herausgekommen. Bald jedoch mußte er sein Pferd anbinden, denn es war durch das Dickicht unmöglich gemacht, reitend vorwärts zu kommen. Daher suchte er nun nach der Spur mit aller Sorgfalt. Allein dies Bemühen war sehr fruchtlos, da bei der Dürre des Pferdes flüchtiger Fuß kaum eine Spur im Moose, das den Boden bedeckte, zurückgelassen. Je mehr indeffen die Schwierigkeiten sich häuften, desto stärker wurde der Zug seines menschenfreundlichen Herzens. Vorzüglich knickte er auf seinem Wege die Zweige, damit er nicht nur den Rückweg finden, sondern auch sein Diener ihn nicht verfehlen möchte. Wie er noch eine Spur der Verunglückten entbedt hatte, vernahm er schon das Selbstgespräch seines Dieners, der, stets laut zu denken gewohnt, vernehmlich das eingefangene Roffes wundervolle Schönheit lobte.

Eine bedeutende Strecke mochte wohl der Jüngling schon schonend fortgeschritten sein, als er durch das Gestrüch etwas Weißes schimmern sah. Die Zweige auseinander theilend, entdeckte er ein weibliches Wesen, das in einem reichen goldgestickten Jagdkleide ohnmächtig am Fuße einer Buche lag. Der weiße Schleier war mit Blut besetzt. Das Gesicht konnte er nicht sehen.

Ein Sprung über das Strauchwerk — und er stand an der Seite der Ohnmächtigen. Seinen Mantel kreuzte er schnell auf das weiche Moos und ergriff dann mit starken Armen die schlaffe,

schöne Gestalt des Mädchens, und legte sie auf den Mantel nieder. Sie war nur leicht am Halse von einem Dorn geritzt. Schnell wickelte er den feinen Schleier um den schönen Hals, nachdem er vorher mit demselben das Gesicht vom Blute gereinigt hatte. Züchtigen Sinnes verhüllte er die jungfräuliche Brust und pffif nun dem Diener. Dieser war nahe. Der Befehl seines Herrn trieb ihn an, Wasser zu suchen, um die Ohnmächtige damit in's Leben zurückzurufen.

Jetzt erst warf er einen prüfenden Blick auf die Jungfrau und erstaunte über ihre blendende Schönheit. Solche Reize hatte er noch nie in einem weiblichen Wesen vereint gesehen. Sie wurden noch erhöht durch die reizende Unordnung, in welcher ihrer Boden reiche Fülle um den schönen Kopf und auf den vollen, sich nur leise hebenden Busen wallte. In süßes Anschauen versank der Jüngling.

Der Diener kam zurück mit frischem, klarem Wasser, womit der Jüngling nun die Dame anwusch, und dann dem Diener gebot, sich zurückzuziehen.

Bald darauf schlug die Schöne die Augen auf. Sie staerte den Jüngling an und rief, sich aufrichtend:

„Ah! ihr Heiligen! wo bin ich?“ —

„Beruhigt Euch, Fräulein,“ sprach ehrerbietig der Jüngling, „Ihr befindet Euch in dem Schutze eines Edelmannes, der die Gesetze der Ehre heilig achtet, und weiß, was er den Frauen schuldig ist!“

Er hatte die Hand auf's Herz gelegt, und der Ton, mit dem er sprach, war so treu, so rührend herzlich und wahr — daß der Jungfrau Blick jetzt heiter und ruhig wurde.

„Ich vertrau Euch!“ sagte sie matt.

„Sagt mir nun, vor allen Dingen,“ fuhr der Jüngling angelegentlich fort: „fühlet Ihr irgendwo Schmerzen? — Ihr seid gekürzt, und Euer künftiges Ross verrieth mir, daß ein Unglück geschehen.“

„Wein,“ sagte sie mit zauberischem Liebreiz ihm zulächelnd, „ich fühle keinen Schmerz, außer in meiner Hand, die wahrscheinlich beim Falle litt, und hier am Halse brennet es.“

„Ihr habt Euch bloß geritzt, und ich hielt es für gut, Eueren Schleier als Verband anzulegen.“

Eine glühende Röthe überflog jetzt ihr Gesicht, und eine peinliche Verlegenheit bemächtigte sich ihrer.

„Erlaubt mir, daß ich Eure Hand untersuche!“ bat er, und erröthend reichte sie ihm die schön geformte, blüthenweiße Hand dar.

Fast zitternd nahm sie der Jüngling in die seine und untersuchte sie.

„Gott sei Dank!“ sagte er darauf, „ich finde keine Verletzung.“

Die Jungfrau sah seine Verlegenheit. Ihr Herz sagte ihr, daß ihre Reize den Jüngling bewegten, und sie selbst nahm es wahr, welsch ein wohlgebildeter schöner Mann ihr menschenfreundlicher Retter sei. Jedes weibliche Wesen freut sich seiner Triumphe, und auch die Jungfrau empfand eine leise Freude über die gemachte Bemerkung.

Nach einer kleinen Pause sagte der Jüngling:

„Ueber Euer Roß könnet Ihr gebieten, und ich bin Eurer Befehle gewärtig, wohin ich Euch bringen soll; denn Ihr bedürftet jetzt der Ruhe.“

„So bringet mich nach Nonceaur en Brie!“ bat die Jungfrau.

Auf des Jünglings Befehl rüstete der Diener die Pferde.

Er bot der Jungfrau seinen Arm. Sie stützte sich fest auf ihn und wollte mit ihm nach der Landstraße gehen, als das Jagdgeschloß sich näherte.

„Laßt uns bleiben,“ sprach das Fräulein, „denn mir scheint, daß des Königs Jagdgesolge meine Spur entdeckt hat und mich aufsucht.“

Bald darauf sprengte wirklich ein Jäger durch das Dickicht. Es war ein reich gezierter, junger, hagerer Mann. Seine

Stellung wie noch nie vorgebragt, im Zeichen einer sehr schwachen Brust. Ein schwarzes, großes, durchdringendes Auge schoß Blitze. Sein Gesicht war gelblich und bleich, kein Haar lebensschwarz. Der Eindruck, den er machte, war keineswegs angenehm.

Er erblickte kaum die Gruppe der Jungfrau und des Jünglings, als er sich vom Pferde schwang, es einem der schnell folgenden Herren überließ, und mit den Worten vor ihnen stand:

„Hast Du Schaden genommen, meine Schwester?“ —

„Dankt es Gott und diesem edlen jungen Manne, daß Ihr mich so heiter sehet, mein königlicher Bruder,“ sprach Margaretha von Valois zu Carl IX. „Außer einer kleinen Verrentung bin ich glücklicher gewesen, als es zu erwarten stand.“

„Du bist also wirklich geküßt?“ fragte weiter der König.

„Soviel weiß ich noch,“ antwortete Margaretha — „küßt Euch das Uebrige von meinem Ketter sagen, der mehr davon weiß, als ich selbst.“

Der König wandte jetzt seinen durchdringenden Blick auf den Jüngling, ließ ihn eine Weile auf ihm ruhen, wo er denn von Secunde zu Secunde mehr von seiner rarren Härte verlor und freundlicher wurde. — Dann fragte er:

„Wer seid Ihr, junger Mann?“

„Eurer Majestät getreuer Unterthan, Gui de Salm-Givry.“ —

„de Blois?“ fragte rasch Carl, und sein Mund verzog sich auf eine höchst abshredende Art.

„Eure Majestät nennt den Namen meiner Familie,“ versetzte Gui.

„Die scheint nicht sehr bedeutend mehr!“ sprach mit einem höhnenen Lächeln Carl.

Eine dunkle Abtheilung des Antlitzes flog blitzschnell über Gui's Gesicht. Er richtete sein Haupt empor und sah mutbig dem König in's Auge, und sagte dann mit Nachdruck:

„Sie war es einst, mein König und Herr, mit ihrer Verdienste

nicht Klein um König und Vaterland, und wo man die Namen Montmorency, Montezquien, Carl und Rohan nannte, da wogte man der Vögel's nie!" —

Der König sah ihn zornmüthig an. Seine Augenbrauen zog er fester hoch, und unheimlich blickte das Auge. — Doch ein Blick Margarethen's, die, ihm nahe tretend, sie ganz wie bittend auf seinen Arm sagte, — verschonte das drohende Unwetter.

„Wenn Ihr auch nichts sonst von Eurem Vater geerbt habt,“ sprach Carl scharf, „so scheint's doch der Mangel an Achtung und Ehrerbietung in der Nähe Eures Königs zu sein!“

Er drehte sich um und ging dem allmählig sie einfließenden Gefolge entgegen.

Margarethe war bleich. Man sah, es schmerzte sie tief, daß der König so schonungslos gegen den Jüngling war, der ihren wärmsten Dank und — ihr Wohlgefallen sich erworben. Sie sah mit rührender Freundlichkeit an, gleich als wolle sie das harte Benehmen ihres Bruders vergüten.

Aller Augen waren auf den König gerichtet. Margarethe nahm dies wahr und trat Gai näher:

„Vergebt es seinem leidenschaftlichen Gemüthe,“ flüsterte sie zutraulich. „Nicht jedes Herz ist unantbar. Ihr beglückt uns doch nach Moncaur?“ —

Gai wußte nicht, was er thun sollte. Die Bitte war so herzlich — er konnte nicht wohl widerstehen.

„Eurer Bitte widersetzt Niemand!“ sagte er, sich neigend.

Margarethe erröthete. Sie war der Schmeicheleien gewohnt — aber aus diesem Munde sahen sie ihr mehr zu sein.

Allmählig war das ganze Gefolge angelangt. Jeder drängte sich zur Königin — ihr sein Benehmen zu bekunden. Ein dichter Schwarm umgab sie. Gai stand allein.

Der alte Comte de Montmorency, der sich durch Carl's Wunsch hatte bestimmen lassen, Theil an der Jagd zu nehmen, trat nun aus

herzu und mit ihm der König. Montmorenci hörte eben von Margarethen die Worte: „Diesem wackern Edelmann dankte ich meine schnelle Herstellung!“ indem sie auf Gui deutete, und blickte jetzt auf ihn.

Schnell verließ der alte Held die Prinzessin und trat zu Gui, dem er mit Achtung seine Hand bot:

„Grüß' Euch Gott, junger Held!“ sprach er zu ihm. — „Ich freue mich, daß wir uns noch einmal begegnen.“

Gui erglühete und neigte sich ehrerbietig vor dem Greise, der ihn mit Wohlgefallen ansah.

„Ihr kennt den jungen Mann, Montmorenci?“ fragte neugierig und, wie es schien, seine frühere Härte bereuend, der König.

„Sehr gut,“ erwiderte Montmorenci. „Zweimal schon hat mir der junge Mann tapfer gegenüber gestanden, bei Rouen und Dreux. Bei Dreux gab ich mein Schwert in seine Hand — und sie war nicht unwerth, das Schwert des Connetables zu empfangen, denn Tapferkeit, Muth und Edelsinn verdient auch am Feind Achtung und Ehre!“

„Wahrlich!“ rief plötzlich, wie von einer Rührung ergriffen, der König, „wer so fremdes Verdienst ehrt — auch am Feinde, der verdient dreifach des Ruhmes Lorbeerkrone!“

Und zu Gui wendete er sich freundlicher:

„Ich hoffe, Ihr vergeßt das Frühere und begleitet uns nach Nonceaur.“

Gui verbeugte sich: „Eurer Majestät Wunsch ist mir Befehl!“ sagte er, das bittere Gefühl unterdrückend.

Gui's Diener brachte Margarethen's Pferd. Sie schwang sich leicht in den Sattel, lächelte Gui freundlich zu und sprach zum König:

„Gestattet es, mein königlicher Bruder! daß mein Retter an meiner Seite reite?“

„Das ist der Platz, den er verdient,“ antwortete der König, und winkte Gui, der alsbald sich in den Sattel seines Rappen

schwang, und die ehrenvolle Stelle an der Seite der liebreizenden Margarethe einnahm.

Unter Obnerklang begab sich die Gesellschaft zum Zelte, wo das Mahl ihrer harrte. Gui durfte Margarethe nicht verlassen. Ununterbrochen wechselte sie wohlwollende Worte mit ihm, und es schien, als finde Margarethe den Jüngling aus mehr als einem Grund ihrer Dankbarkeit und ihres Wohlwollens werth, denn ihr Blick ruhte so wohlgefällig auf ihm, und sie suchte, so ungewungen als möglich, das Gespräch mit ihm zu unterhalten.

„Ihr werdet doch einige Tage in Ronceaur weilen?“ fragte sie, als die Tafel ihrem Ende nahe war.

„Ihr macht, daß ich mit schwerem Herzen diese Frage vernemen muß,“ antwortete der Jüngling.

„Hat Eure Reise solche Eile, daß Ihr diesen Wunsch mir abschlagen müßt?“ fragte sie mit herzgewinnender Freundlichkeit.

Gui blickte in das schöne blaue Auge der Prinzessin, und es war ihm, als sei er in einen Zauberkreis von diesem Wesen gebannt.

Ein Seufzer hob seine Brust. — Ein glühendes Roth übergoß seine Wangen. Er fühlte, es koste ihn Ueberwindung — aber heiligere Pflichten lagen ihm ob. Und doch mußte er klugen, um seinen Zweck zu erreichen.

„Vergebt, Prinzessin,“ sprach er, „daß ich, so wehe es mir thut, Euch dennoch nicht zu Willen sein kann; die heiligste aller Pflichten, die Kindespflicht, ruft mich nach Paris.“

„Dann muß mein Wunsch schweigen,“ sagte Margarethe. „Habt Ihr etwa einen kranken Vater dort?“

„Wollte Gott!“ antwortete der Jüngling mit Behemuth. „Solch ein glücklich Loos ist mir nicht gefallen. Ich sehe allein in der Welt — fremd — ohne Theilnahme!“ —

„Sagt das nicht so allgemein!“ flüsterte halbblau Margarethe. —

Da durchzuckte ein seltsames Gefühl den Jüngling, und sein Auge traf mit Feuer die Prinzessin, die das ihre niederzuschlug. —

Der König hob jetzt die Tafel auf. —

„Unsere Jagd war glücklich, den einzigen Unfall, unser theuerer Schwester ausgenommen,“ sagte der König — „und da sie der Ruhe bedarf, so kehren wir nach Manceaux zurück.“

Gui hörte das nicht. Ein ihm unbekanntes Gefühl durchlebte ihn bei dem Gedanken an Margarethens Worte, die ihr so unbewacht entfahren waren, daß sie selbst höchst verlegen seinen Blickel nicht.

Man brach auf. Gui nahm ungeheurer die Stelle auf Margarethens linker Seite ein. Er bot ihr die Hand beim Aufsteigen — und ein freundlicher Blick des schönen Auges lohnte reich. kaum aber begriff er wenige Augenblicke später seine Lächerlichkeit. Der Jüngling war ein Gegenstand allgemeiner Neugierde und mitunter des Neides. So mancher junge Mann hatte sich um einen Blick der Guld von der sonst so stolzen Schönheit beworben und vergeblich sich befreit, und dieser erhielt so sichtbare Beweise ihrer Guld, ohne daß er sich sonderlich darum zu bewerben schien, und war dazu ein Kezer! und doch war ihm eine Ehre vom alten Montmoreuel widerfahren, die selten einem so jungen Manne wurde.

20.

Die sich schon neigende Sonne begrüßte eben das Schloß Manceaux über die Baldwippel herüber, als sich die Jagdgefellschaft dem Schlosse näherte. Der Hüner froher Schall tief Katharina auf den Balkon. Fernher grüßte schon Margarethe und der König. Katharina ging ihnen bis zum Portal entgegen. Weiter hüpfte ihr Margarethe entgegen.

„Wald. kättet Ihr mich lebendig, nicht mehr geschaut,“ sprach sie lächelnd zur Mutter. „Denkt nur, mein Araber warf mich ab.“

Die Mutter forschte ängstlich, ob sie Schaden gelitten.

„Beruhigt Euch,“ — sagte sie zu Katharina, „es fehlt mir nichts. Ein junger Chalonner wurde mein Retter!“

Wie viel mir laut: „Gut im Winkel!“

Wachenden trat Qui hervor.

„Seht, thome Mutter, hier meinen Vater, Ihr dankt ihm gern für das, was er an Eumm Linda that!“

Ein freudiger Schrecken durchschobte Katharinen, als Margarethe den Namen des Jünglings aussprach. Das war ja der Vertraute Gagni's, der so unvermuthet in ihrer Gewalt war. Schnell überseh ihr Scharfsinn die Vortheile, die ihr aus diesem Umstand erwachsen konnten. Jetzt galt es, den Jüngling zu gewinnen.

Alle ihre Freundlichkeit bot sie auf, ihm zu danken. An ihrer Hand mußte Qui die Treppe hinaufsteigen und dort an ihrer Seite niederliegen.

Margarethes Anblick strahlte die Freude über diese Behandlung Qui's zurück, die ihr Herz empfand. Sie achtete nicht die Arglist, die hinter dieser Freundlichkeit lauerte.

Katharinen mußte Qui Alles auf's Genaueste berichten. Unwahrhaft kam sie auf den Zweck seiner Reise. Verlegen wiederholte Qui noch einmal die Unwahrheit, die er Margarethen gesagt. Katharinen erwiderte diese Verlegenheit nicht, und ihr Argwohn hatte neue Nahrung. Sie wußte, daß du Pleffis-Mocuai in der Picardie warb. Sie witterte bald den Zusammenhang, und ob sie gleich keine Gewisheit hatte, so war doch eine lebhaftere Vermuthung in ihr rege; Qui müsse Briefschaften bei sich tragen, die für sie von Wichtigkeit seien.

Margarethe mußte dem bringenden Witten nachgeben und sich in ihre Gemächer zurückziehen, so ungern sie es that, da ihr Herz sie an die Nähe von Qui zu fesseln begann. Sie bat ihn vorher, wenn er durchaus morgen Manceaux verlassen müsse, ja nicht zu früh sich zu entfernen. Qui versprach's, und so begab sie sich hinweg, in dem Scheideblick allen Zaubereiz ihrer Freundlichkeit verweigend. Lange indeffen stoh der Schlaf das jungfräuliche Lager. Qui's Bild umschwebte sie, und es wand sich in alle Hülen Bilder des Traums — als den Schlaf endlich sie besagte.

Ob man zur Abendtischel sich begab, zog sich die Königin auf eine kurze Zeit zurück, die Gui im Gespräche mit dem Comtable, der ihn noch immer ehrenvoll auszeichnete, hinterließ.

Saun war Katharina in ihrem Gemach angelängt, als sie ein geheimes Gefäß aus einem Schranke herauszog, ein weißes Pulver zurecht legte, und dann eine ihrer vertrauesten Hofdamen, die Frau von Martignac, zu sich beschied, von der sie wußte, daß sie selbst ein Verbrechen zu begehen bereit sein würde, wenn es Katharina verlange.

„Ohne Zweifel wißt Ihr,“ rebete sie die Eintretende an, „was sich mit Margarethe und dem jungen de Biöle zutrug?“ —

Die Martignac bejahte.

„So wißt, daß dieser junge Mensch der Vertraute Coligni's ist, daß er geheime Papiere bei sich trägt, die zu erhalten für mich von dem größten Vorthelle sein wird. Wischt ihm das Pulver geschickt in seinen Wein. Es ist ein betäubendes, doch unschädliches Mittel. Er wird dann ungemein fest schlafen, und es wird dann leicht sein, ihm die Papiere zu entwenden.“

Die Martignac war willig zu diesem Unbestück. Sie nahm das Pulver und entfernte sich schnell, die günstige Gelegenheit wahrzunehmen.

Die Tafel begann. Gui fühlte sich bei weitem behaglicher in diesem Kreis, als er es sich gedacht hatte; denn nicht die entfernteste Andeutung über religiöse Gegenstände wie über die politischen ließ man fallen; vielmehr flog heiterer Scherz umher, und fröhliche, leicht Unterhaltung vergnügte Alle.

Seltam aber war es Gui, daß er gegen das Ende der Tafel eine so unbezwingliche Neigung zum Schlafe fühlte, daß er kaum das Ende erwarten konnte.

Katharina sah triumphirend die Wirkung ihres Mittelchans.

Gui begab sich sogleich zur Ruhe, und kaum war er in seinem Gemach, als er auch so heftig vom Schlafe überfallen wurde, daß er sich, ohne sich auszuweiden, auf das Bett warf.

Er mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, da öffnete sich leise eine geheime Tapetenthür, und ein Mann schlich vorsichtigen Trittes herein. Er nahte sich dem Bett. Noch war die Kerze im Brande, die Gui nicht einmal zu löschen vermocht. Der Mann untersuchte nun Alles an ihm genau, fand aber nichts; endlich entlockte er eine mit einer Schnur am Halse befestigte ledene Tasche. Darin waren Schriften. Diese nahm er heraus, steckte unbeschriebenes Papier hinein, schloß sie und knöpfte das Kleid wieder zu. Darauf entfernte er sich wieder eben so leise, und brachte Kathartinen die Schriften, ihr berichtend, wie und wo er sie gefunden.

Die Königin lohnte reich das Dubsstück. Der Mensch entfernte sich, und sie setzte sich zu der Kerze und las. Aber mit jedem Athemzuge wurde ihr Auge glühender, ihr Gesicht blässer. Fast stockte ihr Athem. Als sie die Schriften gelesen, warf sie sie wüthend auf den Tisch und schritt heftig auf und nieder. Bald aber legte sich ihre Wuth und Freude nahm ihre Stelle ein.

„So hätte ich also die Falle ergriffen, worin Ihr uns fangen wollten!“ rief sie triumphirend. „Das wird Euch nicht gelingen!“ — „Aber welche Schändlichkeit!“ rief sie nach einer Weile wieder. —

Sie klingelte nun.

„Ruft mir Acevedo!“ sprach sie zur Hofdame, „und sagt euren Herren, er solle dem Könige melden, ich wolle ihn noch sprechen diese Nacht!“

Nach einigen Augenblicken kam Acevedo.

„Ihr habt mir Wahrheit gesagt, Meister,“ sprach die Königin, „eine ungeheure Gefahr drohte dem König und mir — die Augenotten wollten uns heimlich hier aufheben.“

Acevedo sah sie zweifelnd an. „Woher wißt Ihr das so sicher?“ —

„Ist Euch denn das Gwulstiß von heute so unbekannt? — Margarethe von Valois stürzte im Wald. Ein junger Edelmann Horn's Erzählungen. X.

sitt nahe vorüber, sah das verlorne Pferd auch stehen sie. Und mer meinst Ihr wohl, daß dieser sei?" —

„Ich kenne zu wenig die bedeutenden Leute der Hugenotten!“ sagte Azevedo.

„Der Vertraute Colligni's,“ fuhr eilig und freudig die Königin fort — „Qui de Saint-Mour — der Sohn jenes verruchten Regenten de Biote.“ —

Ein heftiger Schreden durchfuhr Azevedo. Er zitterte. Zum Glück fiel der Schatten des Schirms von Katharins Kerze auf ihn, und sie gewährte es nicht und fuhr fort: „Wie ahnte, daß er im Auftrage Colligni's nach der Picardie ziehe, wo du Pleffis-Mornai ist, und daß er Schriften von Wichtigkeit mit sich führe. Die Martignac mischte einen Schlafrum in seinen Becher, und so wurde es mir leicht, ihm die Schriften mit leeren Papieren verwechseln zu lassen. Denkt Euch nur, es sind eigenhändige Briefe Colligni's und Gondé's, worin sie bu Pleffis von dem Plan unterrichten, den Hof in der Stille zu Monceaux aufzuheben, und ihn dann zu Ailen zu zwingen, was sie wünschten!“

Azevedo faltete seine Hände und sagte mit bebender Stimme, obgleich nur mit dem Gedanken an Qui: „Es ist entschuldi-Weiß es der König schon?“

„Nein,“ versetzte Katharina, „ich wollte mich erst mit Euch besprechen.“

„Meiner Meinung nach,“ entgegnete Azevedo, „ist nichts Klügeres zu thun, als morgen in der Stille eine Abtheilung oder alle Schweizer des Obersten Pfyffer nach Monceaux zu ziehen, und unter ihrem Schutze nach Paris zurückzuführen.“

„Das wird aber,“ versetzte die Königin, „noch mehrere Tage erfordern.“ —

„Ihr sagt ja selbst, daß Saint-Mour in Euren Händen ist — er kann also auch unmöglich die Kunde zu bu Pleffis bringen — und es scheint mir, daß sie ohne diesen nichts unternehmen wollen.“

„Gut,“ sprach Azevedo zum Fenster tretend. „Geht jetzt wieder zu Euren Beobachtungen, denn der Himmel ist hell und klar.“

„Ihr habt mich darinnen eben gehört“ — sagte Azevedo.

„Geht nur,“ versetzte sie. „Ihr sollt heute nicht wieder gehört werden.“

Azevedo entfernte sich; aber er ging hinab in das Souterrain des Schlosses, wo er Luis' Diener bei einer Flasche Weines angeschlossen fand.

Er weckte ihn und zog ihn bei Seite.

„Deinem Herrn droht große Gefahr,“ sprach er heimlich, „könntest Du Eure Pferde, acht Kusschen, etwa einige Hundert Schritt vom Schlosse hinarbeiten und sie schnell zur Flucht bereiten?“ —

Der Diener sah erschrocken den Astrologen an. „Das ließe sich thun, wenn es Noth hat — denn die Ställe liegen entfernt und die Knechte sind trunken.“

„Aber wie würdest Du sie ohne Geräusch herausbringen?“

„Dafür laßt mich sorgen,“ antwortete der Diener, „ich umwickle die Hufe, so geht es.“

„So eile,“ befahl Azevedo, „in einer halben Stunde bringe ich Deinen Herrn.“

„Wohin denn?“ fragte der Diener.

Azevedo bestimmte den Ort und ging wieder unbemerkt hinweg in sein Gemach.

„Gabriele,“ sprach er da, „wir haben ein wichtiges Werk zu verrichten. Ein hagenottischer Jüngling ist im Schlosse, dem Todesgefahr droht. — Er muß gerettet sein. Man hat wichtige Papiere bei ihm gefunden!“

„Wie heißt er?“ fragte mit bangen Gefühlen das Mädchen. —

„Oui Rabaud,“ erwiderte Azevedo, „er ist Coligny's Bräutigam!“

Gabriele wandte. Ein tödtlicher Schreden ergriff sie.

„Was ist Dir?“ fragte tanzig bewegt der Greis.

„Ach,“ stotterte sie, „es ist der Sohn. — des Mannes, der einst meines Vaters Wohlthäter wurde; er selbst rettete uns einst von dem Tode!“

„Dann danke Gott, daß er Dir Gelegenheit gibt, zu vergelten!“ sagte Acevedo. „Doch laß uns eilen. Rüste die Wandlaterne — hütle Dich in einen Mantel und komm!“

Er selbst ergriß einen weiten Mantel für sich und ein Gebund Schlüssel, und so folgte das zitternde Mädchen dem Manne.

Sie kamen an Gul's Gemach. Es war Alles in diesem Hintertheile des Schlosses todt und still, wie im Grab. Acevedo Wachte die Lichter aus, die auf den Gängen brannten. Er öffnete des Jünglings Thüre. Noch lag er unausgekleidet in tiefem, bewußtlosem Schlafe.

Gabriele leuchtete ihm in's Antlitz. „Ja, er ist's!“ sprach sie leise, und betete dann: „Herr, laß es wohl gelingen!“

Acevedo rüttelte den Schlafenden leise, dann heftiger. Vergebens. — Er erwachte nicht.

„Großer Gott!“ rief er dann halblaut, „der Schlaftrank ist hart. Wie wird das werden!“ — Doch besann er sich nicht lange — er faßte den Schlafenden; auf seine Schultern lud er ihn, und so schritt er vorsichtig mit seiner Heuern fast dem bebenden Mädchen nach. — Sie waren bald über die Gänge und gewannen nun die Treppe nach dem Garten. Eilenden Schrittes gingen sie durch die verflochtenen Wege des Gartens. Jenseit der Gartentpforte wartete der Diener mit den Pferden; aber ein neues Hinderniß stellte sich ihnen hier dar. Wie sollten sie den noch immer Betäubten fortbringen? —

Acevedo versuchte auf's Neue, ihn zu wecken. Erst als er ihn mit kaltem Wasser besprangte — erwachte er. Gabriele hütle sich tief in ihren Mantel. Ihr Herz pochte hörbar, und die Hand vermochte kaum die Laterne zu halten.

„Ihr seid in großer Gefahr,“ sprach jetzt eifrig Acevedo, „flieht, so schnell Ihr könnt, nach Chatillon zurück, und sagt Colligni, der Plan, den Hof aufzuheben, sei verrathen! Wie das zugeht, werdet Ihr finden. Man hatte Euch einen Schlaftrunk gegeben. In einigen Tagen bricht der Hof nach Paris auf. Eilt jetzt, so schnell Ihr könnt. Erlebt dies, setzte er noch hinzu, indem er ihm eine kleine Pflöckle reichte, „es wird Euch munter erhalten.“

Qui drückte dankbar seine Hand, schwang sich auf sein Ross, und bald waren sie im Walde verschwunden.

Acevedo hatte noch nicht lange das Gemach der Königin verlassen, als sie sich zu ihrem Sohne, dem Könige begab, der sie mit Sehnsucht erwartete. Sie legte ihm die erbeuteten Papiere vor.

Sein Zustand grenzte an wahnsinnige Wuth, als er sie gelesen. Er schwur Tod und Verderben allen Kepern. Katharina ließ diese Stimmung nicht vorübergehen, ohne sie gehörig auf den Punkt zu leiten, den sie mit Anjou besprochen. Doch hatte sie den Wuth noch nicht, mit dem ganzen höllischen Plane hervorzutreten, fürchtend, es möge sich in Carl's Brust, durch die allzu große Verworfenheit desselben, das Gegentheil erzeugen von dem, was sie wünschte.

Carl wollte Qui de Saint-Flour, sogleich ergreifen und in Fesseln schlagen lassen. Er war um so ergrimmt gegen ihn, da er sich noch der Mithheit erinnerte, welche Qui gegen ihn bewiesen.

„Dazu ist morgen noch eben wohl Zeit,“ sprach die Königin, „er liegt noch in halb bewußtlosem Schlafe, denn ich ließ ihm einen Schlaftrunk reichen, und gelangte auf diese Weise zu den Schriften.“

„Er soll schrecklich bestraft werden!“ rief Carl.

„Laßt uns von Andern reden, mein Sohn,“ nahm Katharina das Wort: „Was denkst Du von unserer Abreise?“ —

„Je eher, je sicher und besser,“ meinte der König.
Katharina entwickelte ihm Kerebo's Plan, dem sie nachdrücklich die Frucht eignen Denkens darstellte.

Carl gab ihm Beifall.

Noch vieles wurde nun über die vergebliche und ungeliebte Milde gegen die Ketzer gesprochen. Katharina schien laufe auf l'Hopital zu deuten, als den Urheber dieser milden Gesinnungen und Maßregeln. Ueber l'Hopital's eigene religiöse Denkart ließ sie einigen Zweifel bliden. Carl achtete den trefflichen Mann hoch; allein er wußte zu gut, daß l'Hopital allerdings immer für Milde stimmte, und schon manches drohende Unwetter von den Häuptern der Huguenoten abgelenkt, als daß nicht diese Anbendungen in seinem so leicht erregbaren Gemüthe den Argwohn gegen den Kanzler hätten erregen sollen; jedoch ließ er sich jetzt nicht weiter darauf ein, und die Königin-Mutter verließ ihn — aber sie sandte die Nacht noch Eskorten an Pfaffen.

In der Frühe des kommenden Morgens traten bewaffnete Gardes-du-Corps vor Gu's Gemach. Die Königin hatte es, nach ihrer Rückkehr von dem Könige, von Kafen sorgfältig verschließen lassen. Es wurde jetzt geöffnet, und — es war leer.

Katharina wurde der unerwartete Vorfall sogleich gemeldet. Sie erschrad heftig und eilte selbst, sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. — Der König war außer sich, und gab seiner Mutter allein die Schuld des Mißglückens. Das ganze Schloß wurde durchsucht. Nirgends entdeckte man eine Spur. Die Kuchnechte wurde vernommen — ihnen war es unbegreiflich, wie Gu's Koffer hatten einkommen können. Von ihrem Wunsche, der Folge eines Bacchanal's, schwiegen sie weislich.

Katharinen stiller Verdacht fiel auf Kereboz allein sie wagte nicht, ihn laut werden zu lassen. Sie brauchte den Astrologen zu nothwendig, darum mochte sie auch nicht einmal den Schein eines Verdachts auf ihn haben. Sie wollte ihn prüfen, und ließ ihn zu sich beschreiben.

Accebo ersahen.

• Sie suchte sein und listig ihn zu fangen, aber ihr Bemühen blieb fruchtlos. Die vollkommenste Ruhe zeigte er, und sein Auge blinnte so frei, so sicher auf sie, daß sie den gebogenen Argwohn wieder aufgab. — Sie fragte ihn nach seinen Beobachtungen in jeder Nacht.

„Sie waren sehr begünstigt durch den klaren Himmel,“ versetzte der Meister.

„Was wisst Ihr mir davon zu sagen?“ fragte sie.

„Ihr werdet glücklich Paris erreichen“ — versetzte er, „aber was ich Euch gestern gesagt, schrecklicher noch bot es sich mir von Neuem dar.“

Davon wollte die Königin nichts weiter hören, und sie verließ er sie.

Auf Niemanden wirkte Gui's Flucht schmerzlicher, als auf Margarethen von Valois. Sie konnte es kaum erwarten, ihn wiederzusehen, und ihre Seele nahm sein Bild ein. Das gestand sie sich selbst — nie habe ein Jüngling ihr Herz in dem Grade bewegt, als Gui — und nun wurde ihr die seltsame, sie erschütternde Kunde. Eine Thräne zerbröckelte sie im Auge, als sie seine Flucht vernahm. Ihre Wangen blieben mehrere Tage hindurch bleich. — Doch ihr Leichtsinn vergaß bald das schöne Bild wieder, sich anderen flüchtigen Eindrücken öffnend.

21.

Es lag eine finstere Nacht über der Umgegend von Chatillon. Der Wind pfeff kalt über die Felder und in Massen stürzte der Regen herab. In dem Schlosse des Admirals Coligny war ein reges Leben. Die hohen Fenster des großen Saales, der in der Mitte des Gebäudes lag, waren erhell't, und man sah von Außen sehr viele Gestalten bewegen. Viele der Häupter der Hugenotten

waren darin bei Coligni, denn immer näher kam der Plan des Felzugs zur Reife.

Da trabten in diesem entsetzlichen Wetter zwei Reiter in den Hof des Schlosses, und bald wurde Coligni gemeldet, Gui de Saint-Flour wünsche ihn zu sprechen.

„Da ist ein Unglück vorgefallen!“ rief Coligni, und eilte ihm entgegen und führte den durchwühlten Jüngling in sein Gemach. Hier erst betrachtete Coligni das bleiche Gesicht, das vor ihm stand, und die fast gebeugte Gestalt, die sonst so stolz aufgerichtet dazustehen pflegte.

„Was ist Euch begegnet?“ fragte mit aufrichtiger Theilnahme der Admiral. „Ihr seht sehr bleich. — Ihr waret unmöglich bei Messis noch?“ —

„Ich war in Monceaux!“ erwiderte mit kalter Verzweiflung der Jüngling.

„In Monceaux — Ihr?“ fragte mit neuem Erschrecken der Admiral. „Und die Papiere?“ —

„Hört mich ruhig an, gnädiger Herr,“ sprach Gui — „dann richtet, dann — entzieht mir Euer Vertrauen, wenn ich es nicht mehr verdiene, und laßt mich als einen Verräther erschließen.“ —

Coligni faßte ihn bei beiden Schultern und sah ihm in's Auge. — „Junger Mensch!“ rief er aus, „seid Ihr wahnstänig geworden? — Redet deutlicher, ich ahne Entsetzliches.“

Gui erzählte seine Begebenheiten bei Monceaux — im Schlosse selbst; erzählte von dem Schlafrunke, von seiner Rettung durch Acevedo, der sicher genauer über die Sache unterrichtet sein müsse, und nun sprach er die schändliche Verletzung des Gastrechts an ihm, die Entwendung der Papiere aus.

Gui rechnete auf einen wilden Ausbruch des Zornes bei Coligni, auf ein hartes Urtheil, wenigstens auf Entziehung seines Vertrauens, seiner Achtung. —

Coligni stand eine Weile mit verschränkten Armen vor ihm.

„Ich bin schuldig,“ sprach er zu ihm — „richtet mich, auch

die höchste Stufe will ich tragen — nur — verachtet mich nicht!“ —

Coligni lächelte wohlwollend. „Nun, mein Sohn,“ sprach er — endlich ruhig, „nicht Du trägst allein die Schuld. — Zwar Du hättest genauer Dich erkundigen sollen — allein wer ahnte solche Verworfenheit? Du thatest, was Du Dir als Mann zu thun, und als Edelmann doppelt zu thun schuldig warst, und mich frent die Ehre, die Dir Montmorenci erwies — sie hebt Dich hoch empor. Es sollte so sein,“ fuhr er fort. „Es war der Wille des Himmels: Rimm hier meine Hand zur Versicherung, daß Du dadurch nichts in meiner Achtung, nichts in meinem Vertrauen einbüßest.“

Da ergriff der Jüngling des großen Mannes Hand und brühte sie an seine Rippen, und eine heiße Thräne träufelte darauf herab. Neben konnte Gui nicht, sein Herz war viel zu sehr ergriffen.

„Jetzt kleidet Euch um,“ sprach der Admiral, dann treten heitern Muthes vor die Männer, die ich bei mir zu sehen die Freude habe, und Ihr werdet keine Mißbilligung in ihren Blicken sehen.“

Mit einem freundlichen Nicken des Hauptes verließ ihn der Admiral und trat in den Kreis der neugierigen Freunde.

Er theilte ihnen das Ereigniß zu Ronceaur mit. Allgemeiner Unwille über die Schändlichkeit und Undankbarkeit dieses Verfahrens, aber durchaus kein Tadel des Jünglings. Im Gegentheil wünschte Jeder aus seinem Munde den Hergang zu vernehmen. Er trat nun endlich leichtern Herzens unter sie, und als er die allgemeine Theilnahme sah, da wurde sein Gemüth wieder frei und heiter. Nach kurzer Berathung eiften, trotz der schrecklichen Nacht, einige der jüngeren Herren von bannen, um die Verhaltungsbeschele zu überbringen, und einer begab sich nach Balleny zu Combe, ihn vom Hergang in Kenntniß zu setzen.

Frankreich hatte seit dem letzten Vertrag einen Aufbruch von Ruhe gehabt, aber ruhig wandelten die Sorgen über dem kommenden Balkan. Kaum war die Nachricht von dem verrathenen

Platz, den Hof in Moncaur aufzuziehen, unter den Protestanten bekannt, als auch mit einem Mal alle Heerstraßen Frankreichs von Bewaffneten wütheten. Es waren Edelente mit ihren Dienern und Vasallen, die nach Valency und Chatillon eilten, die Nacht ihrer unglücklichen Brüder zu vermehren.

Der Hof vernahm diese Kunde und erschrad. Er verließ schnell Moncaur und eilte nach Meaux. So sehr sich auch der edle Hospital dem Plane widersetzt hatte, die Schweizer nach Meaux kommen zu lassen, um nicht zuerst die Fackel des Krieges zu schwingen, so geschah es doch, und sie erschienen Abends nach einem angekrugten Marsch am Ende Septembers in Meaux. Um Mitternacht brach in Eile der Hof auf, denn es war Kunde gekommen, daß Condé mit Bewaffneten sich habe in der Nähe bilden lassen. Bald bestätigte sich diese Botschaft als Wahrheit. Condé erschien bald mit seiner Reiterei, und schien zum Angriff des Hofes bereit, der sich in der Mitte der Schweizer befand, die sich hierd geschloffen hatten und sich so langsam fortbewegten.

Raum erblickte man Condé's Reiterei, als man Halt machte und sich zum Kampfe bereitete, der unausbleiblich schien. Condé's Reiterei theilte sich in drei Haufen, deren einen er selbst, den andern der Herr von Anbelot, des Admirals Bruder, und den dritten der heldenkühne Barochevoucault befehligte. Sie schwärmten wüthend zum Zug herum, eine günstige Gelegenheit zum Angriff erwartend; kleine Scharmittel fielen vor, aber zu einem Kampfe kam es nicht.

.. König Carl war in unaussprechlichem Grimm. Er wollte sich durchaus nicht abhalten lassen, die Seher anzugreifen, und die Königin-Mutter und Rommirenci mußten Alles aufbieten, ihn zu besänftigen. So kam die Nacht, und noch war Paris ziemlich entfernt.

.. Durch die immerwährende Erwartung eines Angriffs war die Bewegung des Hofes sehr gehemmt worden.

.. Man besänftete den König mit Bitten; unter dem Schutze der

Nicht den Schwedern voraus nach Paris zu eilen, weil er so früher dort eintreffen würde.

Hier fand man in Condé's Geheiß ein heftiges Hinderniß. „Es ist Flucht,“ sprach er, „siehe Flucht, und Frankreichs Könige dürfen nicht fliehen!“

Wie aber bekümmten ihn mit ihren Bitten, halfen die Gesandten ihm versengend dar, und da endlich, als man ihm die Nothwendigkeit ins Licht setzte, sich für Frankreichs Wohl zu erhalten, als der tapfere Nemours selbst hat, sich ihm anzuvertrauen, gab Condé nach, und so ging der Hof unter einer kleinen Bedeckung, die Nemours befehligte, von den Schwedern ab, denen die Huguenotten, je näher sie Paris kamen, desto mehr zusetzten. Der Hof erreichte unter dem Schutze der Nacht glücklich Paris.

Überwörtet schnell standen die Huguenotten vor Paris. Muthig und Kühn, wie immer, benahmen sie sich auch hier. Mit großer Umsicht schloß Condé Paris ein. Ihre Absichten gingen dahin, ohne Blutvergießen den König zu nöthigen, ihnen freie Religionsübung zu gewähren. Katharina, die Schöne, nahm ihre Zusucht zu Unterhandlungen, die jedoch nicht zu Stande kamen, um so weniger, da die Vorschläge der Protestanten überpaast, und ihre Beschwerden in beleidigenden Ausdrücken abgefaßt waren — wenigstens nach den Ansichten des Hofes. — Der König sandte einen Herold nach Saint-Denys, der die Häupter der Huguenotten zur Unterwerfung auffordern, und, im Weigerungsfalle ihnen die härtesten Strafen drohen sollte. Sie antworteten muthig und fest, und machten ihre alte Forderung auf's Neue. Eine Ausgleichung war unmöglich, und der zaubernde Comestable Montmorency rückte Conde bei Saint-Denys entgegen. Obgleich das Gev der Huguenotten sehr im Nachtheile stand gegen das Königl. da es an Zahl viel geringer war als jenes, und dabei noch alles Gefährliche erlangte, so sollte es sich doch muthig entgegen; und in den Tagen des kalten Novembers wurde bei Saint-Denys eine Schlacht geliefert, die, obwohl sie den Huguenotten den Sieg nicht,

doch aber einen Ruhm unerschütterlicher Tapferkeit brachte. Sie war die Letzte, die Montmorenci kämpfte — er fiel, der alte Held, im achtzigsten Jahre seines thatenreichen Lebens.

Katharina konnte nun frei aufathmen. Sie waren nun alle gefallen, die Männer, die sie einst fürchtete und fürchten mußte, und Heinrich von Anjou, der erbitterteste Feind des Protestantismus, sah sich am Ziele seiner Wünsche — Katharina erhob ihn zum Generalstatthalter des Reichs, und gab ihm den Oberbefehl über das Heer, unter Cossé's, Amade's und Tavannes' Mitwirkung.

Hoch klopfte Heinrichs Herz. Die Bahn des Ruhmes war ihm nun geöffnet, und er brannte vor Begierde, seinen Muth an den Protestanten kühlen zu können.

Das Heer dieser war durch Johann Casimir's von der Pfalz Höchstwaller jetzt bedeutend angewachsen. Von Lothringens Grenzen, wohin sie sich nach der unglücklichen Schlacht bei Saint-Denis zurückgezogen hatten, rückten sie in Frankreich ein und begannen die Belagerung von Chartres. Paris und der Hof zitterte, und man sah sie schon im Geiste vor den Thoren der Hauptstadt. In ihrem alten Hilfsmittel, das sich so oft bewährte, nahm Katharina auch jetzt wieder ihre Zuflucht. Sie eröffnete ihre Unterhandlungen, die bald zum Frieden führten; diesen Frieden, der zu Longjumeau zu Stande kam, nannte man den „kleinen Frieden,“ weil er kaum ein halbes Jahr dauerte.

Colligni war sehr unzufrieden mit diesem unraifen, unzeitigen Frieden. Er zog sich nach Chatillon zurück und mit ihm Duval de Saint-Flour, der ihn in allen den bisherigen Kämpfen tren, wie sein Schatten, begleitet hatte.

Was Colligni befürchtete, traf ein. Es war, wie mit allen Friedensschlüssen, auch mit diesem nicht Ernst. Kaum war das hugenottische Heer auseinander gegangen, als auch schon wieder die gefährlichsten Verfolgungen über die Protestanten ergingen. Im Laufe eines Vierteljahres wurden an verschiedenen Orten an zwei tausend der friedlichsten Protestanten auf's Grausamste durch Hen-

und Schwert hingerichtet. Und der Hof wußte es; duldete es, fernte sich und schwieg. Auf's Liebe empfand dies Verfahren Coligni. Er sah seine Vermuthungen gerechtfertigt, und machte Condé heftige Vorwürfe wegen seiner Leichtgläubigkeit. Wollte aber sollte Condé selbst Erfahrungen machen, die ihn selbst zur Demuth führten.

22.

Es war am 18. März 1668, als in aller Frühe der Abtural Coligni mit seiner Familie die Reise nach Rovers antret, dem Prinzen Condé daselbst einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. Qui de Viole, der die Stelle eines Adjutanten bei Coligni versah, war diesmal nicht in der Nähe des von ihm hochverehrten Helben — da eine Unpäßlichkeit ihn in Chatillon zurück hielt. Sich allein überlassen — gab sich der Jüngling ernsten Betrachtungen über die jüngste Vergangenheit hin. Jene Vorgänge in Moncaeur en Vrie schienen ihm schnell vorübergehende Traumbilder gewesen zu sein — und wirklich hatten sie durch die Schnelle und das seltsame Zusammentreffen der Ereignisse, der Gefahr und Rettung durch den, ihm von dem ersten Zusammentreffen bei Coligni noch erinnerlichen, ihn damals schon so unbegreiflich ansehenden, in seinem Wesen so seltsamen Astrologen — etwas Traumartiges und Wunderbares. Nur Eins hatte er sich dabei vorzuwerfen, jenes augenblickliche Wohlgefallen, jenes Aufblühen einer Weigung zu der schönen Margaretha von Balois. Ihn erkühen es als Untreue gegen Gabrielen. Er fühlte sich dadurch erniedrigt. Sein Gemüth war in sich selbst zerfallen, und eins tiefgefühlt. Schon drückte ihn nieder. Gabrielens Bild trat in seiner himmlischen Reinheit und Ansehnd wieder vor seine Seele, und er hat es um Vergebung als der augenblicklichen Bekehrung. — Doch — wo war sie? Wohte sie noch, und wie und wo? Ach, er hatte ja nichts gethan für sie, nichts, sie aufzufinden! Heftige Vorwürfe machte er sich. Er

strug diesen Besatzungsstand nicht. Sein Entschluß: war schnell gefaßt, er wollte nach Paris — obwohl heimlich — er wollte zu Acevedo seine Zuflucht nehmen, und versint mit dem Breife, der so wohlwollend ihm schon einmal nahe getreten — mit Hilfe seiner Kunst die Geliebte aufzusuchen, ehe denn wieder 'auf's Neue des Krieges Fackel loberte, wie der Admiral glaubte. Was diesen Gedanken in ihm noch mehr bestärkte, war die gewisse Kunde, daß Abelma's Horde in der Nähe sei. Die Alte wollte er aufsuchen, und mit Hilfe derselben unentdeckt nach Paris kommen, da er es heimlich nicht durfte; denn der Admiral wußte aus sicherer Quelle, daß ihm dort Tod und Verderben drohte — und das hatte er ihm gesagt.

Gai setzte sich schnell und schrieb an den Admiral mit der Offenheit und dem Vertrauen des Sohnes an den Vater. Er legte ihm klar sein Verhältniß zu Gabrielen an den Tag, was er mündlich nicht würde gekonnt haben. Er bat ihn bringend, ja nicht seine Unpäßlichkeit als einen Vorwand anzusehen, da vielmehr erst das Alleinsein und das stille Nachdenken über sich selbst ihn an seine Pflicht gemahnt und die Sehnsucht seines Herzens auf's Lebhafteste geweckt habe, der er nicht länger widerstehen könne. Zuletzt sprach er die Hoffnung aus, durch Acevedo vielleicht manches wichtige Ergebnis der Politik des Hofes erfahren zu können, und versprach in der kürzesten Zeitfrist zurückzukehren.

Ein Erlaube beachte dem Admiral diese Zeilen, und Gai, den Dorcas von der Gewährung seiner Bitte überzeugt, befohl seinem Diener, sein Roß zu satteln. Noch war es nicht Mittag, als Gai schon, den Weg von Chatillon nach Paris einschlagend, mit Windstille dahin zog. Die Stimme seines Herzens sprach jetzt so stark, so lebhaft, daß die Schnelle, womit sein Roß dahin eilte, ihm zu langsam dünkte. Als er in die Gegend kam, wo er die Horde Abelma's vermutete, fragte er jeden Vorübergehenden nach ihr. Endlich wies man ihm einen weithin sich ausdehnenden Wald —

als den unermesslichen Despot hat umstritten. Blüthen, und dahin richtete er seinen Weg.

Er war noch nicht weit in den Wald hinein geritten, da vertrat ihn schon ein baumstarker Zigeuner den Weg, indem er kaltblütig seine Pike spannte.

„Wo ist Adelsma, Eure Aeltermutter?“ fragte er ihn heftig.

„Kennt Ihr die?“ fragte mißtrauisch darauf dieser. „Was wollt Ihr bei ihr?“ —

„Schweig!“ donnerte ihm der Jüngling zu. — „Wo ist sie?“

Der Zigeuner setzte erschrocken das Gewehr zum Fuß und sagte kleinlaut: „Wendet Euch dorthin und reitet in stets gerader Richtung fort, so könnt Ihr nicht fehlen.“

Ohne sich nach ihm umzusehen, warf Qui sein Pferd herum und jagte dahin, wohin ihn der Zigeuner gewiesen.

Wirklich sah er nach kurzer Frist einen Haufen Zelte auf einem freien Raume des Waldes, und sein scharfes Auge erkannte sogleich die alte Adelsma, wie sie auf einem Holze saß mitten im Kreise jüngerer Frauen und Mädchen.

Staunend blickten Alle den schmalen Reiter an. Adelsma erkannte ihn und streckte ihre gelbe, dürre Hand nach ihm aus.

„Hast Du Dich verirrt, oder suchst Du endlich einmal die Menschen auf, die es wohl mit Dir meinst?“ rief sie ihm entgegen.

„Ich suche Euch!“ antwortete Qui.

„Dann sei mir dreimal gesegnet!“ rief sie, und eine ungehörte Heiterkeit flog über die schroffen Züge ihres abgemagerten Gesichtes.

„Was suchst Du denn bei mir, mein Sohn?“ fragte sie zutraulich.

Qui blatte im Kreise der sie noch gaffend umstehenden Weiber und Mädchen umher. — Adelsma wuschelte ihn.

„Geht Kinder,“ sagte sie, „laßt mich mit ihnen allein.“

Geborsam zogen sie sich zurück. Gui band sein Pferd an und setzte sich dann zu der freundlichen Alten.

„Du hast mir einen sauern Gang erspart,“ hob sie an, „und ich danke es Dir; denn zwischen heute und dem Vollmonde, der in zwei Tagen eintritt, mußte ich Dich in Chatillon sprechen.“

„Wußtet Ihr denn, daß ich dort war?“ fragte er erstaunt.

„Mein Auge begleitet Dich allerwegen mit treuer Sorgfalt — Du entgehst ihm nicht. Nur einmal kam ich zu spät, Dich zu warnen — Du warst schon in Monceaux en Brie — schon im Garn einer Schlange und — einer Duhlerin.“ —

„Einer Duhlerin?“ fragte Gui mit Staunen. „Wen nennt Ihr so?“

„Margarethen von Valois, die stolze Schönheit, die so leicht bezugbar ist, wenn das Geheimniß ihre Wege einhüllt. — — Doch laß das, wie ging es Dir in Monceaux, und wie entkamst Du der Gefahr?“

„Kanntet Ihr sie?“

„Ich wußte, warum Du nach der Ricardie gingst — ich vermuthete es wenigstens, und ahnete, wie man mit Dir dort handeln würde. Du warst glücklich bei Margarethen — man sagte, Du habest ihr gefallen.“

„Schweigt!“ sagte ernst Gui, in dessen Innern wieder ein bitteres Gefühl erwagt wurde. Sie sah ihn seltsam an. —

„Nun, so sage mir doch, wie Du dort entkamst?“

„Wie aus Rouen — dieselbe Hand rettete mich!“

„Dieser?“ fragte Abelma und versank in Nachdenken. „Dieser Mann“ — — fuhr sie dann langsam fort — „trägt mich mein Gefühl nicht — steht Dir sehr nahe, Gui. Ich sah ihn noch nicht — doch vorübergehend, und geschickt weicht er meinem Blick auszuweichen.“

„Er ist ein edler Mensch, Abelma!“ versetzte Gui, „sei er, wer er wolle. Laßt uns abbrechen und sagt mir, wie ich unerkannt nach Paris komme.“

„Das willst Du dort?“ — fragte sie.
Gut wurde verwirret. — „Nicht geht ein geheimes Geschäft
dorthin,“ sagte er.

„Das Herz? Gut! Sei offen; mein Sohn. Sollte Margarethe? — doch nein, Du bist zu edel, zu gut.“ —

„Nenn mir den Namen nicht wieder, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sogleich Euch verlassel!“ rief er heftig.

„Gottlob dann!“ sagte sie. „Aber was denn sonst? Die Gefahr ist groß für Dich. Carl wüthete, als Du entflohen. Abelma kann Dich nach Paris führen, aber — ob sie Dir heraushelfen kann, das weiß sie nicht.“

„Dafür laßt mich sorgen, ich muß.“ —

„Aber wenn nun eine nähere, heiligere Pflicht Dich nach Noyers oder Chatillon triebe?“ —

„Es gibt jetzt keine heiligere, als die mich nach Paris zieht!“ —

„Les diesen Brief erst, Gut de Birole,“ sprach Abelma, ihm ein erbrochenes Schreiben reichend — „und dann sage mir, was die Pflicht Dir gebent!“

Hastig ergriff es Gut.

Er las:

„Die Jagd ist bereit; der Hirsch im Nehe. Sollt'ni geht dieser Tage nach Noyers zu Condé; dort nehme ich sie Beide gefangen.
Lavanues.“

Gut erblickte. Es waren Lavanues', des Statthalters von Burgund, Schriftzüge unverkennbar. Der Brief war an einen seiner Freunde in Paris gerichtet.

„Wie kommt Ihr zu den Zeilen?“ fragte er.

„Geht Du noch nach Paris?“ fragte lächelnd Abelma.

„Nein, jetzt nicht — ich darf ja nicht!“ rief Gut — „antwortet mir — wie kamt Ihr zu dem Briefe?“ —

„Einer von der Garde, ein wilder Bursch,“ erzählte Abelma, „stieß umher. Da sah er einen Reiter die Straße eilend nach Paris, nach dessen Geldbeutel es ihn gelüskete. Er hielt ihn an.

Der Burfche scherzte nicht und schloß nach ihm. Das reichte den Grimm des wilden Sohnes der Wüste, und er legte ihn in's Gras. Auf seinem Leibe trug er diese Zeilen, die er mir brachte, da die ganze Horde den warmen Antheil kennt, den ich an Deinen Glaubensbrüdern nehme. In Deine Hände mußte er kommen, das sah ich, und ich war entschlossen, ihn Dir selbst zu bringen — da kamst Du!“

„Dank Euch!“ rief er aus. „Jetzt muß ich eilen, ehe es zu spät ist! O, mein Gott!“ rief er schmerzlich in halber Selbstvergeffenheit aus, „warum kann ich denn nie meinen heißen Wunsch befriedigen und ihre Spur auffuchen!“

Abelma blickte ihn forschend an.

„Warst Du denn so sicher, sie zu finden?“ fragte sie.

„Wen?“ — forschte der Jüngling, und eine dunkle Röthe ergoß sich über sein Antlitz.

„Gabrielen d'Arbeque,“ sagte Abelma.

„Weiß,“ rief Gui — „kennst Du der Herzen Tiefe?“ —

„Das Deine, mein Sohn, kenne ich, und freue mich, daß Du treu bist der ersten Liebe Deiner Jugend. Bleibe Du treu — vielleicht ist's der Wille des Himmels, daß Du sie wieder siehst. Ich will nach ihr forschen, und glaube Du mir, Du hast es einem treuen Herzen vertraut, was das Deine bewegt. Findet sie Abelma nicht, so suchst Du vergebens. Nun gehe mit Gott, Du mußt eilen!“

Gui schwang sich auf sein Ross und jagte wieder den Weg, den er gekommen, doch jenseit des Waldes nahm er die Richtung von Noyers. Das angestrengte Reiten ermattete sein Ross, und als die Nacht kam, vermochte es nicht weiter. Ein einzelner Hof nahm ihn gasklich auf. Er pflegte das müde Thier. Sich selbst gönnte er keine Ruhe. Er hatte noch vier Stunden bis Noyers. Der Mond ging indessen auf, und als das Pferd einige Stunden gerastet, zog es Gui hervor und trat die Reise wieder an. Er mußte

seht aber seine Eile mäßigen, um das edle Thier nicht ganz unbrauchbar zu machen.

Es war lange schon Mitternacht vorüber. Der Mond schritt hell und klar. Qui ritt eine Anhöhe hinan, und entdeckte zu seiner größten Freude nahe vor sich die Thürme von Rogers. Bald erreichte er es. Im Schlosse Conde's lag Alles in des Schlafes Fesseln — aber Conde war nicht sorglos wie Coligni zu Chatillon. Die Wächter riefen ihn an, sobald er sich dem Schlosse näherte. Qui gab sich zu erkennen. Bald wurde er eingelassen, und den Wächtern sein müdes Kopf übergebend, eilte er in das Schloß und ließ sogleich Coligni und Conde wecken. Die Noth drang auf Eile. Er ließ sich im Saal auf einen Sessel nieder und überdachte die wunderbaren Wege des Geschicks, das ihn zum Retter Coligni's bestimmte aus dieser großen Gefahr. Er dankte dem Lenker der Schicksale, und legte die heißen Wünsche seines Herzens in seine Vaterhand demüthig und vertrauensvoll, und das süße Bewußtsein, der Pflicht des Herzens Wünsche geopfert zu haben, gab ihm Frieden.

Nach einiger Zeit trat Coligni herein. Er kannte den Jüngling an.

„Viole,“ sprach er dann ernst, „Ihr seid mir ein Räthsel geworden, das ich nicht lösen kann. Heute früh schreibt Ihr mir, Ihr müßtet nach Paris, und jetzt seh' ich Euch in Rogers?“

„Vergebt mir, gnädigster Herr!“ rief der Jüngling. „Ich folgte nur der unbewinglichen Sehnsucht meines Herzens, und es war —“

„Darüber table ich Euch nicht. Ich war jung, Viole, wie Ihr, und habe geliebt wie Ihr — darum nur möchte ich Euch tabeln, daß Ihr so unbekändig in Euren Entschlüssen seid.“

„Es war Euer und des Prinzen und der Curigen Glück, daß ich jenem Zuge meines Herzens folgte, nur dadurch war es möglich, daß ich Euch vom Verderben retten konnte. Lasset dies und urtheilt dann.“

Condé fand sich nun auch ein.

„Was habt Ihr denn Wichtiges, daß Ihr unsere Ruhe stört, Hauptmann Biote,“ sagte er halb mürrisch. „Euch hätte ich wahrlich heute eher in den Armen Eurer Geliebten gesucht, als in Rovers!“
Ist er jedoch, in Scherz übergehend, hinzu.

Der Admiral hatte das Billet gelesen und Lavannes' Handschrift sogleich erkannt. Er reichte es Condé mit den Worten:

„Wenn wir nicht eilen, so sind wir verloren!“

Condé durchflog das Blatt. Der Schrecken bleichte seine Wangen.

„Wo habt Ihr das Blatt her?“ rief er Qui zu.

Dieser erzählte nun, wie er dazu gekommen sei, und jeder Zweifel schwand. Aber die Verlegenheit war groß, in welcher sie sich befanden, denn sie waren in diesem Augenblicke nicht gerüthet zu einer Flucht.

Coligni allein behauptete die ihm eigene Ruhe und Festigkeit.

„Laßt uns die Unserigen und uns retten und la Rochelle zu gewinnen suchen, das ist das einzige Mittel.“

Er gab Qui, dem er dankbar die Hand drückte, den Auftrag, so schnell als möglich, Alles zur Flucht zu bereiten. Die Leute des Prinzen wurden geweckt, aber es war eine Unordnung unbegreiflicher Art in dem Schlosse, da Einer gegen den Andern rannte, und Alle den Kopf verloren hatten, indem sie sich die Gefahr so nahe dachten, daß man ihr nicht mehr entgehen konnte. Qui war überall: Er fühlte keine Müdigkeit. Er brachte Ordnung in das Ganze. Die Wagen des Prinzen und des Admirals wurden reisefertig gemacht; alle Diener bewaffnet. Gegen Morgen war Alles im Stande, zur Abreise bereit, und mit dem kommenden Tage verließ der Zug Rovers. Qui war das Haupt der Bedeckung. Er war überall, sorgte, wirkte, ermunterte.

Nur langsam konnte sich der Zug fortbewegen, und auch in der Wahl der Wege mußte große Vorsicht angewendet werden, um nicht Mißsehen zu erregen und dadurch in Lavannes' Hände zu

gerathen. Condé hatte eine Klageschrift über das treulöse Benehmen des Hofes an den König eifrig noch von Meyers abgesendet, worin er zu verstehen gab, daß es ihm lieb sei, des Königs Antwort in Meyers zu erhalten. Dies kauft Katharina. Sie hielt ihren Plan für gelungen und triumphirte schon, Condé, Soligni und die Königin von Navarra, die Montluc gefangen nehmen sollte, in ihrer Gewalt zu haben.

Condé und Soligni erreichten indessen glücklich Rochelle, wo bald darauf auch Johanna von Navarra mit ihrem Sohne Heinrich von Bearx anlangte, die durch ein Schreiben von unbekannter Hand aus Paris, von der Gefahr unterrichtet, glücklich den Nachstellungen Montluc's entging.

Grenzenlos war die Wuth Katharina's, so gänzlich sich in ihren Erwartungen getäuscht zu sehen. Sie ahnte Verrath in ihrer Umgebung, und doch wußte sie nicht, auf wen sie ihren Verdacht werfen sollte. Da fiel ihr Acevedo ein. Sie überdachte sehr Benehmen, und jene sie so fürchterlich erschüttert habenden Worte in Monceaux fielen ihr ein, Qui de Biolo's an's Wunderbare grenzende Flucht aus dem Palaste bestärkte ihren Verdacht auf's Neue. Doch der Astrolog hatte in ihrem finstern Aberglauben einen zu beredten Vertheidiger; er hatte schon so oft ihr Beweise von Treue und unparteiischer Ergebenheit gegeben, daß sie nicht leichtlich sich eines so wichtigen Mannes berauben, sondern erst prüfen und beobachten, dann aber um so entschloener handeln wollte, wenn ihr Verdacht sich irgend rechtfertigen würde. Sie bestellte daher vertraute Leute, die auf allen Schritten und Tritten ihn beobachten mußten. Außer ihm zog der edle, biederer, vorurtheillose Kanzler l'Hospital ihren Verdacht auf sich, der um so schwerer war, da der Haß gegen ihn ihm zur Seite stand.

Diese Treulosigkeit des Hofes weckte auf's Neue die Protestanten. Ueberall loderte wieder die wilde Flamme des Bürgerkriegs, und unmenschliche Grausamkeiten wurden verübt von beiden Seiten; besonders zeichneten sich aber Ludwig von Bourbon, Herzog

von Montpensier, Lavannes und Montluc durch ihre Wildheit und Grausamkeit gegen die Protestanten aus.

In einer Berathung bei dem Könige kam dies zur Sprache. L'Hopital sprach mit edler Entrüstung über solch schändliches Verfahren. Da konnte sich Katharina nicht halten.

„Ist es Euch vielleicht unbekannt, Herr Kanzler!“ rief sie in heftigem Zorne diesem zu, „was d'Acier in Languedoc und Dauphiné verübt? Wisset Ihr nichts davon, daß er die Katholiken mordet, die Mönche martert, die Kirchen niederreißt und die Orte niederbrennt? Ist Euch noch nichts zu Ohren gekommen von dem Halsband aus Mönchsöhren, das Briquemont trägt?“

L'Hopital hörte ruhig zu.

„Eure Majestät,“ sagte er dann, „vergessen, daß fortgesetzte Unterdrückung und Grausamkeit auch den Sanftmüthigsten wild machen kann!“

Katharina wollte aufbrausend antworten. Carl bat sie, ruhig zu bleiben.

„Gehet Eure Siegel ab“ — sprach er zu L'Hopital, „Ihr seid Eurer Würde enthoben.“

L'Hopital verbeugte sich. „Gott gebe Eurer Majestät einen treueren Diener,“ sprach er und ging dann stolz hinweg, mit dem Bewußtsein eines reinen Herzens. Morvilliers, der schmiegsame fanatische Bischof von Orleans, nahm seine Stelle auf Katharina's Empfehlung ein. —

Er war nun auch entfernt, der Mann, dessen Rechtllichkeit bisher durch die Achtung, die sie König Carl einflößte, eine große Gewalt über ihn geliebt, und oft das Gegengewicht gegen Katharina's Arglist gewesen war.

Ihre Spione meldeten ihr von Acevedo, daß er oft den Louvre verlasse und in Paris verweile, doch könne man nicht entdecken, wo er sich hinbegebe, da er mit außerordentlicher List die verworrensten Wege gehe. Sie wollte ihn genauer prüfen, und brachte darum

hieb darauf das Gesperr auf die Lage Frankreichs und der Hugenotten.

Accevedo, zu viel vertrauend auf seine Macht über der Königin Gemüth, sprach zu warm für die Unterdrückten. Katharina entließ ihn kalt. Sie war jetzt überzeugt, er müsse wenigstens Antheil an dem Verrath ihrer Geheimnisse haben, und auch sein Loos war geworfen.

23.

Adelma war eingedenk des Versprechens, das sie Gui gegeben. Dieses und eine auch ihr besonders wichtige Angelegenheit zog sie nach Paris. Nur einmal und zwar schnell vorübergehend sah sie einst Accevedo.

Ihr schien der Mann bekannt — sie sah ihn genauer an, und sie fand Züge, die dem Parlamentsrath de Biolo gleichen, den sie einst mit der ganzen Gluth ihres Herzens geliebt hatte; aber zu schnell verschwand der Astrolog, als daß sie hätte ihre Vermuthung vergewissern können. Seitdem verfolgte sie der Gedanke, daß Biolo noch lebe, daß Accevedo es sei. Die Theilnahme an Gui, seine zweimalige Rettung durch ihn — das Alles machte ihr die Sache gewisser, glaublicher. Sie ging oft nach Paris, sie wußte sich selbst Eingang in den Louvre zu verschaffen; aber Accevedo hatte sie erkannt und entzog sich ihrem Anblicke, da er noch das Geheimniß nicht enthüllen durfte.

Auch jetzt trieb sie dies nach Paris noch mehr, als die Nachforschungen nach Gabrielen, die ihr ohnedem in ihrer ganzen Schwierigkeit erschienen. Die Zigeuner hatten ihre Verbindungen in Paris, wo sie die Beute zu verkaufen pflegten. Es waren die Schlupfwinkel des Lasters und der Verworfenheit — allein sicher vor dem Auge der Gerechtigkeit, das ohnedem in jenen Tagen innerer Zerissenheit und geschlossener Willkür blind geworden.

Auf ihren Stab gestützt, stand sie im Hofe des Louvre, überlegend, wie sie am sichersten ihre Absicht erreichen möchte.

Unterdessen ereignete sich in Acevedo's Gemach etwas Unerwartetes. — Schon längst hatte Anjou's Späherblick in dem Acevedo stets begleitenden Knaben das reizende Mädchen entdeckt, und den glühenden Wunsch gehegt, sie zu besitzen. Acevedo durchschaute das Gewebe der Bosheit, das man angelegt, Gabrielen zu verderben. Es war eine schwer zu lösende Frage, wie er das Mädchen in Sicherheit bringen möge und wo? — Er hatte zwar an hu Pleffis' Freunde Freunde, aber ihnen durfte er sie nicht anvertrauen. Da begegnete ihm einst ein Mensch, der ihm bekannt schien. Er betrachtete den alternden, ärmlich gekleideten Mann genauer, und nun erkannte er in ihm einen seiner frühern treuen Diener, der in Paris zurückgeblieben war. Er folgte dem Manne von Ferne bis zum Marais, wo er in eine ärmliche finstere Wohnung trat. Es war die seine. Acevedo's Ankunft erschreckte den armen Mann. Als er aber sich ihm zu erkennen gab, wäre er fast vor ihm niedergefallen. Eine höhere Freude konnte es für die treue Seele nicht geben, als seinen alten, geliebten Herrn wieder zu sehen. Bei ihm war Acevedo's Geheimniß sicher. Mit ihm sprach er wegen Gabrielen. Gerne verstand sich der treue Alte dazu, sie verborgen zu halten, bis Biele sie zurückfordern würde.

Freudig kehrte er zu Gabrielen zurück und schülberte ihr die drohende Gefahr. Eine unnennbare Angst ergriff die Jungfrau. Sie hat unter Thränen, je eher je lieber sie aus dem Louvre dorthin zu bringen.

„Laß nur den Abend kommen,“ sagte Acevedo, „dann führe ich Dich unbemerkt dorthin;“ allein kaum daß dies Wort über seine Lippen gegangen, da klopfte es heftig an die Thüre. Nicht ohne eine geheime Angst öffnete Acevedo, und seine Furcht war gerechtfertigt.

Montesquion, der Hauptmann der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, begleitet von vier bewaffneten Schweizern, trat herein.

„Ihr seht mein Gefangenetz im Namen der Königin,“ sprach er besitz zu dem Astrologen; „folget mir!“

Montesquiou's Blicke ruhten lästern und durchbohrend auf Gabrielens schöner Gestalt. Sie erblickte, wankte und sank ohnmächtig in einen Stuhl.

„Ich folge Euch, Herr Ritter,“ sagte gefasst Acevedo, „nur gestattet mir, daß ich mich meines Sohnes annehme, dessen Zustand Ihr seht.“

„Das ist eine Ohnmacht, wie sie Knaben sonst nicht eigen ist,“ erwiderte Montesquiou. „Er ist stark und wird schon zu sich kommen. Da er unschuldig ist, werde ich ihn der Gnade der Königin empfehlen,“ setzte er mit einem Satyrlächeln hinzu. „Gebt mir den Schlüssel Eurer Thüre, damit ich sie verschließen — es möchte dem Knaben sonst vielleicht gar eine Gefahr drohen!“

Acevedo sah ein, daß hier nichts zu ändern war. Er gab ihm den Schlüssel und sagte: „Ich rechne auf Eure Ehre, Herr Ritter.“

„Das dürft Ihr,“ antwortete der Rathgeber, und jenes satyrische Lächeln schwebte wieder um seinen Mund.

Er schloß sorgfältig die Thür ab und steckte den Schlüssel zu sich.

„Herr Ritter,“ hob Acevedo an, „eine Bitte gewähret mir, führet mich zur Königin!“

„Das kann nicht sein,“ herrschte ihm der Rathgeber zu und führte ihn nun schnell über die Gänge aus dem Palaste.

Adelma stand draußen und erblickte nun pikärsch den Gefangenen. Sie erschrad. „Ja, es ist Diale!“ rief sie in sich hinein.

Auch Acevedo sah und erkannte sie. Eine dunkle Ahnung, als könne sie Gabrielen vielleicht nützen, bemächtigte sich seines Gemüths. Er zog schnell den Earring seiner verstorbenen Gattin vom Finger, ließ ihn vor ihr unbemerkt fallen, und sagte zu ihr gerundet:

„Nehmt Adelma, nimmt Das meines Sohnes Gabriel an!“

Montanones' Blick auf die Aste und Schlag eine laute Hohn-
lache auf. „Da habt Ihr Euch einen wackern Vorwand besetzt,
Meister!“ rief er aus.

Sie traten nun aus dem Hofe des Louvre und waren dem
Blick Abelma's entzogen.

Diese stand bebend noch auf derselben Stelle. Sie hatte
den Ring aufgehoben, ihn an ihre Lippen gedrückt, denn sie
erkannte ihn.

„D,“ rief sie freudig aus, „er hat noch Vertrauen zu mir!
— Ach,“ setzte sie hinzu, „hättest Du früher einmal „lebe Abelma“
gesagt, der Himmel wäre in diese Brust eingezogen, und das arme
Herz hätte doch eine schöne Erinnerung gehabt. Der Auftritt hatte
sie so sehr ergriffen, daß sie nicht im Stande war, von der Stelle
zu gehen. Sie dachte ihm nach. Gabriel? fragte sie sich. Qui
war doch sein einziger Sohn. Sollte er noch einmal geheirathet
haben? — Diese Worte Biolo's waren ihr unerklärlich. So viel
aber sah sie ein, sie mußte noch hier weilen. Sie setzte sich auf
die Stufen des Portals, vielleicht eine Gelegenheit zu entdecken,
wodurch sie genauere Kunde erhalten könnte.

Gabriele erwachte aus der Ohnmacht und fand sich ein-
geschloffen. Ihr erschien ihres Pflegevaters Gefangennehmung genau
mit Anjou's verworfenen Plänen zusammenzuhängen. Ein töd-
licher Schreden bemächtigte sich ihrer. Was sollte sie thun? —
Hier konnte, hier durfte sie nicht bleiben, mochte auch ihr Schicksal
sein, welches es wollte — schlimmer als das, welches hier ihrer
wartete, konnte ja keines sein. — Sie erinnerte sich, daß Acevedo
allerlei Schlüssel besaß. Sie suchte sie hervor. Sie lagen unter
Papieren. Diese Papiere könnten ihm schaden, dachte sie in diesem
Augenblicke. Sie warf sie in die Flammen des Kamins — dann
versuchte sie die Thüre zu öffnen. Es gelang zu ihrer unan-
sprechlichen Freude. Schnell steckte sie das wenige Geld, was sie
in Acevedo's Habseligkeiten fand, zu sich, warf sich auf ihre Knie
und betete inbrünstig für ihn und für sich, und eilte dann, in einem

Mantel gefüllt, aus dem Leuvec, wüthig angewiß, wohin sie ihre Schritte lenken sollte.

Sie eilte über den Hof weg. Sie hatte nicht, daß ihr Jemand nachrief. Erst vor dem Hofe, wo sie stille stand, einem Augenblick zu überlegen, wohin sie ihre Richtung nehmen sollte, gelang es Adelsma, dem stüchtigen Knaben zu erreichen.

„Heißt Du Gabriel?“ fragte sie zutraulich. — „Dann habe ich einen Auftrag von Aerebo, oder besser von de Biote an Dich.“

Gabriele erschrad. Sie sah die Alte und wollte ihr entfliehen — da seit jenen Tagen auf Arbeque der Name Zigeuner schon ihr fürchterlich war. Die Alte ergriff sie jedoch:

„Kind, fliehe nicht, ich bitte Dich!“ sagte sie. „Steh hier Aerebo's Ring, er ist das Zeichen, daß Du mir vertrauen darfst.“

Gabriele erkannte den Ring, und sie dachte, daß doch vielleicht die Alte nicht lüge.

Als sie ihr aber in das abschreckende Gesicht blickte und die trübselige Stimme mit ihrem widerlichen Ton an ihr Ohr schlug, da erbeute die vielfach Geängstigte wieder.

Adelsma betrachtete den Knaben, die feine, schöne Gestalt, und sie begann an dem Geschlechte desselben zu zweifeln. „Vertraue Dich mir an, mein Kind,“ sagte sie so herzlich, als sie nur konnte. „Du bist verlassen hier, und was wolltest Du ohne Hilfe beginnen in der gefahrenreichen Stadt, in dem wildbewegten Lande. Biote kennt mich, mir rief er, als die Schweizer ihn vorüber führten, zu: Adelsma, nimm Dich meines Sohnes Gabriel an! Kind, ich bin ihm hochverpflichtet — sage, wohin ich Dich bringen soll!“ —

„Wo ist Biote?“ fragte Gabriele jetzt, wie wenn ihr seine Gefangennehmung erst jetzt zum klaren Bewußtsein käme.

„Das kann ich Dir nicht sagen,“ versetzte Adelsma, „da ich auf Dich wartete, konnte ich ihm nicht folgen; doch das wollen wir auch erfahren.“

Sie ergriff nun Gabrielens zarte Hand und zog sie mit sich fort bis zu einem Durchgange, wie sie sich in Paris häufig finden, wo man nämlich durch ein Haus von einer Straße in die andere gelangt. Hier blieb Abelma keuchend stehen. Es war dunkel geworden. Gabrielens Gemüth, so furchtbar erschüttert durch die Ereignisse dieses Tages, schloß sich jetzt mit mehr Furcht als Vertrauen an die Alte an.

„Kind,“ fragte diese, „hast Du Jemanden in Paris, zu dem ich Dich bringen könnte?“

„Ach!“ rief angstvoll Gabriele, „ich kenne hier Niemanden, nicht einmal den Ort, wo meines Vaters Grab ist.“

„Deines Vaters Grab?“ fragte Abelma gespannt. „Wolte nannte sich Dein Vater.“

„O, das ist er auch der Waise geworden, die ohne ihn verloren war.“

„Wo ist denn Deine Heimath?“ fragte wieder die Alte.

„In der Dauphiné,“ antwortete Gabriele.

Ohne daß sie sich eines Vermuthungsgrundes bewußt gewesen wäre, sprach die Alte: „Vielleicht zu Schloß Arbeque? — Nicht wahr, Du bist Gabriele d'Arbeque?“

„Kennst Du mich?“ fragte ängstlich Gabriele, die kaum ihrer Besinnung mächtig war.

„O, ich kenne Dich, Mädchen,“ sagte darauf freudig Abelma, „und weißest Du nicht kalt und stolz ein treues Herz zurück, so sollst Du in mir eine mütterliche Freundin gewonnen haben, die Dir in dieser drangsalvollen Lage Alles leistet, was in ihren Kräften steht.“

Gabriele brückte dankbar ihre Hand. Allmählig vertraute sie der Alten. Je ruhiger sie zu werden begann, desto mehr erkannte sie das Hülf- und Trostlose ihrer gegenwärtigen Lage und die Nothwendigkeit, sich der ehrlich scheinenden Zigeunerin hinzugeben.

Nachdem Abelma ausgeruht, setzten sie ihren Weg fort und erreichten spät eine elende, schmutzige Hütte in einem finstern Gäßchen. Von einem wild aussehenden Menschen wurden sie fremdlich

aufgenommen. Gabriele konnte nichts genießen, und sank bald auf einem harten Lager, über welches sie ihren Mantel gebreitet, in tiefen Schlaf.

Als sie am Morgen erwachte, sah Abelma an ihrem Bett.

Freundlich grüßte sie die Erwachende. Gabriele fühlte neue Kraft.

„Wir wissen jetzt schon so viel, als vorerst möglich, über Diolo,“ hob sie an; „er ist in eins der minder harten Gefängnisse gebracht worden, und wir können für's erste ruhig sein.“

Diese Nachricht erleuchtete Gabrielen's Gemüth. Sie konnte jetzt ruhiger ihre Lage überdenken, die dennoch nichts an ihrer Trostlosigkeit verlor.

„Könnte ich nur auf das Schloß Arbeque kommen, dann wäre ich geborgen!“ sagte sie zu Abelma.

„Da kannst Du hinkommen, Gabriele,“ antwortete ihr Abelma.

„Nur darfst Du unser wildes, unsicheres Leben nicht fürchten. Wir ziehen mit unserer Horde dahin.“

Gabriele legte die Hand an die Stirn und sah nach.

„Dein Namen und Dein Geschlecht muß ein Geheimniß, und Du selbst stets in meiner Nähe bleiben, dann bist Du gerettet,“ setzte Abelma hinzu.

„Es sei,“ sagte sie endlich mit Festigkeit. „So sehr ich es wünschte, hier zu bleiben, um bei Diolo zu sein, ist sehr es ein; daß es unmöglich ist.“

Sie verließen nun Paris und erreichten bald die lagernde Horde. Bald darauf brach diese nach der Dauphiné auf, wo damals d'Arctier mit Lavannes und anderen Häuptlingen der Katholiken sich herumschlug, und wild mit den Feinden verfuhr. Dort, wo Unordnung und Gesetzlosigkeit waltete, war dieses Volk's Erdbeleb.

24.

Die Festung la Rochelle besaß und genoß das für die damaligen Zeitumstände unschätzbare Vorrecht, keine königliche Besatzung ohne den Willen der Bürgerschaft einnehmen zu müssen. Condé und Coligni waren dort glücklich angekommen nach mancher Drangsal und Gefahr. Auch Johanna von Navarra mit dem fünfzehnjährigen Prinzen Heinrich von Navarra und der dreizehnjährigen Katharina, unter Bedeckung von dreitausend treuen Bearnern, war daselbst eingezogen, trotz Montluc's Nachstellungen. Dandelot, des Admirals wacker Bruder, führte dreitausend Bretagner nach la Rochelle. Johanna's Gelbzuschüsse, Englands und Deutschlands bereitwillige Hülfe hoben den Muth der Hugenotten, und bald standen sie schlagfertig im Felde.

Immer höher stieg die Noth der Bedrängten in Frankreich. Nach l'Hopital's Entfernung und Morvillier's Amtsantritt hatte die fanatische Gesinnung des Cardinals von Lothringen und Katharina's von Medicis ein weites freies Feld der Thätigkeit vor sich. Jetzt wurde den Protestanten ein Eid abgefordert, der sie zur Treue gegen den König verpflichtete, und ihnen die Bewaffnung und Leistung von Geldbeiträgen zu den Unternehmungen Condé's und Coligni's untersagte, und ihnen die Verbindlichkeit auferlegte, Alles, was von gefährlichen Anschlägen gegen die Regierung bekannt würde, anzuzeigen.

Sobald darauf erfolgten rasch aufeinander die Bekanntmachungen von drei feindselig gegen die Protestanten gerichteten königlichen Edicten, deren eines immer heftiger als das andere war, bis zuletzt das Bekenntniß des Evangeliums bei Todesstrafe verboten wurde, und man keine andere Religionsausübung duldete, als die römische.

Dies Alles reizte die Erbitterung auf's heftigste. Die Protestanten sahen es ein, es gelte jetzt einen Kampf auf Leben und Tod. La Rochelle wimmelte jetzt von Heeresmännern, und täglich wuchs die Anzahl.

Gui sah mit Begierde dem Kampfe entgegen. Er, wie so viele, schenkte nicht eher das Schwert in die Scheide zu senden; die Glaubens- und Gewissensfreiheit erkämpft sei. Das Vertrauen, welches Colligni in ihn setzte, und die wohlwollende Auszeichnung, womit der Admiral ihn behandelte, zog ihm die Achtung der angesehensten Häupter der Huguenotten zu, und selbst Johanna, die edle Königin von Navarra, sah es sehr gerne, wenn Gui in der Gesellschaft des Prinzen Heinrich von Bearn war, um so lieber sah sie es, da der Ruf einer unbescholtenen Sittlichkeit von Jedermann ihm beigelegt wurde. Aus diesen für ihn angenehmen Verhältnissen riß ihn der eröffnete Feldzug. So sehr es Heinrich von Bearn wünschte, ihn bei sich zu behalten, so rief dennoch die Pflicht und die Ehre, und Gui folgte.

Bei Jarnac fiel die erste Schlacht vor — aber wieder unglücklich für die Protestanten. Diese Schlacht, in der Gui zum ersten Mal als Oberster an der Spitze eines Regiments leichter Reiterei kämpfte, war sehr unheilbringend, obwohl die Protestanten Wunder der Tapferkeit thaten; dadurch aber war sie dies besonders, daß Louis, Prinz von Condé, sein Leben im neun und dreißigsten Jahre seines Alters auf eine unerhörte Weise verlor. Schon bei dem Anfange der Schlacht verwundete ihn das Pferd des Grafen de Larochefoucault durch einen Schlag am Schenkel. Er stürzte sich aber dennoch in das tiefste Kampfgetümmel, als die Seinen zu weichen begannen. Er stürzte von dem Pferde mitten im ärgsten Kampfgewühl, und konnte sich, ob jener Verwundung, nicht wieder erheben. Knieend kämpfte er noch eine Weile mit Löwenwuth; aber seine Kräfte sanken, keine Hilfe kam — und Herr d'Argence, ein Edelmann des royalistischen Heeres, setzte ihm heftig zu. Ihm ergab er sich, und dieser sicherte ihm Pardon zu, obwohl Anjou bestimmt den Befehl gegeben hatte dem Prinzen auf keine Weise zu schonen.

d'Argence wollte eben den Prinzen nach dem Hauptquartiere bringen, als der tödtliche Montesquiou vorüber jagte. Raum sah

er den Prinzen, so rief er das Pistol hervor und schloß Gonds eine Kugel durch den Kopf. d'Argence war wie vom Donner gerührt. Montcaumon aber schlug eine teuflische Lüge auf und eckte schnell vom dannen. So eine Schandthat wurde nie geahndet. Der Tod des Prinzen wurde schnell unter den Hugenotten bekannt und trieb sie zu fast wahnsinniger Flucht. Vergebens ermahnte, beschwor Gai seine Streiter zum Steh halten. Vergebens drohte er, den Ersten, der es wage auszureißen, niederzuhauen. Seine Stimme, die dem Donner gleich daher brauste, verhallte, und — sie flohen.

In Saintes sah er den Admiral wieder. Grimm undummer zeigte sein Angesicht. Er vermochte fast nicht zu reden.

Coligni reichte ihm die Hand und sagte: „Seid ruhig, mein wacker Birole — wir leben noch und unser Muth, und der Aberglaube verläßt uns nicht! — Ihr habt wacker gekämpft, und Eure Erhebung, wäre sie Euch nicht als Lohn früherer Tapferkeit geworden, sie würde und müßte Euch jetzt werden!

Obgleich ihm dieses Anerkenntniß wohl that, so konnte doch Nichts seinen Unwillen vernichten.

Ein gehaltenes Kriegsrath legte in Coligni's Hände den Oberbefehl des Heeres. Er zog sich auf einen Berghaufen, den d'Acier befehligte und welcher keinen Antheil an der Schlacht von Jarnac genommen, zurück, und traf weise Anstalten gegen die nachtheiligen Folgen der verlorenen Schlacht. In die festen Plätze warf er schnell hinlängliche Besatzungen, und ließ dann die Häupter seiner Partei in Lonnai-Charente zusammen treten. Die Prinzen Heinrich von Bearn und Heinrich von Condé, des Gemordeten ältester Sohn, in Gesellschaft der edlen Königin von Navarra trafen auch daselbst ein.

Als Alle versammelt waren, trat die erhabene Jüdin in den Männerkreis, an ihrer Seite die Prinzen. Von hoher Begeisterung erfüllt, hielt sie eine so kräftige, eindringende Anrede, daß jedes Herz ergriffen wurde und ein lauter Jubel erscholl, und Alle Schwuren zu kämpfen, bis das Ziel ihrer Wünsche, Freiheit des

Wankens und des Bewaffens, errungen sei. Der Mutter jedes Wort war verflühen, der Jubelruf verhallt, da trat Heinrich von Bearn hervor. Sein Auge strahlte, indes innere heftige Bewegung seine schwebenden Wangen bleichte. Er erhob seine Hand zum Schwur und sprach mit einer Festigkeit, die bei dem sechszehnjährigen Jüngling in Erstaunen und Verwunderung versetzte: „Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinschaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Lob, oder Sieg uns Allen die gewünschte Freiheit verschaffen wird!“

Da donnerte ein Lebehoch! dem Eide. Da erklärten sie ihn und Heinrich Condé einmüthig zu Hauptern der Huguenotten. Soll mitterlicher Stolz und mitterlicher Borne schloß Johanna den Sohn an ihre Brust, und der alte, ehrwürdige Coligni leistete ihm zuerst den Schwur der Treue, und nach ihm Alle mit gleichem Enthusiasmus. Es war ein erhebender Augenblick, der neuen Muth in jedes Herz ergoß. Nicht weniger erhebend war der, als die Prinzen dem versammelten Heere zu Cognac vorgestellt wurden. Hier zitterte die Lust ob des Jubels der Huldigung.

Süchtiger als je gestalteten sich jetzt die Verhältnisse der Protestanten, denn der heldenmüthe Wolfgang von Zweibrücken führte ihnen sechs tausend Reiter und fünf tausend Lanzknechte zu. Nicht zum günstigsten war die Lage der königlichen Armee. Der Schatz war geleert, die Finanzen zerrüttet. Schon ein ganzes Vierteljahr blieb der Sold aus, und täglich schmolz das Heer. Katharina kam selbst zu ihrem Sohne Heinrich von Anjou in das Lager von Remos. Sie versprach Alles. Sie tröstete das Heer mit den Unterstützung aus Deutschland, Italien und den Niederlanden, und hob auf diese Art den gesunkenen Muth.

Hefig brach nun der Krieg in Poitou aus. Geßtig aber wüthete man in anderen Gegenden gegen die Protestanten. Vorher hatte zu zweien Malen Coligni, um ja Alles versucht zu haben, Schriftstücken dem Könige vorgelegt, worin er um Freiheit der Religionsübung und Zurücknahme der verfolgenden Edicte bat, und

verlangt, sogleich die Waffen niederzulegen, wenn die Bitte nicht würde, allein man empfielste mit Grausamkeiten vor denen, die Menschheit schaudert, diese Vorstellungen. Da das Parlament von Paris setzte einen Preis von 50,000 Goldgulden auf den Kopf des Admirals — sein Bildniß wurde vor dem Rathhause von Paris verbrannt und er seiner Admiralswürde entsetzt.

Der Admiral, zu groß, um sich dadurch gekränkt zu fühlen, that über die Luftstreiche der Ohnmacht, nicht so seine Freunde, die dadurch auf's wüthendste empört wurden. Ruhig verfolgte man Coligni, der den Oberbefehl fort behielt, seinen Plan. Die Unternehmungen des Admirals gegen Poitiers führten nicht zum gewünschten Ziel, aber dagegen war Montgommery in Vaucourt glücklich. Anjou zog sich vorsichtig zurück, da auch sein Heer viel gelitten, und Coligni folgte ihm. Er vermied gern eine Hauptschlacht, da das königliche Heer durch die Deutschen, Italiener und aus den Niederlanden verstärkt worden, allein immer offener und stürmischer sprach sich der Wunsch seines Heers aus, gegen den Feind geführt zu werden. Bei der Stadt Montcaumon trafen sie am 8. October 1569 zusammen. Vier Stunden lang wüthete ein größliches Geschützfeuer. Um zwei Uhr Nachmittags rückten die Königl. unter Montpensier vor, und es gelang ihm, die Reiterei unter Moui, le Noue und Qui de Biote zu trennen. Der Scharfschick des Admirals erkannte die Gefahr und eilte schnell zu Hülfe. Er selbst that Wunder der Tapferkeit, und würde, da ihm eine Kugel in die linke Wange traf, gefangen worden sein, wenn nicht Mansfeld, der nach Wolfgang's Tod (der wahrscheinlich, wie des Admirals edler Bruder, Daubelot, Gift erhalten hatte) die Deutschen befehligte, schnell ihm zu Hülfe geeilt und die Massen Montpensier's in die Flucht geschlagen hätte. — Anjou bürzte sich nun auf Mansfeld. Ruthigen Widerstand leistete er; aber auf die Dauer würde er es nicht vermocht haben, wenn nicht der Graf von Nassau Anjou's Truppen geworfen und zerstreut hätte. Jetzt wurde das Treffen allgemein und grimmig. Ohne Barbon wurde

geworlet. Laonnes und Tulle jedoch gaben dem Ausschlag zu Gunsten der Katholiken. Die geringere Macht der Hugonotten unternahm nach dem muthigsten Kampfe der feindlichen Heermacht. Inmitten Lobes und Gesängen hatten sie verlorren; und zweihundert Fahnen zierten als Trophäen dieses Sieges die Kathedrale von Notre-Dame. Der Sieg war vollkommen. Paris feierte und feierte Freudenfeste — denn die Heerde war ja vernichtet. — Wo meinte man: Colligni aber ging dem König. Er zog über Montauban; der König, der Herzog von Saint-Jean d'Angely, ließ zu ihm. Von allen Seiten strömten Streiter seines Glaubens ihm zu, die Verluste zu ersetzen, und noch ehe das Jahr 1569 hinabsank, rückte er neuer gekräftigt nach Burgund vor; behauptete sich muthig gegen das überlegene feindliche Heer; und errang selbst Vortheile über dasselbe. Der Hof war des Königs müde; der Frankreich verließ und die Staatskräfte verzehrte. Er erkannte des Feindes immer neue Furchtbarkeit an und wünschte Frieden — um Kräfte zu sammeln — und endlich benutzte die Kräfte zu vernichten.

25.

Nach vielfachen und verwickelten Unterhandlungen kam endlich der Friede in Saint-Germain en Laye zu Stande; alle vorhergehenden Friedens-Verträge wurden bestätigt und jedes nachtheilige von Roussillon aufgehoben. Den Protestanten bewilligte man vier Sicherheitsplätze: La Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac, die Hugonotten wurden aller Aemter und Würden fähig erklärt und ihnen freie Religionsübung zugesprochen. —

Der Frieden war zu günstig für die Protestanten, darinn mißtrauten Viele der Aufrichtigkeit des Hofes, der schon so oft sie betrogen, und durch anscheinende Versöhnlichkeit sie gelockt hatte. Die da mißtrauten, sahen tiefer als Colligni, der sich ganz der

schönen Hoffnung hingab, seinen theuern Vaterlande den Feinden zurückzugeben zu sehen.

Katharina aber meinte es, wie immer, auch jetzt nicht trennen Jener Hellenplan, den Alba begünstet, den Anjou gefördert, dem selbst Carl IX. in der Aufwallung der Leidenschaft zugethan schien, den endlich Lavannes und Rey als das einzige Mittel zum Ziele zu gelangen, priesen — er lebte jetzt auf's Neue in ihr auf.

Acosedo schmachtete indessen noch immer im Gefängnisse, nichts Geringeres als seinen Tod erwartend. Nichts schmerzte ihn, als die Unbekanntschaft mit Gui's und Gabriels's Schicksal. Ruhig sah er dem Tod entgegen, denn sein Herz war frei von den Demwürfen, die, wie Carpyen, des Sünder's Juneres zerstückten. Sein Glaube wies ihn hin auf das ewige Verdienst seines Heilwunders, als des Retters und Erlösers der Sünder. In seinem Erlösungstode ruhte seine Hoffnung und der Sieg über die Schrecken des Todes. Tief aber betäubte ihn der Jubel über die Siege von Jarnac und Montcautour, und doch lag die erheiternde Vorstellung ihm wieder nahe, droben, im Reiche des Lichts, die wieder zu finden, die er hier verloren oder die er zurücklassen mußte.

Hätte er gewußt, daß Gabriele den Neffen Anjou's entgangen, daß dieser wüthend über ihren Verlust mit Montesquiou gebardet, daß Gui glücklich und mit dem Lorbeertränze des Sieges und der Tapferkeit aus den beiden Schlachten hervorgegangen, eine höhere Freude würde das Vaterherz hienieden erquickt, und die Seele der Erde demnach wieder zugewendet haben, die nur mit Himmlischem beschäftigt war.

Katharina hatte Acosedo's Papiere genau untersucht lassen, ja theilweise selbst durchforscht. Jenes glückliche Gebante Gabriels's, die wichtigeren zu verbrennen, entzog ihn einem Verdachte, der ihn würde das Leben gekostet haben. Katharina fand nichts Verdächtiges. Nur Berechnungen und seltsame Figuren, die sie nicht verstand, waren da. Selbst jenes Schlüsselbund war von Gabriel entfernt worden, das der Königin lieber wolte die Augen geöffnet

haben. Sie hatte bisher den Astrologen nicht verachtet. Ihre Sehnsucht, mit kühnem Auge in die verborgenen Wege und Pläne des Schicksals zu blicken, fand keine Befriedigung, zumal sie jetzt nicht als zu erwarten, da ihr Mann der Weise nahe. Sie bereute es, den Astrologen eingelernt zu haben. Nur die Rücksicht auf Anjou, der ihn aus Ursachen, die sie nicht begriff, glücklich machte, hielt sie bis jetzt ab, ihn seiner Last zu entlassen, die für sie schon so lange gewährt.

Eindringlich konnte sie nicht länger widerstehen, und wurde bei sich einig, den Astrologen vor Anjou zu verbergen. Sie ließ ihn in der Nacht nach dem Saal in ihre Gemächer bringen, wo sie mit ihm ganz allein war.

Accebo erwartete seine Sterbestunde, als zu so ungewöhnlicher Zeit seines Kerkers Thüre sich öffnete. Auf's höchste überraschte ihn das Wort: „Ihr seid frei!“ So sehr er auch sich mit dem Gedanken an den Tod befaßt und vertaus gemacht hatte — die Liebe zum Leben, die der Schöpfer in das Menschenherz gepflanzt, die auch den Greis im Silberhaare noch nicht verläßt, sie regte sich dennoch jetzt hervor — und eine aufrichtige Freude erfüllte sein Gemüth, als Freiheit statt Tod ihm verkündet wurde.

Man brachte ihn zu Katharinen. Sie trat ihm entgegen so freundlich, so wohlwollend, als ob nicht Monate einer engen Gefangenhaft, durch sie verstrichen, zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit lagen. Acebo's Gemüth hatte gelitten, er sah dankbar aus. Die Königin reichte ihm ihre Hand zum Aufstehen.

Accebo sah sie fest an. Seinen Blick konnte sie nicht ertragen.

„Warum habt Ihr mich wie einen Verbrecher eingelernt?“
„Kommt mir meine Schuld!“ sprach er wahrheitsvoll.

„Ich genüge Euch,“ sagte sie mild, „daß ich Euch die ungeschicklich erlittene und bunte Verdacht des Anjou, den man auf Euch lud.“ Bergebt mir mein Urtheil. Ich will es gut zu verstehen.

sehen. „Kannst du, Kerebo, Frankreichs Bürger — Sittet dich
man Vergebung?“

„Kannst du mir die Zeit des Kummers und des Wechs
nehmen, die ich durchlebe, oder sie in Freudenstage umwandeln?“
— sprach er bitter.

„Das kann ich nicht, Kerebo,“ erwiderte sie — „aber vergelt
nicht, daß so leicht der Mensch irren kann.“

— „An erprobter Treue sollte er nie zweifeln.“

„Wohl, allein den falschen Jungen ist Vieles möglich!“

„So neuwet mir sie, meine Königin!“

„Das kann ich nicht, Kerebo, ich sagte es Euch schon. Ohne
dem würde es ja auch das Geschehene nicht ungeschehen machen.
Reizt, und meine ganze Werthschätzung, mein ungeheiltes
Wundwahr soll Euch entschädigen.“

„Es sei,“ sprach Kerebo — „doch eine Frage müßt Ihr
mir beantworten: Wo ist Gabriel, mein Sohn?“

Katharina schlug den Blick nieder: „Woher sagte, es sei ein
Mädchen?“ sprach sie kleinlaut.

„Und wenn sie das gewesen, und wenn ich mein Kind in
Männerkleidung barg, um sie vor den teuflischen Raufstellungen
Eurer Gellente — in Eures Sohnes — sichern zu können: — was
that das? — wo ist sie?“

„Gott weiß es. Sie verschwand, wie Ninjou mir sagte,
und nur so viel konnte ich erfahren, daß eine alte Zigeunerin sie
mit sich fortgenommen, aber dann mit ihr spurlos verschwunden sei.“

Da kam Frieden in des Greises Herz. Sie war gerecht,
das wußte er nur mit Gewißheit.

Katharina that Alles, was sie vermochte, ihn zu gewinnen.

„Sieh dich nun mit ihm in ein Gespräch über den richtigen
Stand der Verhältnisse ein, und sprach die Noth aus, und ihre
Helfe schon längere Zeit beschäftigt, nämlich Margarethen von
Beloid mit Heinrich von Wege als Vermählten, und behalt die
Bogenstärke für Fortsetzung zu sehen.“

von dem Wünsche Befehl, dem für seine Lebensdauer so sehr gütlichen Frieden alle mögliche Dauer zu verleihen. Er konnte sich in dieser Ansicht. Sie hat ihn, er möge doch die gestellte Beobachtungen anstellen, um zu erfahren, ob dies gelingen würde.

Er bezog nun sehr alles Gemach wieder, nachdem er versprochen, sich den Augen Alfou's zu entziehen. Sein erstes Geschäft war, dem gütlichen Lenker des Geschicks für Gaderiens Rettung zu danken, und dann Selbigen zu suchen; ein Schreiben an die Pleßs-Mornat zu richten, über Guil's Verhältnisse nichtes zu werben. Er wußte dieses Schreiben durch jenen wieder gefundenen alten Diener glücklich zu der Pleßs-Mornat zu bringen; und bald erfuhr ein Schreiben, des Fremdes, voll Lobes von Guil und mit der Nachricht, wie hoch geehrt er sei und wie ihn Heinrich von Bearn achte, und er stets um die Person des Prinzen sein müßte, wenn nicht sein Beruf ihn fordere — des Vaters väterliches Herz. Nur von Gabrielen konnte er nichts erfahren. Doch traute er sich und sicher der Treue Abelma's, und Ruhe legte wieder in sein Herz. Er gab sich nun wieder ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen, den astrologischen Studien hin, die Gefasung hat, die im Herke so viel gekostet, stellte sich wieder her, und frohere Aussichten öffneten sich ihm für den Abend des Lebens. Keine Abnung hätte er von dem Schicksale, den Katholik begre, den sie so King zu verbergen wußte.

Inzwischen wurden die Unterhandlungen mit der Königin von Navarra eröffnet wegen der Verbindung Heinrich's und Margareten's. Frankreich schien richtig. Jede Kraft atmete wieder einmal frei, und Carl IX. trieb ebenfalls Unterhandlungen mit dem Kaiser Maximilian II. ein, die mit der Vermählung zwischen Carl und des Kaisers Tochter Elisabeth endeten. Probst Hubel erfüllte Paris. Ueberall gab man sich den schönsten Hoffnungen hin, und auf die Erhebungen Katholiken der Unterwelt müßte es schon wahrhaftig Sturm gewesen sein.

Geist der Admiral, schon seit längerer Zeit Wittwer, bog noch einmal die süßen Gefühle jugendlicher, weit über seinem Alter hinausliegenden Empfindungen. Jacobine von Entremont, eine sehr schöne Dame Savoyens, innigst zugethan dem reinen Evangelium, war von hoher Achtung und Verehrung gegen den Admiral Coligni, den größten Mann und edelsten Helden seines Zeitalters, den muthigen Vertheidiger der heiligsten Rechte der Menschheit, erfüllt. Ihr Herz, schwärmerisch Alles ergreifend, was Interesse für sie hatte, wurde von der innigsten Liebe zu ihm erfüllt, der doch um so vieles Älter war, als sie. Sie bot dem Admiral ihr Herz und ihre Hand. Das Seltsame dieser Handlung, die erhabene Gesinnung, welche sie ausdrückte, gewannen des Admirals Herz. Er veranstaltete eine Zusammenkunft, und hier knüpfte sich das Band unauflöslich.

Der Herzog von Savoyen suchte diese Verbindung zu hinterzählen. Er zog Jacobinens Giltex ein. — Dennoch blieb sie treu und verließ heimlich ihr Vaterland, verließ ihre Reichthümer und wurde in Rochelle des Helden Gattin. Alle unheilbringenden Ereignisse schienen sich in die glücklichsten aufzulösen — alle Segnungen des Friedens blühten. Coligni segnete den Liebesbund seiner Tochter Anne mit dem edlen Tullius, obwohl er nur ein armer Ehegatte war. — Heinrich von Condé vermählte sich mit Maria von Cleve. — Nur des ehrgeizigen Ajax's Plan, Englands Elizabeth die Seine zu nennen, mißlang zu seinem Grimm, und nur ein Spott, höchstens war in dem Röcheln, das er erhielt — magere Erbs für Vernichtung seiner ehrgeizigen Absichten. Die Vermählung Heinrich's von Navarre mit Margarethen von Valois, mit welcher ihre Gemalinnen vollkommen übereinstimmten, kam allfällig ihrer Erfüllung nahe als Freude der Huguenotten, die sich jetzt im Besitz des Bundes, welcher so viel Blut geflossen, glücklich fühlten.

Die frsche Aussicht der Vereinigung der beiden Parteien in Heinrich und Margarethen, und die ihm heimlich verrathene Absicht des Königs, an Spanien den Krieg zu erklären, und dadurch den

Niedertracht nichtig zu werden, und ihm den Oberbefehl zu übertragen; dies war sein eigenes, ja herzlich erwünschtes kühnes Glück, nahm der Admiral's Herz ganz ein. So oft er auch schon von dem Hofe, der keine Krone konnte, hingegangen worden war; jetzt traute er zuversichtlich und schelte oft, ja lärmte sogar, wenn man Bedenlichkeiten äußerte und Zweifel an der Aufrichtigkeit des Hofes.

Er wurde jetzt von Carl IX. eingeladen, an den Hof zu kommen, um die Angelegenheiten wegen des Krieges mit Spanien eifrig zu betreiben. Freudig eilte Coligni nach Paris. Sein Empfang von Seiten des Königs war sehr herzlich. Jedermann bemühte sich, ihm seine Achtung zu beweisen. Der König versicherte ihm: dieser Tag sei der glücklichste seines Lebens. Coligni wurde in alle seine Ämter und Würden wieder eingesetzt; ja Carl gab ihm eine Stelle im Staatsrath und ein Geschenk von hunderttausend Livres, und überließ ihm ein ganzes Jahr lang die Einkünfte der Pfründen seines in London verstorbenen Bruders, des Cardinals von Bourbon, der als Opfer des Fanatismus gefallen war. Alles wurde versucht, den Admiral so in die Netze des Hofes zu verstricken, daß er nicht mehr entkommen konnte, da er, ohnehin mit unbegreiflicher Verblendung sich hingab, und alle Warnungen vernachlässigte.

Während unter den fremdigen Vorsehungen zu der Vermählung des Prinzen Heinrich starb Johanna von Navarra, das große Ahe Noth, und dieser Verlust war groß für die Protestanten; allein dieser Todesfall änderte Nichts in dieser Angelegenheit.

Heinrich von Navarra, zu dessen Noth Gui de Montmorant war, eilte nach Paris. Sein Einzug war glänzend, und ihm jubelte Paris auch dem Reize entgegen. Margarethe von Valois empfand für den schönen Heinrich wirklich Zuneigung; sie sah ihm mit Sehnsucht entgegen. Da erblühte sie in seiner Noth, dem Mann wieder, für den sie nicht geliebt, Guise's Gatte wurde, und ein freudiges Gefühl durchleben sie. Diese Neigung war in

ihren Lehrlingstagen Zeitgenossen weder etwas und weder, noch die Achtung zu ihrem jüngsten Sohn. Sie war bewiesene Güte und Güte zu Gut der Dialektik. Die besseren Gefühle der Dialektik waren widerrechtlich, und er fühlte eine tiefe Verachtung gegen Dialektik, die die Absicht zu haben schien, mit ihm in dem seiner verworrenen Verhältnisse zu treten, die sie damals am Hofe Sitte waren. Er zog sich von allen Festlichkeiten zurück und ließ sich ein Einsiedlerleben unter den Freuden des Hofes.

Altebebo beobachtete den geliebten Sohn. Margarethen's unendliche Liebe zu ihm war ihm kein Geheimniß, desto mehr freute ihn die Zurückgezogenheit. Er achtete selbst Heinrich von Navarra's Vortritte nicht und lebte nur in der Verbindung mit Coligni, hoffend auf den Ausbruch des Krieges mit Spanien, wo sich ihm das Feld des Ruhmes wieder zu öffnen versprach. Altebebo sah er nur selten, so sehr ihn auch sein Herz zu ihm hingog. Es war eine sichtbare Verkümmung in seinem Wesen. Däher war kein Sinn. Niemand errieth das Geheimniß, als Coligni und Altebebo. Er forschte nach Gabrielen, und all sein Forschen war vergeblich. Dies war es, verbunden mit jener unheiligen Empfängnis der jungen Königin von Navarra, was ihm den Aufenthalt in Paris für das Leben machte.

Du Pleffis-Mornai gab seiner Thätigkeit eine neue Richtung. „Die Zeitumstände sind günstig,“ sagte er, „Heilichs von Navarra Wohlwollen für Euch, des Königs milde Ermahnung, und verheißt Euch ein erwünschtes Ziel, wenn Ihr jetzt Eure Güter in der Auvergne zurückfordert.“ „Gut“ erkannte die Nichtigkeit dieser Anträge. Er that man ernsthafte Schritte, und hatte die Freude, daß er seiner Willkür hinwirklich nachgeben mußte. — „Denn“ versprach Alles. — „Sich“ Coligni sagte es dem König und dem Herzog. Carl sagte sich so, „Sich“ in der That, daß er endlich das Geheiß genehmigte, und Gut in der That. — „Gut“ sagte er, „Gut“ wollte sofort nach der Auvergne gehen, um Coligni's Güter wieder zu gewinnen.

Er erriet: wackelnd: das: Zusammenkunft: Colligni: so: wußt: den: König:
 sollte: ihm: Colligni: war: wie: räthsel: was: für: ihn: sah: der: König:
 den: antworteten: Niedertracht: sich: annehmen: und: selbst: den:
 Feldzug: zu: führen: Er: deutete: darauf: hin: daß: Marcellina: ihn: bei:
 den: feindlichen: Rädeln: ob:ß: darum: zurück: gehalten, selbst: tödtlich: zu:
 kämpfen: um: der: Herzog: von: Anjou: bei: der: Station: beliebt: zu:
 machen: nach: ihn: den: König, desto: besser: zu: beschützen. Coll:
 mochte: die: Wahrheit: dieser: Andeutungen: fühlen. Er: sah, daß:
 Colligni: es: räthlich: meinte, und: es: war: nahe: daran: daß: Colligni:
 zu: bedeutendes: Hebergewicht: über: den: König: erhielt. Rathart:
 ihm: alles: Gespräch: belauschen: Ihr: Haß: gegen: Colligni: kannte:
 nun: keine: Grenze: mehr. Immer: fester: wurde: die: Absicht, ihn,
 nach: alle: in: Paris: versammelten: Hugenotten, hinzumorden. Dies:
 aber: ging: nicht: ohne: des: Königs: Mitwissen, und: das: mußte:
 schnell: gescheh: werden, ehe: Colligni: ihn: noch: mehr: für: sich:
 einnehmen:

Ihre Thränen rannen. Sie affectirte eine wilde Verzweiflung,
 die: soll: aus: mich: was: aus: Anjou: werden, wenn: sie: sich: in:
 ihre: Wege: lassen: und: an: die: Spitze: der: Staatsgeschicke: werden:
 daß: mich: nach: Fluren: zurück: thun, und: dort: daß: über: dem: Thron:
 war, seinen: Sohn: verloren: zu: haben: denn: Herz: brechen“ Das:
 rief: sie: in: erschütterndem: Tönen.

Carl stand bekränzt vor ihn. Solgner's Bemerkungen waren noch unerwähnt in seinem Andenken. Er wachte sich schnellig, er schaute die erkrankte, so tiefbewegte Mutter, zum Vergessen an und gelobte Besserung, gelobte, ihr in allen Stücken zu folgen.

Freudig sah Catharina ihren Versuch's Gelingen; allein sie hatte gelernt, sich zu beherrschen und zu verstellen. Statt sich mit Carl auszusöhnen, rang sie verzweifelt die Hände und stülte davon.

Carl war außer sich. Er folgte der Mutter, wie sie es begehrt hatte, in ihre Gemächer, wo er Angst, Gaud's Kopf, Katerines und Gaud, die Vertrauten ihrer Nothpflanz, bei ihr antraf.

Carl starrte sie an und erbleichte. Er fürchtete seine Mutter und den Herzog von Kauen mehr, als die Hugenotten. Ihr Zusammensein mit diesen somatischen Männern, deren Gesichter alle den Ausdruck der tiefsten Betrübniß und Sorge zur Schau trugen, ängstete ihn unbeschreiblich, und es ahnte für sich die nachtheiligsten Folgen.

Sie zitternd sah er sie nun, ihm noch die neuen Verbrechen der Protestanten bekunnt zu machen, da er sie ja gar nicht kenne. Da war ihr Wunsch erfüllt; da begann sie mit glühenden Farben die Verbrechen der Protestanten zu schildern, von denen diese nichts wußten; da sagte man dem König, daß sie mit der festen Uebung ihrer Religion nicht zufrieden seien, sondern die Uebung der katholischen beabsichtigten; daß sie sich rühmten, dem König ganz nach ihren Absichten lehren zu können; daß besonders der Admiral sich geäußert habe, künftige Mächte wegen seiner Uebung nehmen zu wollen.

Es lag nicht im Carl's heftiger Gemüthsart, etwas ruhig zu prüfen, um Wahrheit von niedrigem und höllischem Blendwerk der Uebung schreiben zu können. Auch sah keine seine Hitze auf. Man wachte sie sich zum raschesten Borne zu folgen, und erschau, iß den Protestanten nicht zu vergehen.

Jetzt hatte man den König da, wo man ihn haben wollte. Man lehrte nach Paris zurück. Katharina und Anjou mitbränden der Dauer der königlichen Zornes, darum nahmen sie einen andern Ausweg — Coligny's Ermordung. Aber auch hier erscheint Katharinens teuflische List. Ihr Bestreben ging darauf hinaus, die Noththat auf das Guisfche Haus zu laden. Teuflisch klug wählte sie ein Haus, das dem Erzhof der Guisfchen Prinzen gehörte, zum Mordplatze. Dort mußte sich der Mörder verbergen.

Es war am 21. August 1572, als Abends spät noch Accedo sich zur Königin begeben wollte, um sie zu warnen, da Schreckliches sich bald ereignen mußte, seinen Beobachtungen zufolge. Die seltsame Erregtheit Katharinens, das heinliche Wesen, die glühenden Blicke, die er beobachtet — das Alles deutete dem scharfen Beobachter auf nichts Gutes und nichts Gewöhnliches.

Er kannte seinen Einfluß auf die Königin und hoffte durch denselben vielleicht Uebels von seinen Glaubensgenossen abzuwenden.

Als er sich dem königlichen Gemache näherte, trat Nicolas Desviers de Mauvevel, der Mörder des tapfern Henri — ein Aufwurf der Hölle, einst im Dienste des Herzogs Franz von Guise, herans, und die ganze Hölle sprach aus seinen Lippen.

Ein kalter Schauer ergriff Accedo bei dem Anblik dieses Menschen, und eine lange Ahnung durchzuckte ihn. — Statt sich zur Königin zu begeben, eilte er aus dem Louvre nach dem Hotel Saint-Barthe, in der Straße Velisy, unfern des Louvre, wo Coligny wohnte. Er verlangte stürmisch den Admiral zu sprechen. Doch dies war jetzt nicht möglich, da er bei dem König war. —

Gai aber traf ihn.

„Oberst Blole!“ rief der Vater dem Sohne zu, „beschützt den Admiral, Paris zu verlassen, es droht seinem Leben Gefahr. Auch Ihr seid nicht sicher. Verlaßt um Gotteswillen Paris, und eilt auf Eure Güter nach Saint-Flour!“

Gai erschrock. Er zog den Astrologen auf die Seite. Er suchte nach Willen, und Accedo theilte ihm das mit, was er wußte, und

verließ ihn denn schnell, um wieder dem beschäftigten Degenstüd näher auf die Spur zu kommen. Coligni kehrte spät heim.

„Qui theilte ihm folgende das mit, was er gesehen und befohlen ihm, Paris zu verlassen.“

„Ihr vergeht, Oberst! antwortete Coligni ruhig, daß mich die Pflicht gegen König und Vaterland fesselt. Ihr vergeht, daß wir alle in Gottes Hand stehen und sein Schutz und Bewachen. Dem Feind hätte ich solche Angstlichkeit nicht erwartet.“ — Und ruhig legte er sich zu Bett.

Am andern Tage, Freitag den 22. August, bog er sich früh nach dem Pallhause, wie er es dem König zugesagt. Das begleitete ihn dahin, und Mauvans und Taligni. Gegenüber ihr lehrten sie nach der Wohnung Coligni's zu. Der Admiral ging einige Schritte voran und las amtliche Papiere durch. Als er in die Nähe des Hofes Saint-Germain l'Auxerrois kam, fiel plötzlich ein Schuß. Die Kugel riß des Admirals Zeigefinger an der rechten Hand weg und drang in den linken Oberarm. Dabei miß Coligni nach dem Hause, woher der Schuß gekommen. Während rissen Mauvans und Qui die Schwestern aus den Schaltern und eilten dahin. Sie durchsuchten das Haus — es war leer. Man mußte durch die Vorstadt Saint-Andoine bereits entflohen. Sie suchten nach fruchtlosem Suchen zu Coligni zurück, den sein Schwiegersohn Taligni bereits nach seiner Wohnung gebracht.

Als Qui in das Gemach trat, wo der Feind lag, da reichte er ihm die verwundete Hand. Ein wehmüthiges Lächeln schwebte über die edeln Züge, und er sagte: „O, hätte ich der Stämme wagnender Freundschaft gefolgt! Nun ist es zu spät.“

Mit der Fassung des wahren Christen und dem Muth des Helden ertrug er die schmerzhafteste Operation.

Der König war außer sich, als er es erfuhr. Rathesius eilte zu ihm, ihren Abscheu und Graul gegen die Kaiserin zu äußern, auf welche sie, da alle Umstände sich dazu vereinigten, die Schuld dieser

Schandthat bildete. Der König, wackerer, die Befehlshaber des
jüngern Heeres von Gues, noch diesen, war entsetzt, Carl übertrug
wichtig auftragigen, Absichten gegen den, und suchte auf
alle mögliche Weise diesen zu bestrafen.

... Kamen, verbotlich, sich des Gerücht, des Mordanschlags, an
Coligni, als alle protestantischen, Theloute, an Coligni, einen,
Allgemein war, der tief, Schmerz, allgemein, die gemessen, nicht
und, Erbitterung, Heinrich von Navarra, Gonds und Deligni waren
es, die sich aus den besten Absichten, den Feinden nicht auf's Herz
zu brechen, da der, Mordversuch Brinnache sei, dem, Unterge, des
Bischofs von Chartres, Jean de, Ferreres, Paris, folgte, an
verlassen, widerlegten, Coligni, welcher, obgleich, schon, seiner
Wunde, wegen eine Reise vermeiden mußte, trat, ihrer Meinung
bei, und, äußerte, das unerschütterliche Vertrauen, zu die Rechtlich-
keit, seines, Königs, Am Abend, desselben, Tages, wurde, noch, eine
Berathung an Coligni's Bett gehalten, die gleichen, Resultat, hatte.

... Qui, der aufs Heftigste, empört, war, erhielt, am, Mittage noch
einmal ein Schreiben von, Acepada's Hand, das, ihn, beschwor,
sogleich Paris, zu verlassen. Er warf, es erbittert, hin, „Nein!“
rief er aus, „und sollte auch ich fallen, ich kann und darf, den
Mann nicht verlassen, im Unglück, den mein Vater, mein Freund
war im Glück!“ Und, er blieb.

Am Nachmittag nach dem Mordversuch erschien, auf des
Admirals Bitte, der König, begleitet von Katharina von Medici,
Heinrich von Anjou und dem Marschall von May, an Siechbette
des Felden. Alle sprachen die herzlichste Theilnahme und den
größten Unwillen über, das Verbrechen aus. Carl sprach, allein
mit Coligni.

Katharinens Gemüthen regte sich — die Furcht — der Sünde
Gold, moxerte sie. Sie drang, auf dem Rückweg in ihren Saal,
den Inhalt dieses Zwiegesprächs ihr, zu eröffnen. Ihren dringenden
Bitten gab endlich, der König nach und sagte, er habe ihr zur Selbst-
ständigkeit ermöhnt und vor der Abhängigkeit von Andern gewarnt.

Ausbruch bis tief in die Rippen. —

Carl hatte verlangt, man solle Coligni in den Tower bringen. Festig widersehten sich indessen die Herzge diesem Vorschlag. Diese Weisheit fand Heinrich von Anjou Vorschlag, eine Wache vor Coligni's Hause aufzustellen, um etwaige Anschläge der Gassen zu verhindern. Auch fand der Antrag Beifall, daß alle protestantischen Oberräte Quartiere in der Nähe des Coligni'schen Hauses beziehen sollten, um sogleich bereit zu sein, wenn Gefahr drohe. Es mußten Quartiere bereitet werden für sie, die sie an andern Lage bezogen. Niemand ahnte, welche fürchterliche List dies war. Niemand dachte daran, daß dies nur darum geschah, um die zu Nordenden ja alle recht nahe beisammen zu haben, und gleichsam mit einem Streiche sie alle zu fällen! —

Am Morgen des 23. August begab sich Heinrich von Anjou in Katharinens Gemächer. Er traf die Königin in gewaltfamer innerer Bewegung.

„Jetzt hat die Stunde geschlagen, Heinrich!“ rief sie aus, „wo unser Plan ausgeführt werden muß. Ich habe bei den Herzgen des Admirals geforscht, und sie behaupten, seine Bunde sei gefahrlos, er werde bald wieder hergestellt sein. Was werden wir von ihrer Rache zu erwarten haben, die Jean de Ferrieres, der Bidome von Chartres, laut schwur im Kreise der Seinigen?“ —

„So laßt uns schnell ihr zuvorkommen. Sie bieten uns selbst durch ihre zählreiche Versammlung bei Coligni die Hand.“

„Wie so?“ fragte die Königin.

„Es ist ja ohne alle Schwierigkeit, den König zu überzeugen und das Gerücht in ganz Paris zu verbreiten, daß sich die Protestanten verschworen hätten, blutige Rache zu nehmen für den Mordversuch.“

„Der Gedanke ist vortreflich — aber wie ihn ausführen?“

„Dafür laßt mich Sorge tragen. Birague, L'Armitiés und Key werden es an nichts fehlen lassen. Dadurch wird der König erzürnt werden, und es wird uns leicht sein, diesen bis zur Austerlitz 1 zielern, wo er sicher seine Zustimmung nicht verweigern wird.“

„Dann aber wollen wir dieses Werk ausführen?“ —

„Morgen um Mitternacht, wenn das schon verabredete Zeichen mit der Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois gegeben wird, wird der Admirals letzte Stunde schlagen und mit ihm die aller Protokstanten in Paris. Ich werde schnell die gefährlichsten Verächter ausstrengen lassen, die geeignet sein werden, Freund gegen Freund, Nachbar gegen Nachbar zu bewaffnen — und frei werdet Ihr, werden wir Alle athmen, wenn die Sonne des 26. August über den Gräbern und Leichen unserer Feinde aufgeht! Kumale und Gulte mit ihren Leuten sind verborgen und harren der Stunde und des Zeichens, um ihren Haß im Blute der Keger zu tränken. Thut Ihr das Eure, theuere Mutter, und bereitet Carl leise vor — dann wird Alles gelingen.“

„Heinrich von Navarra und Condé schonen wir,“ sprach nun Katharina. „Ich will Margarethen Befehle geben, in ihres Gemahles Zimmern zu bleiben.“

„Nur noch nicht!“ rief Anjou — „nur vor morgen Abend nicht, sonst ist's verrathen. Ihr kennt den Leichtsinm Margarethens. Sie hat Leute unter den Hugenotten, die ihr werth sind, die sie gerne retten möchte — wenn sie es wüßte, und so sehet Ihr wohl, wäre Alles verloren.“

Er verließ die Königin, bei der sich bald der Marschall von Retz einfand, mit dem sie jetzt noch das Weitere besprach.

Acrobo war nun schon zu dreien Malen in Katharinens Vorzimmer gewesen. Ihn trieb eine namenlose Angst um. Er sah an Allen, es war etwas Entsetzliches im Werk, über dem ein dunkles Geheimniß schwebte. Er kannte die Verhältnisse, er wußte, daß es den Protestanten gelten würde. Er warnte sie. Vergebens aber waren seine Warnungen. Man schlug sie in den Wind. Er wollte Katharinens Gemüth erschüttern, aber sie ließ ihn nicht vor. Mit jedem Augenblicke stieg seine Angst, denn er sah nur Anjou und die übrigen fürchterlichen Fanatiker bei Katharinem. Ihm war es klar, es gelte nichts Geringeres als Ermordung der

Protestanten. Was er zu thun vermochte, that er; allein es war wenigst. In so Entschliches glaubte man nicht.

Am 28. August endlich hatte er die Freude, du Pleffis-Mormel, der auf die Nachricht von des Admirals Vermundung von seinen Vätern nach Paris gerückt war — zu sehen. Er zog den Freund bei Seite. Ihm vertraute er seine schrecklichen Ahnungen. Aber auch Pleffis glaubte daran nicht, und ließ brachte den Vätern fast zur Verzweiflung. Er lebte zusehnd in den Louvre und suchte sich selbst zu überreden, er irre — und doch konnte er die Angst seines Innern nicht beschwichtigen. Selbst das Gebet gab ihm keinen Frieden.

26.

Der Abend des 24. August, des Sanct-Bartholomäustages 1572, war gekommen und eine schwüle Nacht saul herab mit unabwehrlicher Finsterniß auf die Riesenstadt, in der eine grausenvolle Stille herrschte, die nur hin und wieder durch Wassergeplätsch unterbrochen wurde. Von diesem Geräusche beängstigt, eilte Gui an des Admirals Lager — es diesem mittheilend und ihn auf die verschiedenen Warnungen Acevedo's aufmerksam machend. Coligni wurde ernst.

„Geht nach dem Louvre, Oberst Biote,“ befahl er ihm, „und fragt den König in meinem Namen, was es zu bedeuten habe?“ —

Gui ging sogleich. Alles war ungewöhnlich still.

Nur hin und wieder begegnete er bewaffneter Bürgermiliz, was ihn noch mehr mit Sorge erfüllte.

Gui blieb auf seinem Weg einigemal horchend stehen — denn es schien ihm, als begleiteten ihn schon vom Hôtel Coligni's aus drei Männer, deren einer sich durch ein langes Gewand auszeichnete. blieb er stehen, so thaten sie dasselbe. Ging er wieder, so folgten sie ihm von Ferne. Endlich griff er an's Schwert und

trat zurück, um sich genauer zu überzeugen, aber er fand nichts, und schante sich einer Anwardlung von Furcht.

Ohne fürder sich umzublicken, schritt er nun rasch zu und erweichte den Louvre.

Er ließ sich sogleich bei dem Könige melden und wurde in einen Salon geführt, wo nach wenigen Augenblicken der König sich einfand.

Gui erschrak vor seinem Anblick. Es war wild, bleich, verfürzt. Das feurige Auge war schrecklich anzusehen. In seinem ganzen Wesen zeigte sich eine Hast, eine Unruhe, eine Ueberspannung aller Kräfte, die auf eine fürchterliche Erregung aller Leidenschaften bei ihm schließen ließ.

Gui begrüßte den Monarchen mit edlem Anstand und Würde; doch erwiderte der König seinen Gruß nicht. Finster sah er ihn an und fragte:

„Was ist Euer Begehren?“ —

„Ich komme im Namen des verwundeten Admirals,“ sprach Gui fest, jedoch ehrerbietig, „bei Eurer Majestät unterthänigst um Erklärung der kriegerischen Bewegungen in der Stadt zu bitten, da für den Admiral bennruhigen.“

Da wurde plötzlich des Königs Gesicht grimfend freundlich.

„Geht hin,“ sagte er mit aufscheinender Ruhe, „und sagt dem Admiral, es geschehe auf meinen Befehl, und meine Absicht sei blos, mögliche blutdürstige Unternehmungen der Guisen zu vereiteln. Wirket ihn in meinem Namen, ruhig zu sein.“

Er machte eine Bewegung mit der Hand und ging wieder nach der Thür, aus welcher er getreten. Im Blicke noch sah Gui Katharina und Anjou. Mehrere standen noch umher, die er jedoch nicht mehr erblicken konnte, weil Carl die Thüre schloß.

Beruhigt, doch nicht ganz ohne Sorgen, verließ Gui den Louvre und trat in den Hof desselben. Hier war Alles todtkill. Er blieb einen Augenblick stehen und horchte in die Ferne; — dann trat er durch das eiserne Thor hinaus. Raun aber hatte er den Fuß

Aber die Schwelle desselben gefest, als ihn vier starke Arme faßten und ihn rücklings zu Boden rissen. Vergebens war die Gegenwehr seiner jugendlichen Kraft. Er wurde gefesselt, der Mund ihm verstopft und so fest gebunden, daß er sich nicht regen konnte, trugen ihn in lautloser Stille die beiden Männer eine Strecke, dann warfen sie ihn auf einen leichten Wagen der bereit stand, und nun ging's rasch von dannen. Lange Zeit fuhren sie ihn, dann wurde er abgeladen, in ein niedriges Haus gebracht, wo man ihn schonungslos in eine finstere Kammer warf, die Thür abschloß und ihn gefesselt liegen ließ.

Vergebens bemühte sich Gui, sich zu regen. Er war so fest geknebelt, daß er regungslos liegen mußte. Auch schreien konnte er nicht, denn der Mund war ihm verbunden. Er hörte an dem dunkeln Orte, wo er lag, durchaus nichts; nur dann und wann schien es ihm, als vernähme er ein leises Flüstern im vordern Gemach. Er mochte vielleicht eine Stunde in dieser Lage zugebracht haben, die höchst schmerzhaft für ihn war, da ließ sich wieder Geräusch hören. Man vernahm schwere Tritte, und ein zweiter Gefeßelter wurde in gleichem Zustande hereingebracht.

Vor Gui's Seele traten nun Acevedo's Warnungen. Ihm war es gewiß, daß sein Tod ihm nahe sei, und ruhig ergab er sich in das Unabwendbare, die Stunde erwartend, wo die Mörderrotte seiner Bahn ein Ziel setzen würde.

In des Königs Cabinet waren Katharina, Anjou, Tavannes, Reg, der Herzog von Nevers und Virague, der an Morvillier's Stelle getreten war. Hier gestand man es dem König, daß nicht Guise, sondern Katharina und Anjou die Mörder Coligni's seien; daß die Ursache dieser That nur die Rücksicht auf das Wohl des Staates sei, indem die Protestanten die allerschändlichsten Absichten gehegt, und man sie entweder gewaltsam unterdrücken, oder auf's Neue die Schrecken eines wüthenden Bürgerkriegs über das entnernte Vaterland bringen müsse, was jetzt noch sicherer zu erwarten stehe — wenn nicht Alle vertilgt würden. Katharina

wendete, alle ihre Verstellungskunst, alle ihre Kunstgriffe an, ihres Sohnes leidenschaftliche Wuth zu erregen, und alle Anwesenden, zu denen noch Graf Angoulême gekommen war, vereinten ihre Kraft in Lüge und Verleumdung, so daß endlich, auf's Aeußerste gebracht, Carl ausrief: „Par la mort de Dieu! man tödte, weil Ihr es für gut findet, den Admiral; aber ihn nicht allein, sondern alle Hugenotten, damit nicht Einer übrig bleibe, der uns beunruhiget! Fertigt schnell die Befehle aus!“

Lavannes erklärte nun, daß er bereits Alles gethan, die Willigen habe wehrhaft gemacht. Es fehle nur noch, sie mit dem Zwecke bekannt zu machen.

In diesem Augenblicke wurde dem König der Obrist Biote de Saint-Flour gemeldet. Alle erschrocken. Der König trat heraus, und Katharina legte ihr Ohr an die Spalte der Thüre, die nur angelehnt war.

Freudig vernahm sie des Königs Verstellung, und berichtete es heimlich ihren Genossen.

Lavannes entfernte sich bald nach des Königs Rückkehr, und ließ die Vorsteher der Bürger vor den König kommen, wo er ihnen befohl, die Bürgercompagnien um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln.

Mit Entsetzen fragten sie nach dem Zweck.

Da enthüllte ihnen Lavannes die höllischen Pläne.

Beim Vor-Schrecken sahen sich die wackeren Bürger an, und der Muthigste unter ihnen nahm das Wort, erklärend, sie könnten mit gutem Gewissen zu solchen Schandthaten ihre Hand nicht bieten.

Während sprang Lavannes gegen ihn und sprach fürchterliche Drohungen aus. Es gelang ihm, sie einzuschüchtern, und sie endlich geneigt zu machen. Er sagte ihnen nun, daß ein Schuß vom Thore aus und das Läuten der Glocke vom Kloster Saint-Germain l'Auxerrois das Zeichen zum Anfang des Mordens geben solle. Darauf mußten, sogleich Dichter und Fodeln vor die Thüre

gestellt, die Straßen mit Ketten gesperrt und auf allen öffentlichen Plätzen Plätre ausgestellt werden. Zum Kennzeichen sollten die Katholiken weiße Kreuze an ihren Hüften und weiße Tücher um ihren linken Arm tragen. Der Herzog von Guise und der Graf Angoulême, des Königs natürlicher Brüder, übernahmen, nachdem ersterer aus seinem Schlupfwinkel hervorgekommen war, des Admirals Ernennung mit wilder Lust. —

Alles ordnete sich im Stillen. Alle Vorbereitungen wurden auf's Zügelmäßigste getroffen. Unbegreiflich und unerkennbar war die Anachsamskeit der Protestanten. Coligni, durch Acebedo noch einmal gewarnt, schnell sein Haus zu verlassen, beunruhigt durch Guis's Ausbleiben, sandte noch einmal Leligni zum König, und dieselbe beruhigende Antwort, welche Guis erhalten, empfing und brachte er dem Admiral. Nur aus einer Ursache läßt sich der Protestanten Ruhe bei so häufigen Warnungen, bei so zweideutigen Ereignissen, wie sie diese Nacht bot, erklären. — Ihre edler Sinn und ihre rechthchen Herzen faßten solche Betrübtheit nicht; sie war ihnen undenkbar. Sie trauten zu sicher auf das Königlihe Wort, zu fest auf Treue, wie sie zu üben gewohnt waren.

Schrecklich sollten sie erwachen aus dem ruhigen Schlummer, in den sie der Glaube an die Menschheit gewiegt.

Selbst die, die man liebte, gab man als Opfer hin; und Carl, der die aufrichtigste Zuneigung zu dem heikern Varschessaucault hegte, ließ ihn dennoch seinem blutigen Loos entgegengehen.

Im Erdgeschosse des Louvre befand sich Katharina, Carl, Anjou und die meisten der erwähnten Genossen der höchsten Pläne. —

Carls ganzes Wesen war in fieberhafter Unruhe — Alle in einer entsehrlichen Spannung — natürlich —! — der Teufel selbst mußte schauern vor solcher That! — Katharina — und wessen ist ein Weib nicht fähig, wenn alles Heilige aus ihrem Herzen gewaschen ist?! — Katharina sprach dem Könige, sprach den Rätthern Muth ein, rühmte das Gottgefällige der Regerverfällung.

Mit aller Gewalt, die sie über ihn hatte, stößte sie ihn — als geschickter der Hammer schlug zur Stunde, wo nach altem Volksglauben der Hölle Pforten ihre Schenkel ausstrecken — dem schrecklichen Befehl zu dem Zeichen zum Beginnen des Blutgerichtes, das schrecklicher kaum jemals die Welt sah — zu gehor. Schauernd gab er ihr — — — ein Pistolenschuß — wurde gehört, und bald schrie die Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois greulich in die Nacht hinein. — Da sah sie Alle die Hölle da trat kalter Todessehnsucht auf ihre Stirnen; da klapperten ihre Zähne an einander in wilder Verzweiflung; da rieselte Todessehnsucht durch ihre Glieder und ihr Haar sträubte sich — da beruhten sie, an des Weltenschicksals Vergeltung denkend, den Brudermord; da sandten sie an Guise, an Angoulême, nach dem Rathhause Boten, die Einhalt gebieten sollten. Umsonst! Umsonst! — Die Pforten der Hölle sind geöffnet, die Teufel wüthen — nichts kommt ihrer Bahn — ihre Dolche ranzen schon von Christen, von Bräutigamsblut! — — —?

Als die Lustenglocke von Saint-Germain l'Auxerrois den ehernen Mund zum ersten Schrei öffnete — da flog Guise und Angoulême mit dreihundert bewaffneten Märdern nach Colligni's Hause. Der wüthende Gosselin fordert mit heftigem Poltern die Oeffnung der Thür. Bei Colligni waren in religiösem Gespräch der wackere Cornaton, der Wundarzt Thomas und der ewangelische Prediger Mezin. Cornaton hört das Geschrei, steht beim Fackelschone He Mederotte und ruft Colligni zu: „Die Stunde ist da, wo unser Herr zu sich ruft!“

Colligni ahnte das Schreckliche.

Heitern Antlitzes spricht er: „Sein Wille geschehe!“ Und man drängt er die Treuen zur Flucht.

Sein Hausmeister öffnet mitten des Hauses Thür, und stößt durchdringend auf die Schwelle. Man schleudert den Dolchmann hinweg; Guise wagte es nicht, den Mord selbst zu vollbringen; aber er hatte ihn in eine geliebte Faust gelegt. Ein Bösewicht war sein Stellvertreter,

mit Namen Dinowicz, grand'père le Béne genannt. Er ist der Großvater. Le Béne, Carlebourg, Rittin, Patrucci, gleich Bartholomäus und Virague, eine Frucht Italiens, nicht Schachschüler, bringen in Coligni's Gemach.

Der verwundete edle Mann war mühsam auf'standen und erwartete sie mit der Ruhe des Frommen, der den Richter nicht fürchtet.

Le Béne herrschte ihm zu: „Bist Du Coligni?“

Coligni spricht ruhig — aber empört von des Menschen Frechheit: „Ja ich bin's — aber junger Mann, Du solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren!“

Der Meneisch hochachtet und löst ihm das vom Tute das Hausmeisters rauschende Schwert in den Leib und dreht es wüthend um. Und als ob Jeder nach der Ehre greife, diese Schandthat zu thun, durchbohren ihn Alle und führen Hiebe nach dem Haupte des herrlich Entfackten, und wer dies nicht kann, schießt seine Pistole auf ihn ab — als ob tausend Leben in ihm wären.

Da ruft mit einer Stimmstimme der Graf von Angoulême heraus: „Ist es vollbracht!“ — Es währete ihnen zu lange.

Da faßt le Béne den Leichnam bei den Haaren und schleppt ihn zum Fenster, die Genossen helfen, und sie stürzen ihn zum Fenster hinaus.

Ein Jubelruf begrüßt den gemordeten Helden. Gaiße wischt das Blut von dem Gesichte Coligni's, um des Lobes des Gefallenen gewiß zu sein. Nun wendet er sein Auge an den Jäger dieses edlen Gefichts, das jetzt der Todeskampf kaum zu entstehen vermocht hatte. Er läßt den Kopf abhauen und als Trophäe nach dem Saubere bringen. Den Kampf wirft man in den Stoll, wo des Helden Pferde stehen. Aber schon bald nachher bemächtigt sich schon eine weiße Rote, verflümmelt ihn entsehlisch, schleppt ihn jubelnd durch die Straßen von Paris, und hängt ihn endlich bei den Beinen auf Marsfaucou auf.

„Gaiße-Gillmanns ist wie jetzt einer Gillmanns, als das Schrad-

Weg zu verflüchten zu spät war. Verzweiflung war ihre Mutter. Fortgeschickte, Waffengeschickte, Mäthen und Jammersgeschrei reißten ihn völlig zur Wuth hin. Er selbst schiebt auf die unglücklichen Protestanten, die Rettung im Louvre suchen, wo die Schweizer, gleich Schicksalstrern, morben.

Von dem Hause des Admirals, in dessen Nähe die meisten Protestanten wohnten, zieht sich, nachdem diese abgeschlachtet waren, das Morben nach dem Louvre zu, in dessen Umgebung allein zweihundert protestantische Edelleute gemuschelt werden.

Viele, zu denen das Wuthgebrülle der Verzweiflung drang, oder die man blutdürstig verfolgte, flohen nach dem Louvre, versenkend dem gegebenen Worte des Königs und des Gesetzes heiliger Schutzwehr. Schreckliche Täuschung! Dort unter den Augen des Königs, wie hier in den schrecklich durch Fackellicht erhellen Straßen und in den friedlichen Häusern floß das Blut der unglücklichen Protestanten stromweis, und es war kein menschliches Gefühl, keine gehelligte Gewalt, keine Macht des Gewissens mehr — die da gehoramt hätte die bluttriefenden und nach Blut nur lechgenden Mörderhorden. Zu den befallten Heutern gesellen sich allmählig nun die Freiwilligen, der zügellose, längst schon fanatisirte Pöbel der Hauptstadt, und der Greuelthaten war kein Ende, sie mehrten sich von Stunde zu Stunde in dieser entsetzlichen Nacht. Selbst Kinder spielten und warfen sich mit den Gliedern der Ermordeten, und man sah Weiber des Hofes und des Volkes Schandthaten vollbringen, vor denen auch ein männlicher Barbar zurückschreckend wäre.

Im Louvre wurden in den Vorkamern, auf den Gängen und Stiegen protestantische Edelleute niedergestossen, selbst vor den Augen Margarethen von Valois, der Neuvermählten Heinrichs von Navarra, so daß das Blut der Gemordeten, die sie nicht zu schützen vermochte, ihre Gewänder besprigte. Katharina von Medici, nachdem die erste Regung des Gewissens niedergelämpft war von dem Leidenschaften des vernichten Herzens, sah mit Begierde das Morben, und mit einem Wohlgefallen, das mehr als teuflisch war.

Heinrich von Navarra entging mit dem jungen Condé kaum der Ermordung. Er mußte Zeuge sein, wie man seine Gattin bedrückter schlachtete, und konnte sie nicht retten. Dies Verwichtsein brachte ihn fast außer sich.

Carl IX. ließ ihn gegen Morgen zu sich bescheiden mit Condé, und rief ihm, als er erschien, zu, daß es jetzt Coligni und alle Häupter der Protestanten habe ermordet — ihm und Condé nur darum habe Gnade angedeihen lassen, daß sie Botschaft ihrem Reputum und Orsinne hingu, gebe ich Euch drei Tage Schonzeit; dann aber — er brach schnell ab und wendete ihnen den Rücken und entließ die Erschütterten, denen die Bonnetage ihres ehelichen Lebens schrecklich vergällt worden waren.

Niemand wüthete anhaltender, unermüdet und grausamer gegen die armen unglücklichen Protestanten, als Lavannes und die Herzoge von Nevers und Montpensier. Mit dem blutbesudelten Schwert in der Hand schrie Lavannes in entsehllichem herzerstäubenden Spott: „Lasset den Kezern zur Uder! die Aerzte versichern, es sei im August so gesund als im Mai.“ Solch Beispiel entflammte immer wieder von Neuem.

Wenigen Protestanten gelang es, durch die Flucht sich zu retten. Die Weibler wurden ergriffen und niedergemacht, die ein Gleiches versuchten; aber nicht bloß politischer und religiöser Fanatismus schwang das Mordbeisen — Daß jeder Art und jeden Ursprungs gebrauchte die Begünstigung einer Zeit des gefühllosen und wehlosen Zustandes zu keiner Befriedigung, und lang gedämpfter Leidenschaftlicher Muth loberte auf. Alle Verleibigungen wurden gerächt; Unschuldiger von den Schuldnern erschlagen, und Neid und Eifersucht waren so blutgierig wie der Fanatismus. Doch nur und einzig nur Protestanten waren die Schlachtopfer, nur sie mußten sterben, und nicht Alter, nicht Jugend, nicht Würde, nicht Schönheit, nicht Geschlecht konnte das Dasein nur eine Minute retten.

Der Tag brach endlich an. Die Sonne umhüllte mit blendend weißer ihr Allen leuchtend, Alle erquickendes Licht vor den Ursach, die menschlicher Bahn verläßt. Man möchte die Mitleidigkeit beweisen, daß auch bei dem hellen Tageslichte nicht Schanden und Entsetzen die Thugherzen ergriffen — und doch blieben sie fest gleich; ja noch schrecklicher wurde ihr Blutdurst, da der lang gewährte jetzt weniger Opfer fand. Aber es hatte jetzt auch neuen Reiz erhalten, das Morben, da man seine Opfer erst suchen mußte. Ohne Maß, ohne Schranken waren die Greuelthaten der Nacht und des Tags.

Erst gegen Abend gebot ein königlicher Herold, daß Jeder ruhig nach Hause gehen und das Morben einstellen sollte.

Vielleicht wollte man den ermüdeten Kannibalen Ruhe gönnen, damit sie nach dem wohlvollbrachten Werke ruhen und dann des andern Tages neue Thatkraft geschöpft hätten!? — Umsonst war dies Gebot. An Gehorsam war in diesem Aufruhr aller Leidenschaften nicht zu denken. Im Gegentheile betrachtete man es als einen neuen Aufruf, und es wurde zum Sporne zu neuen Greuelthaten. Der König versuchte auch nicht weiter, sie zu hemmen. Es wurde ihm immer einleuchtender gemacht, welch ein gottgefälliges Werk er verübt, und sein Eifer wuchs also, daß er am 28. und 30. August erneuerte Befehle an die Statthalter der Provinzen erließ, die Protestanten ohne Schonung zu mürden, damit auch nicht Einer übrig bliebe.

Sieben Tage ununterbrochen dauerte das Morben in Paris, nur in den letzten Tagen geschah es mit Mäßigung, aber auch mit desto raffinierterer Bosheit. Man war ermüdet, übersättigt, und notwendige Erschlaffung folgte der Ueberspannung. Dreißig Tage hindurch dauerte aber das Morben noch in den Provinzen.

Dreihundert Protestanten starben in diesen Tagen in Paris; zweihundert tausend innerhalb der Grenzen des Reichs.

Wer auch hätte Beispiele des Christens und christlicher Liebe

hinkamen einzelne Kathollen in dieser entsehligen Zeit: Ihre Ihnen, den Edlen, die den Muth hatten, Gott mehr zu gehorchen, als dem Gebot eines entmenschten Königs! Die Statthalter Landes in der Provence und de Golbes in der Dauphiné, und mehrere andere Statthalter und Städtevorsteher versagten den Aufbefehlen des Königs muthig den Gehorsam und schützten das Leben und das Eigenthum der Verfolgten, lieber den Zorn des Monarchen auf sich ladend, als die schredliche Schuld ihrem Gewissen.

Schnell verbreitete sich die Nachricht dieser Greuel der Bartholomäusnacht in allen Richtungen, und höchst verschieden nahm man sie auf. Während man ihnen zu Ehren in Madrid Freudenfeste feierte und Stiergefächte hielt, während Cosmo, der Herzog von Toscana, Carl und Katharinen Glück wünschen ließ zur vollbrachten Blutarbeit, und auch ganz Paris mit seiner Königsfamilie Gott dankte — — erfüllte Zorn und Unwille die deutschen Fürstenherzen, und der edle Maximilian II. erklärte laut die Bartholomäusnacht für das gräßlichste Brandmal in der Regierung seines Eidams Carl IX. Allen Sophistereien der französischen Gesandten an den deutschen Höfen gelang es nicht, das Abscheuliche, nach französischer Weise, in ein gefälliges Gewand zu hüllen.

Wie das Volk urtheilte, das durch keine gefärbte Brille der Politik sah, ist begreiflich, und Niemand erfuhr dies empfindlicher, als Heinrich von Anjou, den die Wahl auf den polnischen Thron rief. Als er durch Deutschland reiste, verfolgte ihn Abscheu, Hohn und Verachtung überall; und als er gar vor den edeln Kurfürsten Friedrich den Dritten von der Pfalz mit frecher Stirne trat im Schlosse zu Heidelberg — da hielt sich der edle deutsche Fürst für betrogen, das Sündenheg des Franzosen zu erschüttern. Und er that's. Und der Leichtsinn und die Verstockung wick. Der innere Richter erwartete schredlich, und die Jurien der Hölle peinigten ihn bis nach Krakau, wo er endlich, unruhig, Mangel sein Jammern zu lassen, seine Schuld bekannte, und durch das Wohlthatig

eine Ruhe zu gewinnen suchte, die ihm fremd blieb bis zum letzten Augenblicke, wo er unter des fanatischen Clements Dolch seine Seele aufschätzte.

27.

Noch war der Morgen des 26. August nicht angebrochen, noch saßen er nicht in die enge Kammer, in welcher Gut und sein Genosse noch immer gefesselt und geknebelt lagen in der schrecklichsten Pein einer ununterbrochenen Todeserwartung, als gewaltig die Thüre derselben aufgerissen wurde und Acevedo, von dem leuchtenden alten Diener, des Hauses Besitzer, begleitet, hereinkürzte, ihre Fesseln zu lösen befahl, dann aber überwältigt von all' dem Entsetzlichen, dessen Zeuge er gewesen, ohnmächtig niederstürzte.

Der Diener löste Gut's Fesseln, und dieser erkannte in seinem Genossen erst jetzt den edeln du Pleffis-Mornai.

Als auch er seiner Fesseln ledig war — reichten sich Beide die Hand und eilten dann, den Zusammenhang ahnend, zum ohnmächtigen Acevedo, ihm beizuspringen.

Erst nach vielfältigen Bemühungen gelang es ihnen, ihn in's Leben zurückzurufen. Er starrte sie fast bewußtlos an.

„Lebt Ihr wirklich noch, lebe auch ich noch, oder sind wir ihr schon enthoben, dieser sündigen, verruchten Welt!“ — rief er heftig und doch freudig bewegt aus.

„Fasse Dich, Freund!“ sprach sanft du Pleffis, „wir leben und Du lebst; aber so vieles Räthselhafte und dunkle liegt auf den letzten Stunden und der seltsamen Behandlung, die wir erfuhrn, das Du allein, wie ich ahne, zu lösen vermagst, und was wir von Dir erwarten können.“

Acevedo's Bewußtsein kehrte zurück. Er stand auf und sah sie Beide an, und sein Herz kloß über, und die Thränen rannen über seine Wangen. Er breitete seine Arme aus und rief innigst ergriffen:

„Kommt an mein Herz, o Ihr, die ich ja, allein noch hienieden habe — und Du vor Allen, mein Sohn!“

Gui wußte nicht, wie ihm geschah. Ein inneres, gewaltiges Gefühl zog ihn an des Greises Brust, und doch war es nur ein dunkles Gefühl — aber ein so beseligendes, wie er es noch nie empfunden.

Er sank an des Greises Brust.

„Ja, Ihr seid mein Vater!“ rief er mit Rührung, „denn Ihr habt mir das Leben ja gerettet!“

Lang hielt ihn der Greis umschlungen in stummer Rührung, während du Pleßis lächelte, und doch auch Thränen über seine Wangen rannen, deren eine die andere jagte.

Endlich ließ Acevedo den Jüngling los und umarmte den Freund.

„Wir sind quitt!“ rief er ihm zu, „Du hast einst mir und jetzt habe ich Dir das Leben gerettet!“

Dann trat er vor Gui und besah ihn mit liebevoller Zärtlichkeit.

„Hinweg, Du Verhüllung!“ rief er dann aus, „mein Wort ist zu Ende. Jetzt kann ich nichts mehr Gutes stiften in Dir! Gui — ich bin Dein Vater, Dein vielgeprüfter, vielverfolgter Vater!“

Da sanken des Jünglings Arme wie gelähmt herab; aber nur einen Augenblick — dann leuchtete das Auge, dann glänzte es im Thränenhau der Freude, und mit den Worten: „So lag doch mein Herz nicht!“ lag er in des seligen Vaters Armen.

du Pleßis faltete seine Hände und blickte dankend gen Himmel. Weinend stand der alte treue Diener da und fragte leise du Pleßis, ob dem also sei?

Als die ersten Wallungen des Herzens vorüber waren, ergriff du Pleßis die Hand des alten Biolo und sagte:

„Gib nun Rechenschaft von den letzten Stunden!“

Da rief Biolo: „Grausamer! warum mißgest Du das Gift in den Freudenbecher?“ —

du Pleffis sah ihn stauend an. Er begriff ihn nicht.

Da setzten sich Alle, und Viele erzählte die schauderhaften Vorgänge der Nacht, die noch ungemindert fortbauerten, ob es gleich in dem fernem Winkel, wo sie sich jetzt befanden und wo man keine Protestanten wußte, still und friedlich aussah. Er schilderte mit gräßlicher Wahrheit die Mordscenen.

Behend fragte Qui nach Coligni.

„Seinen Rumpf schleppte das Volk in den Straßen umher und hing ihn endlich bei den Beinen an den Galgen auf Montfaucon auf.“

Da bedeckte der Jüngling mit beiden Händen seine Augen und rief in herzzerreisendem Schmerz:

„Warum ließt Ihr mich nicht an seinem Lager, vielleicht hätte ich das edle Leben gerettet!“

„O, gib mir den Vorwurf nicht, mein Sohn,“ sprach Viele — „Du könntest ihn nicht retten. Es war umsonst, es war zu spät. Ihr waret Alle Verblendete. Ihr hörtet nicht auf meine Warnungen — darum mußte ich Euch hierher schleppen lassen, daß ich Euch retten konnte; denn dort wart Ihr sicher verloren.“

Da sanken sie sich auf's Neue an die Brust.

Und du Pleffis sprach: „Wir sind durch Gottes wunderbare Fügung gerettet, laßt uns sein nicht vergessen. Ihn sei die Ehre!“

Da sanken sie auf ihre Kniee und dankten ihm bewegten Gehens.

Qui ergriff nun des Vaters Hand und bat ihn um die Erzählung seiner Begebenheiten.

„Nein, Qui,“ versetzte der Alte, „jezt nicht. Wir haben jezt Ernsteres zu erwidgen. Wenn wir einst glücklich bei Rabaud und Salers auf Saint-Mour sind — dann, ja dann will ich erzählen. Doch, wie kommen wir dahin? Ueberall wüthet der Glaubenshaß und mordet.“

„So sind wir jedenfalls hier sicherer in der Wohnung dieses braven Mannes, als dort, wo wir zur Zeit noch Fremdlinge sind.“

meinte du Pleffis; auch Gui bat, in Paris zu bleiben, so dringend, daß man sah, er hatte noch etwas auf dem Herzen, was er ausführen wollte; allein weder seinem Vater, noch du Pleffis sagte er etwas davon, bis er eines Abends spät vermißt wurde. Bergwärts suchten sie ihn und ließen ihn suchen; wo er war, das ahnten sie nicht.

Ohne die Gefahr zu berechnen, die ihm drohte, schritt Gui indessen auf Montfaucon zu. Die Nacht war finster — der Weg unbekannt. Oft mußte er stehen bleiben und sich umsehen, ob er noch die Richtung habe, die der alte Diener, bei dem er mit seinem Vater und du Pleffis sich aufhielt, ihm bezeichnet hatte.

Endlich erreichte er nach mühevoller Wanderung die Höhe; da stand der Galgen mit Colligni's Körper, an dem schon Raben nagten.

Gui war in einer entsetzlichen Spannung. In seinen Tiefen war sein Gemüth, sein ganzes Wesen erschüttert. Er sank kraftlos an dem Galgen nieder.

Nachdem er eine ziemliche Weile gelegen, vermochte er erst sich zu erheben. Er versuchte es, an dem Galgen hinaufzuklettern. Nur nach vieler Anstrengung gelang es ihm, den Leichnam abzuschneiden.

Es war Mitternacht geworden über dieser Arbeit. Eine Tobtenstille herrschte auf der einsamen Höhe von Montfaucon, die nur das Getöse der Raben und ihr schauerlicher Flügelschlag unterbrach. Eiskalt überließ es den Jüngling an diesem Orte des Schreckens, wo jeder Tritt, den er that, in den Tobtengeböden der hier gerichteten Verbrecher rasselte. Es war allmählig sternhell geworden, die Wolken, die den Himmel bedeckt hatten, verloren sich, und diese magische Helle vermehrte das Schauerliche des Ortes. Jetzt eben wollte Gui den Leichnam des unglücklichen Admirals auf seine Schultern laden, um mit ihm nach dem Schlupfwinkel zurückzukehren, wo er Sicherheit in der Mordnacht gefunden — als eine schwarze Gestalt langsam heranschlich. Gui wollte sich

erküßte verjucken, allda es noch zu spät; er vernahm nicht mehr vom Blüthen- des Rosenbaums zu entgehen. Nicht wahr: er habe Schworn und hätte sich neben Goliath's Becken, von im Loh zu vertheidigen, dew es im Leben nicht hätte retten können!

„Wer Du auch seist,“ sprach jetzt eine höchst widerliche Stimme, „hebe Dich hinweg von dem Orte des Schreckens!“

„Welkma!“ rief Goliath, und eine freudige Ausrufung durchbohrte seine Brust. Auch sie erkundete ihn.

„Bist Du es wirklich, Goliath?“ fragte sie. — „O, Gottlob,“ sagte sie hinzu, „ich glaubte auch Dich verloren und trauerte um Dich; aber sage mir, was willst Du hier beginnen?“

„Ich möchte die Frage an Dich, Welkma, was suchst Du hier?“

„Der Wehrman des Admirals!“ sagte sie.

„Er ist in meiner Gewalt,“ sprach Goliath, „und meine Pflicht ist es, ihm ein Grab bei seinen Vätern zu Gravelon zu bereiten.“

„Gott segne Dich für dew Entschluß, mein Goliath!“ rief sie freudig aus.

„Hast Du es aber auch schon bedacht,“ sagte sie jetzt, „wob Du ihn dorthin bringen willst?“

„Das nicht,“ versetzte Goliath. „Doch läßt mich Gott mein Wort so weit beiliegen, so läßt er mich es auch vollenden — und Du, Welkma, hinterlaß mir behilflich sein!“

„Es sei!“ sprach sie, und pfiff schneidend in die Nacht hinter dem Wehrmann's hinterlassenen Fußtritt durch Goliath's Gehör. Unwillkürlich hielt er seine Ohren zu.

Welkma's Antwort: Sie fand da wie eine Pflanze — furchbar angestauen — alldem über ihre häßlichen Züge glitzerte ein Lächeln, das aus dem Bewußtsein, etwas Gutes zu thun, erzeugt war.

Aus der Nacht herab traten zwei abtheilungsförmige Gestalten:

„Blaslos!“ rief Welkma. „Wacht hierher. Nehmt den Wehrmann und folgt uns in der Entfernung von zwanzig Schritten. Gebt wohl auf das Wehrmann's Hören werdet!“

Dann sagte sie: „Goliath's Dank, Adorn, mein Gebet!“ sprach

sie sanft, „Komm nun in Gottes Namen. Ich ahne, wohin Du mich führst; die Lobten sind auferstanden. Gui — hast Du schon am Vaterhergen Bindeglück gefühlt? — Er war Dein Retter, ich ahne es, und Adema will Euch Alle retten aus dieser Mördergrube!“

Sie schritt rasch vorwärts.

Gui wollte reden.

„Schweig' jetzt,“ gebot sie, „denn unserer droht Gefahr!“ — Still schritten sie nun durch entlegene Gassen.

Plötzlich stand Adema.

„Führe Du mich nun,“ sagte sie, „denn ich weiß nicht, wo er ist.“

Gui leitete sie nun, und bald hatten sie den Versteck erreicht.

Gui hatte den Leichnam des Admirals in seinen Mantel geschlagen. Die Zigeuner ließen ihn auf dem Vorplatze des Häuschens, und blieben dabei stehen.

Gui trat in das schwach erhellte Gemach.

Alle die Sorgen des Vaterhergens lösten sich bei seinem Anblick in Bonne auf, doch den Vorwurf konnte es nicht bergen:

„Wo warst Du? Und warum thatst Du uns das?“

„O, tadelst mich nicht, mein Vater?“ sprach erschüttert der Jüngling. „Ich konnte nicht ruhen, so lange ich den Leib des edelsten Mannes am Schandpfahle wukte, und will nicht eher an meine Rettung denken, bis er in der Gruft seiner Väter ruht!“

„Du warst auf Montfaucon?“ rief Viole, und drückte ihn mit Hochgefühl an sein Herz. „Gott lohne Dir die That!“

da Plessis umarmte ihn. „O, Du hast längst Sohnesrechte in meinem Herzen gehabt, Gui!“ rief er begeistert aus — „jetzt bist Du auch mein Sohn!“

„Nehmt mir ihn nicht ganz,“ sprach jetzt eine in Rührung gebrochene Stimme, die von der Thüre herkam, wohin der Schatten der Ampel fiel.

Seltsam ergriff der Ton den alten Viole.

„Adema!“ rief er, „fährt Dich der Himmel wieder zu uns?“ —

Er trat zu ihr und faßte ihre bebende Hand. Sie war keines Wortes mächtig.

Stumm reichte sie ihm den Ring dar. —

Er ergriff ihn freudig und sah sie forschend an. —

„Es ist gelungen,“ sprach sie leise, „Ihr werdet sie wieder sehen.“

Da durchbebte neue Freude des Greises Brust, und dankbar blickte er nach oben, dankbar drückte er Abelma's weiche Knochenhand.

„Noch Eins,“ sagte die Alte. „Nehmt dies Goldstück zurück, das wie Feuer auf meinem Herzen brannte. Ihr gabt es mir auf der Flucht nach Rochelle. Ihr gabt es mir, und ich mußte mich selbst verachten seitdem, weil Ihr mich verachtetet. Meine Treue wolltet Ihr erkaufen! O, Viole, Viole, wie habt Ihr mir wehe gethan. Vor Eure Füße wollte ich es schleudern — doch ich konnte nicht — nehmt es zurück, daß ich mich wiederfinde!“

Viole nahm es und schleuderte es weit weg.

„Vergib mir, Du treue Seele, vergib dem unglücklichen Vater, der in Verzweiflung von dem lehen Gute floh, was ihm geblieben war.“

Abelma's Hand fuhr nach dem Herzen. „O, daß ich jetzt stirbe!“ sprach sie leise. „Doch nein,“ setzte sie hinzu, „mein Werk ist noch nicht zu Ende, Ihr müßet weg von hier. Bereitet Alles schnell — noch diese Nacht muß Paris hinter uns liegen.“

Freudig ergriffen sie alle diesen Vorschlag, und ehe noch eine halbe Stunde verging, folgten sie schon der Alten; die, wohlbekannt mit allen Winkeln der Hauptstadt, sie glücklich hinaus leitete, bis zum Gehölze von Boulogne, wo sie Blaslo und seinen Gefährten mit dem Leichnam des Admirals trafen.

In der folgenden Nacht erreichten sie Chatillon. * Stilk und traurig setzten sie des Admirals sterbliche Reste in der Gruft seiner Väter bei, und aus den Helmblickten träufelten Thränen das Todtenopfer dem großen, edlen Gemordeten:

„Nun ist mein Herz frei,“ sagte Gut, „und meine letzte

„Nicht wahr, dein Geheiß erfüllt, Schlaf wohl!“ sagte er dann, weich — „Schlaf wohl, Du Edler! In einer Welt, wo nicht mehr der religiöse Parteinamen die Hand gegen den Strich waffnet, wo nicht mehr Priesterhoh die Herzen entzweit, wo nicht mehr menschliche Injustiz das ewige Licht der Wahrheit unter dem Scheffel setzt — wo nur Herzenglaube gilt und Liebe — da sehe ich Dich wieder!“

Sie bedachten sich alle noch einmal die Hand. Jeder legte seine Rechte auf den Satz des Admirals, als nähmen sie Abschied von ihm, und verließen dann die Leutengrube, um ihre Wanderung fortzusetzen.

28.

„Das ist nicht der Weg nach Saint-Flour!“ sprach Biote zu Abelma, als sie unweit Grenoble immer links ihre Richtung nahm.

„Laßt mich!“ sprach sie sanft. „Es schlagen noch Herzen, denen nach langer Entbehrung eine Freude gebührt.“

Biote schwieg. Er ahnte, was sie wollte. Sie folgten ihr ohne Widerrede. Hinter den Bergen von Auvergne sank in wunderbarer Schönheit die Sonne hinab und vergoldete ihre Spitzen, wie jene der Berge der Dauphiné. Gui's Herz war tief bewegt, als er die alte Heimath wieder erkannte.

„Abelma, Du führst uns zu Rabaud und Galers?“ fragte er. Sie nickte.

„Laßt mich voraus!“ hat er, „die Freude tödtet sie sonst!“

Er riß sich los und flog, wie die flinke Gemse, einen ihm wohlbekanntem Bergpfad hinan, der ihn, näher und schneller zum Dorschen leitete, als der Weg, den Biote, du Plessis und Abelma gingen. Hoch schlug sein Herz, als er der Hütte nahte, und die Kreise so friedlich, so ruhig im Widerscheine des Abendroths auf dem Hänlein vor der Hütte sitzen sah, das er gemacht hatte in

„Doch nicht, wie er ihre alte Tage eines glücklichen, heiligen Stillschweigens gelebt.“

„Doch nicht, wie er ihre alte Tage eines glücklichen, heiligen Stillschweigens gelebt.“

Da erblickte sie den jüth schönen Munde herrlichen Jüngling wieder, wie er mit ausgebreiteten Armen auf sie zusag, und der heilige Geistes feste sie, daß sie nicht zurückweichen vermochten.

Er aber umarmte sie frohlockend, und befehlte sie auf den Namen ihres Vaters, läßt beweinend, todtegläubigen Herrn vor.

Als er ihnen endlich sagte, er lebe, sie würden ihn wieder sehen, da stießen sie auf ihre Knie nieder und sanken in Freudenstränen ihrem Gott, und riefen: „Gott, nun laß uns in Frieden wieder ruhen, da Du den höchsten Wunsch uns erhört hast!“

Da trat Niels unter dem Schutze der Dämte hervor. Sie kannten ihn nicht. „Ach, es lag ja so manches Jahr und so mancher Schmerz dazwischen, und jedes hatte seinen Tribut gefordert, und jeder Schmerz seine Furchen zurückgelassen!“

Aber als der lieben Sitanni Mung an ihr Ohr schloß, als sie ihre Namen wieder, da hatte bei Wiedersehens Freude durch die Herzen der Greise, und sie wankten ihm entgegen und bedeckten seine Hände mit ihren Theuren.

„Nun!“ rief Niels aus, „Nun, hier ist Gatt Platz, ihr Väter meines Sohnes!“ und er zog sie, einen nach dem andern an sein Herz, „Ihr habt ihn jüth Munde geküßt, und zwar jüth wahren Munde, das kann ich Euch nur mit Liebe lohnen. Fortan sollt ihr leben mit mir wie Brüder!“

Es war ein heiliger Moment, wie ihn selten das Leben bietet. Die Greise waren verjüngt, und der Himmels mit seinem Frieden zog in das Hütchen ein. Aber ein Herz empfand diese Begegnung in der Freude nicht; denn die Niels schaute an den Dämten, und still und stumm lag sie auf dem Boden.

Niels verließ sie eines Tages heimlich. Er ging nach Aelbeque mit Abelma, die ihn nicht verließ.

In Aille, wehmüthige Träume versunken, in tiefe Trauer ge-
heibet, fanden sie Gabrielen.

Einen lauten Freudenschrei stieß sie aus beim Anblicke Viole's,
und stog an seines Brust. Ach, sie hatte ihn ja auch als todt
bemoimt!

„Hinaus mit dem Trauergerpande, meine Gabriele,“ sprach
Viole. — „Auf Arbeque soll die Freude einkehren.“

Sie lächelte wehmüthig, „Das Grab gibt keine Opfer wieder!“
seufzte sie.

„Die Todten stehen auf, meine Tochter!“ rief Viole, „Du stößt
es ja an mir. Rind, gib die Hoffnung nicht auf!“

Aber sie lächelte wieder durch Thränen so wehmüthig, und
sagte dann erbtühend: — „die meine liegt unter dem Rasen.“

Viole schwieg. Er berebete sie, ihn am anderen Tage zum
Dörsthen zu begleiten, um seine Freunde nach Arbeque zu holen.

Sie erfüllte gern seinen Wunsch.

Sie kamen dort an

Qui sah im Gärtchen, in schwermüthige Rückerrinerungen ver-
sunken, unter dem alten Kastanienbaume, dessen Nests einß seine
Knabenspiele beschirmt.

Sie nahen sich unbemerkt und leise.

„Was würdest Du sagen, Gabriele,“ küßte Viole ihr zu,
„wenn jetzt Qui Rabaud vor Dich träte und spräche: Gabriele, ich
bin nicht Qui Rabaud, sondern des Mannes Sohn, der einst schwur,
Dein Vater zu sein?“ —

Sie bebte und sah ihn verwundert an, und eine Bluth über-
zog ihr Antlitz.

„Qui!“ rief Viole, und Qui fuhr, aus seinen Träumen auf-
geschreckt, herum.

Er sah Gabrielen und sank, kaum seiner mächtig, zurid.

Viole ergriff seine Hand und führte ihn zu Gabrielen.

„Es ist mein Sohn, Gabriele,“ sagt er, „Qui“ dr. Viole!“
— Da standen sie vor einander stumm erglühend.

„Und Biele legte ihre Hände in einander. „Seid meine Ael-
der,“ sprach er, und seine Stimme zitterte. „Seid glücklich! —
Eure Liebe hat eine schwere Probe bestanden — sie ist des Glückes
werth!“

Da sanken sie einander in die Arme, überwältigt von ihren
Gefühlen, und Biele segnete sie.

Abelma stand von ferne und trocknete ihre Thränen. Biele
erblickte sie. „Komme herzu, Du Treue — es ist ja Dein Best!“
rief er ihr zu.

Da wankte die Alte heran, ihrer kaum mächtig, und legte
segnend ihre Hand auf ihre Häupter, und feierlich sagte sie:

„Gut, ich sagte Dir einst, Hoffnung täuscht nicht. Sieh, ich
log nicht!“

Bald umschlossen Alle, du Pleffis, Rabaud und Salers, den
Kreis, und die reinste Freude erfüllte ihre Herzen.

Sie zogen nun nach Arbeque, wo die Vermählung des glük-
lichen Paares gefeiert wurde.

Nicht lange aber blieben sie da. Nachdem Biele in Alle seine
eigenen und Gabriels Angelegenheiten geordnet hatte, verließen
die glücklich Geretteten Frankreichs blutgebüngten Boden und zogen
nach Genf.

Als auf die Grenze Frankreichs geleitete sie Abelma. Sie
Alle glaubten fest, die Alte würde ihre Tage nun in ihrem Kreise
beschließen, doch so wollte sie es nicht. Das irre Wanderleben
ihres Volkes war ihr zur andern Natur geworden. Sie konnte die
Ruhe nicht ertragen.

Auf der Grenze stand sie stille.

Tiefe Rührung bewegte ihre Brust. Sie konnte fast nicht
reden.

„Bleib in Gottes Schutze,“ sprach sie mit wankender Stimme
— „ich muß Euch verlassen. Die alte Abelma kann nur in
Wäldern leben, und an eines Baumes Stamme sei einst ihr Grab.
— Mein irrer Lauf ist seinem Ziele nahe,“ sprach sie feierlicher.

„Ich hab' am Abend meiner Tage noch einmal selbige Stunden in guter Mitte verbracht, in ihrem Anflange mich bis Herz brechen, selbst fröhlich brechen. O, lebt Ihr wohl!“ rief sie, und ihre Stimme hob sich, sie richtete sich auf, ein seltsamer Glanz flackte aus ihrem Blicken, und prophetisch sprach sie: „Betrachtet Jungfräuchlein nicht wieder. Es wird noch lange in blutigen Lobekämpfen gehen — bis ihm Frieden wird — und — noch oft wird es wahren gegen seine eignen Brüder in härtesten Kämpfen — dann aber — ist kein Säubchen mehr von uns vorhanden — lebt wohl! Mein Auge sieht in eine glückliche Zukunft für Euch! Vergesst am Ende Adels's nicht. Ihr letzter Haart ist ein Gebet für Euch!“

Bei diesen Worten verschwand sie im Dicksicht des Waldes, und ihr Andenken segnend, zogen die Glücklichen gen Genf.

Die erste Wohlthat.

Am letzten Sommer schritten drei Männer in freundlicher und gemüthlicher Unterhaltung auf dem schönen Wege durch das Menothal bei Wiesbaden. Alle Drei waren Schulmeister, aber aus der Region der Gymnasien, und ihre Unterhaltung über den Werth der Anschauungen im Jugendunterrichte, nahm, wie das im Gange lebhafter Unterredung zu gehen pflegt, von diesem Gegenstande die Wendung auf die Macht jugendlich empfangener Eindrücke, und wie sich diese dem Gedächtniß als eine wunderbare Handgabe darbieten.

Da nahm der Oberlehrer Driberg das Wort und sagte: „Davon kann ich Euch, lieben Freunde, ein Beispiel erzählen, das weit hinabreicht in meine Knabenjahre und doch wieder in den jüngsten Tagen auf eine für mich ebenso überfließende, als erhebende Quelle sich verfließt hat. Wollt Ihr mit das Oht' sehen?“

Seine sagten wir das zu, und er begann.

„Zu den erfreulichsten Erinnerungen meines Lebens rechne ich es, daß meine selige Mutter mich zum Träger ihrer großen und doch so verschwiegeneu Wohlthätigkeit machte. Das hat meiner Seele einen Grundton gegeben, der in tausendfachen Schwingungen durch mein ganzes Leben fortklang, und ob ich gleich nicht zu denen gehöre, die so voll und reich mit der Rechten geben können, ohne daß es die Linke weiß, so hab' ich doch allermogen mit Freuden auch Was mit dem Armen getheilt, und es ist, meines Wissens, Keiner ohne eine Gabe geblieben, der mir im Leben nahe trat. O, wenn doch alle Mütter es wüßten, wäc'h' einem: Sagen Sie dem

Herzen ihrer Kinder gäben, wenn sie sich ihrer kleinen Hand bedienen, dem Armen Wohlthaten zufließen zu lassen.

„Wenn die Dämmerung kam, so begann mein Beruf als Kade des Elias. Da trug ich im Rucksack dorthin und hierhin den Hungern den Lebensmitteln aller Art, je nach Bedürfnis derselben. Sie kannte diese Bedürfnisse sehr genau. Da hab' ich viel Segenswünsche und Dankesworte mit hinweggenommen, und ich schlief allemal unendlich glücklich ein, wenn ich recht viel Arbeit gehabt und recht müde geworden war, und es gemahnte mich allemal, als schwebten diese Segenswünsche und Dankesworte, als leichte Engel schützend an mein kleines Bett.

„Meine Eltern waren nicht reich. Eine Besoldung von siebenhundert Gulden war wahrlich keine unerschöpfliche Quelle, und unsere Familie bestand aus fünf Gliedern. Da war kein Ueberfluß, und doch that meine Mutter Vielen, sehr Vielen wohl. Wie sie das fertig brachte, ist schwer zu sagen, aber das reiche Erbarmen eines Frauenherzens ist erfinderisch und der Segen Gottes steht ihm allemal als ein getreuer Helfer zur Seite.

„Dann und wann bekam ich einen Obstkreuzer, der denn auch, da wir kein Obst wachsen hatten, regelmäßig vernascht wurde, wenn er nicht die zum Spielen nöthigen Käder beschaffen mußte. Mehr aber empfing ich nie.

„Eines Sonntags Mittags saß ich in einer Ecke unserer Wohnstube und lernte meine Katechismusaufgabe für den anderen Morgen. Bei meiner Mutter saßen zwei treue Freundinnen, ganz ihrer Gemüthung, und sie redeten von den armen Familien des Städtchens, das in den schönen Rheingegenden liegt. Da wurde die Noth dieser oder jener besprochen, und wie sie sich in die Unterstützung theilen wollten. Es war zu der Zeit, als Napoleon das Festland gegen England zuschloß. Am Rheine hin standen damals zwei Mauthkreise oder Douanenlinien, eng genug, um nichts durch-

zukaufen. Diese Leute waren sehr kümmerlich bezahlt, und hatten sie große Familien, so ging's ihnen krugig genug.

„So lebte in dem Städtchen B... auch ein Davare, Namens Engel, der eine Frau und neun kleine Engelsen zu ernähren hatte. Dazu reichte sein armer Sold bei Weitem nicht aus, und die Noth der Familie war sehr groß, da die Kinder nicht betteln durften. Verdienen konnte noch Keines davon etwas, denn das älteste Mädchen war neun Jahre alt und der jüngste Knabe etwa ein halbes. Auch der sehr braven Mutter war jede Erwerbsquelle verfallen, da sie zu handieren genug hatte, um das zappelnde Ameisenhäuflein in Keilichkeit, Ordnung und ganzen Kleidungsstücken zu erhalten, und die Menge der aufgesetzten Plüden und Placken gab Zeugniß, daß ihre fleißige Hand von müßigem Raufen nichts wußte. Der Vater war ein geschickter Drechsler und wenn er bei Nacht auf seinem Aufpasserposten gestanden, fand man ihn zeitig wieder an seiner Drehbank. Das Schlimmste war, daß diese Zöllner vom Volk ebenso gehaßt wurden, wie die Zöllner von den Juden, wie uns das Evangelium erzählt. Da konnte auf eine mildthätige Unterstützung nicht gerechnet werden, wenigstens nicht aus den Kreisen, welche diesen Haß blindlings theilten — und die reichten weit herauf im Bürgerstande.

„Die Engel's darboten und die beiden Freundinnen meiner Mutter erzählten erschütternde Einzelheiten. Ich war in meiner Ecke ganz Ohr und die Worte drangen zum innersten Grund einer weichen Knabenseele; sie waren aber auch die Ursache, daß mein alter Lehrer mir am anderen Morgen beim Hersagen des Katechismus eine gesalzte Ohrfeige zu fühlen gab, deren eigenthümliche Disharmonie noch in meinen Ohren fortklang, als wir um elf Uhr der drangsalvollen Schulstube, wie ein brausender Waldstrom enttrauschten. An diesem Morgen hatte ich mich ohnedies verschlafen, und da Besuch im Hause war, der den stillen Gang geregelter Ordnung ohnehin unterbrach, so achtete Niemand auf mich. Die Mutter meinte, meine

Schwerer Muthen hätte mir mein Fräulein verbrochen, und ich glaube, die alte Eva, unsere Magd, hätte es gesehen, und doch sah ich ihr Stillen und verarbeitete mich an dem Katholizismus, der mir nicht in den Kopf wollte. Da ich's sah, und der alte Herr nicht zu haben in die Schule mußte, war ich. Am Sonntag Abend hatte ich meinen Reuzer gestiegen. Der Höfste den Bekannten Subenwagen. Ich dachte, wenn Ihr um halb zehn die freie Viertelstunde habt, so springst du auf den hohen Markt und kaufst die goldgelbe Myricosen, um deren Reizheit es eben war, und die ich in eine ganz absonderliche Gasse gekommen. Aber es verfiel mir an diesem Anglückstag Alles gegen mich.

„Die ganze Bunt, die mich zu Ihrem Insassen hatte, konnte nichts. Der Alte war wüthend über die Faulkenger und Zugsiebe, wie er uns titalkirte, und er fing oben an und zog Jedem eine Schälze, wobei ich, wie bereits gemeldet, nicht zu kurz kam. Sein gerechter Zorn hatte aber auch noch die für mich schauerliche Folge, daß er die Freierviertelstunde für heute strich und diese Bunt, während die Anderen auf dem Schulhofe sabakten, zur Strafe sitzen ließen mußte.

„Alle Zehn waren wir gleicher Sünde und Schuld theilhaftig, aber zwischen mir und meinen neun Mitschuldigen und jetzt Mitleidenden bestand der ungeheure Unterschied, daß sie alle gefürchteter hatten und ich nicht. Nie hat mich eine Strafe empfindlicher getroffen, als diese; nie habe ich mehr das Ende der Schule herbeigesehnt, als damals. Und doch trug ich mein Leid stille, weil ich die Redereien und Schandenrohen Schälzeien meiner Leidensgenossen fürchtete.

„Und es war gerade, als ob der Alte an mir ein Exempel statuiren wollte an diesem Tage! — Es hatte bereits elf gekläutet und er machte noch keine Anstalt, uns zu entlassen.

„Endlich! Ein tiefer Seufzer erdrang sich und er sprach, als

er noch dem Straßpredigt war und sehr tyranisch die mit erbitter-
lichen Drohungen absperrte.

Ich war heute ein hartnäckiger Besucher und schrieb mir den
hiesigen Ober. Ich wundere mich heute noch, daß sich mein Erntea-
nicht auf den armen Douanen Engel wies; der doch eigentlich die,
wenn auch unschuldige, Ursache meiner Schweliden war. Alle
Auben liefen schwarz nach, denn; denn es war Sitte in dem
Städtchen, daß um Gift gegessen wurde; nur in meinem elterlichen
Haufe war, weil mein Vater erst um Zwölf von der Gerichtshof-
kam. Zwölf die Stunde, die mir Andenung meiner Hungerqual
verlieh. Bis dahin waren noch gut Dreiertertschender! Zu
Haus wurde auf strenge Ordnung gesehen. Ich erhielt von Tisch
nicht, da mein Vater sehr darauf hielt, daß ich bei Tisch
ordentlich aß. Ich konnte dafür sorgen, daß ich heute über das
Zwanzig keine Mühe erhielt; aber bis dahin noch Dreierterts-
schender! Das war mehr, als der Regen des zehnjährigen kräftigen
Bauern erzeugen konnte. Als ich in Es und Weinath über die
Harzigkeit meiner Lage über den Markt schwebte: denn die Güte
konnte mir ja zu Nichts helfen! dachte ich plötzlich meines
Kreuzers, und ein Lichtstrahl fiel in meine verdunkelte Seele, der
schmerzliche Ausdruck meines Geschicks wachte unwillkürlich lauter
Freude, Blag.

„Herr! — dort sah die alte Margarete, die Obsterkäuferin,
und ein Berg der herrlichsten, golden mit rothen Blüthen reich-
aussehenden Aprikosen lag, welche Witz und Sehnsucht auf sich und
hin war ein Blüthenladen, von dem die frischen Milchbröde den
reizenden Duft zu mir herüberströmte. Da stand Gerhild mit
Gehäusengel über meinem Knaute, der mein ganzes Reichthum
war, befand ich drei Aprikosen, und — einen der großen, prächtigen
duffenden Wede.

„Was sollte ich thun? Drei Aprikosen, das war ein Wasser-
tropfen auf eine heiße Platte; aber ja ein Milchbrot, das

gewöhnlich mit einer Tasse Milch mich bis zum 'Mittag' vollkommen befriedigte, war doch etwas Anderes bei meiner gewöhnlichen Hungernoth. Zum ersten Male überlegte ich in diesem Conflict und die Klugheit trug den Sieg davon über die Lust an den herrlichen Apriosen.

„Doch es sollte anders kommen.

„Als ich mich umwandte nach dem Bäckelaben, stand des Domanen Engel Ältestes Mädchen vor mir. Es war etwa so alt, wie ich, zehn Jahre, und lehnte an der Kirchmauer. Seine Hände waren starr auf den Bäckelaben gerichtet. Es lag der Ausdruck eines heftigen Verlangens darin. Das Aussehen des Mädchens, das ein sehr freundliches Gesichtchen hatte, war leidend, die ohnehin bräunliche Hautfarbe schien gelb. Das rabenschwarze, reiche Haar gab den Zügen einen vollends düstern Ausdruck. Ihr außerordentlich großes, schönes, schwarzes Auge, sonst so lebhaft und glänzend, sah aus der tiefen Höhle so eigenthümlich, fast gespenstig, daß mich ein Grausen überlief. Das Kind sah nichts, als den Bäckelaben. Ich trat zu ihr und fragte: „Fehl Dir etwas, Böttchen?“

„Das schwarze Auge traf mich. Das Kind zuckte zusammen und halb flüsternd sagte sie: „Mich hungert so!“

„Hunger also aus Noth, aus Mangel! Geküßter Gott! Mich überließ eisfalt und meinen eigenen Hunger vergeßend, fuhr ich mit der Hand in das Täschchen meiner Weste, nahm meinen Kreuzer und gab ihn dem Mädchen.

„Wie hab' ich mehr in dem Grade den plötzlichen Uebergang von tiefemummer zu hoher Freude gesehen, als in diesem Augenblicke. Das Kind fuhr aus seiner gebückten Stellung empor, wie wenn es durch eine innere Macht emporgeschwemmt würde. Aus dem dunkelsten Auge schlug ein lobender Blitz auf. Die schlaffen Gesichtszüge waren plötzlich gespannt, lebenvoll. Eine blühende Röthe ergoß sich über das ganze Gesicht.

„Sie nahm den Kreuzer, sah mit einem Moment tief in die

Kugen und sagte: „Ach, Gott, wie dank ich Dir!“ Dann flog sie in den Bäderladen.

„Und ich? — Nun — mir war so wohl und doch so wehe um's Herz, daß ich rasch die Gasse hinauflief und etwas in meinen Augen verdrückte, was einer Thräne gleich war.

„Und mein Hunger? werdet Ihr fragen. Ich antwortete einfach und kurz — er war beruhigt. Das seltsame Bewußtsein meine Noth über der des armen Kindes vergessen zu haben, war so lohnend, daß ich mit Heldenkraft mein Bedürfniß zurück drängte, aber zu Mittag allerdings einen Vertilgungskampf mit den Aufstagen meines Tellers begann, der nur darum unbemerkt und unbelacht blieb, weil unser Besuch die Aufmerksamkeit der Tischgenossen ungeheilt in Anspruch nahm.

„Wenige Tage später wurde der Douane Engel verfehlt. Ich sah das Kind nicht wieder; aber die Hingabe meines Kreuzers ist mir eine wohlthuende Erinnerung für lange Zeit geblieben. Ihr könnt wohl denken, daß sie dennoch im großen Grabe der Zeit unterging.

„Ich wuchs heran, und wenn auch meine Studien meinen jetzigen Beruf vorbereiteten, so blieb mir dennoch Zeit, mich mit Bucharbeiten zu beschäftigen und zu diesen gehörte das Studium der mittelalterlichen Kirchenbauten. Schon als Knabe zog die romanische Hauptkirche der Vaterstadt, namentlich ihr prachtvolles Chor; mein Nachdenken zu sich hin; nicht minder die herrlichen Mauerreste einer Kapelle von Kleeblattform im reinsten deutschen Style, welche einige hundert Stufen höher als die Hauptkirche am Berge liegt. Die beiden ausgezeichneten Bauwerke regten mit Gewißheit auch jene Vorliebe für die Werke der Baukunst in mir an. Ich lernte später alle merkwürdigen Bauwerke, an denen der Rhein so reich ist, genauer kennen. Nur blieb meine Sehnsucht nach den Dörfern von Freiburg und Strassburg acht und dreißig volle Jahre ungefüllt. Meiner ökonomischen Umstände erlaubten die

Sei nicht: Erst in diesem Sommer wieder: es möglich. Ich fuhr von Mannheim mit der Eisenbahn in einem Zuge bis Freiburg und blieb dort mehrere Tage nur einzig und allein mit dem Deme beschäftigt: und in seinem angenehmen Umgang. So lebte ich mich ganz hinein.

„Denn du flog ich glücklich über Baden-Baden nach Strassburg, wo ich dem Münster auch einige Tage zu weihen und dann wieder heimwärts zu ziehen gedachte.

„Begünstigte mich in Freiburg das starke Wetter, so traf ich mit Regen in Strassburg ein.

„Gebirge überwindet Alles. Trotz des Regens eilte ich zum Münster: Mein Entzücken konnte kein Maß. Wütend im Regen stand ich auf der Plate-forme und bewunderte die unermesslich hohen herrlichen Thürmenpyramide des Thurms, bis der Thürmer sagte: Herr, Sie werden krank: Ihr Palast trief ja!

„Dann erst merkte ich, daß wirklich der Regen andränglicher war, als ich mir gedacht. Stellenweise, namentlich auf dem Schuttmann war er unaufhaltbar bis zur Haut vorgerückt und seine feste Position ließ an ein Zurückweichen gar nicht denken. Wenn der Feind einmal so weit in den Außenwerken sich festgesetzt hat, so ist es eine schlimme Sache um das Halten der Festung und die Erhaltung der Hebräer durchsuchen die Befestigung. Das fühlte ich und der erste Feind hatte hier oben einen gar bösen Bundesgenossen am schamp-blauen West, der mit dem „laten West“ der Poeten kannstammverwandte war:

„Um mich zu erwärmen; rannte ich, sofern es die nicht allzu-vortheilhafte Treppe zuließ, hinunter und war bald zu ebener Erde; auf dem Münsterplatz.

„Ich gehöre zu den unglücklichsten Menschen, welche Gott seinen Ortstern; daher keine Verwandtschaft mit dem Lamber haben. Ich laufe mich in dem Kleinen; mit fremdem Dute: Kapitän; daher ich denn auch von meinen Jugendbekannten mit dem Ehrenkel den

„Aber: Glaubt“ nicht, daß ein ausgeprägt worden, und ich keine Kunst bei mir in anderen Orten besser steht, als die Schenkenschenke und das krumme: Gafstel, welches von den Thoren der Gafsthe auf die Zukunftsweltung der Fremden: spezialt.

„Der reichlich fließende Regen machte Straßburgs nicht eben sehr reinliche Straßen fast leer. Nur hier und da erblickte man ein Paar Krapprotze Hosen oder einen vorübereilenden, beschürzten Geschäftsman. Und in meiner Münstersehnsucht und wohlwolligen Zerstreuung stand mein Regenschirm ganz gemüthlich bei meinem Reisefack im Gafthofe, wo die Kehler Omnibusse anfahren und wo ich mir ein Zimmer genommen.

„Aber wo lag der? Ich konnte ihn wohl suchen, aber schmerzlich finden, und wenn ich noch länger herumließ, wurde ich noch nasser. Ohnehin war ich, statt nach der Brücke links unzubiegen, rechts um die Ecke gegangen.

„Ich sah mich um nach einem Gafthofe, wo ich mich hätte vorüber legen können; allein ich entdeckte keinen. Da fiel mein Augen auf ein: Bierhaus.

„Et, dachte ich, die Straßburger sind doch noch Stierierlebensläse und die Gemüthlichkeit wird noch nicht ganz sitzen gegangen sein: Da wird ja doch die Frau Wittwin: einem hungernden Samstagsmann etwas verabreichen, wenn's auch nicht in des Hauses Bestimmung liegen sollte. Es war kurz vor: Mittags; es regnete immer stärker: Meinen Gafthof wagte ich nicht zu sehen. Kurzum, ich trat ein: Es war ein großmüthiger Mann, in dem ich war. Ueberall standen Tische und Stühle, lange, kurze, kleine, große, wie man sie eben suchte. Mächtige Säulen stützten die Decke des zweiten Stockwerks und große Rundbogen, vielmehr halbzeitliche Fenster: gaben selbst: als dem trübten Regentage: Licht in Fülle: für den ganzen Raum; aber er war leer und nur hier und da sahen ein paar Soldaten: und spielten: Kartage um Bier.

„Als ich eintrat, kam mir ein Mädchen, ein jugendliches Schenkensbuben, freundlich entgegen und setzte mir einen Stuhl.

„Sie hab sehr klug geworden, sagte sie im Straßburger Accent, nichts weniger als schönes Deutsch, das mir gegen das unelbstliche Allemannische, welches ich jenfeit des Rheines gebürt, sehr unmusikalisch klang.

„Ich erzählte der Mädchen kurz mein Schicksal und wie ich so unglücklich genaturt sei, und fragte dann, ob ich wohl hier ein wenn auch noch so einfaches Mittagäbrod bekommen könne?

„Es ist nicht Brauch bei uns, entgegnete sie, die nicht übel Luft hatte, den deutschen Schulmeister auszulachen, für den sie mich ganz sicher sogleich erkannt hatte; aber ich will's der Madame sagen! Und mit diesen Worten hylpste sie weg. Ich ging derweil im geräumigen Saale rasch auf und nieder, aus Gründen, die ich nicht zu erwähnen brauche.

„Gleich darauf öffnete sich eine Thüre aus dem Innern des Gemachs und in einem sehr guten, aber einfaches Kleide trat eine stattliche Frau herein. Sie war Fänsängerin, aber noch immer eine hübschöne Frau, die eine Jugendfrische bewahrt hatte, wie es selten vorkommt. Ihre großen, leuchtenden, schwarzen Augen sahen mich schauend und sinnend an, als sie mir näher trat. Unthätig nahm ihr Gesicht einen merkwürdigen Ausdruck an. War's Freude? War's Mährung? War's Weibes zusammen, ich weiß es nicht. Sie sagte sich indessen, grüßte mich mit großer Freundlichkeit und sagte: Die Kalknerin hat mir Ihr Unglück erzählt. Es hat nicht den mindesten Anstand, — wenn Sie mit mir und meinem Manne vorlieb nehmen wollen? Zum besondern Vereiter eines Mahls ist es zu spät.

„Als ich ihr sagte, daß mir das nur erwünscht sein könnte, lautete sie sichtbarlich mehr dem Ton meiner Stimme, als dem Worten, und ihre lebhaften Augen wirkten jeden Zug meines Gesichts.

„Endlich sagte sie: Zum Essen ist noch einige Zeit, da mein

Mann noch nicht hier ist. Legen Sie Ihren nassen Paletot ab und nehmen Sie Platz.

„Die Dienstin nahm mit dem Paletot ab, um ihn zu trocknen, und ich setzte mich zu ihr auf ein am obern Fenster sitzendes Sopha.“

„Ich bejahte.“

„Vielleicht auch? . . . ?“ fragte sie mit etwas bellonanterm Brust.

„Auch das bejahte ich.“

„Dann heißen Sie Dreiberg und Ihr Vorname ist Albrecht?“ sprach sie plötzlich mit großer, innerer Bewegung.

„Ich sah sie erkannt an.“

„Woher, um des Himmelswillen, kennen Sie mich?“ fragte ich.

„Wissen Sie das Sprichwort nicht, sagte sie und ihre schönen Augen wurden feucht, Berge kommen nicht zusammen, weil Thäler dazwischen sind, wohl aber die Menschen, und wenn Berge und Thäler zwischen ihnen sind?“

„Ihm Augenblicke ging die Thür auf und ein Mann trat herein, der freundlich auf uns zuwar.“

„Mein Mann! sagte die Dienstin, wie ihn vorkellend.“

„Und der Herr? fragte der Wirth, als sie mich ihm nicht vorstellte.“

„Verzeih die Unart und verzeihen auch Sie sie gütigst! Ich muß erst noch allerlei fragen und mittheilen. Setze Dich zu uns! hat sie ihrem Mann.“

„Was er sich gefehlt, sagte sie: Erinnerst Du Dich noch des Namens Dreiberg, lieber Mann?“

„Gewiß, aus D . . . ,“ sagte er. Das ist ja —

„Jetzt muß ich Sie, mein theurer Herr, ins Gebet nehmen. Ist Ihnen der Name Engel etwas erinnerlich? fragte sie mich und ihre Stimme gitterte dabei merklich.“

„Ich kann — Mutter meiner frühen Jugend ist mir Niemand
erinnerlich, der ihn getragen, sagte ich.

„Ganz recht, hörhin wohl meine Frage, sprach die Frau.

„Da lebte in D . . . ein Douane, der so hieß.

„Und der war unendlich arm
und seiner Familie gehuldet

„Nein.

„Sie haben wohl die Familie nicht näher gekannt?

„Auch das nicht.

„Doch erinnern Sie sich vielleicht noch Eines der Kinder?

„Ja, ja, sagte ich, Lottchen, das Älteste der Kinder —

„In dem Augenblicke sah ich die großen, schwarzen Augen der
schönen Frau, und betroffen sagte ich: Mein Gott!

Sie trachtete ihre Thränen und sagte: Demselben Lottchen gaben
Sie einst einen Krug, womit es seinen Hunger stillte, denn zwei
Tage schon hatte das Kind gehungert.

„Mein Gott, sagte ich und wurde belegen, wie können Sie
diese Einzelheiten wissen, wenn Sie —

„Nicht Lottchen sind? rief sie. Ja, ich bin's. O mein Gott,
fuhr sie fort, meine Glüde brüdernd, mein Mann hier ist Zeuge,
wie viel tausendmal ich den Wunsch aussprach, daß wir doch Gott
die Freude beschereen möge, den Albrecht Driberg wieder zu sehen.
Ich erkannte Sie auf den Stelle, als ich Sie erblickte. Es gibt
Lagen und Umstände im Leben, die uns das Bild eines Menschen
so tief in die Seele brüden, daß man es wieder erkant und wenn
auch, wie hier, fast vierzig Jahre dazwischen liegen. Gott sei Dank,
der so wunderbar Sie in mein Haus führte. Gleich, lieber Herr,
sagte sie zu ihrem Manne, das ist Albrecht Driberg, der mit seinem
Döhrkrug gab, und meiner Hunger so liebevoll stillte.

„Da schiltete der Mann meine Hand und hieß mich viel
tausendmal willkommen, und mir war so feltam, so wunderbar so

Rückkehr, daß ich hätte mit der Frau heimlich verfahren. Sie wußte nicht von meiner Seite und hielt unaufhörlich meine Hand; da sprach sie: „Geh fort, ich will dich nicht sehen.“

„Ich mußte dem Ehegatten alles erzählen, wie ich in's Haus gekommen war; wo mir's ergangen. Als ich sagte, wo ich eingekerkert war, stand Gattin's Kopf auf und ging hinaus. Gleich darauf kam er mit einem Dutzend wieder. Erben Sie mir doch Ihre Karte; ich will sie gegen Ihre Effekten zu holen.“

„Als ich Einwendungen machte, rief er: Wie, Sie wollten nicht bei mir wohnen? Sie!“

„Seine Frau ließ nachsehen und ich mußte es ergeben. Dabei ließ er mir die Geschichte ihrer Familie. Sie waren im Jahre 1822 verheiratet worden und zwar nach Mainz; wo ihr Vater eine bessere Stelle bekam. Doch kam? Schicksal dieses unglücksvollen Jahres kam er als Documentenrath nach Straßburg, wo er etwas für die Erziehung seiner Kinder thun konnte. Das Glück wollte ihnen wohl. Gut erzogen von einer frommen Mutter und einem redlichen Vater, fanden die Mädchen Stellen in guten Familien, die Knaben wurden theils Kaufleute, theils Soldaten. Bei dem zweitältesten Bruder, einem achtungswerthen Kaufmann in Straßburg, war Lottchen Badenmädchen. Dort lernte sie ihr Mann kennen und, obwohl reich, reichte er ihr doch seine Hand, weil er sie wahrhaft liebte und ganz freier Herr seines Willens war. Ihre Geschwister seten, schloß sie, alle wohl versorgt und ihre Eltern hochbetagt in ihren Armen gestorben.“

„Das erzählte sie mir, noch ehe ihr Mann zurück kam. Er brachte meine Sachen und — acht Tage mußte ich bei ihnen bleiben und empfing ein Maß von Liebe, daß ich Euch kaum schuldern kann. Bis Nehl begleiteten mich beide Gatten noch und dann schieben wir herzlich, wie Geschwister, und begleitet von ihren reichsten Segenswünschen, trug mich die Eisenbahn

als Austerland, nach: Marusein und von da der Dampf in meine Heimath.

„Sehet,“ schloß der Oberlehrer, „daß ich meine längste Erfahrung über die Macht der Eindrücke und ihre Dauer. Nothzu über vierzig Jahre bewährte die wackere Frau, die sich nicht schämte, von ihrer sinnigen Aermth zu reden, das Auerndes an einem Beweis von Wohlwollen, und meine Züge, die nichts Hervorstechendes haben, am wenigsten etwas Ausgezeichnetes, bedächten sich ihrer Seele mit so wunderbarer Kraft ein, daß sie auch nach einem solchen Zeitraume wieder erkannte.“

Wir redeten viel auf unsemern Spaziergange über diese Erzählung; unser Freund aber war ungemein glücklich an diesem Abend, wo jene Begebenheit wieder so frisch bei ihm geworden war. Seine erste Wohlthat brachte seinem Gemüthe noch in seinem fünfzigsten neuen Segen, der Heiligkeit über sein ganzes Leben und Wesen verbreitete. „Belig sind die Barmherzigen, spricht der Herr!“

Im Wald.

Erinnerungen aus dem Leben eines Jock-Block.

1.

Winterabende, so lang gedehnt und stille, sind die Zeit der Gemüthsruhe, wenn man wärmlich behaglich am warmen Ofen sitzt, etwa in einem bequemen Sessel, und eine gute Pfeife raucht. Je mehr es bewirkt silberst und schneit, oder je heller die Sterne am schwarzen Himmel glimmern und die Glühwürmchen sich an den Fensterscheiben ansetzen, desto mehr Behagen fühlt man.

Das hab' ich oft erfahren, wenn ich Abends bei meinem Freunde, dem Oberförster, saß und wir uns die Geschehnisse unserer stillen Loge erzählten.

Einen stilleren Erzähler, als den alten Oberförster Dandow gab's nicht. Man wurde gar nicht müde, ihn zuzuhören, besonders wenn man dabei wahrnahm, wie seine großen Augen leuchteten und die tiefen Augenbrauen sich hoben und senkten und wie sich jedwede Empfindung auf seinem wetterharten, tiefdurchsuchten Gesicht abspiegelte. Das kam so recht inwendig heraus.

Eines Abends kam auf seine Jugendzeit die Rede. Ich bat ihn, mir auch aus dieser Periode seines Lebens Epikoden mitzutheilen.

Nach einigen Aufstöhnen sagte er: „Ja, lieber Freund, das will ich, und das Erste, was mir einfällt, mag diesen Abend ausfüllen.“

„Du weicht!“ hob er an, „Thüringen, das schöne Land der Berge und Wälder, ist meine Heimat.“

„Mein Vater war Justizbeamter in einem herrschaftlichen Städtchen, Patrimonialrichter und dergleichen. Ein schlüchter, berber, aber wahrhaft frommer Mann war er, was man sonst in dieser Kunst nicht findet, die Kunst des besten Charakterist hat in dem bekannten Sprüchlein: „Juristen — schlechte Christen,“ das ich auch alle Wege wahr gefunden habe.

„In der lateinischen Schule des Städtchens fand ich meine Vorbildung bei einem bezopften Rector, der mich weiblich abblüete und mit der Grammatik quälte; dann brachte mich mein Vater nach Erfurt, wo's noch bunter ging, und mich diese lateinischen Schulmeister mit ihrer zunftmäßigen Pedanterie und Nüchternheit schier zu Tode quälten. Endlich schlug dem wohlgerähten Pedanten die Stunde der Erlösung und meine Seele jubelte.

„Die blauen Berge mit ihrem Dufte lockten uns entgegen, und die Freiheit und das frische Waldleben und Herrschaftswesen, ich sage Dir, alle Thore der Lust und Freude thaten sich vor mir auf.

„Mein Vater hatte einen Jugendfreund, der im Schüringer Wald Oberförster war. Zu dem sollte ich kommen, damit ich den Dienst von der Pike an lerne. Dann sollte ich nach Dreißigacker gehen, um mich wissenschaftlich durchzubilden. Mecht Vater brachte mich selbst zu dem Oberförster, einem äußerst lieben Manne, der mich aufnahm, wie ein Vater seinen Sohn.

„Man sollst Du aber ein Nachterambler von einem Förster lernen, sagte er meinem Vater.

„Bei ihm wird Dein Sohn in eine praktische Schule gehen, wie es keine zweite in der Welt gibt, und ich sage Dir, der Mensch ist rein wie eine Jungfrau, treu wie Gold, und ein Herrmann, der mir schon manchen Elven herangebildet hat, das war das Herz im Walde lachte.

„Heil! rief er dem Jägerkürschner, kitzte Herrn Gerhards, das er den Abend mit mir esse! —

„Das Forsthaus, das mich ich Dir vorher sagen, lag mitten im Gebirge, tief im dunkeln Wald. Es wohnte nun noch von Walden

den Dienstleistungen beh. Überfließen da noch im Hefen: Guckst. Wo. besuch. der ganze Ort, Guckst. genannt; aus drei Häusern, Kuchent. Panniken und Hühner. Männern, und die Welt mit ihrem Wohlstand und allen Leiden lag, weitenweit nicht und links ab.

„Dah nachdem ihn Feig geloben, hat Gerhart ein. Es war ein. Panniken. Mann von etwa. Fünfzig Jahren, auch wie die Rinde einer alten Birke, dünnlich und knochig, wie ein Nadeln, behartet wie ein Wilder, und besonders durch einen schwarzbart ausgezeichnet, dessen Länge zu beiden Seiten der Mundwinkel bis auf die Brust reichte. Haupthaar und Bart waren schneeweiß. Und der. Alte, sage ich Dir, war ein schöner Bräut, wie ich kaum einen schöner gesehen habe. Wie wild auch der Mann drein sah, so lächelte er dennoch auf den ersten Blick. Zudem: ein.

„Sie haben befohlen, Herr Oberförster, und ich gehorche, sagte er in einem tiefen Basse und verbeugte sich.

„Der Oberförster reichte ihm die Hand.

„Nichts von Befehlen, lieber Herr Nachbar, sagte er, ich wollte nur Ihre Gesellschaft heute Abend, da ein werthvoller alter Freund, Herr Justizrath. Witz, mich besucht hat.

„Er verbeugte sich vor meinem Vater mit dem. Händchen eines Weltmanns.

„Ueberdies wollte ich gern Ihr Urtheil über diesen jungen Mann hören, der Hofmann werden will und den Sie in die Gasse nehmen sollen, sagte Woodfeld.

„Er sah mich scharf an, und sein Blick war kaum auszuhalten, soch eine scharfe Schärfe hatte er.

„Nachdem er mich gerufen, sagte Gerhart: Das Gesicht ist gut. Ihre Oberförster. Tüchtige Schüler; gutes Gesicht für die Kunst; die Lippen scheinen scharf; und wie es um die Lippen steht, auch ich halb wegoben; wie gesagt, das Gesicht scheint von gutem Willenswerk, wie's aber sonst bestimmt aussieht, muß sich zeigen. Ich denke, die Oberstufe soll gut menstlich sein, aber ob's nicht ein

verpöbeltes Herolden ist? Ich sage immer: Die Postkammer muß
haben an der Butterbrot fertig sein. Er muß sie sehen lassen,
wenn ein Hund bellt, und nicht dem Menschen nach dem Gefalle
gesehen; wenn ein Schuß fällt. Dann muß er kein Mißthatsopfer
werden und Dumm und Bloß verkaufen können; darf nicht lächeln
sein nach den Fährschiffen Aegyptens, und trocken Drod und Quell-
wasser muß ihm schmecken wie das Rindfleisch.

„Mein Vater lachte laut auf.“

„Hörst Du, Wilhelm, sagte er, was Du für Qualitäten
haben mußt?“

„Nein, Herr Förster, sagte er zu Gerhard; ich kann Ihnen
die Versicherung geben, daß in meinem Hause er nicht verpöbelt
worden ist. Ich denke, Sie sollen mit ihm zufrieden sein. Oculum
hat er etwas, und ein guter Wille, noch mehr zu lernen, ist bei
ihm vorhanden. Lust und Liebe zu seinem Berufe steht nicht bloß
zwischen Haut und Fleisch bei ihm.“

„Gerhard sah seinen Vater freundlich an.“

„Das ist mir lieb, Herr Justizrath, sagte er. Du hast mir
vor drei Jahren so einen verwandten Bräutigam, so ein Verlobtes
gehabt, da hinter aus der Wasserpolackel, wo es von dieser Junft so
voll ist, wie ein Sumpf voll Frösche. Das war eine Krante, der
ich manchmal hätte den Hals brechen mögen. Den Kopf voll Dumm
und Spinn; dabei so armselig, daß er schier in Ohnmacht fiel; wenn
ich nieste, und nach einem Lauf von einer Viertelstunde schon so wurde
und wackelte wie ein angeschossener Dreikämpfer. Dabei wollte er
sein Butterbrot hinab, daß er die Augen verdeckte wie ein ver-
endendes Schmalzhier, und mußte er mal seinen Dreck aus Bald-
sack küssen, scham er Dausgrümmen; als ich ihm ein Schuß
Mr. Hall in den Halsbaunen. Nein, Herr Justizrath, das sel-
berste Exemplar hat mich nicht mit mein Blicken Gleichmuth
gebraut; aber ich habe ihn tucant; hab' ihm den Halswundel aus
den Augen gewaschen und ihn tucant, daß er tucant wurde und

unter: „Sippl! heit's wie unis Linn. Aber der Dater'sch's hat un' die
ben allen Gerhard schwerlich gebetet — doch wird er mir's, hoffentlich,
danken, wenn er zu Dater'sch's kommt, was er mit unsig' Jahren.

„Wie hasten alle hell auf.“

„Du wäst, lieber Will, warum nicht glauben, sagte der Ober-
förster, daß mein lieber Nachbar dem Pöppchen wehe thun' soll.“

„Eher, bei Seitel, sagte Gerhard, ein Mann'sch bin ich nicht,
und Ihr Sohn da wird's erfahren, daß ich es toll mache. Er
sagt mir gar nicht so hochweil aus.“

„Mir ist nicht bange, sagte ich, beim Willen meine Hand aus-
streckt. Sie sollen schon mit mir zufrieden sein.“

„Hoff's, sagte Gerhard, mein Hand schüttelnd.“

„Schon auf der Jagd gewesen? sagte er.“

„O ja, sagte mein Vater; ich bin so ein Pfaffen in dem
Kittel, und da ist er oft dabei gewesen.“

„Glauben Sie das nicht, sagte der Oberförster. Der spricht
viel zu bescheiden. Ich komme sein Werk. Hat wahr als einen Dank
gebetet, und manchen Eber kugeln gemacht.“

„Si was! rief Gerhard. So sollten wir doch morgen dem
Herrn ein Pfaffen machen, Herr Oberförster.“

„Das grade wollte ich mit Ihnen heute! Abend besprechen,
versetzte der Oberförster. Ich weiß, Sie wissen, was die Spieler
sehen und die Zwölfer und derer hinaus.“

„Nun, man lernt das schon ein Döcker, sagt Gerhard.“

„Wie meinen Sie, Herr Oberförster?“

„Wie sieht's an der roten Döcker?“

„Nicht sonderlich! sagte Gerhard.“

„So? Reinet Sie denn, im Hölle'sch's wäre ein besserer
Döcker?“

„Nicht nicht viel besser als an der roten Döcker.“

„So muß es nur alten Jäger'sch's vernünftig an'sehen?“

„Ueber das alten Mann'sch's weis'sch's Döcker sagt ein

„Ich habe Sie getroffen, haben, erregte Erregung.“

„So seien Sie so gut und behalten Sie die Gedächtnis zum
Rücken auf moogen früh, sieben Uhr, schloß der Oberförster diese
Besprechung.“

„Wir gingen zur Tisch, und nach dem Essen setzten wir uns
bei einem Glase Bier zusammen, und nun ging's an die Jagd-
geschichten, ein Kapitel, das ohne Ende ist. Was mir aber auffiel,
war das, daß kein Wortin geredet wurde, was, wie bekannt, ebenso
viel heißt, als „mit die Güte hieher“ oder „Hauptstücken“. Die
alten Männer beschreiben das wunderbarsten, ernstes und frochhaften
Abenteuern, aber es schwelte keines an jene seine Drenge, wo der
Maus auf der Kost des heiligen Laurentius gelegt wird.“

„Gerhard wurde ungemein lebendig und heiter, auch seine Mut,
zu erzählen und dazustellen war ebenso lebhaft als anziehend.
Jeden Laut des Hundes, jede Stellung machte er plastisch aufschaulich,
so daß man die ganze Jagd mitmachte. Ich hatte meine wahre
Freude an dem Mann und seinen Ausrufungen, die immer, wie
seine Augen, auf's Bleib trafen. Dennoch wollte er nie den
Koffend und hielt sich seinen Vorgesetzten gegenüber in so feinen
Distanz, daß ich ihn bewunderte und es wohl begreifen, daß er
einst eine gute Erziehung genossen haben mußte. Familie hatte er
nicht, war sich nie verheiratet, obgleich seine Stelle eine sehr gute
war und er eine Familie hätte ernähren können. Er hielt
mit einem alten Burfchen Haus, den er einst als eine Kind zu sich
genommen und der sich so in ihm hineingelebt hatte, daß sie Beide
nicht mehr von einander ließen und eine gewisse Ökonomiegemeinschaft
hatten, obgleich der alte Jakob immer nur „Herr Förster“ zuzurück
sagte. — Der Abend war uns pflichtgemäß herübergegangen. Am zehn
Uhr verabschiedete sich der alte Gerhard, und wie früher nach der
Mittag, da wir von der Reise home nach ein wenig ermüdet waren.

gezogenen Hornstone, dem eine gewisse Jaspur folgte.

„Ich wollte die Jagen
Ich sprach aus Pflanz, sag mir die besten, mit
beschlagenen, doppelstöckigen Schuße an, meine Jagenmaschinen und
stark, bald, wie Weibische am, die Doppelklinge in der Hand und in
bei anderen meines grünen Luchst mit dem Gemüthe, in der
Oberführers Stube.

„Er betrachtete mich mit beifälligen Blicken und sagte: Sie
recht; Wilhelm; Sie werden Gerhard's Wohlwollen jetzt bald
worden haben! Es ist ein trefflicher Mann, der Ihre Hochachtung
verdient und Sie einschließen wird, daß Sie Ihre davon haben
werden. Vertrauen Sie ihm unbedingt. Er ist an Kenntnissen
seines Berufes tüchtiger wie mancher Oberführer und würde ohne
Zweifel längst diese Stelle bekleidet haben, hätte er — unbegriff-
licher Weise — sie nicht schon zweimal ausgeschlagen. Es ist eine
Ehre des alten Mannes und die Beförderung hatte es ihm nachgesehen
und in seiner Stelle ihn so verbessert, daß er sich, ohne Zweifel, so
gut steht wie ein Oberführer.

„Mein Vater kam jetzt auch. Wir setzten uns zum Frühstück
und warten nun des Signals gewärtig, welches uns mit dem Horn
geben sollte.

„Wir brauchten nicht lange zu warten.

„Mit dem ersten Tone trat Gerhard ein, gelächelt lächelnd und
sagte, es sei Alles zu Befehl.

„Wir gingen. Es war ein herrlicher Herbstmorgen, aber
etwas frisch. Die Nebel wirbelten in den Thälern, ballten sich
zusammen, dehnten sich wieder aus, liegen und krochen wieder am
Boden hin, bis endlich die Sonne den vollständigsten Sieg errang.
Baum, Strauch und Gras war mit dem eigenthümlichen Gewebe
gewebe überspannen. Lange Fäden flogen im Morgenwinde hin

und den. Der Nebel, hatte sich in Millionen Thapieren aufgelöst,
in denen sich die Sonnenstrahlen brachen

„Wir schritten rüstig auf dem nassen Boden hin und folgten
dem ~~ausstrahlenden~~ Oberförster, der mit seinem langen Stän-
den, wahrer Sicherheitsleiter war

„Nachdem wir eine tüchtige, vom Fuchs getrimmte
Stunde langem Gefirgen waren, bot sich uns ein eigenthümliches
Anblick von ~~der~~ einer Höhe zeigte sich eine Ruine, welche keines-
wegs ein hohes Alter verrieth, aber einen schauerlichen, ich möchte
sagen, mitgehorrtregenden Anblick darbot. Es schien einst ein ge-
waltiges Hochhaus mit umfangreichen Nebengebäuden gewesen
zu sein. Sein Dach deckte mehr die Innenseite; keine Spur von
Sperrern und Holzwerk war mehr sichtbar, überhaupt kein sog-
enanntes Eingänge. Alles umher einst die Flammen verzehrt haben,
dann die Mauern waren rabenschwarz. Nur hier und da zeigten
sich Büschel von Mooskraut in den Mauern. Man sah durch
die tief am Boden sich befindenden Fensterspaltungen in das Innere,
wo ein kuppiger Baumwuchs von Eichen, Eichenweiden und anderem
Weichholz aufgeschossen war. Die Fenster- und Thürgehäube,
aus gelblichweißem Sandsteine, stachen schauerlich von den schwarzen
Mauern ab. Das ganze war einem Kopfenkopfe zu vergleichen,
der Stirn aus seinen keulen Augenhöhlen gerüth angrinst. Auf
mancher Burgruine des Landes war ich herumgeklettert, aber nie,
das kann ich mit voller Wahrheit behaupten, hatte ein Gedulde
einen so durch und durch schauerlichen Eindruck auf mich ge-
macht. Es überließ mich unwillkürlich eiskalt; aber ich hütete
mich wohl, etwas von dem zu verlaubaren, was mich innerlich
besogte.

„Auffallend war mir Gerhards's Schweigsamkeit an diesem
Reize und der unvertennbare Ausdruck vom Mißvergünftigen oder
Widerwillen, welcher sich in seinen Zügen ohne Mühe lesen ließ.

„Bleibst du ihm der Oberförster mit seinem Vorschlage, hier

„Ich sag' es, in ein Stück in der Luft hingefallen, das ist es, nicht wahr, des eigenthümlichen Ausdruckes seiner Züge erinnernd, als ob er gebohrt, klaut, der Oberförster diesen Balkenstrich nannte, vielleicht hat der alte Mann diese Nacht schlief, geschlossen, krachte es, und aus einem Ortes über seinem Kopf.“

„Wie waren endlich, ziemlich bis an die Niedertrümpel nah, an der Stelle angekommen, wo uns der Oberförster ungroßmüthig anwies. Der Trieb begann alsbald und in einer nicht langen Frist krachte es rechts, wo der Oberförster und Gerhard standen, dann krachten zwei Schüsse links neben mir, wo mein Vater stand.“

„Die Treiber kamen näher mit ihrem Hölleklamm, und plötzlich riefste es im Gebüsch und ein Rehbock streckte neugierig sein kluges Gesicht mir auf fünfzig Gänge entgegen und maß mich mit seinen klugen Lichtern und schnurzte eben, um auf und davon zu gehen.“

„Da krachte ich und das Thier that einen Satz in die Höhe und stürzte auf der Stelle zusammen. Mir kam leider nichts mehr schußgerichtet, obgleich es rechts und links fortin noch krachte. Als das Galali gelassen wurde, erschien Gerhard bei mir. „Wann geschossen, junger Herr? fragte er.“

„Ich wies auf den Rehbock und sagte: Nichts weiter als das hal“

„Er ging zu dem Thier.“

„Im Feuer gefallen? fragte es mit beifälliger Miene.“

„Ja wohl!“

„Blitz! rief er, das ist ein Kernschuß, ein Weiserschuß, den hätte der Oberförster — und das ist ein Schütze, vor dem ich Respect habe — nicht besser treffen können! Grade auf's Blatt! „Meiner Frau“, junger Mann, Sie machen mir Blaise! Aus Ihnen wird Etwas. Solch einen Schuß hätte der lässliche Junger-Wasserpolade nicht fertig gebracht, und wenn ich ihn dreißig Jahre mit dem Stachelband dressirt hätte. Das war ein stocktief Besiß! Solch ein Stück Menschenfleisch nehm' ich nicht mehr in Zucht und wenn der Ober-Landforstmeister vor mir auf die Kniee fiel! Mit

„Nun oder beginn' ich morgen schon! Prost! Sie haben sich gut empfohlen!

„Während dieser Rede kam mein Vater mit Moosfeld; Das ist ein Kapitulverlehen, sagte der Alte zu dem Oberförster. Da guden Sie einmal! Sie hätten den Boss nicht meisterhafter getroffen!

„Moosfeld's Schwingaffe. Wilhelm, ich gratulire! sprach er. Nun sitzen Sie im Sattel und sollen Schwerdt mehr heraus.

„Mein Vater lächeln vergnügt.

„Herr Justizrath, sagte Gerhard zu ihm halb laut, von dem Jungen haben Sie Etwas, und man sieht's am Jungen, daß der Richter sein Handwerk versteht.

„Die Wahrheit zu gestehen, so war der Schuß durchaus ohne alle Berechnung, Wundlings gesehen; daß die Kugel den kunstgerechten Fiel fand, war durchaus mein Verdienst nicht. Das aber hier, wo es galt, die Gans des Alten mir zu sichern, einzugeschießen, fand ich keinen Verus.

„Wissen Sie, Herr Oberförster, warum die obersteleffte Wittschuppe niemals traf? fuhr Gerhard fort; er machte allemal aus ritterlicher Feigheit die Augen zu, wenn er schoss, oder zwinkerte und blinzelte. Als ich ihn dardör hernahm, sagte er, er könne nicht anders; er erschrecke allemal vor dem Knalle. Da müssen Sie Soldat werden, sagt' ich ihm d'rauf. Sie haben dann Aussicht zum Feldmarschalle. Warum nicht? sagte der Pechvogel; unter meinen Ahnen sind ein Duzend Generale.

„O wären Sie bei Ihren Ahnen! rief ich im Horne, dann wäre Jhntz mit der Welt geholten!

„Ich wollt's auch! sagte er darauf wehmüthig, denn unser Ahnenaal ist daheim im Schlosse.

„Wir brachen Alle in ein lautes Gelächter aus, in das der Alte auf's Herzlichste einstimmt.

2.

„Mein Vater blieb noch etliche Tage, wo Jagd auf Jagd folgte. Endlich mußte er heimkehren und ich blieb daran auf dem Klotter und begann bei Gerhard meine praktische Laufbahn.

„Ich meine aber, der Kurante mich! Von Morgens fünf bis Abends fünf konnte ich auf keine Ruhe zählen! Es ging von Schlag zu Schlag, von Schöpfung zu Schöpfung, von Bestand zu Bestand. Saatkämpfe und allerlei Dinge, wie sie die lateinischen Herren jetzt aushecken, kannte man damals noch nicht, und ich hätte einmal hören mögen, was Gerhard gesagt hätte, wenn ihm so Einer unter die Beine gekommen wäre! Ich hätt's nicht sein mögen! Der Mann war ein Kernpraktiker. Alle grauen Theorien machten ihn kopfschmerzhaft; aber er kannte sein Fach. Er traf den Nagel auf den Kopf. Wollte der Oberförster, der ihn mit großer Milde und Achtung behandelte, etwas Gutes, aber Neues durchsetzen, so sagte er zu ihm: Mein Großvater, der Forstinspector war, sagt in seinem Tagebuche das und das. Was halten Sie davon, Herr Nachbar?

„Hui! brummte dann der alte Gerhard, Sie haben mir schon Manches von dem alten Herrn gesagt, was sich bewährt hat. Der ist mir schon ein Gewährsmann. Die Alten waren nicht auf die Nase gefallen, sonst hätten wir längst keine Wälder mehr. Die schief gewinkelten Rathesbeschwämmer, die's besser verstehen wollen, als der liebe Herrgott, sind alle keinen Schuß Pulver werth. Ich wette, sie können, trotz aller maulfertigen Schwatzkunnst, keinen Rehbod schiessen, wie der junge Müll hier seinen ersten geschossen hat!

„Nun konnte aber der Oberförster darauf rechnen, daß Gerhard mit der Sache in's Wasser ging und sand er's probat; so kam er, um dem alten Herrn eine Lobrede zu halten. Der Oberförster kannte seine Leute und sagte mir das Nöthige, und es ist keiner

Seele ein, dem eisenfesten Ehrenmanne gegenüber auch nur einen Mundwinkel in die Breite zu ziehen.

„Nicht nahm er nun in's Gebet. Zuerst galt's, die gehöbrige Jägersprache loszudeterminen. Ein Fehler, ein Verstoß gegen sie hatte auf ihn dieselbe Wirkung, wie ein falscher Lou auf Mozart's Gesicht. Dieser zuckte bekanntlich, als ob ihn eine Natter gestoßen; gerade so war's bei Gerhard. War der Verstoß arg, so begleitete ihn ein Fluch, der durch die Zähne zischte und seinem Grimm als Ableiter diente.

„Eine Ohrfeige wollt' ich lieber hinnehmen, als wenn so ein goldenes Kalb Moses einen Ausdruck verpfuscht! rief er aus. Es geht mir allemal durch Mark und Bein. Da hab' ich, sagte er weiter, mit dem zwergebornen Wasserpolacken meine Arbeit gehabt! der Kerl begriff nichts. Sie Baron von Dösky! rief ich ihm zu, ich sage Ihnen noch eine Kugel durch Ihren leeren Hirnkasten, wenn Sie keine Dressur annehmen! Donnerwetter! ich hab' meinen Exträs dressirt, und das ist nur ein leidiges Vieh; ich werde doch noch so ein polnisches Rameel in Zucht und Ordnung bringen! Ich sage Ihnen, dann stand der lange Eindarm da und machte ein Gesicht, daß er als Rabenscheuche hätte dienen können! Na! er ist fort. Dafür sei Gott gedankt! Nun passen Sie auf! Ich will 'mal ein Examen mit Ihnen halten, um zu sehen, ob Sie außer Ihrem Latein und all' den Teufeleien, die die Schulmeister Ihnen eingepaukt haben, auch etwas von dem Edelsten, was es gibt, der noblen Waldkunst, wissen. Wird freilich schlecht genug bestellt sein! setzte er nachselzend hinzu.

„Na! was heißt Anstand?

„Der Ort, wo der Jäger steht, wenn er weih, wo das Wild wechfelt.

„Wah! was heißt denn: Wechfeln?

„Da das Wild seine Gänge und Pfabe gern einhält, wenn es aus einer Waldparzelle in die andere geht, so heißt dies Hin- und

Hergehen: Wechseln, und die Wache: Wache!

„Gut. Aber was heißt: Ansit?“

„Wenn der Jäger weiß, wo eine Wache ist, so klettert er wohl einen Baum, damit das Wild nicht die Witterung kriegt.“

„Da hapert's, junger Herr! rief er aus. Ansit heißt der saße Sitz zur Erde bei Schneeschmelze. Hirsch sitz nennt man den Standort auf einem Baum, aber nur bei Rothwild! Verstanden?“

„Ganz wohl, sagte ich. Werde mir's merken.“

„Was heißt: Spüren gehen?“

„Wenn eine Neue gefallen ist, —“

„Was! unterbrach er mich. Das ist ein Hospitalausdruck für frischen Schnee!“

„Die Spurfährte suchen, vollendet ich.“

„Richtig. Wissen Sie, was eine Kesseljagd ist?“

„Freilich, entgegnete ich, wenn die Treiber von allen Seiten nach einem Mittelpunkte treiben!“

„Buschiren? He? —“

„Suchen nach Schneepfen mit dem Hundel!“

„Wann ist der Schneepfenstand?“

„Frühjahr und Herbst, gegen Abend oder bei Tagesanbruch!“

„Nennen Sie das Schneepfenbrüchlein vom Frühjahre?“

„Oculi — da kommen sie!“

„Laetare — da kommen die wahre!“

„Judica — da sind sie auch noch, da!“

„Palmarum — Trullarum!“

„Sie sind ein Prachtjunge! rief er aus. Da bleibt uns ja kaum noch etwas zu thun übrig.“

„Doch halt! Die Sache ist noch nicht aus!“

„Was nennen wir Pürschgang?“

„Anschleichen an's Wild auf seinen Aesepflügen, oder wo es heraustritt, um sich zu äßen!“

„Auf die Suche gehen?“

„Mit dem Hunde *Sau* *ausmachen*?

„*Sau* *einkriechen*?

„*Einen Wald umgehen*, wenn etwa eine *Neue* gefallen ist, um sich zu vergewissern, daß das *Wild* herein, oder nicht hinausging; also noch *drinnen* steht!

„*Hoi!* mich her *Antel!* Sie haben's *los* wie ein alter Jäger, und Ihrem Vater *mache's* Ehre. Er küßte seinen grünen Hut und sagte: *Respect* vor dem *Stamme!*

„Wissen Sie, was es heißt: *Einen Hirsch ausmachen*? eine *Sau* *festmachen*?

„Die *Stellen* *sicher* wissen, wo sie stehen. Die *Hunde* *thun* sie *auf*.

„Sie werden einmal ein *Hirschgerechter* Jäger! *riß* er *aus*.

„Was ist das, *Herr Gerhard*?

„So *kennt* man *Einen*, der aus der *Fährte*, der *Losung* und anderen *Kennzeichen* das *Geschlecht* und die *Stärke* des *Roßwildes* bestimmen kann.

„Ich will's bei *Ihnen* schon *lernen!*

„Er *schmunzelte*.

„*Nun* *lassen* Sie *uns* mal *nachsehen*, ob Sie die *Thiere* *gehörig* *kennen*. Was ist bei *Sauen* ein *Frei* *Hing*? —

„Ein *zweijähriges* *Thier!*

„Ein *Keuler* oder eine *Wache*?

„*Männliches* und *Wutter* *Stweim!*

„Wie heißt ihr *Lager*?

„*Wessel* oder *Bettel!*

„Wie *nennen* wir die *Hauer* oder *Fang* *Flöhne*?

„*Gewehre!*

„Das *Maul*?

„*Gefährd!*

„*Fuß*?

„*Lauf*

„Wie heißt der junge Mensch vom Mai bis November?

„Hirsefisch!

„So hab' ich meinen Wasserpolaken auch genannt, sagte lachend Gerhard; aber ich sage Ihnen, da ist die Periode zwischen Wiage und Grab bei diesem Menschen!

„Nun fragte er nach der Bedeutung der Namen: Schmalhüter, Mithier, Galtthier, Spiffert, Gabler, Sechser und so weiter bis zu höchsten Sprossenzahl; dann nach der eigenthümlichen Benennung jedes Theilstückes beim Hirse, Reih, Hasen, Fuchs, Wolf, Geflügel — kurz die unendliche Reihe der Kunstausdrücke durch. Mein Vater hatte sich den Spass gemacht, mich das Alles ganz genau zu lehren. Ich bestand mein halbtägiges Examen auf's Allerglänzendste, und der Alte fiel mir am Ende um den Hals und schmeichelte mich ab.

„Nein! rief er, solch' ein Prachteremplar von Cleven ist noch nicht auf den Ständern gestanden, seit Rimrod ein gewaltiger Oberförster vor dem Herrn war!

„Abends machte er die schmeichelhaftesten Erklärungen über mich dem Oberförster, der darüber vergnüglich lächelte, weil er durch den Freiherrn Cleven des Herzleides viel erduldet hatte; denn damals wurde Gerhard nicht fertig mit Klagen über den Stockfisch von Byron, wie er den Menschen nannte.

„Alle Tage mußte ich mit ihm hinaus, der Schnee mochte so hoch liegen, als er wollte; der Regen mochte stürmen; der Wind brausen, daß man sich nicht auf dem Weg erhalten konnte. Ich dankte dem Manne viel, auch in Betreff einer äußeren Abhärtung und Bähigkeit, Nothdauern und Unbequemlichkeiten der Witterung zu ertragen.

„Abends saß ich bei ihm bis zehn Uhr. Das war einmal die Stunde, in welcher er zu Bett ging. Ueberhaupt war eine an Beharrlichkeit grenzende Ordnung in der Eintheilung seiner Zeit, wie auch in seiner Lebensweise, selbst im Essen und Trinken hinsichtlich des Maßes. Und dies ist es gewesen, was den Mann so kerngesund, so jugendlich frisch und rüstig erhielt.

„Anfangs hatte ich ihm gar wenig Gemüthslichkeit zugetraut, aber als ich einmal niet- und nagelfest in seiner Gunst saß, da kehrte er auch das Innerste heraus. Nur über sein eigenes Leben schwieg er wie das Grab. Einige Fragen, die ich ganz arglos gethan, wies er kurz ab, und das Runzeln seiner Stirn, an dem ich recht deutlich wahrnehmen konnte, wie es unter der Weste aussah, sagte mir, das sei das *Noli me tangere*, das „Rühr' mich nicht an“ seines Wesens. Ich nahm mich nun sorgfältig in Acht und berührte Aehnliches nie mehr. Dadurch gewann ich noch mehr Boden und Raum in seiner Gunst, und zuletzt war unser gegenseitiges Verhältnis das eines Sohnes zum Vater und umgekehrt, denn ich liebte den Mann von ganzer Seele, und daß er mich lieb hatte, das ließ sich einmal nicht leugnen, und er wollte es auch nicht.

„Ich lernte viel bei dem Manne, mehr wie bei dem Oberbefehliger Moosfeld, der die Gabe der Mittheilung eigentlich nur in einem geringen Grade besaß. Bei ihm verrichtete ich nur Schreibereien, und das Einzige, was ich wohl bei ihm gewann, war das Kartenzichnen und die geometrischen Aufnahmen, da er ein tüchtiger Reißkünstler war. Dies konnte jedoch nur in einer Jahreszeit betrieben werden, die durch ihre Milde den Aufenthalt im Freien gestattete. Bei Gerhard kam's auf die Witterung gar nicht an. Auch die schlimmste war nicht im Stande, ihn zu Hause zu halten. Endlich kam das langersehnte Frühjahr mit all' seiner Pracht und Herrlichkeit. Jetzt erst lernte ich die rechte Poesie des Waldlebens kennen und dankte Gott, daß der alte Gerhard angewiesen war, mich mit all' dem Bekannt zu machen, was ich wissen mußte, um eine Vorschule meines Berufes gehörig durchgemacht zu haben.

„Oft hatte mich in diesem Winter die Ruine des alten Forsthauses eigenthümlich angeregt; oft hatte ich bemerkt, daß der alte Gerhard eine gewisse Furcht und Scheu vor der Ruine hatte, ohne daß ich mir das enträthseln konnte. Ich hatte mir vorgenommen,

ihn einmal nach dem Grunde zu fragen, warum doch dies Haus dem Untergange sei gewidmet worden. Eine alte Ruthe war es nicht, und besser wäre es in manchem Betrachter gewesen, wenn der Förster hier gewohnt hätte, als daß seine Wohnung jetzt bei dem Oberförster lag.

„Ich kam nun mehr in diesen Theil des Forstes, als in den Wintertagen, wo er kaum zugänglich war zu gewissen Zeiten.

„Eines Tages, es war so um die heilige Pfingstzeit, wo der Wald jubelt und schallt, wo alle Pulse des Lebens gewaltiger schlagen und der Blüthenhauch in Wellen daherkommt, kam ich spät am Mittage mit Gerhard an eine herrliche Quelle, die plätschernd über das Gestein in wunderbarer Klarheit herunterrieselte. Ueberall blühten duftige Raiblumen, und rings um die Quelle standen — in diesem Nadelholzrevier unseres Forstes eine Seltenheit — vier wunderschöne, schattenreiche Buchen, daher die Stelle auch der „Bierbuchenborn“ hieß.

„Hier ließen wir uns nieder, um aus der Faust unser Mittagabrod zu verspeisen. Ich hatte mich wahrlich nicht wenig damit abgequält, einen Krug köstliches Merseburger Bier mit herum zu tragen, der uns nun aber auch erquicken sollte.

„Ich wollte Gerhard damit überraschen, denn er wußte nichts davon.

„Unseren Durst stillte die hülfende Quelle, die ich in der Leberkapfel auffing. Dann lagerten wir uns unter der größten Buche und aßen, Jeder, was er in der Jagdtasche mit sich trug, und als der Magen sein Recht hatte, sagte Gerhard: Nimm eine Pfeife!

„Und einen Trunk Merseburger Bier! setzte ich hinzu und goß ein.

„Ueber des Alten Züge flog eine Heiterkeit, wie ich sie lange nicht gesehen, und diese Stimmung benützend, deutete ich auf die Ruine des alten Forsthauses hin, die man gerade vor sich hatte,

und sagte: Ich habe Sie schon gar oft fragen wollen, was es doch eigentlich mit dieser Ruine, die immer einen gespenstigen Eindruck auf mich macht, für eine Bewandniß habe? — Bitte, theilen Sie es mir doch mit!

„Er sah mich mit einem Blick an, den ich noch nie an ihm bemerkt hatte. Ich hielt ihn mit der Ruhe aus, die der in sich fühlte, der sich einer unklaren Absicht nicht bewußt ist.

„Ihnen, hob er nach einer Weile an, ja Ihnen will ich die Geschichte erzählen — einem Andern — — doch hören Sie dazu:

„Das Haus, das Sie hier vor sich sehen, war vor fünf und sechs Jahren die stättliche Wohnung des Försters, dessen Stelle es jetzt einnimmt. Die Herrschaft hatte es neu erbauen lassen, und absehblich mitten in den Wald, weil die Wildbläuber der Bauern aus den entlegenen Dörfern den Wildstand des Landesherrn, der ein leidenschaftlicher Jäger war, sehr beeinträchtigte. Von hier aus konnte der Förster leichter in allen Richtungen das weite Revier begreifen und bewachen, als wenn er, wie ich jetzt, draußen bei dem Oberförster wohnte.

„Außerdem mochte auch noch das besondere Wohlwollen des Landesherrn für die Person des damaligen Försters sich geltend gemacht haben, daß man das Haus so geräumig und stättlich aufgeführt hatte; denn er war Leibjäger des Herrn gewesen viele Jahre lang, hatte in unbescholtener Treue ihm gehorcht und eifert, als sie hier im Forst eine Saujagd hielten, ihm das Leben gerettet. Ein gewaltiger Reiter entging nämlich durch eine Wendung beim Abfangen mit der Nadel, und er wäre unrettbar unter den Gewehren des Antihiers verendet, wenn nicht der Leibjäger durch einen Reitersturz das Thier niedergestreckt hätte. Das vergaß ihm der edle Herr nicht. Als die Stelle hier erledigt war, erhielt er sie und aussehnliche Dienstländereien, diese sammt dem prächtigen Neubau, welcher die Wohnung des Oberförsters bei Weitem übertraf, abgerechnet noch, daß man da oben die wundervollste Fernsicht hatte und

die Oberförsterei drantzen im Lohse liegt. Der Förster war acht oder neun und vierzig Jahre alt, als er hierher zog. Der Landesherz richtete ihm seine Haushaltung höchst freigebig ein, und so vollständig, als hätte er schon vierzig Jahre gehaust.

„Da brauchte sich kein Müdel zu bedenken, in dies warme Nestchen zu hüpfen. Sie brauchte rein Nichts mitzubringen, da Alles da war, was immer zu einer ordentlichen, vollständigen Haus- und Landwirthschaft gehörte, selbst tüchtige, wilkende Kühe und wackere Ochsen zum Felbbau. Ueberdies hatte sich der Förster ein schönes Kapital erspart in seinem Hofdienst und war dabei kein unehauer Mann, wenn auch schon graue Haare sein Haupt mit der sogmanaxanten Räumenel- und Salzfarbe bedeckten.

„Heirathen mußte der Förster. Er ging seinem Berufe tagtäglich nach. Was sollte da aus der Wirthschaft werden, wenn sie eine bezahlte Schaffnerin hätte führen sollen?

„So ging denn der brave Mann aus, die Töchter des Landes zu besuchen, daß er sich eine erkiesle.

„Der Förster war ein stiller, gesetzter Mann, machte nicht viel Aufwands, und schöne Redensarten, Schmeicheleten und Rosereten, wie sie die Müdels lieben, waren eben seine Passion nicht. Kurz und bündig, ehelich und treu, das war so seine Art; aber ein Herz hatte er, wie es wenige gibt. Was wurde er nicht leicht, aber er konnte es doch werden, und dann war er's ordentlich; allein es kam selten an ihm, wie gesagt. Ueberall war er geachtet und geschätzt, und kein Vater und keine Mutter, deren Ehestrüchlein er gestreit, hätte lange Federlesens mit ihrem Ja gemacht. Er war, was so die besprechenden Leute sagen, eine herrliche Partie.

„Daß er Oberförster würde nach kurzer Zeit, wenn er's überhaupt wollte, daran war eben gar kein Zweifel, und er wär's vielleicht gleich geworden, hätte der Landesherz Rath gewußt, was er mit dem Oberförster anfangen sollte, der die Stelle inne hatte und weder zum Sieben noch zum Braten war. Es war wieder

so ein Jagdhüter, der ein Kartoffelfeld für eine Eigencultur an-
sah; ein windiger Herr Bon, der vom Hofe weg mußte, weil er
nichts taugte und nicht zu gebrauchen war.

„Der wohnte in unserem Forsthaus allein und hatte eine
eigene Wirthschaft, langweilte sich und trieb Alotria, als Vögel-
ausstopfen und dergleichen, weil er nichts Besseres zu thun wußte;
las Romane, statt seinen Forsten ein Pfleger zu sein, und hatte
den Muth nicht, in den Wald allein zu gehen, weil er die Wild-
diebe wie das Feuer fürchtete.

„Nicht einmal ein Schütze war er, denn er traf nichts, weil
er's machte wie mein Wasserpolacke, nämlich die Augen zumachte,
wenn er losbrückte; da war ein tüchtiger Förster Roth, der that,
was der Oberförster thun sollte und nicht that.

„Sobald er hörte, daß der Förster aufzöge, sagte er, nun
ziehe er zu ihm und miethe ihm den Oberstock seines Hauses ab,
den er ja doch nicht gebrauche und, da er sich verheirathe, schaffe
er seine contracte Wirthschaft ab und ziehe ganz zu ihm in Kost
und Wohnung.

„Das war freilich dem Förster nicht lieb, aber der Fürst
sagte: Thu' es, Leopold; Du bringst vielleicht noch etwas an den
Fürsten! Das war natürlich für den Förster ein Befehl. Der
Oberförster war reich und konnte gut zahlen, wollte es auch, und
so ein Zuschuß war nicht zu verachten.

„Freilich hielt er sich aus, daß er noch ein Jahr im Forsthanse
bliebe, bis seine neue Haushaltung in Ordnung sei. Das ließ sich
denn auch der junge Herr gefallen und die Sache war gut.

„Leopold, so will ich den Förster bei seinem Taufnamen nennen,
fuhr Gerhard fort, ging nun ernstlich an's Heirathen.

„Nun war er mit dem Herrn öfters auf die Balge gegangen
in ein Revier, wo es Auerhähne wie Spazier gibt. Sie wohnten
dann bei einem Förster ein paar Tage mitten im Walde. Wenn
die Balge nicht war, so hatte Leopold Zeit, mit des Försters Lichte-

lein zu treten. Das war ein wundernettes, lebendiges Ding von neunzehn Jahren, aller Poffen voll, das mit dem Leopold seine Scherze trieb, und es mit ihr.

„Ob das Mädel ein Auge auf den Leopold hatte, weiß ich nicht; aber gram war sie ihm nicht. Er aber kriegte Eins auf sie, und oft mochte er denken: Wenn Du einmal so allein im Walde hausen müßtest, und so ein herzig mütter Weibchen Dich empfinde, wenn Du naß und müde heimkämst, es wär' doch eine prächtige Sache. Sie war schön, hab' ich schon gesagt, und auch ein Bißchen gefällig. Nun, so etwas sieht ein verliebter Mann selten, weil er meint, sie sei's eben nur allein gegen ihn, und das sei nichts Anderes als pure Liebe.

„Das Mädelchen war hoch gewachsen, edel gestaltet, äppig und voll. Sie hatte Augen wie Kohlen so schwarz, und leuchtend wie Feuer und Licht; ebenso schwarze, glänzende Haare und eine etwas bräunliche Haut; aber Blüthen wie Rosen, fettsche Erdbeerlippen, und Zähne so weiß wie eine frischgefallene Neue. Dabei war sie voll Wit und Laune; sang sehr hübsch und konnte einem ehelichen Jägersmanne heiß im Kopf und im Herzen machen, wie sie es dem Förster Leopold machte.

„Als er denn nun eingerichtet war und sich bei seinem gnädigen Herrn bedankte, sagte dieser freundlich scherzend: Leopold, allein hältst Du es da droben nicht aus, und Deine Wirtschaft geht stüben ohne eine wackere Frau. Wie steht's denn da? Hast Du noch nichts auf dem Korn, nichts im Vist?

„Durchlaucht haben wohl Recht, sagte er, und ich — denke es auch zu thun; aber zum Heirathen gehören Zwei, die Ja sagen.

„Richtig; aber hast Du denn Eine, von der Du wünschst, daß sie Ja sagte?

„Warum nicht, Durchlaucht?

„So schief los, närrischer Knau!

„Ich weiß ja aber doch nicht, ob sie mich will?

„Ist denn heute ein Schaltjahr, Lächte der gnädige Herr, daß die Mädchen freien?

„Das nicht, das Jahr hat drei hundert fünf und sechzig Tage!

„Ei, so mußt Du freien! Wohin steht denn Dein Sinn? Weichte mir einmal. Ist's ein hübsches Försterkind?

„Ja, Ihre Durchlaucht, sagt er, das Försters Ruß Agneschen.

„Ei, sieh 'mal da! rief der Fürst. Du hast eine feine Nase. Ist ein hübsches Mädchen, und ich glaube, auch brav erzogen. Ihre Eltern sind wackere Leute! — So mach's kurz, Leopold! Grüße den alten, braven Ruß, und sage ihm, ich sah's gerne, wenn seine Tochter Dich zum Manne machte. Du habest ein warmes Nestlein und für Deine Zukunft wollte ich schon sorgen.

„Leopold verbeugte sich dankend und ging schnurstracks dorthin, wo das schöne Wild stand.

„Er brachte seinen Gruß an den Mann und erhielt mit Freuden das Ja der Eltern, und Agneschen, das ihm so Etwas abgemerkt haben mochte, machte ihm auch kein böß Gesicht, und als er seine Freiwereberei anbrachte, traf er auf's Blatt und sie wurde seine Frau.

„Es gab im ganzen Thüringer Walde keinen glücklicheren Menschen als Leopold! Er holte sein Weib heim und sie lebten ein Jahr in einer Ehe, die glücklicher nicht sein konnte. Da rückte der Oberförster wieder mit seinem Plans heraus.

„Leopold aber hatte nun erst recht keine Lust, und das kam so. Der hochadelige Herr Oberförster merkte bald, daß der Förster Leopold ein Frauchen habe, das nicht schöner zu malen sei. Wenn er einmal in's Haus kam, so verschlang er sie fast mit seinen begierlichen Blicken und wußte so zuckersüß zu reden, daß Leopold dachte: Man muß den Taubenschlag zumachen vor Warber und Iltis. Wer aber solche Besten im Hause duldet, mag sich selbst anklagen, wenn sie ihm sein Läubchen manfen.

„Er sagte daher kurz und gut, das gange nicht; seine Haus-

haltung sei zu erlösen; er hätte keinen Pfennig, und könne ihn nicht abgeben, wie ihn der Oberförster gewohnt sei, und schlug's ihm rund vor der Nase ab. Damit war auch Agneschen wohl zufrieden, die auch meinte, so ein feiner Gosherr, der mache ganz andere Ansprüche, als sie es gewohnt sei und — und — da doch vielleicht bald der Storch auf dem Dache klappere, so könne sie es gar nicht murren, und eine Rogg wolle sie einmal nicht noch zu der nehmen, die sie um des Viehstandes willen schon halten müsse; überdies komme dabei Nichts heraus, wenn auch der reiche Herr Oberförster noch so flott bezahle; sie selber gewöhnten sich dann an ein äppigeres Leben, und das ließen doch ihre Einnahmen recht zu; der junge Herr könne es machen wie sein Vater, nämlich er könne heirathen, und dann wäre Alles geordnet.

„Das waren verständige Reden von der jungen Frau. Leopold war stummfroh, sie zu hören, und die Geschichte hatte ihr Ende erreicht.

„Der Herr Oberförster ließ allerdings etwas die Fingel hängen und war ein wenig brummig. Eine Zeit lang machte es der Förster Leopold gar nicht recht; allein die Sache ordnete sich doch wieder und der Oberförster kam manchmal zu Leopold auf ein Ständchen, wenn er gerade in der Nähe des Hauses war und hielt sich bescheiden und anständig, ob er gleich die schöne, junge Frau immer besonders anzeichnete. Es blieb Alles im Geleise der Ordnung.

„Freilich ahnete es Leopold nicht, daß der Oberförster, der, wie alle diese feingebärdeten, unärben Herren, lange schlief, immer Morgens an seinem Hause vorüberging, der schönen Frau ein paar liebevolle Worte sagte, einen Kuß zuwarf oder derlei Etwas, was den Weibern nicht zu mißfallen pflegt.

„Anfänglich ärgerte sich Agneschen; später gewöhnte sie sich daran, und noch später saß sie immer Morgens um die Stunde am Fenster, denn es schmückte ihrer Eitelkeit, daß ein so vornehmer Herr sie schon sah.

„Ihr Wohlgefallen übertrug allerdings die Sache und der kleine, schöne Knabe machte die Eltern unaussprechlich glücklich. Es war aber auch ein hübschines Kind.“

„Etwa vier, fünf Tage darauf begegnete der Oberförster Leopolden im Walde.“

„Glückauf, Herr Förster, rief er ihm zu. Man hat mir gesagt, Ihr Familienglück habe nun die Krone empfangen durch einen prächtigen Knaben.“

„Leopold dankte und bestätigte das.“

„Haben Sie denn schon einen Pächter? fragte der Oberförster leicht hingeworfen.“

„Leopold sagte, es sei eine ehrwürdige Sitte, daß der Großvater als Pächter gebeten werde, und da seine Agnes das Glück habe, ihren Vater noch zu besitzen, so liege die Verpflichtung sehr nahe.“

„Aber könnten Sie nicht noch einen hinzunehmen, fragte der Oberförster weiter, und setzte hinzu, in diesem Falle würde es ihm eine unaussprechliche Freude gewähren, diese Ehrenstelle einzunehmen, wenn er anders nicht als zudringlich mit diesem Beweis eines herzlichen Wohlwollens sei.“

„Leopold war in einer mehr als unangenehmen Lage. Gerne hätte er den Zudringlichen zurückgewiesen, wenn es nicht eine Beleidigung gewesen wäre, die kaum größer möglich war. Er durfte überdies dem Vorgesetzten nicht vor den Kopf stoßen, und es blieb ihm nichts übrig, als auf den Gedanken einzugehen.“

„Leopold besaß Weltgewandtheit genug, dies auf eine Weise zu thun, durch welche er sich selber nichts vergab und doch auch den Oberförster nicht beleidigte.“

„So war denn der Antrag angenommen und die Sache, wenn auch nicht in der allerliebsten, doch aber in Ordnung.“

„Sie werden es begreiflich finden, daß der Großvater seinen Pächter sehen wollte, und der erdhanden, lieblichen Mutter erklärte, er habe nie ein schöneres Kind gesehen, und dann später

behauptete, es gleiche der Mutter wie ein Tropfen Wasser dem andern.

„Diese beiden Urtheile hörte die eitle junge Frau, und sie mochte den Schluß nicht wohl abweisen können, daß der Herr Oberförster damit doch ausgesprochen habe, er kenne keine schönere Frau, als eben sie.

„Sie werden es ferner begreiflich finden, daß der Pathe und die häusere Gevatterin von dem ungemein reichen Herrn Gevatter fürklich beschenkt wurden; daß kostbare Stoffe zu Kleidern und prunkender, blinkender Schraud nicht fehlte. Und wenn sie erztühend sagte, das passe nicht für sie, er darauf ihr zustüsterte: Einem reizenden Wesen passe Alles!

„Narz — und das Herz blutet mir, daß ich es ausspreche, die Schlange hatte den Weg gefunden in das Paradies eines harmlosen häuslichen Glück, und die Eva darin fehlte nicht, der der Apfel geboten wurde! —

„Gerhard schwieg hier und stand auf, um seine Pfeife, die er in ungewöhnlich heftigen und raschen Zügen ausge dampft, auf's Neue zu stopfen. Ich will es nicht leugnen und in Abrede stellen, der Ton, in dem er sprach, hatte mitunter etwas so furchtbar Bitteres und Ironisches; es legte sich in die Ausdrucksweise der entseßliche Grimm einer Menschenseele, die in einer nahen Beziehung zu dem Erzählten steht, daß es mich eiskalt überließ und ich es bezogte, die Bitte ausgesprochen zu haben, daß er mir die Geschichte des zerfallenen Hauses erzähle. Er fuhr fort: Von da an unerschlich der Wolf die Herde, so oft er wußte, daß der Hirte fehle, und das schien er immer zu wissen; er schlich auch wohl einmal näher herzu. —

„Die Gevatterin konnte ja auch nichts dagegen haben, wenn er nach seinem herzigen Pothen sah und ihn küßte.

„Ach, armes, schwaches Menschenherz, wo Du wachen und beten solltest, leihst Du dem Verführer so gerne Dein Ohr! rief Gerhard aus und richtete lange den Blick zum Himmel auf.

„Dieser Teufel berückte das schöne junge Weib, mit dem er gleichalterig war; berückte es mit allen Künsten höllischer List und berechneter Schlanheit; spielte meisterhaft den unglücklich Lebenden, den Hirschwachtenden, Trostlosen, Melancholischen, bei dem kann auf einmal die wilde Leidenschaft ausblüht und dann wieder sich schein verbirgt, bis das Herz des Weibes, seiner Pflicht abtrünnig, in sinnlicher Liebe gegen ihn entbrannte und zuletzt die heilige Schranke göttlicher Ordnung zerstört war, das heilige Gebot der Pflicht verstummt in der eignen Brust! —

„Und der treue, seiner Pflicht nachgehende Leopold war Fiere gemacht durch seines Weibes anfängliche Rede; hatte keine Ahnung davon, wie er betrogen wurde. —

„Was Weiberlist und raffinirte Verborgenheit im Munde zu erfennen vermögen, um den Schleier des Geheimnisses um ihr Thun zu ziehen, das geschah. Die Lage des Hauses mitten im Forste war dazu eben recht geeignet, einen heimlichen Verkehr zu fördern. Hierzu kam, daß der Oberförster immer mehr und mehr Leopold mit Arbeiten und Aufträgen betraute, die innerhalb seines Berufskreises lagen, aber auch höchst unheimlich ihm das überließ, was davon als Befolgungstheil abfiel.

„Leopold war ungemein glücklich, diese Verbesserungen zu verdienen, und widmete sich mit dem aufopferndsten Eifer diesen Thätigkeiten. Weil er es verdiente, konnte er es mit Ehren und gutem Gewissen nehmen, anders würde der streng christliche Mann auf keinen Fall es angenommen haben.

„Der Oberförster heuchelte ein Unwohlsein, und übertrug ihm namentlich alle diejenigen Arbeiten, welche ihn an die sehr entfernten Grenzen der Oberförsterei zu gehen nöthigten, von wo er unmöglich an einem Tage heimkehren konnte. Leopold hatte dort seine Waldhütte und schlief auf dem Mooslager den guten Schlaf, pflichtmäßiger Thätigkeit treuen Begleiter.

„So ging es mehr als ein Jahr, und diese Agnes war so

nach demselben; das die demselben Angesehenen Theil eines Mannes und seiner Hand-
 lungen; und über seiner Art zu sein, so die Dinge betrachtende Entscheidung
 gewollt sich gebildet; während sich auch in dem Gerichte Gewollt
 dieser Entscheidungere findet, was diese ungeachtet mit ihrem Ruhm
 sein: sie können, von allem sich einig; wenn das Gewollt auf
 dem Halbe ihr noch nicht heimlich in dem gemeinsamen Hause ver-
 stellt hätte. Es ist nicht ein Verhängniß, welches allerdings das
 Hoffen mit der Rücksicht begleitet, daß es immer nachlässiger wird
 im Bedenken der Anstaltung, die es dem Auge der Welt verborgen
 soll. Mit seiner unerschöpflichen Frucht stimmt seine Besichtigung, und
 so legt es selber dem Willen seine entblößen; oft frühern, oft spätern
 Andeutung und Bestrafung.

„Wenn auch das vertrauensvolle Gemüth Leopolds nicht mit
 Aufmerksamkeit Argus schaute, so waren doch andere Klugen weniger
 vom Vertrauen gehalten, als die feinnern. In diesen gehörten die
 des Pächters der Dienstländer wie der Oberpächter.

„Der Pächter war ein wackerer junger Bauwirth, an dessen
 Seite eine ebenso thätige, als stätige, junge, sehr schöne Frau stand;
 diese hatte den sitzlosen Menschen, den Charlatan, kennen
 gelernt, aber mit der ganzen sittlichen Würde und frommen Zucht
 eines rein weiblichen Gemüths ihm eine Schranke gesetzt, welcher er
 nicht mehr nahe zu kommen wagte. Sie hatte ihrem Mann alle die
 Besuche des Charlatans verweigert, und dieser hatte ihn unter dem
 Augenblicke gesagt, die die Wangen des der Religion anvertrauten
 Menschen doch erbleichen machten und ihn innerlich mit einer Gewalt
 forsten; die ihn, aber selber nur bräuhelnd, aufstürzte.

„Denn hätte der Pächter noch eine äußerliche Anstalt hinzugefügt,
 nämlich das Hinsetzen auf einen Doppeltürke, deren Bedeutung
 den elenden Jüngling mit Entsetzen erfüllte; denn es war von
 mancher Leidenschaft das Zeichen und der Anfang.

„Diesem Pächter; das die demselben Leopold hochschätzte, fiel es
 natürlich auf, daß der Charlatan so die nach dem Fortschritt schließ-

Die ahneten seine Pläne, aber sie kamen erst hinter die Thür, als schon der Schieler das Geheimniß von dem Paar im Fortzuge weniger strenge mehr gehalten wurde, und sie wollten selber, es sei noch Zeit zu einer Warnung und es sei noch möglich, den Verführer zu sehen, ehe sein giftiger Hauch das Herz verpöste, das er untreue.

„Eines Tages war Leopold von dem Oberförster erfucht worden, in einem Waldbüschel, der von seinem Hause drei bis vier Stunden entfernt lag, das geschlagene Holz, das bereits von dem dortigen Förster aufgesetzt, sortirt und numerirt war, zu revidiren, zu säubern und ihn dann auch die schriftliche Arbeit abzunehmen. Es war dort eine bequeme Waldbütte, wo man übernachten konnte, und Leopold übernahm das Geschäft gerne, da es ihm eine bedeutende Einnahme abwarf.

„Er nahm früh einen herzlichen Abschied von seiner geliebten Agnes, küßte sein Kind und ging seinem Berufswerte nach.

„Sehr milde kam er gegen Abend in seiner Hütte an. Die erkannte er, auf seinem Mooslager einen veriegelten Brief von unbekannter Hand zu finden, dessen Aufschrift an ihn lautete!

„Gastig trat er vor die Thüre der Hütte, brach ihn auf und las — las noch einmal — und immer bleicher wurde sein Gesicht, immer entschütter seine Hügel!

„Eine Welle stand er stumm und in seine Gedanken tief versunken da; dann rief er mit einem entschlichen Ton aus: Sollte er mich bewegen so oft von Hause wegzugehen, der Herrschaft, um mir mein Lebensglück zu zerstören?

„Darauf sprang er in die Hütte, warf seine Doppelhüte um, die mit Augen geladen war, setzte seine Nähe auf und war nach wenigen Augenblicken im Dämlich des Baltes verschwunden.

„Sein Mut kostete. Seine Pulse schlugen heftig. Er konnte fast keine Luft bekommen, so vollkommen war seine Drast.

„Der Brief rebete nur von des Oberförsters Versuch, sein Weib zu verführen. Auch kein Schimmer eines Verachtes war gegen

Agnes auszusprechen. Sollte sie darum schon mehrmals so lebhaft gefragt haben; Sage mir doch, bis wann du endlich wieder zu mir und deinem Kinde kommst? Mir ist oft so lange in dieser Einsamkeit hatte sie so nachdenklich hingeseht. Das Gefinde ist draußen, weit vom Hause; ich mitterseelenlich mit dem Kinde, und zum Schutze habe ich nur den alten Nero!

„Sie wagte es nicht, mir es zu sagen, sprach er zu sich, weil sie mich kennt und vielleicht Auftritte fürchtete, die uns nachtheilig werden könnten.

„Mit solchen Gedanken war seine Seele beschäftigt, die im wildesten Jorne gegen den Nichtswürdigen aufloberte. Dabei fühlte er keine Ermildung mehr und schritt in maßloser Hast drauf zu.

„Es war in den Tagen des Februar, in denen die Dämmerung noch immer mit winterlicher Schnelle der Nacht voraneilt. Zudem piff ein schneidender Ostwind daher, der fast jeder Bekleidung spottete. Nach einigen schönen Tagen war noch einmal eine Kälte eingetreten, deren Heftigkeit um so empfindlicher war, als der December und Januar in selbigem Jahre unverhältnißmäßig milde sich eingestellt hatten. Da konnte schon ein rüstiger Jägermann eine schöne Strecke zuriliegen. Dennoch war es bereits elf Uhr, als sich Leopold seiner Wohnung näherte.

„Er stand einen Augenblick still und besann sich, ob er seine Agnes wecken solle, die jedenfalls erschrecken würde, da sie ihn nicht erwartete. Er hätte wohl Thüren durch den Knecht eingelassen werden und im zweiten Geschoße sich ein Lager aussuchen; allein das gefiel bald wieder. Agnes würde am Ende doch erwachen, dachte er, und was sollte er so viel Rumor machen? Besser ist's, ich klopfe ihr am Laden! —

„Er wußte, daß Agnes, wenn er früher abwesend gewesen, den Knecht immer im Hause schlafen ließ, da sonst das Gefinde in dem Nebengebäude schlief, wo der Backofen und die Waschküche war.

„Ich habe Ihnen früher gesagt, und Sie haben es selber gesehen,

hief: die Jünger. tief: um der Erde willen, sagst: Gehet, und
dann er sich einige Augenblicke nach der Ergründung erholt hatte, die
ihn auffallender Weise sehr angriff. Was! konnte er solche Dinge
sagen! Manchem und man würde nicht das Geringste, das er ihm
sagte, und jed. erwiderte seine Brust heftig und es schmerzte ihm
und schwer.

„Geopold, fuhr er fort, kam allmählig dem Hause näher, dessen
Schwelle ihm zugewendet war. Als er um die Ecke bog, sah er zu
seinem Erstaunen nicht in der Wohnstube und die Arbeit warum
nicht einmal geschlossen, eine Vorhölle, die Agnes selbst dann nicht
verließ, wenn er selber zu Hause war; und immer sie schloß;
wenn sie nicht in das Zimmer kam.“

„Wieso schloß er gegen die Fenster und blickte in die Stube.“

„Was er sah, machte sein Blut gerinnen, sein Haar sträubte,
seinest Gesichtes starrte!“

„Am einten Tisch, unfern des Ofens, saß der Oberförster und
Agnes in zwanzißener Rosen. Ihre Wangen glühten und ihr Mund
lächelte zu den geistlichen Worten des Beichtvaters. Von Zeit zu
Zeit legte er seinen Arm um ihren Nacken, zog sie an sich, und an
langem, braunemem Ruffe weichte Lippe auf Lippe; dann lachten sie
wieder laut auf, und neue Küsse folgten sich rasch.“

„Geopold stand da draußen wie eine Bildsäule. Ihm wurde
es burch die Augen; ein Schauer schüttelte seinen Körper;
sein Auge wachte auf der Schwelle vor ihm; aber das Blut floß ihm
nach dem Kopfe: Seine Gedanken verwirrten sich.“

„Nächst, als Agnes mit schalligen Lachen sich des Ovens
fürstlich Armen entwand, lag das Gewehr von Wänden, der Kathos
lag am Boden. Ein Blick, ein Knall und Agnes stürzte mit zede
schmetterndem Gespöte auf den Boden.“

„Von maßlosen Entsetzen ergriffen, sprang der Oberförster
auf und wollte entfliehen; aber ein zweiter Blick und Knall, der
glückte, wie der erste, vom Gefingel der gesplitterten Gewehre, des

Juchens — und auch er lag, vom Todesblut getroffen, ohnmächtig am Boden.

„Gerechter Gott! rief ich aus, von überwältigendem Entsetzen ergriffen.

„Gerhard stand auf und ging über Straße in den Wald hinein, ohne auch nur ein Wort zu reden. Er blieb länger als eine Viertelstunde aus. Ich blieb an der Stelle, wo wir gesessen, denn Gerhard's Doppelgewehr lehnte am Baume, sein kostbares matter Hirschfänger lag am Boden, ebenso sein Hut. Er mußte wieder kommen.

„Ich war von der Erzählung um so mehr und um so tiefer erschüttert, als Gerhard's eigenhümliches Benehmen mir den Gedanken eingefloßt, daß er jedenfalls in irgend einer Beziehung zu Leopold stehen müsse. Freilich kannte ich die Fäden nicht, welche hier das Ganze emigten und verbanden, allein daß sie vorhanden seien, davon waltete mir kein Zweifel ob. Daher war ich um so gespannter auf den Schluß der Erzählung, der bei Gerhard's Rückkehr zu erwarten stand.

„Endlich sah ich ihn gesenkten Hauptes wiederkommen.

„Er setzte sich wieder auf das trockne Moos und hob nach einigen Augenblicken an weiter zu erzählen, obgleich seine Stimmung keine andere, seine gewaltige Aufregung um Nichts gemildert worden war.

„Die Schiffe inmitten der Nacht konnten natürlich nicht ungehindert an den Dampfbojen vorübergehen, die das scheidende Paar wohlweislich in das Nebengebäude geschafft hatte.

„Als Nacht und Dämmerung herbeizogen, fiel das Licht durch die zerstreutesten Fensterstreifen auf ein Antlitz, vor dem sie zu stehen. Es war ihr guter, von Allen geliebter Woodherr; aber dieses entsetzliche Gesicht, diese emporgesträubten Haare, dieses todtschreiende Auge, diese Erbarmungslosigkeiten — nein, es war zu viel, es

schredlich, um nicht auf diese, wenn auch rohen Naturen, den tiefsten Eindruck zu machen.

„In diesem Augenblicke hörte man durch den großen Ausschrei des Entsetzens das Wimmern des Kindes in der Nebenstube.

„Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es den unglücklichen Vater, als er diese Jammeröhne der Waise hörte.

„Nehmt Euch meines Kindes getreulich an, sagte er mit einem Tone, der wie aus einer Brust heraus tönte, bis ich wieder gesorgt haben werde. Meine Frau und den Oberförster hab' ich todtgeschossen. Sie liegen drinnen am Boden; laßt sie liegen, bis das Gericht kommt. Schnell holt das Kind und traget's zu dem Pächter Römer drunten bei dem Oberförstehause, ich gehe voraus dorthin! —

„Er wandte sich und ging mit raschen Schritten den Waldweg hin. Etwa eine Viertelstunde später klopfte es an des Pächters Fenster.

„Der Pächter stand auf und fragte: Wer ist da? —

„Ich, Römer, sagte Leopold in dumpfem Tone. Heute, fuhr er fort, ist eine schlimme Nacht! Ich bin gewarnt worden durch einen Brief, meine Taube vor Geierkrallen zu schützen. Der Geier hatte sie schon in seinen Krallen. Die Sache war weiter geblieben, als der wohlmeinende Briefschreiber dachte. Ich fand die Ehebrecherin in den Armen des Nichtswürdigen und habe Gericht gehalten auf meine Faust und nach dem Gesetzbuche meines Gefühls, Römer! Ich hab' sie eben Belde erschossen!

„Ein gellender Schrei aus dem Innern der Stube, ein Angstruf Römer's unterbrach ihn.

„Laß mich reden, Römer, fuhr er fort. Du bist eine treue Seele. Du vermachst ich mein Kind, hörst du, mein Kind! Greich's gottesfürchtig; du hast ja keine Kinder und wirst dich sehr erbarmen, auch wenn es Nichts, gar Nichts hat. Stehst du, Römer, auf dem Erbe der Ehebrecherin ruht der Fluch. Deß,

das Kind ist bettelarm! Knechte und Mägde bringen es oben; ich hör' es weinen!

„Die Tobeswille seines Hofens brach aber bei diesem Tone der Stimme des Kindes zusammen. Er rannte sein Haar, rang seine Hände und weinte laut.

„Dann ging er den entsetzten Knechten und Mägden entgegen, sah das Kind beim Schein ihrer Laterne an, küßte es, und als das Kind vor seinem Anblicke entsetzt sich abwandte, sagte er: Ja, du hast Recht, mein Kind, wenn du dich abwendest von dem Vater, der dir Alles, Alles raubt! —

„Darauf befohl er: Geh! dem Pächter schnell zum Fenster hinein und komm mit! —

„Sie thaten, was er befohlen, und als der Pächter seinen Namen rief, war er schon weit im Wald auf dem Rückwege zum Forsthaufe.

„Die Diener konnten ihm kaum folgen.

„Dort angelangt, sagte er: Nun laßt das Vieh aus den Ställen und treibet's in den Wald; holt eure Rissen heraus. Ich brenne das Haus nieder!

„Orechter Gott! schrieken Knecht und Mägde: Herr, thut das nicht! —

„Schweigt! donnerte er ihnen zu. Der Tag darf die Stätte des Mordes nicht mehr sehen, wo der Teufel es gerührt! Nie soll ein Mensch mehr hier wohnen, denn der Fluch Gottes ruht auf der Stätte, wo Hebrüch und Mord verübt wurde; der Fluch Gottes ruht auf dem Erbe, darum soll mein Kind nichts erben, daß es vom Fluche frei bleibe.

„Nun aber thut schnell, was ich Euch sage!

„Mit diesen Worten trat er zur Scheune, schlug Feuer und schloß einen Bündel Stroh zu leichter Flamme an und schleuderte ihn in die Strohwärkte.

„Bald loderte die Flamme hoch empor und löste mit gleichem

Stange am Dache, jeder sein Balkenwerk, bis Alles in einem Flamm
mensäule aufloderte, die der scharfe Ostwind über dem Dach das
Schiffhauses legte, das ebenfalls davon zerfiel. Wäre:
„Die Flamme wuschelte; das Balkenwerk krachte; das Holz
brüllte; die Hunde heulten. Es war ein Moment; der furchtbare
nicht gedacht werden konnte.

„Leopold stand wie ein Steinbild da: und lehnte sich an den
Stamm einer Eiche, die weit genug vom Hause stand, um nicht
einem Waldbrand zu vermittelten.

„Da stürzte der Knecht herzu.

„Herr, rief er, die Sachen liegen noch drinnen!

„Laßt sie verbrennen! antwortete in seinem fürchterlichen Tone
der Fürst. Der Wind soll ihre Asche zerstreuen, woght er will!

„Das war das letzte Wort, das immerwov ihm hörte.

„Der weit in's Land leuchtende Brand wurde auch in
umliegenden Dörfern gesehen. Die Sturmwolken heulten jetzt im
weiten Umkreise und es konnte nicht mehr lange dauern, dann
dort Hilfe.

„Leopold zog seine Brieftasche heraus, nahm den Bleistift und
schrieb.

„Hierauf rief er mit seiner mächtigen Stimme dem Knecht:

„Hier, sagte er, hast Du ein Zeugniß, daß weder Du, noch
bei Wägden etwas geschehen konnte. Ich warte nur noch, bis
Alles sichergestellt ist, sprach er mit der Erblichkeit des
Bergschutzes, dann gehe ich, um dem Gericht zu berichten
Ihr habt ein schänderhaft Beispiel, prüft es Euch in die Seele!
Nun geh'!

„Ach, Herr — begann der Knecht zitternd, Nieht doch!

„Aber! rief Leopold, kneist Du, ich hätte das Alles in der
Überzeugung gesehen und wollte nur das Schicksal der;
Leben retten? — Fort! Komme mir nicht und folgst mich, laß mich
Hilffeligen! Geh'!

Protokoll zu geben, einen Doppelmord und eine wohlüberlegte Brandstiftung.

„Um Gotteswillen, rief der Richter, sind Sie bei Sinnen?

„So gewiß, als Sie es in diesem Augenblicke sind. Gelassen Sie, daß ich mich setze! So! Nun schreiben Sie!

„Mit einer Ruhe, welche den Richter mit Entsetzen erfüllte, berichtete nun der bejammerenswerthe Mann Alles, was ich Ihnen erzählt habe, sagte Gerhard. Der Richter war so ergriffen, daß er kaum das Aussage- und Selbstanklage-Protokoll niederschreiben konnte.

„Endlich war es vollendet. Leopold unterschrieb es mit fester Hand, legte dann Jagdmesser und Gewehr ab und sagte: Fassen Sie mich nun in den Kerker abführen!

„Unglückseliger Mann! rief der menschlich fühlende Richter aus, was haben Sie gethan! Ich muß Sie zur Haft bringen lassen.

„Ich will es, sagte Leopold. O der Tod ist mir willkommen!

„Er wurde in's Gefängniß gebracht.

„Sie mögen sich's denken, Herr Röll, was das ein Aufsehen in der Gegend machte! Wie die Leute alle wie unter einem Banne des tiefsten Entsetzens gehalten waren.

„Der Thatbestand wurde erhoben; die Dienstboten vernommen, der Brief gefunden in der Brieftasche, welche Leopold dem Anwalt gegeben, ohne daß man aber den Schreiber ermitteln konnte.

„Der verbrecherische Umgang des Oberförsters mit Leopolds Frau unterlag auch nicht mehr dem leisesten Zweifel.

„So konnte der Prozeß beginnen, der aber den schleppenden Gang unseres Gerichtsverfahrens ging.

„Der Urtheilsspruch konnte indessen Niemanden überraschen, er lautete auf Tod durch das Beil!

„Den Landesherren, der Leopold so lieb gehabt, ergriff das Ereigniß außerordentlich. Als ihm der Urtheilsspruch vorgelesen wurde, hatte er Thränen in den Augen.

„Das Gericht selbst hatte in den Motiven des Spruchs und

in einer besondern Druckschrift dem Königl. Rath der Gnade des Fürsten empfohlen.

„Er schrieb mit zitternder Hand darunter: „Zu zwanzig Jahren Haft begnadigt.“

„Ach, Ihr Menschen, wie seid Ihr ungnädig mit Eurer Gnade! rief Leopold aus, als ihm die Begnadigungs- Sentenz mitgetheilt wurde.

„Man brachte ihn in das hochgelegene Burghaus, welches als Gefängniß diente. Der Fürst schrieb eigenhändig an den Director, daß er ihn mit aller Milde und Schonung behandeln sollte.

„Das geschah in ausgedehntem Maße.

„Stille saß er da; stille ging er umher. Mit Niemandem sprach er, als mit dem würdigen Geislichen der Anstalt; aber an seinem innersten Marke nagte der Tod.

„Schon nach einem Jahre brach das arme, schwerbefastete Herz unter seiner Bürde.

„Berthard schwieg. Es war sein Auge feucht geworden, wie das meine.

„Lange Zeit saßen wir stille da und blickten in das Spiel der Wellen, die von der Quelle über das Gestein hinabstürzten in eine bedeutende Tiefe.

„Endlich sagte ich: Wie mag die Naturkraft auf die alten Ötern der Agnes gewirkt haben?

„Der Vater lebte nur noch; die Mutter war schon früher gestorben; aber das Schicksal, das er erleben mußte, die Schwach — kurz Alles, was auf ein ehrl. Vaterthum; da mit Einem einschlug, brach des Orestes Lebenskraft auch. Er starb etwa vier Wochen nach dem schrecklichen Ereigniß am Herzschlage.

„Und der Mörder? fragte ich.

„Ja, ja, sagte Berthard, da meint der Mensch etwas Gutes zu thun, und es wird zum Unheil, zum Verderben! Der schliche Mann wußte nicht, wie weit das verbrecherische Verbrechen der

junger Pfaffen mit drei selbstmüthigen Dilettanten gelehrt war. Er und seine brave Frau konnten es sich nicht als möglich denken, daß das ewige Leben dem Pfaffen der Pflicht und der Ehre, der Gottesfurcht und Tugend verlassener Mönche. Sie wollten warnen und treuen Rath geben, und ihre gute Absicht schlug nun als spurde der Ernst so entsehligen Thaten. Da blieben Sie es sich wohl denken, daß die guten Menschen sich das zu Herzen nahmen!

„Der arme Mönch muß selbst zu Irthümern an und, da er ohnehin ein schwacher Mann war, so warnte ihn ein Mebel sehr, daß nach und nach in eine Behnung ausartete, woldete er nach einer Frist von kaum einem halben oder drei Viertel Jahren erlag.“

„Seine Frau, die ein gutes Gemüth hatte und sich viele Vorwürfe machte, an dem Unglück schuldig zu sein, wurde in folgenden Jahren, wahrscheinlich in Folge dieser Gewissensbisse, tieffinnig und starb in einem Landes-Irrenhause nach einer Reihe von Jahren.“

„Aber das Kind? das Kind? fragte ich hastig, da es mir einfiel, ich habe noch ihn nicht gefragt.“

„Derward sah mich lange forschend an, als wollte er in meiner Seele lesen, was mich zu dieser Frage bewege. Nach längerem Schwelgen sagte er: Nun, die Aeltern wußten es auf; aber Sie sehen es gewiß ein, daß das arme Kindlein unter den schwebenden Umständen nicht bei ihnen bleiben konnte.“

„Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Herr sich einmal nach Deswalds Kind erkundigte und nun aus dem Oberster, woldete dem schändlichen Menschen in Hand folgte, hörte, wie es um das Kind stand.“

„Noch hatte der edle Herr den Mann nicht vergessen, der ihm so treu gedient und ein so schreckliches Schicksal gehabt hatte. Es war ein seltsame Jang seines Herzens, daß er sich das vermalten Kindes annahm. Ders Oberster war Herr von Mordfeldt, der wegen

„Doch ich nicht wissen, was das war? fragte mit großer Theilnahme der wacker Mann.

„Doch, sagte ich: heute Mittag, als wir rasteten, hat mir Herr Gerhard die entsetzliche Geschichte des verfallenen Fortwaufer erzählt, und ich will es nur gestehen, daß sie mich auf eine so tiefsehgende Weise ergrieffen hat, daß ich die Begebenheiten so bald noch nicht werde loswerden können.

„Das glaube ich Ihnen gerne, sagte Moosfeld; es ist eine entseherregende Geschichte; aber daß Gerhard sie Ihnen erzählt hat, das mag Ihnen den Beweis liefern, daß er Ihnen eine wahrhaft väterliche Liebe zugewendet hat, denn jede Erinnerung daran ist ein Stich in sein Herz. Sie wissen doch, daß es die Geschichte seines Vaters und seiner Mutter ist?

„Gerechter Gott! rief ich aus, das ahnte mir manchmal.

„Ja, ja, sagte der Oberförster; er ist der unglückliche vater- und mutterlose Knabe und er war der Pflegerbruder meiner seligen Frau. Nun können Sie es sich denken, warum er mir so werth ist.“



Was mir einmal der Todengräber erzählte.

Der, welcher diese Zeilen schreibt, die nur als Einleitung zu dem, was der Todengräber erzählte, dienen, hatte von mütterlicher Seite einen Großvater, der ein sehr hohes Alter erreichte und nahe bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts lebte. Er selber hat diesen Großvater nicht mehr mit leiblichen Augen gesehen, denn er war, als ich geboren wurde, was nebenbei bemerkt 1798 geschah, schon lange zu seinem Frieden eingegangen; aber vor die Augen des Geistes trat er oft. Selten verging ein Tag im elterlichen Hause, daß nicht in Scherz oder Ernst des Oheims Worte hervorgezogen wurden. „So hat der Oheim Martin gesagt!“ hieß es dann regelmäßig, und alle diese Aussprüche hatten eine so kernige Stärke, eine so frische Lebenswahrheit und eine so hausbackene, ächte gesunde Lebensweisheit, daß Oheim Martin in meinem Denken eine Gestalt gewann, wozu freilich auch ein Bild beitrug, das sehr ähnlich soll gewesen sein. Später hab' ich das Bild mit schärfer prüfendem Blicke betrachtet; hab' mir von Vater und Mutter vom Oheim Martin Dies und Das erzählen lassen und glaube ihn nun zu kennen.

Nach diesen Erzählungen stellte es sich hin, daß Oheim Martin eine grundgutmüthige Natur gewesen ist; aber dabei ein eig'ner Haug oder was man im gemeinen Leben einen „hartosen Heiligen“ nennt. Vermählt ist er nicht gewesen; ein Amt hat er nie angenommen, obgleich unaußgesehte Studien und eine außerordentliche

Bildung ihn dazu wohl mochten befähigt haben. Ein ansehnliches Vermögen machte ihn unabhängig. „Was soll ich mir silberne oder goldene Ketten schmieden,“ sagte er, „die mich dennoch fesseln, auch wenn sie nicht aus gemeinem Metalle gemacht sind?“

Geben diese Stellung setzte ihn in den Stand, seinen Lieblingsstudien sich hinzugeben. Welcher Art die waren, zeigte eine sehr fehrliche Pflanzensammlung; großmächtige Kisten und Kisten voll Mineralien und Verfeinerungen, und eine reiche Bibliothek, die zwar vorzugsweise die Naturwissenschaften, aber dann doch auch fast alle Zweige geistigen Regens und Erlebens umfaßte. Als dem ersten Mai jedes Jahres, mochte das Wetter sein, wie es wollte, nahm er seinen Lebertagen und seinen Hammerstein und wanderte aus. Wohin? das wußte er oft noch selbst nicht. Erst mit dem Oktober kehrte er heim. Mittlerweile kamen schwere Rößen bei treuen. Eitern an. Das waren die Zeichen seines Lebens und Thuns. Sie blieben unberührt, bis er selbst ihre Einget läßt.

Daß ich aber den Oheim Martin noch nicht nach oben führen konnte, das wurde mir erst klar, als ich einst in dem Garten wieder 'mal meinem Vater auf dem Spärgergange nach ihm fragte.

Er erzählte manche Geschichte von ihm, die ich theils schon kannte, theils zum ersten Male hörte. Er war 'mal der Gegenstand meiner besondern Aufmerksamkeit und ich darf sagen, unväterlicher, .

„Aber was hat er denn in der Zeit, wo er bei Euch war, getrieben?“ fragte ich den Vater.

„Was weiß ich?“ sagte er. „Du weißt, mein Amt fordert meine ungetheilte Thätigkeit. Ich habe, da ihn sein Lieblingsreien die meinigen nicht waren, mich nicht viel um sein Wohlsein bekümmern können, ob mir gleich uns herzlich Helten und alle ein unvorgesprochenes Wort wechselten. Alle seine Manuscripte fand ich trocken auf dem Speicher, in einem zugenagelten Kasten. Ich dachte, daß hättest Du längst aufgesperrt und durchgesehen, da doch Oheim Martin Dein besondres Lieblingsstudium zu sein scheint.“

„Wannal!“ habe erhort, hab' ich in den Wästen gublet; als ich aber wahrnahm, daß fast alle Bände mit dem nicht-archaischen Titel: „Varia“ begabt sind, da graute mir's vor dem Chaos, und ich ließ es ruhen.“

Ich konnte wohl nicht erst zu sagen, daß ich, kaum vom Spaziergange zurückgekehrt, mit Hammer und Säge betraffet, zum Speicher hinauf stieg. Der Dodel wuß' meiner jugendlichen Kunst schnell; und bald lag ein hübsch' gothor Wästen voll Manuscripten vor mir. Da stand auf etlichen: Mineralogisches, auf anderen: Botanisches. Etliche trugen allerdings die Ueberschrift, die meinen Vater abgeschafft hatte.

Einen solchen Band nahm ich heraus, schloß den Wästen wieder sorgfältig und eilte auf meine Stube. Als ich die umschließende Deckel löste, fielen eine Menge Blätter heraus, die ich die erste enthielt. „Also auch eine poetische Natur?“ rief ich. „D, warum hab' ich Dich nicht gekannt, guter Dheim Martin!“ Sie waren allerdings im Schmucke seiner Zeit, aber voll Tiefe und Jungblut. Es waren Satyren, Epipelen, Epigramme, Epiolette; auch Uebersetzungen Horazischer Oden und aus der griechischen Anthologie. Meine Achtung und Liebe für den selteneren Mann wuchs mit jedem Blatte, das ich las. Auch seine Reiseangebücher lagen da, voll interessanter Dinge. Da fand ich herrliche Ergüsse seiner Seele; Erzählungen von Erlebnissen, die mich ganz fesselten. Manches legte ich mir bei Seite davon.“

Man sind mehr als drei Decennien dahingegangen im raschen Hinfließen der Zeit und des Lebens. An den Großheim Martin hab' ich selten mehr gedacht unter dem Hügelschlage und am weißen Strome der Zeit. Erst vor wenigen Tagen fiel mir die Mappe in die Hand, worin seine Blätter liegen und da ist mir denn in seinem Angebuche die nachfolgende Geschichte wieder vor die Augen gekommen. Ich las sie und glaube, sie ist werth, daß ich sie mittheile. Ich gebe sie mit gewissenhafter Treue, wie sie Soy'n's Erzählungen. X

von seiner schönen, festen Hand niedergeschrieben worden ist. Die Erzählung lautet so:

„Was mir einmal der Todtengräber erzählte“

in einem Dorfe des Thüringer Waldes, mag in meinem Tagebuch eine Stelle finden. Will's nicht Hehl haben, daß mich die Geschichte tief bewegt hat. Warum doch? — warum klingen leise die Saiten eines Instruments, wenn in seiner Nähe ein ähnliches gespielt wird? — Warum treten Thränen in unser Auge, wenn wir sie in einem anderen glänzen sehen? —

Lief in der Menschenbrust werden Erinnerungen, die lange, lange schliefen, lebendig, wenn die Züge eines Angefalt's, wenn die Reue einer Gegend, wenn die Ereignisse eines anderen Lebens sie wecken oder wenn eine Erzählung unbewußt ähnliche Begebenheiten berührt. Warum soll ich hier Reuehaftigkeit geben von dem tiefem Grunde jener Erregung? — Der Todtengräber hat's nicht geahnet, wozu sollen's Die wissen, die vielleicht einmal diese Blätter sehen und lesen, wenn mein Staub längst vom Winde weht ist? —

Thüringen ist ein herrliches Berg- und Waldland; aber seine üppigen Thäler, seine reichen, fruchtbaren Ebenen sind nicht minder reichend. Alles ist da noch frisch, jung, naturwüchsig. Man meint, die große Heerstraße der Welt führe da weitab vorüber und das Menschenvolk aus den Städten mit seinen gepuderten Perrücken, Affenschwänzen (Oheim Martin meint ohne Zweifel damit die Köpfe — die noch seine Zeitgenossen waren), Narcken, feinem Geschraubtsein und seiner Schlechtigkeit — hätte dies Land und Volk noch nicht besucht. Tröste Dich darüber, Thüringer, Land und Volk, Du verlierst nichts und gewinnst viel dabei. Die Kultur, wie sie ihre Unnatur nennen, lecht allen Schmelz weg, und was übrig bleibt, sieht aus, wie ein Gesicht ausbleicht am anderen Morgen, das am Abend vorher rosig geschminkt war.

Sin gester in dies Dorf gekommen. Seine Lage ist zu schön, als daß ich nicht da hätte Lust kriegen sollen, zu verweilen, und wundermilde bin ich auch.

Es ist eines jener festig grünen Thäler, durch welches ein Bergbach Albem fließt. Diesen von einem Grün, das schöner nicht gedacht werden kann, säumen den Bach und wohlbestellte Saatfelder reihen sich voran bis zum Dorfe hin, dessen Häuser an der Anhöhe stehen, auf der die Kirche steht. Ringsum schließen hohe, dunkel-bewaldete Berge das Thal ein, und gerade gegen dem Dorf über ruht auf einer weißen Felsklippe eine Burgruine.

Es ruht ein unaussprechlicher Friede über dem Thal. Eine Menge Nachtigallen, Finken und Drosseln jubeliren in Busch und Wald, und lösen einander in der Tageszeit ab.

Daum sah ich gestern dies Dorf, dessen Häuser auch so etwas Nettes, Ausprechendes haben, so stand auch mein Entschluß fest, hier einmal einige Wochen auszuruhen. Bin ja auch seit vier Wochen viel herumgeklattert und gekrosen in den Bergen. Will mir meine Sachen hierher bringen lassen und sie ordnen. Dann hab' ich Arbeit und ruhe doch lieblich aus. Gott weiß es, wie es kommt. Seit ich die vierte Zehn zurückgelegt habe, kann ich nicht mehr so viel ertragen, wie fröher. Da käme doch das Alter schädel. — Bierzig ist Stillestand, sagen die Leute. Ob das richtig?

In dem Dorfwirthshause fand ich Das, was ich vorab suche: Weinseligkeit. Man meint, die Leute stammten aus Holland. Alles wie geblosent! Ein Ledermaul bin ich nicht, werde also mich zurechtfinden! Die Leute sind zuvorkommend und höflich und das ist auch etwas werth. —

Heute bin ich auf die Höhe gegangen, wo die Kirche steht. Die Aussicht ist köstlich, wenn auch beschränkt. Wär' ich ein Maler, das gäbe ein Landschaftsbild; die Kirche ist eine der ältesten des Landes. Massive Mauern; kleine Fenster im Rundbogenstyl; ein Thurm, dessen Spitze gemauert ist; oben drauf das friedliche

Waldes. Neben der Straße, hoch in den Götterhain
 gewickelt, steht eine Linde, die sich selbst so alt ist wie die Linde.
 Krone und Gipfel sind vom Stürme geküßt; über ihrer Krone
 weiten sich weit aus und bieten Schatten. Man meint, sie rechte
 Freund ihre Krone über die Wälder aus. Sie grüßt noch kühner,
 während ihr Stamm ganz hoch ist und weit genug, daß man durch
 eine Bohrung ausschlagen könnte.

War ich hat es mich amgestühlet, daß die Götter so schön
 gepflegt sind. Es ist kein's, auf dem nicht Blumen sinden neben
 dem schönsten Kreuze. Nur zwei wegen ohne Blumen. Ein drittes
 stehen über dem ein Baumlein von wolken-Dosen und brum herum
 einen Reiz von reichlichenden Dewatropfen. Der, welcher da steht,
 oder Die — muß viel Liebe verdient haben!

Ich stand eben so an den höchsten Stamm der uralten Linde
 gelehrt, und dachte über Das nach, was ich vor mir sah, als ich
 aus ihrem feinsten Grabe der schönsten Kopf des alten Götter-
 gedehrs sah und mich grüßte.

Wenn es darum zu thun ist, man die Väter, und wohl
 schäulerliche Beschäfte zu hören, dem kann man nur den Lob-
 gedehrer empfehlen, wenn er alt ist. Solche Leute sind die lebendige
 Chronik für die, welchen sie die letzte Ruhestätte bereitet, und
 bitten sie den Hügel über dem Herzen zu bilden, das gekämpft und
 gerungen, selten geklagt hat, so lange es lebte.

Ich war immer ein Freund solcher Beschäfte, und sagt, wo
 es mir eben so in Ruhe war, daß ich gerne der Art reuend
 gehört, vor sich die reichste Grabgrube dar. Ich trat, seinen
 Gruß erwidern, zu ihm.

Das Lob, welches ich der Ordnung und Schönheit des
 Gottesdienstes wohlverdient spendete, gewann mir des Götter Wohl-
 wollen. Kam ja doch natürlicher Weise viel davon auf seine
 Rechnung.

Sein Grab war fertig. Die Gedächtnisse hatte schon über das

Nein, liebende, darf: Ihren frommen Wunsch erhalten lassen und den Feierabend geboten. Die Sonne ging hinter den Bergen zum Nichte. Die Blüthen der wolkten Linde hauchten süßen Duft. Der Abendwind zog flüsternd durch ihre ausgebreiteten Aeste. Nachtigallen und Drasteln ließen ihre Melodien erklingen.

Der Alte stieg aus dem Grabe heraus. Wir gingen bis zur Höhe mit einander, wo ein Steinhauf zur Ruhe einlud.

„Ihr seid müde, Vater,“ sagte ich. „Wollt Ihr nicht noch ein Stündchen hier andrücken? Ein Plaudern dann, ein Bischen mit einander.“

„Wenn ich den Herren nicht wäre,“ sagte er lachend; „so nehm' ich das gerne an. Die alten Knochen, die nun schon fünf und siebenzig Jahre ausgehalten haben, wollen doch nicht mehr mehr.“

„Ihr habt wohl die Meisten, die hier schlafen, persönlich gekannt?“ fragte ich den Todtengräber, um ein Gespräch einzuleiten.

„Allerdings,“ versetzte er; „ich bereite den Leuten seit mehr als fünfzig Jahren die Ruhestätten. Manches müde Haupt habe ich da zur Ruhe gelegt; manches stürmischschlagende Herz zugedeckt; manchen Kummer zur Ruhe gebracht, aber auch manche gelindete Klum. Lieben Gott,“ fuhr er fort, „es wird einem das Amt oft schwer, und es sollte ein Todtengräber eigentlich keine Herz haben, er wäre besser dran. — Auf welches Grab,“ fuhr er nach einem längeren Stillen wieder fort, „habe ich Blumen gepflanzt, wenn es sie verlebte; und wenn keine, hebevolle Hand es thut oder zu ihm da war. Dort liegt Eine,“ sagte er mit wehmüthigem Ausdruck, „der habe ich das weiße Rosenkalamus gepflanzt. Eine unbekante — vielleicht unbekante. — Ines setzte dann den Kranz von Woadrosen drum herum, und ich pflanzte das Grab mit Kreuzklee.“

„Aber warum haben die beiden nächsten Gräber keinen Schmuck?“ fragte ich.

„Weil sie ihn nicht verdienten, Herr!“ erwiderte er rasch. „Weil sie an dem Tode der unter Blumen ruhenden Blume die Ursache waren! Doch ich sehe schon,“ fuhr er fort, „ich werde Ihnen die Geschichte erzählen müssen; obgleich es eine einfache Geschichte ist, wie sie sich leider gar oft wiederholt in der Welt; aber zum Herzen redet sie doch.“ —

Die Sonne war tiefer hinabgesunken. Der Himmel glühte im Purpur und Gold. Im Dorfe war's todtstille geworden. Ueber dem Thale lag eine eigene Stimmung, die nicht verfehle, meine Seele zu ergreifen.

„Es sind jetzt zwölf Jahre her; daß ich die drei Gräber grub“ begann der greise Lobtengraber; „allein so oft die Gemeinde sich hier um ein Grab versammelt, ruhen die Blicke vieler Leute mit großer Theilnahme auf den drei Gräbern, und doch treten sie nur an das eine, an das nämlich, das mit Rosen bepflanzt ist, und beten leise. Die Stelle neben demselben ist bestellt — aber die Zeit ist um.“ —

„Wie so?“ fragte ich.

„Hören Sie erst die Geschichte!“ sagte der Alte, mein Verlangen zur Geduld verweisend. „Es kann Ihnen wohl kaum, wenn Sie in das Dorf heretragingen, das große, schöne Bauernhaus entgangen sein, welches links vom Eingange liegt. Es ist das größte und schönste Haus im Dorfe. Hof und Scheune, Stallungen und Schuppen, Alles ist prächtig und neu. Die Mauern schließen es sammt Garten und Hofraum ein. In dem Hause wohnte der reichste Bauer unseres Dorfes, der alte Riebel mit seiner Frau und seinem Sohn, und die Waise einer armen, entfernten Verwandten war seit etwa vier Jahren in's Haus gekommen, um das Stadenb zu essen und die alte Riebelin in ihrem schweren Hauswesen

und im Bedenken des Gefundes zu unterstützen: Das Gaudendrob ist ein rauch und bitter Gebilde.

„Der Kiesel und seine Frau waren stolze Leute. Sie hatten Alles im Ueberflusse. Ihre Ernten waren reich; ihr Viehstand zahlreich. Kein Unglück suchte sie heim. Geld genug gibt Noth genug — oft mehr, als gut ist, nämlich Uebermuth. Das Mädchen mußte thätig arbeiten und wurde wenig beachtet.

„Paul, sagte der Alte zu seinem Sohn, ich will Alles neu bauen und zugleich mir eine Lustenthalts-Behaltung bauen im Hause. Dann übergebe ich dir Alles. Du kannst dann heirathen und ich in Frieden leben.

„Das Erste geschah. Wie schön und zweckmäßig er Alles neu baute, können Sie selbst sehen. Als nun Alles fertig war, kam's an die Heirath Pauls, und da gab's dem Handel, die den Forderungen der Familie heillos führten. Die Alten hingen an ihrem Reichthume mit ganzer Seele. Daß ihr Sohn nur eine reiche Erbin heirathen würde, hielten sie für längst ausgemacht; denn zu dem Gedanken kamen sie gar nicht, daß Paul aus der Art schlagen und eine Arme freien könnte. Paul war indessen ein seltsamer Bursch. Das kann ich Ihnen sagen, lieber Herr, ein schönerer als er lebte nicht im Thüringer Walde. Wenn ich hinzusetze, kein braverer, gesitteterer, so hab' ich nur gesagt, was wahr und aller Welt bekannt war. Wenn er hätte freien wollen, so war ihm keine Thüre verschlossen weit und breit, denn Kiesel's Wohlstand war im Land überall bekannt und der Ruf seines braven — die Mädchen setzten hinzu: seines hübschen Sohnes nicht minder; aber es war eine außerordentliche Sache, daß er keinem Mädchen vorzugsweise freundlich und hold gewesen war. Wäher, weder einer aus dem Dorfe, noch von draußen her. —

„Als die Neubauten fertig waren, sagte der Kiesel zu seiner Frau:

„Nun hab' ich's doch dem Paul gesagt, er solle sich nach einer

zu ihm: hasten: (Frons: schloß:); aber: bleib: liegt: best.: firm. Er macht keine Anstalten. Ich werde ihm: stehen: wehnen. So ist ein: trübsel: Bild.

„Das: künnte: man: bei: also: Binde: bleiben: lassen: als: geistes: Gedränge: (Frons: war: der: Panz: künnt: von: Dolen, der: sich: eher: Frons: freier: lassen. Das: war: er: zu: selbstständig: nicht: zu: fest: Und: wenn: ihm: das: gefrorne: Mädchen: wirklich: gefallen: hätte, würde: er: sie: nicht: gemocht: haben. Ich: meine, damit: hätte: es: nicht: gehabt. Solche: gemachte: Heirathen: tangen: in: der: Regel: nichts. Hat: sie: das: da: nicht: das: Herz: zum: Herzen: gesunden: von: selbst, oder: daß: ich: es: richtiger: sage: hat: sie: Gott: nicht: zusammengeführt: in: wasser: Bäder: so: gibt: es: keine: Gesundheit, und: keine: solche: Erfahrung: sag't, daß: all: das: eheliche: Unglück: und: Kummer: das: dem: Letzten: dem: Leben: zur: Hilfe: macht, als: solchen: Freier: (Stimm): die: Eigentüm: aber: Ehrgeiz: gemacht: hat. So: ist: — Das: zweite: Wunder: aber: war, daß: Paul: Eine: still: im: Herzen: trug: und: von: ihr: im: Herzen: gelassen: wurde. Das: sagte: aber: Niehamb.

„Ich: hab's: vorher: erwähnt, daß: seit: etwa: vier: bis: fünf: Jahren: die: nachgelassene: Tochter: eines: entfernten: Verwandten. der: als: Wittwe: geblieben, in: Niehamb's: Haus: gekommen: war: und: damit: ihr: Ehemann: Gedächtnis: ab, ob: sie: es: gleich: mehr: als: verdient.

„Sie: ist: Jungfer: oder: Jünger, wie: sie: den: Namen: hier: zu: Lande: rühmend: ist. Als: ihre: Mutter: starb, war: Jünger: siebenzehn: Jahre: alt, und: eine: sehr: hübsche: Rose: ist: nicht: schön, als: Jünger: war. Herr: in: dem: Dorf: war: stolz: auf: das: Mädchen, ob: sie: gleich: arm: war: wie: sie: ist. Sie: war: groß: schön, wie: eine: Königin: und: daß: von: jugendlichen: Jünger: nicht: Jünger. Jeder: Besichtigung: des: schönen: Gesichts: war: annehmlich, leicht, und: das: volle: Wohlwollen: Ihr: Gang: war: ein: Schweben, so: leicht: war: es. Ihr: Gesicht: wie: Milch: und: Blut: große, wunderbar: glänzende, blaue: Augen: ein: blondes: Haar, das: der: Kamm: fast: nicht: halten: konnte, und: ein: schelm: wend: für: sprach, das: Jünger: entzückte: das: Alles: machte

und Willen: zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Verehrung.

„Denn, sagen Sie einmal, konnte Paul. blind sein gegen soviel Gutes? — Und er sah sie kommen in ihrem stillen, fleisch- und lebensguten Wesen.

„Der beim Besichtigen des Leibes gefallten sich, die der Seele. Sie war so demüthig, so zurückhaltend, so beschüden, wie ich kein Mädchen jemals beobachtet habe. Eine recht aufrichtige Frömmigkeit erfüllte ihr Herz. Sie hätten sie in der Kirche sehen müssen, um davon überzeugt zu werden. Und im Hause war sie die Thätigste selbst. Wollte die alte Diebels eine Arbeit thun, so hatte sie entweder Jemel schon gethan, oder sie nahm sie ihr rasch aus der Hand; und that sie selbst. Das Gefinde gehorchte ihr blindlings, und doch hatte sie niemals ein böses Wort mit ihm geredet, niemals ihm etwas verweigert, niemals etwas ihm befohlen. Anders sagte sie nicht als: „Gut jetzt so gut, und thue. Das oder Jemel. Dann liesst die Rechte und die Rechte sprangen, ihren Wünschen zu erfüllen. Die alte Diebels sagte selber von ihr: „Es ist eine wahre Herr, das Mädel Sie leitet und regiert Alles und doch befehlt sie nicht, und das Gefinde gehorcht ihr mehr, als mir, und ist ihnen nichts so schert, wenn die Jemel sie kicheln darum blickt. Und sie hat anfangt, begreife ich selber nicht. Aber es geschieht und ist richtig.“

„Ich frage Sie, Herr, ob ein Jüngling mit solch' einem Mädchen unter einem Dach wohnen, mit ihr in tausendfache Verbindung täglich kommen, ihre Art und Weise beobachten können, ohne diese Eigenschaften zu bewundern? Und wenn Sie es bejahen müssen, so frage ich weiter. Dann da die Liebe ausbleiben, wenn nicht eine schon eine Andere das Herz des Jünglings ganz eingenommen hätte? — Ich sage einfache Ja, und Sie können wohl auch dann antworten. Und im Pauls Herzen sah kein Anderes fest.“

„Wahlich nein!“ sagte ich aus Herzensgrunde.

„Nun ja denn,“ sagte er fort, „wir sind einzig; aber Pauls Eltern waren blind. Sie konnten es sich einmal nicht denken, daß ein Mädchen ohne Geld und Das irgend einen Werth haben könnte. So kam kein Gedanke in ihre Seelen, daß die Zwei sich Paal haben könnten. Freilich sah's auch Niemand, wie es in den Herzen der beiden jungen Leute aussah, endlich, weil eben kein Auge des Menschen dahinein blicken kann, wöhlen nur das Auge des Herrn bringt, und zum Zweiten, weil Beide sowohl vor einander, als vor Anderen sorgfältig verbargen, was in ihrem Inneren vorging. Es waren zwei absonderliche Menschen.

„Das Irmselchen erkannte längst, daß es Niemanden auf Gottes Erde Heber habe, höher achte und verehere, als Paul; aber es verschloß seine erste, heilige Liebe in das stille buldenbe Herz, weil es die Bestimmungen seiner Verwandten kannte und die alte Räuberin in ihrer Geschwätzigkeit dem Mädchen oft genug gesagt hatte, der Paul dürfe im Lande nur wöhlen unter den reichsten Erbsinnen. Da hatte denn das gute Kind seine Liebe in's Grab gelegt und den Krang der Hoffnung weissen sehen. Es fühlte wohl, es dürfe nur ferne stehen; es dürfe nur Gott um seine Liebe wissen. Und dies Bewußtsein klärte und heiligte sie so, daß das Mädchen sich glücklich fühlte, um ihn sein zu dürfen und seine Wünsche ihm abzulassen, daß es ihnen, wo möglich, zuvorkommen könne. Es mag wohl Stunden eines harten Kampfes und schweren Leides und hefter Thränen gegeben haben, bis das arme Kind solchen Sieg über sein Herz errungen hatte. Wenigstens bildete es sich ein, ihn errungen zu haben. Nun, es geht ja oft so in der Welt; daß man sich mühsam einredet, man habe etwas überwunden; glaubt's auch; aber wie anders ist es, wenn man den Augenblick kommt, wo der Sieg als voll, echt und recht sich erweisen soll? Herr, dann hapert's leider, wie wir hier zu Lande sagen!

„Der Paul hatte niemals an einem Mädchen Wohlgefallen. Die er um sich sah, waren nicht, wie er eine suchte. Er hatte an-

Dieser Dieses, an Jener Jenes anzuknüpfen. Da kam die hübschelle Jemel in's Haus, und augenblicklich fielte er es tief im Herzen, die war's, die er gesucht und bisher nicht gefunden. Aber er war im seltenen Maße Herr über sich selbst. Das Mädchen sollte nicht merken, welch' ein Gefühl in seinem Herzen erwacht sei: freundlich, herzlich, zuvorkommend war er gegen sie, aber so, wie es ein braver Bruder gegen die liebe Schwester ist. Jemel sah's wohl einmal, wie er sie heimlich beobachtete; wie sein Blick ihr folgte, wenn sie ging, sie suchte, wenn sie nicht gleich da war, wenn er in's Haus trat; sie begegnete manchmal einem Blicke, der mehr sagte und ihr die helle Gluth in's Antlitz jagte; sie sah es, wie er sie forschend und mit ungewöhnlicher Theilnahme anblickte, wenn sie eine halbe Nacht durchweint und die Spuren solcher Thränen nicht ganz vertilgt waren; sie hörte, wie er die Mutter fragte, ob Jemand Jemel wehe gethan? — Aber das war Alles. Nie sagte er ihr Etwas, was nicht in diesem Verhältnisse gelegen; nie suchte er mit ihr irgend alletne zu sein. Er wollte prüfen, forschen, erst seiner Sache gewiß werden.

„So standen sie sich fern und hatten sich doch so lieb! Aber es war ein Feuer, das immer mehr gegen die Decke wuchs, die es verhüllte und einmal hervorbrechen konnte, mit einem Male, mächtig und gewaltig. Verborgenes Feuer brennt doch.

„Solch' ein Augenblick ist denn auch gekommen und ziemlich bald.

„Sie können es sich denken, daß auch andere Leute den Werth der schönen Jemel erkannten. So ist es denn einmal geschehen, daß ein braver Burck aus unserm Dorfe, der Jemel lange schon lieb hatte, von seinen Eltern die Erlaubniß erhielt, um sie zu werben. Er hatte manchmal in Kiebel's arbeiten helfen, wenn es sich in der Ernte drängte oder im Heumachen. Dann hätte er mit Jemel geschert, und sie war ihm immer freundlich gewesen, sogar freundlicher als Andern, weil er stiller und anständiger

war: als: sie: und: beschreiben. Da: hatte: denn: der: Junge: schon: geglaubt, sie: sei: ihm: gut, und: er: hätte: eben: nur: beim: alten: Niels: frast. Doch: that: er: denn: an: einem: Sonntage: das: Morgens: in: aller: Ordnung. Der: Niels: hatte: ihm: gesagt, er: habe: gar: nichts: dagegen, nur: sei: Jemel: gerade: heute: auf's: nächste: Dorf, die: Lohse: das: Schulheers: besucht, die: sie: wohl: kenne. Er: solle: morgen: sich: das: Jewert: bei: ihm: selber: holen.

„Paul: hatte: das: mit: angehört: und: es: war: eine: Augst: über: ihm: gekommen, eine: Qual, eine: Unruhe, für: die: er: keinen: Namen: wußte. Jetzt: erst: fühlte: er: die: Macht: seiner: Liebe; wo: das: Verstecken: noch: trat.“

„Die: Eltern: schrieben: das: einem: andern: Umstande: zu; denn: nach: der: Morgenfröhe: befaß: der: alte: Niels: dem: Anechte, den: Wagen: mit: Ethern: zu: versorgen, sie: wollten: früh: zu: Mittag: offen: und: dann: nach: N. fahren, und: dort: bis: Abend: bleiben. Die: Dorf: liegt: drei: Stunden: von: hier. Der: Müller: zu: N. aber: ist: ein: feiner: reicher: Mann; gewiß: noch: reicher: als: der: Niels. Sein: Sohn: sollte: die: Mühle: bekommen, und: seine: Tochter, ein: prächtiges: Mädchen, hatte: etwas: Mitgift: zu: erwarten, die: zu: der: Pauls: hatte. Die: Eltern: verlangten: er: solle: mitfahren; allein: Paul: erklärte, das: könne: er: nicht, weil: es: einen: guten: Jacub: besuchen: wolle.“

„Der: Vater: drang: in: ihm: Paul: aber, der: meinte, wo: es: hinaus: wolle, schlug: sich: rund: ab. Da: gab's: denn: harte: Worte, aber: Paul: blieb: auf: seinen: neun: Augen: stehen.“

„Da: sprach: ihm: denn: der: alte: Niels, er: wolle, daß: er: Wilkens: Carlens: heirathe. Sie: sei: bedeuten: reich, ein: unbescholtenes: Mädchen: und: sei: sehr: hübsch. Da: konnte: er: nichts: einwenden.“

„Paul: sah: ihn: groß: an“

„Meint: Ihr, Vater, sagte: er, ich: liebe: mir: eine: Frau: anfreien, andampeln, die: ich: nicht: selber: gewählt: Da: irrte: Ihr: Opa. Ich: muß: mit: ihr: leben, nicht: Ihr. Geb: ohne: Sorgen, ich: bringe“

„Doch die Schwägerin, wie sie mir gefällt. Jedem blühe das
mir keine. Das glaubt!

„Die Mutter hat mit gefallenen Händen dabei.

„Ach, du lieber Gott! rief sie aus; Du weißt uns doch keine
Unschicklichkeit, und die Bettelbiene hat's schon gesagt? Ihr
Gleich und Gleich gesellt sich gut! — Und wir haben auch die
mitzureden, Paul!

„Ja, Mutter, entgegnete Paul mit bitterm Lächeln, das
Sprachwort ist nicht gang. Es gehören die Worte dazu: So sagte
der Teufel zum Dichtbrenner, weil sie alle beide Schwärze waren! —
Schande machte ich Euch nur, wenn ich eine überliche, vorurtheil-
volle Biene wärd. Ehrlich ist keine Schande, Redlichkeit keine Ehr.
Doch ich Euch keine Schwägerin bringe, die mir selber größere
Schande bereite als Euch, daß ihr brauchet Ihr keine Sorge zu tragen;
aber wenn mir eine Biene etwas gefalle, so will mir das kein Grund,
sie nicht zu rathen; denn ich habe genug an Dem, was Ihr mir
erwähnt, und nach mehr gehe ich nicht. Ich suche eine Frau, die
ich lieb habe, mit der ich glücklich zu leben hoffe. Ob sie reich oder
arm ist, das acht ich nicht an!

„Das war der irische Feind.

„Der alte Diebels brach los mit heftigen Worten. Er wollte
sich keine Bettelbiene sich geplagt haben; Paul mußte seine Willens-
entfaltung gewähren; die habe er ihm erwählt und er habe als Vater
zu entscheiden und vergleichen mehr.

„Paul ging stille hinaus, während der Alte fortlachte. Und
dem alten Diebel ging ihm so etwas nicht über die Haut. Bei
Eisch war es stille. Paul ist wenig. Die Mutter kann etwas;
aber Diebel hatte seinen ungeheuerlichen Appetit und der war
stills. Sie war so ein Kuffel im Hause angekommen.

„Doch Eisch führen die Alten alleine fort, weil Diebel vor
dem Knechte sich keine Biße geben wollte; aber er war gornig
und wild erregt, das sah man ihm an. Auch die Mutter machte

ein lüdes Gesicht: Mit Paul redeten sie nicht mehr. Er blieb still und wortfarg.

„So waren die Aiden nie von ihm geschieden, ja, so hatten sie nie mit ihm geredet, er nie mit ihnen. Da lag es denn auch auf Pauls Herzen centnerschwer, und er sah einer trüben Zukunft entgegen.

„Aechte und Mägde gingen, als das Vieh besorgt war, zu ihren Angehörigen oder ihrer Gesellschaft. Paul war allein zu Hause. Alles, was vorgefallen war, bewegte ihn. Er sah ein flüchtig Wetter heranziehen. Das stand in seiner Seele festensfest, daß er die Müllers Carlina, ja daß er überhaupt keine andere heirathen könne — als — Jrmel. Er sprach das aus und fuhr ordentlich vor Schreden zusammen, als er das Wort, den Namen genannt. Aber es war auch, als ob mit dem Nennen des Namens „Jrmel“ er ein Bekenntniß seiner Liebe zu ihr vor aller Welt abgelegt hätte. Heute mußte er es ihr selber noch sagen; sie fragen, ob sie ihm gut sei und Alles klar machen, damit sein Vater erkenne, wie es stehe. An ein Entgegentreten dachte er wohl; aber das glaubte er doch nicht, daß er sich der Heirath ganz widersetzen würde, denn er hatte das Mädchen lieb wie sein eigen Kind. Das sah man. Eine stete Unruhe trieb Paul um. Endlich schloß er das Haus ab und setzte sich in den Garten, wo eine dicke, dunkle Hainbuchenlaube stand. Sie war Jrmels Lieblingsplätze. Hier gab er seinen Gedanken freien Spielraum; hier sagte er seine Entschlüsse, und als er mit dem Aiden im Reinen war, dachte er an Jrmel; er dachte sie sich als sein liebes Weib, und sank in jene Träumerei, die so eigen den Zuständen ist, in denen sich Paul eben befand. Da rauschte es — und Jrmel stand vor ihm. Sie war eben zurückgekommen, hatte das Haus verschlossen, die Gartenthüre offen gefunden und dachte, die Aiden in dem Garten zu finden.

„Als sie Paul da sitzen sah, erschrock sie. Eine Bluthöhe

Wangos ihr Angesicht und in einer großen Verwirrung hat sie ihn um den Handschloßel.

„Irmel, sagte er, aufstehend und ihr nahetretehend, Hebe Irmel, bleib' einen Augenblick hier. Ich habe mit dir zu reden.

„Das Mädchen erglühete noch mehr. Sie stand einen Augenblick völlig unschlüssig, was sie thun sollte. Liebe Irmel hatte er mit solch eigenthümlichem Tone nie zu ihr gesagt.

„Aber er hatte ihre Hand gefaßt und zog sie neben sich auf die Bank. Der weiche, seelenvolle Ton: liebe Irmel klang noch in ihrem Ohr. Er hielt ihre Hand fest in der seinen und sah ihr so seltsam in den Augen, daß sie die ihrigen niederschlug und ihre Hand, ja ihr ganzer Körper heftig zitterte.

„Liebe Irmel, hob Paul an, die Stunde ist da, wo es zwischen uns klar werden muß. Laß mich Dir hier vor Gottes Angesicht bekennen, daß ich eine heiße und innige Liebe zu Dir im Herzen trage, seit Du in unser Haus getreten bist. Ich habe sie still getragen und bewahrt. Ich habe mich redlich vor Gott geprüft, und nun weiß ich's, Irmel, liebe, theure Irmel, daß ich nie eine Andere-lieben, nie eine Andere heirathen werde, als Dich.

„Er schwieg; denn Irmel zitterte so, daß sie niederknien drohte. Er schlang seinen Arm um sie und rief angstvoll:

„Was ist Dir, liebe Irmel?

„Sie legte ihren Kopf auf seine Schulter und brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

„Irmel, rief er, bist Du mir nicht gut? Hast Du einen Anderen lieb und ich weiß es nicht? — Rede, um Gotteswillen, rede!

„Sie richtete ihren Kopf in die Höhe und sah ihn mit unmissprechlichem Ausdruck an, schüttelte langsam den Kopf und sagte leise:

„Ach, laß mich zu mir kommen!

„Er zog sie an seine Brust und sie ließ sich gefallen. Nicht er schwieg, denn sein Brust war zum Zerbrechen voll.

„Erst als wurde sie müde. Sie wand schmerzlichen Armen los, sah ihm schmerzlich in's Auge und sagte:

„Ach, Paul, das hättest Du mir nicht sagen sollen! Dir passen nicht zu einander und niemals werden es Deine Eltern zugehen. Soll ich lügen, Paul? Nein, wir sind hier nicht alleine, Gott ist bei uns, steht in unsere Herzen. Darum soll Wahrheit zwischen uns sein. Ich liebe Dich, Paul; ich liebe Dich mit einer heiligen, innigen Liebe, seit ich Dich kenne; aber nun, wo das Geheimniß offenkundig ist, das ich mit mir in's Grab zu nehmen gedachte, ist mein Bleiben nicht mehr in Euerem Hause. Ich muß fort, fort, heute noch. Es steht eine Scheidewand zwischen uns, die keine Macht der Erde entfernen kann. Es ist meine Armuth. Ich weiß, was Deine Eltern vorhaben. Du sollst und wirst Pflägers Tochter heirathen. Darum bin ich heute drüben bei Schullehrers Tischen gewesen. Sie hat mir einen Dienst im Dorfe drüben ausgemacht, wo ich gleich eintreten kann; denn auch so muß ich fort. Es bleibt keine Wahl mehr.

„Paul hatte ihr mit Erstaunen und tiefer Bewegung zugehört. Jetzt zog er sie inniger an sein Herz und drückte einen Kuß auf ihre Lippe.

„Das ist vor Gott mein Brautkuß, meine Irmel! sagte er mit Festigkeit. Du liebst mich, mein Mädchen? O, nun bin ich der Glückliche! Was Du von der Scheidewand sagst, ist eine leere Rede, eine Thorheit. Wenn ich erdärmlich genug wäre, sie dafür anzusehen, dann wär's eine; aber dann hätte ich Dir nie meine Liebe bekannt und wenn mir das Herz zerprungen wäre. Ich weiß, wie meine Eltern denken, aber ich bin kein Thiere, den man zu einer Handlung zwingen kann. Es wird einen Dankf Wahn, ich weiß es; aber ich fürchte ihn nicht. Und Du, Irmel, verpöth es mir vor Gott, Du thust keinen unbefonnenen Schritt! Die

Wollen verzeihen sie. Wenn Eltern nicht und Allen Blick. Gehen sie werden sehen. Willen; so segnen sie unsern Bund. Du magst sein, als habest Du Eltern und Väter nicht; als habest Du Brüder und Schwestern nicht. Ihre Deine Arbeit stille, wie bisher, und laß mich singen. Es güt' sich Alles.

„Irmel's Auge hing an seinem Bräutigam, der so schön sprach, sprach, wie ihr Herz es wünschte. O sie hätte ihm ewig so sein können, ewig ihn so anblicken können. Als er schwieg, persteten Thränen über ihre Wangen.

„Ach, Paul, Du hast nicht gehört, was ich gehört habe, gestern erst. Ich war in der Kammer, in die man nur durch die Wäschekammer kommen kann, und arbeitete darin. Da kam Dein Vater und Deine Mutter herein in die Wäschekammer, setzten sich und fuhren in einem Gespräche fort, das ich anhören mußte, weil ich nicht heraus kam, ohne daß sie es gehört hätten und gesehen. Ich habe nie gelauscht. Es ist schändlich; aber hier mußte ich, weil ich nicht anders konnte und ich betrachtete es als eine Fügung Gottes. Dein Vater sagte: Du kannst Recht haben, Mutter! Er ist doch nun im Alter, wo ein Jungbursche noch den Mädchen sieht und einen Schatz zu haben pflegt. Weist Du noch, bei uns war's eben noch früher — und er sieht kein Mädchen an, will von keiner wissen. Nun schlug er heftig auf den Tisch, fluchte greulich und sagte: Muß denn ein böser Geist das Bettelkind in unser Haus führen, daß es dem Buben den Kopf verbrüht? — Wer, das sag' ich Dir, die Irmel muß fort, muß morgen fort, es gehe, wie es geht. Ach, das schreie ich Dir, daß er das Bettelkind freier. Lieber wollt' ich ihn auf den Kirchhof tragen sehen. — Deine Mutter schaute dem sel. Gute M's zu spät, es dem Mädchen zu sagen, daß es anders muß, und seine Sonntagshüte soll ich morgen auch nicht hören, sagte sie mit zorniger Stimme; aber am Montag soll es nicht Essen sein. Wie haben sie giftige Sprache an unserm Tische gehalten. Man sieht sie noch, denn es wird heute

Nichte zu machen, gehen. — Ich, Paul, mit Schwertschlag, Meer und
 bester mein einziges, stillerherbongenes, Schicksal, gebornen. Du
 warst kein Weibchen mehr, wenn ich auch das Weibchen nicht geliebt
 hätte. Nun war ich bei Schullehrers Beschem. Alles ist in Ruhe
 nun. Morgen frühe gehe ich. Ich muß, um meinet, und um
 binstwillen, und um Eueres Friedens willen. Gottes Gnade be-
 hüte mich, daß ich in eine Familie, der ich so viel verbanke, ein
 Brandfadel werfen sollte. Aber fort muß ich, damit mir nicht
 ausgeboten wird. Noch heute sag' ich's ihnen.

„Du gehen? rief Paul und schlang beide Arme um sie. Ich
 will die Nacht sehen, die Dich und mich selbe!“

„Freue nicht, Paul! sprach sie sanft betruessend. Wer blüht
 Dir, daß nicht die Nacht, die die Welt erschuf, erbält und regiert,
 beschloffen hat, und zu trennen? Du siehst nicht in Gottes Rath-
 schluss, und ich nicht; aber willst Du freier? „Ob dem König;
 was des Königs, und Gott, was Gottes ist.“ Lerne Dich beugen!
 Ich habe letzte Nacht einen Kampf gekämpft, den nur Gott lenkt
 und ich. Ich habe im Gebet einen Sieg errungen, den Du heute
 mir raubst. O Paul, Paul, hättest Du doch geschwiegen! Es wäre
 für leichter geworden — ob — ich gleich —“

„Sie schweig.“

„Was denn, was denn, o rede! rief er aus.“

„Nun, in Gottes Namen! sagte sie sch. ob; ich gleich. — Deine
 Liebe kannte.“

„Sie verhielte ihr Angesicht mit ihren Händen, als hies sie
 heimlich vom Herzen war.“

„Du kumstest, meine Liebe, und sagst Dich doch so kalt in Dich
 selbst zurück? rief er aus. O, du, hartes Herz! Er sag sie nur
 seine muß, und brühte einen heißen Bus auf ihre Lippen.“

„Ich, so hatte nicht gehört, daß der Regen mit den, Alles
 angekommen, wann. Sie sanken, die Handfläche, und verschlossen.“

und bei der Stütze der Hand angelehnt war, beschleunigten sie; Jemel sei zurückgekommen und sehe in der Hand. „Das“, sagte Niebel, ganz seiner Frau, mit der Wilmers Karline haben wir's heute richtig gemacht. „Dachte ich, die Wilmers sind noch nicht da. Ich meine, wie sollten sie in den Gassen der Stadt gehen und es mit dem Hädel klar machen, damit sie weiß, was sie ist. Mit ihrem Glauben soll sie nicht aus dem Hause gehen, das ich ich nicht nachfragen. Sie hat auch gerade nicht an uns verdient, bis auf das Eine, was jetzt herunter reicht, und warum sie fort muß. Sie hat auch nicht gleich einen Dienst. Das hat sie nicht haben. Sie gehört doch zu unserer Familie und soll uns weder Schande machen, noch Noth leiden. Ich denke, sie wird bei Schmeißens Mädchen bleiben im Dorf. Bleiben können, bis sie weiß, was sie unterkommen kann. Sie ist ein tüchtig Weibchen und es wird ihr nicht fehlen. Besser wäre's, wenn sie zum Peter, der um sie freit, ihr Antwort gäbe, dann wäre Alles ab und aus. Ich will sie gerne. Ich werde, wie gehen in die Hand zu ihr und sagen ihr Alles in der Ordnung. Sie ist verständig und wird's einsehen und kann ich eine Sorge von uns denn der Paul ist widerhaarig geworden, aber ich will ihm schon nachgeben. Ich weiß ich der Niebel bin!“

„Das“, sagte er mit einem Nachdruck, in dem sich der Grimm noch ausdrückte, der noch von heute Morgen in ihm lag, und den er mit Mühe zurückgehalten hatte.

„Wie gingen, während der Nacht die Pferde abspazierten in den Garten und traten in die Hand, aber Beide fanden stark über Schreck, nicht sie haben, wie Jemel in Paul's Armen lag.“

„Paul wollte gerufen aus dem Dunkel, daß jemand im Gange kam. Er blinzelte auf und sah seine Eltern. Er sah ihre schlanken Gestalten, aber nicht das Licht in den Augen seines Vaters.“

„Wahrscheinlich“, sagte er, „sah seine Gestalt. Er sah Jemel, sah auf seinen unglückseligen Arm und auf sie, die Niebel war“

seine Frau. Da stieg einem Schrei aus sich wüthend in beide Hände ihr bleiches Angeflcht.

„Gut sei stich her als Nibel hermit, und in dem: „So! so!“ lag Gemit, Gohn, Besichtigung. — Alles um Strich Buche, was in seiner Seele geht, und was ihn durchdrang. Er aber bis Juch jedes Hornes völlig losbraß, erstarnte sich Paul, stand auf und sagte mit einer Stimme, die freilich warnte:

„Vater und Mutter, Ihr wollt, daß ich heirathe. Hier ist meine Braut. Zuhet wie meine Frau, wie ich mit ihr mich jetzt vor Gott verlobt habe!“

„Da brach die Fesseln, welche den gewaltigen Jura gebunden hatte.

„Was? schrie der Nibel, Deins Braut vor Gott? Vor dem Tische sag' Du, nichtswürdiger Dabl! Die Bettelbirne, das hergelassene Weibsbild, wagst Du vor uns, Deinen Eltern, Deinet Braut zu nennen? Verflucht seist Du und sie, die Ihr hinter mich ein schandbares Wesen weilt! Das also ist das stille Kind? O Du Dummköpfer! — Doch — Herr, erlaßt es mir, die Worte zu wiederholen, die Jura in den Stamm traten, sie zu tranten,“ sagte der Lobengrüber.

„Hören und Sehen verging ihm. Erblies war sie jandgeschunden wider die Stimme und Kiste der Painbucher, bis blut befeßungen weiter zu einer festen Wand.

„Solche Worte, solche Fiktion, wie sie der Nibel aufsprach, waren entsetzlich und müßten Jura auf's Geschloße zögern. Während trat er seinem Vater entgegen und rief:

„Schweig, daß ich nicht vergesse, daß ich Vater Sohn bin.“

„Da war der alte Nibel aus allen Fugen gehoben. Er erhob seine Kienfackel in schäumendem Jura und als Schlag auf Paul, daß er gegen die Wand stürzte. Schweiß aber erstarnte sich der Jüngling und freudig gegen seinen Vater. Da Mutter schreie und wüthend sich schreiend zwischen sie. Der Nibel war fort.

gültig und sagte mit bebender Stimme: denn ich habe nicht gehört um den Fall; und ich von dem Fabel erzählt zu haben, den es zu glauben bereit war.

„Wunderbar quollen die rothen Worte aus des Mannes Munde. Nur den Schluß will ich Ihnen sagen:

„Fort, rief er, fort aus meinem Angen, Du bist Deine Wege!

„Was wunderbar! Pauls Blick legte sich bei der sich stets Folgenden seines Vaters.

„Nun, wie bei Tod, sagte er:

„Ich gehe, Vater. Ich sollt mich nicht mehr sehen. Ihr seid kein Kind mehr von heute an, aber wagt es nicht mehr, das schuldlose Mädchen, die wie tot hier liegt, anzusehen. Gehet ins Haus. Ich werde es nicht mehr sehen!

„Er ging zu Irnel.

„Gott, sagte er zu dem Anwalt. Er ist mein Sohn gewesen, Paul, hilf mir, sie wegtragen! Aber Irnel weachte. Sie sah nicht zu sich. Ihre Gedanken waren todt.

„Fort! fort! rief er. Fort von hier, wo mich der Tod traf! —

„Bergabwärts flücht Paul mit schnellen Schritten, daß sie sich be- wegte. Sie sah sich los und eilte weg. Paul folgte ihr. Sie lief in ein Straßbüschel. Dort sank sie ohnmächtig zusammen, aber ihre Glieder zuckten entsetzlich.

„Die Blinde und ihre Tochter wohnen sich ihrer an, wachen sie mit Eifer, entzünden sie dann und trachten sie in der Tochter Tod. Sie ihre Freundin gesehen hat. Als sie aus der Bewußt-losigkeit erwachte, glühte sie an ganzer Liebe, als ob Feuer in ihrem Innern brenne. Sie redete ihre tod wachte fort. Paul sah sie im nächsten Augenblick, wie eine Blinde; und starrte in nicht Orde. Nur nach Irnel fragte er nach dem Rang der Blinde, als sie ihm sagte, wie es nun für sie stand.

mit der Hand die Nacht im dunkeln Saal und schloß die Thür
Mutter des Pauls an Himmels Best. alle mußten sie geduldig
halten, weil sie immer fort wollte und nur von Nichts zu Nichts
stehen ließ. Sie schloß ab, sie habe Ruhe und Schlaf verdient und
habe Glend in die Familie gebracht.

„Noch in der Nacht kam Paul meinem Genuß nach dem
Doctor. Als der Arzt kam, sagte er, ihre Krankheit sei sehr
gefährlich. Was hat er wohl? Paul sagt Tage und Nächte
nicht mehr von ihrem Bett. Sie wurde zwar ruhiger und wollte
nicht mehr fort, aber sie sprach unzufrieden, Tag und Nacht, in
Ehem fort, und immer waren es Klagen gegen sich selbst, daß sie
Pauls Liebe erwidert, daß sie ihn, der so gut sei, nicht mehr
sehen will. Allen Worten sprach: Ihr Blick zu Paul. Der Arzt
sagte, was er konnte, aber alle Mittel Liebes fruchtlos. Am
achtten Tages wurde sie ruhiger. Pauls Herz hob sich in
früher Hoffung. Gegen Abend schlammerte sie ein. Aber sie sah,
kannte nur einen Gedanken haben, das unheimlich, daß sie nicht
wieder erwache; aber gegen neun Uhr des Nachts erwachte sie
schloß sich auf und sah Paul an ihrem Bett sitzen.

„Mild, wie ein Engel, lächelte sie ihn an.

„Bist Du bei mir? sagte sie und es traten Thränen in ihre
Augen. O, Du Mutter! sagte sie und wachte nach seiner Hand, die
sie küßte. Paul brach in ein lautes Weinen aus und sprach zu
Ihr Kopf lag an seinem Herzen. Nach einiger Zeit schlief sie
an ihm sagte Paul, nicht wehn. Du hast mich geküßt.

„Mehr als mein Leben, rief er weinend aus.

„Ich, welche nicht, sprach sie matt. Ich habe dich
nicht mehr geküßt. O, verflühe dich mit Deiner Mutter, hat
Ihr, was sie danken will. Paul, Du hast mich nicht geküßt
sehen bis zum Ende an Gottes Thron wieder. Des Traums
mit ihm um die Herzen nicht umhül.

„Das war ihr letztes Wort. Sie lag so wieder glücklich.

„Ihre Hand“ lag in der Hand. Sie konnte nicht mehr. Gegen Mitternacht stieß Paul einen entsetzlichen Schrei aus. Ihre Hand war kalt — sie war verstorben.

„Auf ihrem Angesichte lag ein wunderbares Lächeln, wie ich es in meinem ganzen Leben an einer Leiche nicht gesehen habe.“

Der Lobtengraber schied. „Ja“ war erschrocken, wie ich es für jemand gewohnt bin, denn der Lohn in dem der Reich sprach, sagte, wie sehr ich mich die Erzählung angriff.“

„Nach einer Weile sagte ich: „Was haben denn Diebstahl“ gelhan?“

„Nichts, Herr; nichts!“ sagte mit wahren Gehörte der Lobtengraber. „Nicht gefragt“ haben sie nach dem armen, schwachen Mädchen; nicht nach ihrem Sohne. Der Alte ist auf's Feld gegangen, als wäre gar nichts geschehen, und sie hat im Grunde weder gewirkt, hastet; aber mein Conrad sagte; der Alte sei doch sehr verstimmt gewesen und habe manchmal selbst nicht gewußt, was er rede. Widerspruch habe man ihm aber nicht gebührt. Er sei aufgeföhren und habe dann im wildesten Zorne geschrien wie ein Lärke. Er und seine Frau hätten oft laut gehandelt, denn sie habe zu der armen Trine gehen wollen, was er aber durchaus nicht haben wollen.“

„Irmels Begräbniß war ein Beigniß, was die Leute dort ihre hielten. Kein Mensch blieb zurück. Ein lautes Weinen hörte man überall. Paul ging hinter dem Sarge wie ein Samenkorn. Er sah aus wie eine Waise. Thränen hatte er keine.“

„In der Nacht, als sie beerdigt worden war, ging er fort. „Gott, ich wöhne dort. Die Fenster meines Schlafzimmers sind gegen auf den Friedhof. Der Mond schien hell und der Sternhof lag vor mir; hell wie am Tag. Ich sah die Leiche auf dem Grab im Licht. Ich stand auf und trat an mich selber. Da lag ich ihn an ihrem Grabe stehen; ich sah, wie er

vergnügend die gefalteten Hände rang, und sein Herz wollte sich
heben.

„Darauf ist er aufgestanden und fortgegangen und im Fort-
gehen sah er mich und kam auf mich zu.

„Aham, sagte er, laßt mir ein Plätzchen neben ihr sein! Ich
bitte Euch um das Eine. Versprecht es mir!

„Ich weidete ihm meine Hand zum Zerknirscheten Hinnes und
sagte: Paul, so wahr der Herr und jetzt steht, es soll Dir gewahrt
sein! Aber —

„Still! sagte er. Wenn ich in zehn Jahren nicht wiederge-
kommen bin, dann dürft Ihr einen Andern dahin legen; dann
hab' ich ein Grab sonstwo gefunden. Ist wohl, Aham! Gott
sagte Euren Gernad; er hat mich vor schwarzem Tode bewahrt.

„Was willst Du thun, Paul? fragte ich. Bleib' hier. Es
bleibt sich Alles aus.

„Nein, sagte er, ich kann nicht. Mein Vater hat mich ver-
flucht, ich muß fort.

„Kind, Kind, rief ich aus, Dein Vater hat's im Jorne gethan;
Gott wolle ihm vergeben. Er wird den Fluch zurücknehmen und
im Segen wandeln. Bleib', Paul, bleib'!

„Er brückte meine Hand stillschweigend und sagte dann:

„Pflanzet ihr eine weiße Rose auf's Grab, Aham! Wenn
ich einst wiederkehren sollte, vergelt' ich es Euch!

„Darauf ist er rasch fortgegangen.

„Damas, Herr, wüßte der siebenährige Krieg. In Erfurt
war eine preussische Werbestation. Dort soll er hingegangen sein.
Nie hat man mehr ein Wort von ihm gehört. Nun sind viele,
viele Jahre darüber hingegangen, mehr als maximal zehn. Ich
hab' mein Wort gehalten. Das Plätzchen neben der schönen
Jungel ist heute noch leer. Ich glaube nicht, daß er wiederkehrt
vielmehr will es mir scheinen, als habe er im Krieg irgendwo
ein Grab gefunden. Gott allein weiß, wo. Mein braver Gernad

den noch meinem Tode und Kont. fringen mich, den wir auch jetzt schon hätte, mich's, noch offen lassen, das beschüt. Müßlein... Da aber Paul ja noch wiedersehen mich, bezwisse ich."

„Über," sagte ich, „wer liegt denn in den beiden Blumenlöwen Gräbern?"

„Nun, Herr," sprach der Todengäbber, „ich glaube nicht, daß Ihr mich fragt, ohne daß Ihr's ahnet. Da liegt Riedel und seine Frau."

„Die haben in ihrem verstockten Sinne fortgehrt, fünf, sechs Jahre lang — aber da ist's ihnen gekommen."

„Sie, die Riedelin, wurde gichtkränzig. Sie lag zwei Jahre lang so armselig und hilflos da, daß es Einen erbarmen mußte. Aller Reichtum konnte ihr nichts helfen. Sie hatte keine liebe Hand, die sie pflegte. Alles thaten fremde, bezahlte Leute. In ihrem starrköpfigen Manne hatte sie keinen Trost; denn seit Paul fort war, lebten sie, die sonst so einig gewesen waren, wie Raper und Hunde. Sie warf ihm vor, er sei zu hart gewesen gegen Paul; die Femei sei so seelengut gewesen; die hätte eine rechte Tochter stü sie gegeben; an ihr hätte sie in den alten, kranken Tagen eine liebevolle Pflegerin gehabt, und dergleichen. Er habe sie kinderlos gemacht und ihren armen, guten Paul in den Krieg und Tod getrieben. Der Riedel warf ihr vor, sie habe ihn geprügelt; sie habe das Feuer geschürt; die Steine gerastet; die er geworfen. Denn bräufte er auf in maßlosen Zorn und es soll selbst zum Schlimmsten, zu Mißhandlungen, gekommen sein. War er so im Zorne, so ging er in's Wirthshaus und betrank sich an Nordhäuser Kimmel. Kam er dann völlig betrunken nach Hause, so ging der Kimmel von Frauen an und wech als einmal wurde die alte Frau von seinem Zorne läßtig werden. Immer mehr ergab er sich dem Trunk, und zuletzt wurde er selten mehr nüchtern. Hat er wohl die Qual im Gewissen damit bestrafen wollen? Gott allein weiß es!

„Das bei solchen Umständen es unmöglich sei, Ihnen irgend ein Vermögen zu begeben. Es war aber auch geteilt, und ob aller Segen Gottes von Ihnen gewünscht ward, Mein Gottvertrauen den ewigen Göttern nicht mehr erkrohen. Er ist aus des Niebel's Dienst gegangen. Nun bekamen sie untreues Gefährte, denn bödenklige Rächte und Mägde blieben nicht im Hause, wo aus Fluchen und Janken herrschte. Da ging's, wie's Wirtel. Ihr Viehstand litt gar sehr durch Krankheit und Seuche. Ihre Ernten fielen blühen aus — kurz, es kam dahin, daß Niebel in Schulden kam und zwar in schlimme, denn er ließ bei Wuchsern und Juden, da er sich schämte, bei einem ordentlichen Manne Geld aufzutreiben.“

„Seine Frau starb zuerst. Sie soll einen furchtbar schweren Lebenskampf gehabt haben.“

„Nun stand der Niebel allein und kam nicht mehr aus der Schenke, und so ist er denn auch elendiglich gestorben. Trunken ging er spät in der Nacht heim. Vielleicht habt Ihr, Herr, den Brandweiber gesehen, der drunten im Dorfe liegt? Es umgibt ihn eine hohe Mauer. Wahrscheinlich ist er im Trunk an diese Mauer gerathen, hat sich darüber hingebeugt und ist hinabgestürzt. Niemand bemerkte es.“

„Morgens kam die Magd in's Wirthshaus, um ihn heimzuzuholen, da er nicht nach Hause gekommen war, aber doch, um zu sehen, ob er geblieben sei.“

„Der Wirth sagte ihr mit Entsetzen, er sei um halb Eins in der Nacht ermordet worden.“

„Nun gab's keinen im Dorfe, der alte Niebel sah. Die Leute liefen zusammen. Überall wurde nach ihm gesucht, aber nirgend fand man ihn, als es Niemand einfiel, ins Brandweiber zu suchen. Mächtig, da lag er drinnen. Man mußte die Schleißen öffnen, um ihn herauszuzuholen.“

„Dorthin hab' ich sie neben dem Hofe mit dem
muths gelegt; der Weinberg aber ist ein Stück auf
ihm dem Hofe geblieben, mit dem ich auch noch ein
Stück Land besaß.“

„Raum war er todt, so stürzten die Gläubiger zusammen
und mit Erstaunen hörten die Leute von der Menge der Schulden,
die auf Hof und Gut lasteten. Da mußte denn Alles unter den
Steden kommen und ist versteigert worden. Der reiche Müller
aus A. erkauf das Ganze um eine hohe Summe. Was von
den Schulden übrig blieb, wurde, da man von Paul nichts erfuhr,
beim Gerichte niedergelegt und da wird's noch verwaltet. Und
im Hofe sitzt nun die Müllers Carlina und ihr Mann, brave
Leute, die das Gut mit Segen bauen.“

Hier endete der Kreis. Es war dunkel geworden über seiner
Erzählung. Ich gab ihm ein Geschenk und dankend ging er nach
seinem Häuschen hinüber. Ich warf noch einen Blick nach Irmels
Grab und ging zu meiner Herberge, im Innersten meiner Seele
bewegt.

Und warum bewegte mich die Geschichte so tief? — Warum
erklingen die Saiten eines Instrumentes, wenn ein ähnliches in
seiner Nähe erklingt? — Warum treten Thränen in unser Auge,
wenn wir sie in einem anderen glänzen sehen? — Lief in der
Menschenbrust werden Erinnerungen wach, die lange, lange schliefen,
wenn die Züge eines Angesichts, wenn die Ähnlichkeit einer Gegend,
wenn die Ereignisse eines anderen Menschenlebens sie wecken, oder
wenn eine Erzählung ähnliche Begebenheiten unbewußt berührt?
Warum? — Warum? — — —

„Gien.. erobte das Mannesbild der Lucia. Maria: „Sorge dich
in schmerzlichen Gefühle der „Sturmer. Giesowen.“ nicht ist
„ist man auch ein lebend Herz von dem Leben, das es fort
bleibt, bis es nicht mehr süßes?“

Als ich meine Mutter danach fragte, sagte sie:

„Das ist eine traurige Geschichte gewesen. Ein anderes will
ich dir erzählen, jetzt ist es zu spät.“

Die Nacht im Bleich-Hauschen.

Eine Geschichte.

I.

„Wenn der Wind über die Steppe weht, ist der Herbst nicht weit, und ich bin froh, wenn die Pferdewägen alle vorüber sind, daß man einmal beim Spinnrade, am warmen Ofen sitzen kann.“ —

Sahen die alte Kofkin zur Werkin, die mit ihr nasse Wäsche auf die Diele legte. Diese schweigend darauf. Sie mochte wohl wissen, daß, wenn die Kofkin in's Plaudern kam, jede andere Jüngerin raschen mochte. — Sie waren Beide Wäscherinnen, aber der Unterschied war doch unendlich groß zwischen Beiden; die Werkin war nämlich eine Bleichgezin von kräftiger Gestalt und sehr hübschem Gesichte; die Kofkin das Abbild einer alten siebenzigjährigen Hure; die Haut kaum über die Knochen gespannt, braun, podermattig; die Augen klein und rot; das Haar schwarzgrau, noch in dem Silberglanze kaum in seiner Fülle zu bewundern, aber fast kahl dem Pflöckhaar und kaum in Fiedeln fallend. Dennoch war die Alte schön, jahe und noch arbeitsfähiger als manche Jüngerin. Obgleich der Winter auf, in dem von der Hitze ihrer Zähne nur noch vorn einer wie ein langer, blasser, dünner Hügel war, dann erstarrt man vollends vor ihr. Plaudern aber konnte sie, räsonniren, die Leute gar wohl machen; — nein, keine Wäscherin im Bleich-Hauschen ist ihr gleich. Sie hat den Umgang im Augenblicke der ganzen Raum der Straße und des Wäschhauses. Die wußte, wieviel Bleichen dort zu

verwaschen waren, und ob etwas abfiel, und was es zu Mittag
gäbe. Für sich wusch sie das ganze Jahr nicht; denn in jede Wülte
brachte sie ein paar Hemden oder dies und das — denn, sagte sie,
es ist für eine arme, alte Frau, und bei einer großen Wäsche kommt's
darauf nicht an: Wasser, Seife, die Wäsche, die in der Kanne oder im Topfe war, aber nicht ohne Zucker.
Und wenn sie so hungrig gewesen wäre, daß sie es kaum länger hätte aushalten können, sie wäre doch nicht eher zu
Tische gegangen, als bis sie fünfmal gerufen worden war; denn —
sagte sie — das ziemt sich so; man darf nicht gering erscheinen!
Den Schlaf konnte sie wunderbar beherrschen, nur in der Kirche
nicht; denn da schlief sie nicht, wenn die Gemeinde schlief. Sie
erschauerte häufig, aber am häufigsten, wenn die Hausfrau oder eine
der Jünger bei der Wülte stand. Zur Danksagung, zum Dank, und wenn
man etwas geschicktes, moralisches, Gutes und Besseres sie nicht
hörte, als: Wein, Galant, Hüte, Perlen, war sie bei dem dritten
Worte, nicht immer gerecht, denn der Liebe und Abneigung lagte
sie sich, da mit in die Schule, und man konnte es leicht mit ihr ver-
wechseln. Dann, und wenn ein Scherz, oder ein Wort, das
war ihr Bedürfnis. Es erwidert und belobt die alten Frauen,
sagte sie, wenn sie es hätte, hätte ich sie nicht lassen, und schmeckte dann
die Wülte angeschlossen mit der Zunge. Die Wülte war in allem
ihr Gegenstand. Sie war, Wülte, wie die Wülte, hatte aber, ein
Wort, eine Tochter, während diese, während man, Frau, schmeckte
schmeckte, fleißig, wie sie, überall, wohlgeleitet, und wie auch die
Wülte, welche in sich, das verstand, als bis man, Wülte, von
sich, bemerken, mochte, bitte, hat, ihn, an, mochte, sie, blieb, einmal,
wie, sie, war, und, ich, die, Wülte, schmeckte, und, harte, harte,
hatte, die, Wülte, viel, Gutes, was, die, Wülte, und, harte, an-
kommen. Gutes, hatten, Wülte, bei, schmeckte, gewaschen, und, die,
war, bei, Wülte, oder, wie, sie, harte, an, mochte, Wülte,
hat, schmeckte, harte, Wülte, hat, war, harte, gewaschen, harte, harte.

„Ja, noch nicht, als schon die Dunkelheit anbrach und der Nebel der Traubenbrüder sich auf die Fenster der Wägen herabsenkte.“
„Gelt, Mertin, es wird uns spät?“ frag die Reichsbef. aus
„Ach! ich's nicht gesagt? Da nehm' ich an, daß es mein'alten Stroches
auffällt herüber. Es hätte dem hochmüthigen, dümmlichen Schuch
wohlthun auch nichts geschadet, wenn es hätte auswehen können! Jetzt
bleibt sie etwas ein, um zu hören, was die Wäckerin sage. Diese
schöne einige Augenblicke; dann sagte sie, in den Dorn sehend:
„Mir, tummeln uns ein Wischen, dann sind wir auch fertig.“

„Ja, tummeln! Du hast gut reden, bist gegen mich ein junges
Ding; da, geh's noch; aber seit Montag hab' ich noch keine Nacht
geschlafen; immer gebahnt, gerochen, gewaschen, geblickt; Gott,
wann denkt ihr junges Volk nicht, daß es eine alte Frau zu Grunde
geht? Nun, ich muß sagen, das Schulwäschen weiß aber noch
Reisfeld: Sie hat mir eine Dötte voll gemahlten Kaffees gegeben
und einen ganz kleinen Stumper Cichorie, die mir nicht einmal
brauchen; der Kaffee wird doch bestrakt, und Zucker genug; auch ein
Goldschöpflein Stummel, der sich gewaschen hat. Heute
einen halben Vollmohlsackchen, der auch nicht bitter ist, ganz frisch.
Man kriegt's nicht überall so. Du lieber, Sonst Antonia von
Kodug, was thut! ich Dir Geschichten erzählen. — Aber Du hast
gehört, wie der Herr Schulmeister heute sagte; im Schmeißiger
Gartenstunde an der türkischen Straße gesprochen: Rehen ist Silber;
aber Schweigen ist Gold.“

„Der ist ein Schlüßfolger und hat mir das zu Gehör gebracht
weil es wohl, weil ich gar unvorstellbar bin, aber warum thut
man's? Um selbst nicht zu schlafen und Andere wach zu halten?
Gelt, das Maul so weicht dem Schlaf. Nun, ich weiß, daß der
Schulmeister ein Reder ist. Er meint's aber nicht, daß und hält
bald Stücke auf mich. — So!“ sagte sie endlich, aber das letzte
Stück war gelegt, wenn wollen wir uns ins Wäschesackchen
machen und uns ein Feuer ansetzen und Kaffee trinken. Der, welcher

Ob wir gleich mitternachtsmilde sind, so ist's leicht Gefahr, und wir können, wenn uns etwa der Schlaf überkommt, wegen der Blöße ruhig sein. Auch geht bald der Mond auf; denn wir haben Voll-Macht." Damit brachen die beiden Frauen auf nach dem Häuschen. Der Mond stieg im Osten über die Berge. Der Wind frisch durch das Rheinhthal, und der Mond brandete heftig an dem feßigen Ufer, auf dem die Blöße lag. Das Dorf, mit Obstdäumen umgittert, lag etwa zweihundert Schritte entfernt. Es lehnte sich an die Weinberge an, die sich hoch erhoben. Von dem Rammte der Berge oder nördlich der Hochwald Herab, und an seinem dunkeln Hintergrunde, vom Monde beleuchtet, blühten gespenstlich die großartigen Ruinen einer Ritterburg in's schöne Thal. Es war empfindlich kühl, als die Frauen in das Bleichhäuschen traten. Die Merkin begann das Holz auf dem kleinen Herd zurecht zu legen. Während sie sorgfältig das Feuer vorbereitete, schlug die Roselin ihren Wiberrod auf und hüllte sich ganz hinein. „Huh! Es ist kalt!" sagte sie. „Man ist alt und das Feuer ist fort. Wär' ich so leicht gekleidet wie Du, Merkin, ich ginge zu Grund; aber so einer fangen Schnatode thut alles nichts? War auch 'mal jung, und Dir werd's auch kommen, darauf laßst Du rechnen!"

Die Merkin seufzte, und die Roselin hörte den Seufzer und fuhr fort: „Du seufzest, Merkin; sage mir, warum?"

„Et nun," entgegnete die Merkin, „ich könnte auch einen warmen Wiberrod und ein Mützchen brauchen, wenn ich es mir kaufen könnte. Ihr habt nur für Euch zu sorgen; Roselin, wir aber sind unsrer Zuht, und Alles ist Feuer, was man in dem Mund stellt."

„Weiß wohl," sagte die Alte, und ihre nachlässige Gutwilligkeit brach durch. „Ja, ja, so geht's! Einer raubt dem Andern den fetten Dissen von dem Rande weg! Meinst Du, ich wüßte nicht, wie das Alles kam, was Dich drückt? Gell, der Peter Wirt, Dein Schwager, sitzt im Schanzhaff als über die Ohren, und Du hast

Dein liebes Kind, Ihr sagt am Gängelrösch, daß er den Zettel und Schlüssel beigegeben hat, und hat's selbst gesehen, ob es gleich kein Lehmbrot ist. — Doch! nicht vielleicht, ich weiß's nicht? Ich glaub', ich weiß, was Du nicht weißt! — Ich will Dir einmal, da wir so allein sind, die Geschichte vom Better Martin erzählen. Ich habe damals bei Peter Mert's gedient und weiß mehr, als andere Leute. — Doch. — Ich will einmal nach der Wäsche sehen! Der Peter Mert ist nicht sauber, wenn's an's Nehmen geht!" Sie stand auf und öffnete das Fensterlein des Bleichhäuschens, welches gegen Osten ging, von wo aus sie die Wäsche der Schulmeisterin überblicken konnte, die der Moub jetzt hell beschien. Das Bleichhäuschen war nämlich eine ehemalige französische Douane oder Zollwächterhütte. Es war aus Steinen erbaut, oben gewölbt, und hatte drei Fenster nach Ost, Süd und West; die Thüre ging von Norden hinein. Man konnte ganz bequem den weiten Uferstreich des sogenannten „Grüns" überblicken, wie man am Rheine die Wiesensrüde am Ufer, in der Nähe der Orte, nennt, auf denen in der Regel gewaltige Obstbäume, namentlich aber Ballaupfbäume in Reihen gepflanzt sind.

Die Roselin wandte sich nach einigen Augenblicken wieder zu ihrem Eise, nachdem sie das Fensterlein geschlossen hatte.

Die Mertin hatte unterdessen das Feuer zu heller Lohe angefaßt, das Wasser sang schon im Kessel. Der Topf zum Aufguss stand bereit, und die Mertin sagte: „Gib mir den Kaffee!" Die Alte reichte ihn hin. „Reinst Du nicht, Martin," sagte sie zutraulich, „man könnte die Cichorie zurechlassen? Es sind, wenn ich mich im Schätzen nicht vertue, vier Loth. Das Schnitzkäsechen läßt sich nicht lumpen! Es gibt keinen Marest aber Dilmwest, wenn Du auch den ganzen Dilltopf voll brauest. Wir stellen ihn in die Kohlen. Da bleibe es kaudel, und wir können uns die ganze Nacht lösen, nicht wie die Scherwin, die sich immer rührt, sie habe ihren tobtiranten Mann mit Durschläge gelobt, bis er gestorben

Ja. Der arme Schoner! Ja, das ist eine Zeit, die! Galt' sie ihm noch Kaffee gegeben! Aber doch war die Kranzspinne zu geizig! — Würstchen für einen Kranken! Man meint wohl, daß so etwas möglich wäre! — „Ach, laß sie doch in Ruhe!“ bat die Werthin.

„Reinnetzen!“ sagte ärgerlich die M. „Du hörst solche Dinge nicht gerne. Dennoch kennt man aber seine Leute kennen. Bei der wasche ich nicht, und wenn sie mir's doppelt bezahlt! Himmel hat sie mich erwischt. Da kamste ich sie noch nicht so. Die koste noch alles Souffleur im September und einen Ringbanden dazu, der etwa sieben Jahre im Hauch gehängt und doch Nerven im Fleisch hatte! Und Kaffee! — Nein, eine Gefährlichkeits! — Das vergeß' ich meine Lage nicht. Heiliger Sanct Antonius von Padua! Ich bekam Grimmen drauf, daß ich weinte, ich mußte das Zettliche sagen. Doch ich will schweigen und meiner Brand nicht aufhören! Du sagst gleich, ich rätsonne, woran doch mein Herz nicht denkt!“

„Das brauchst Ihr nicht, Kopfweh!“ sagte die Werthin. „Nur nicht so rätsonniren über die Leute! Neben können Ihr, so viel Ihr wollet.“ —

„Rätsonnir' ich kann?“ fragte die Roselin ärgerlich, „Denn ich kann den Leuten sage, was wahr ist!“

Um sie nicht vollends in Hornisch zu bringen, gab die Werthin noch eine Tasse Kaffee ein, den Matha bezug und warf ein tüchtig Stück Zucker hinein. Das reichte sie ihr hehnde, und die bedenklichen Ringeln der Stirne verschwanden. Die M. nahm einen Schluck, schmeckte mit der Zunge vor Behagen und sagte dann: „Weiner Getreid! Das ist ein Kaffeechen, wie es Kapstücken jant! Das hat sich gewaschen! Ja, das Schmeckdöcker ist brav!“ — Sie trank nun, aßen den Hallwehl'schinken bezug, und das rühmige Mundwerk der M. ruhte, weil es eine andere Beschäftigung hatte. Nachher das gehörige Quantum verschluckt und ein Neuwieder

Winkel genanteter war, der die Meerkirchenthür, legte die alte
Doch ja und setzte sich besaglich. „Nun wohl! ein Stückchen“ sagte
sie. „Ich mußte fort, bis der Wächter Jahn nicht, damit das
ging. Doch auch einmal hinaus nach der Wache!“ — Damit
ließ sie den Oberrod um den Kopf, lehnte sich an die Wand, und
wenige Augenblicke später gab sie im seltsamen Konfessionstisch, sie
fest und tief.

Leise stellte die Meerkirch das Gerüth weg und lehnte sich
an das Fensterlein, wo sie die im Mondscheln vor sich liegende Landschaft
übersaher konnte. Das schien es, als nähmen ihre Gedanken eine
andere Richtung; denn der Ausdruck ihres schönen Gesichtes wurde
ernst, dann wehmüthig und schmerzlich; und endlich krochete sie sich
beim und wühlte eine Theorie, die es deutlich anstündigte, daß ihre
Gedanken die Grenzen eines Gebiets überschreiten hatten, wo die
Freude nicht heimlich war, wohl aber Stimmte und Sorgen. Und
das Leben der armen Witwe war reich an beiden, reich, als sie
es ausdrückte.

2.

Oben im Dorfe, neben der Kirche, öffnete sich um diese Zeit
die Thürhölzer eines ansehnlichen Hauses, und heraus trat ein
junger Mensch von etwa zwanzig Jahren. Er war hoch gewachsen
und kräftig. Sein Gesicht war schön, allein es trug den Ausdruck
einer fast mangelhaften Ehen. Er schaute den Weg hinter der Kirche
hin, blinnte noch den Heusern eines kleinen einstädtigen Ortes,
dann, wo das sich eben erstreckte und als er es langsam sah, sprach
er sich selbst, wo ein Jüngling stand, den er betrachtete. Dieser Jüng-
ling schaute sich aber schnell und kurz! Daß dieser Verstand hatte
das Dorf von dem mittelalterlichen Dorf, das es war, das
Stumpf eines einst herrlichen Ortes und die nicht, um zum

Heinrich hinaufschauende Mauer, über welche, und oft auf ihr ruhend, die Dächer der Häuser mit ihrem schönen schwarmblauen Schiefer hinaussahen. An dieser Mauer häng' hier der Pfad bis zum Vogenshorst, durch welches die berühmte, von den Franzosen erbaute Rheinstraße hindurchführte. Von hier aus trat der Jüngling unter dem Schatten der Ausblume dem Häuschen zu, aus dem die Roke des Rasterfeuers sich erkennen ließ; allmählig, leise und schleichen näherete er sich dem Reichshäuschen, ohne daß die Frauen es merkten. Hatte er dießige Absichten auf die Wäße des Lehnra? —

... Wohlte Gott! Er war unsträflich der reichste Erbe des Dorfes und zugleich ein Durstige, der eines untafeligen Rufes sich erfreute. Wollte er die zwei Wäße, die diese Nacht da wachten, aushorchen? Auch das nicht! Er mußte sich frei von der Neugierde, welche sich auf's abscheuliche, sittlich verwerfliche Aushorchen legt, und die Alle da unten kannte er wohl; auch wollte er durch Erzählen keinen Scherz treiben; dafür war er zu ernst. Aber was trieb ihn denn, da doch der Wächter eben zehn Uhr hies und ausrief, da hinab? Das genau zu wissen, thut uns Noth, aber es führt uns auch in eine etwas frühere Zeit zurück.

In dem Hause, welchem der Jüngling getreten war, wohnte der alte Peter Merk, ein Mensch, der nur vor Daal seine Spitze beugte; der Reichste im Dorfe, der Geizigste und Habgierigste, den es umschloß. Unfreundlich, herrschsüchtig und mürrisch in seinem Wesen und Gebaren, hatte der Mensch wenig Freunde; nur sein Geld gab ihm Ansehen. Die Leute brauchten ihn in ihrer Noth; und als echter Blutegel, sog er ihren letzten Rest von Wohlstand aus; wenn sie in den Bereich seiner kochlosen Eßigkeit gerietten. Seiner trefflichen Frau hatte er das Leben zur Hölle gemacht. Sie starb frühe, und das war eine Wohlthat Gottes für das milde, engelgute Herz. Sie ließ ihm ein Kind zurück, und dies war der Jüngling geworden, der eben den Pfad zur Weise hinabschritt. . .
Peter, hieß der Jüngling, der ganz die Milde und Sanftmuth

die Vaterherzigkeit und Wohlthätigkeit seiner Mutter geerbt hatte. Sein Vater erzog ihn wie einen Sklaven. Er machte sich blind in Alles süßen, was die Darms des alten Selbholzes ausspeitete. So kam es, daß er tief gebekkt war; daß, was er Gutes that, nur im Verborgenen geschah; daß er mit blühendem Herzen das herzlose Zusammenscharren seines Vaters wahrnahm und, soviel er vermochte, das wieder gut machte, was der Alte über that. Wie Jener daher gehaßt wurde, so war Franz geliebt und gesegnet von allen Leuten, die mit ihm in Verkehrung kamen. Liebe hegte Peter Meer für Niemand und eigentlich auch Niemand für ihn. Sein Geld war seine Liebe; aber Hoffen konnte er bis in den Tod, und so haßte er seine arme Schwägerin, die Wittwe Meer, die im Bleichhäuschen am Fensterlein lehnte und jetzt darin stille rieselnde Thränen trocknete. Warum er sie haßte, wußte kein Mensch. So lange sein Bruder lebte, verfolgte er ihn, und man konnte es ohne Hehl sagen, er hatte ihn arm gemacht. In viele Prozesse hatte ihn der herzlose Mensch verwickelt, die sein Vermögen, das ohnehin Peter, der Aeltere der andern Brüder, nicht wenig zum eigenen Vorthell gemindert hatte, aufzehreten. Reich waren sie nicht gewesen, als sie zu Hausen anstingen; aber Peter wurde es, und die Erbschaft des Veters Martin begründete vollends Peters Reichthum. Er stand mit Einem Fuße im Grabe, aber an die Ewigkeit dachte er nicht. Wie die Wittwe Meer, seine Schwägerin, so haßte und verfolgte er auch ihr Kind. Sie hatte nur dies Eine, aber darin besaß sie, dafür gab das ganze Dorf Zeugniß, einen Schatz. Das Mädchen war eben neunzehn Jahre alt, und wer das Käthchen sah, mußte bekennen, etwas Lieblicheres, Schönere, Sittigeres war kaum zu finden. Trotz ihrer Armuth war sie stets sauber und nett gekleidet in die alten Lämpchen; trotz ihrer Noth war sie stets heiter. An Fleiß und Gefälligkeit war sie unübertroffen; an Demuth und Bescheidenheit ebenso; und ihr Leben war so untadelig, daß auch nicht der Schattien eines Vorwurfs daran haßete. Ihr frommer Sinn zeichnete

sie indess war Alles aus, und ihre harnherzige Mitleidlichkeit. Es
 war gewiß Niemand krank im Dorfe, Herz's Mäthchen pflegte ihn
 freiwillig und wachte an seinem Lager, und die Leute meinten, ihre
 Nähe wirkte mehr, als des Doctors Kunst, besonders ihr Zuspruch,
 ihr Gebet mit den Kranken, ihr Vorlesen aus der heiligen Schrift,
 die sie durch und durch konnte. Sie hatte sich denn auch in der
 freiwilligen Krankenpflege eine Übung, ja man konnte sagen, eine
 Kunst erworben, die selbst der alte Doctor Thomas mit Lob und
 Preis anerkannte, und der war ein Jagrimm und Brunnbär. Er
 war auch Armenarzt in der Stadt, aber wer nicht bezahlte, war
 ihm ein Grusel. Da ging's den Armen übel. Es läßt sich denken,
 daß das Mädchen der Liebling aller Leute war; nur der alte Peter
 Herz, ihres Vaters Bruder, haßte sie gründlich. Nun, das schiedete
 dem lieblichen Mädchen bei Niemand, selbst nicht bei seinem Gehirg.
 Im Gegentheil, er hatte sie von Herzen lieb, und die Leute ahneten's
 nicht, wie tief diese Liebe im Herzen saß. Hätte er das sehen
 Vater merken lassen, der würde aus allen Fugen gefahren sein. Er
 merkte es nicht und wußte es nicht, und wenn es Andere weg hatten,
 so war der gute Franz wieder viel zu beliebt, als daß zu dem
 Mißan auch nur eine Andeutung darüber hätte gelangen können.
 Auch an diesem Abend war der Wunsch, Mädchen heimlich zu sehen
 und zu beobachten, der Grund, daß Franz zum Bleichhäusgen schlich.
 Er glaubte nämlich, Mäthchen wache dort statt ihres Mutter, und
 da er das liebliche Wesen so selten sah, wollte er sich ihres Anblicks
 heimlich erfreuen. Mit ihr hatte er über seine Liebe nie geredet; aber
 — wachte Einer über sein Auge! Das Mädchen wußte, wieviel ihr
 es im Herzen des Süßlings war, und — es freute sich dessen
 heimlich; denn — es hatte ihn ebenfalls von Herzen lieb; aber das
 wußte Franz nicht, weil die Mädchen besser Versteckens zu spielen
 wissen. — Als der Mäthchen im Dazist zehn Uhr blies, erwachte
 die Mäthchen, gähnte, dehnte sich und sagte: „Da! Nun ist mein
 Mäthchen erwacht. Mäthchen, wenn Du schlafen willst, so thue es.

„Wir kommt nun keiner mehr in's Auge, als die liebe Sonne auf-
geht, das hab' ich, sehr ich Beschäm' bin, gelernt, und das sagt
man sehr.“ — „Wie ist's nicht um's Schlafen?“ sagte diese und trat zu
dem Herde. Die Köselin bemerkte die Spuren ihrer Thränen. „Wieder
gewein!“ rief sie aus. „Keines Ding! Aber was hilft's? — Sey
Dich zu mir. Das Herz liegt mir auf der Zunge. Wer weiß, wann
wir wieder einmal so bei einander sitzen ohne Zuhörer, Käufer
und Betrüger? Kommt, Kerlin, ich habe Dir über Manches
Nicht zu geben!“ —

Willentos setzte sich die Wittwe und stützte den Kopf in beide
Hände.

„Ich will bei Dir anfangen,“ sprach die Alte. „Du weißt, ich
bin mit dem, was in Peter Merk's Hause vorging, so bekannt wie
mit meiner Schürze. Ghe' mal zu! Die Leute fragen oft: Woher
mag es nur kommen, daß der Peter Merk seinen Bruder so haßet?
Warum vererbt er seinen Haß auf seine arme Schwägerin? Ja, noch
mehr: Warum haßt der alte Sinder das liebe Rätzchen? — Ich
kann Rede stehen; denn ich diente in des Merk's Hause, als Peter
ein Jungbursche war und nach den Töchtern des Landes ausschaute.
Sieh' mal, sein jüngerer Bruder, Dein Mann, Gott hab' ihn selig!
war ein schöner Junge; der Peter war ein häßlicher Hornmüßel,
der nur lachte, wenn ein Auberer den Hals brach. Du warst damals
das schönste Mädchen im Dorfe. Sieh' waren die Merk's nicht, das
weißt Du. Und Du warst's auch nicht. Da war denn eben kein
Bauerkrupf im Spiel. Dem Peter Merk trauten die Leute mit zu,
er werde nach einer Reichen angehn; aber diesmal irrten sie. Da
schaff' ihn in die Augen und — ob ich gleich nicht glaube, daß
er ein Menschenberg hat — auch in das, was bei ihm das Herz
war — ich weiß es nicht. Man ist's kuris in der Welt. Mag
Gher reden, was er will, ohne Lieb' geht's doch immer weg in der
Gefte, und die Lieb' kann man nicht verschachern, wie der Fild' das
alte Offen. Wie ist so; wie ein Wgelein, das sich sein Zweiglein

sucht, darauf es sein Heblein setzen will; wie's ihm gefällt. Er war's auch mit Dir. Du hattest Deinen nachherigen Mann lieb und er Dich, und als der Peter um Dich streifte, da wuschte er abflattern — mit einer langen Nase, wie man sagt, und gleich darauf heimstehest Du Deinen braven Mann. Verschmähte Lieb' brennt schloßer denn siedend Del, und der Brand ist auch gar nicht mehr zu lösch'n. Ich sah Peters Wuth, — ich hörte seine Flüche; ich war Zeuge fort und fort seines Hasses gegen Euch Zwei, der bis heute nicht endete und das Grab Deines, ihm so ungleichen Mannes war. Ich weiß es am besten, wie er ihn um Geld und Gut brachte; wie glücklich er sich geschätzt, wenn Ihr hättet an seiner Thüre betteln müssen, damit er Euch mit einem brüderlichen Fußtritt hätte wegstoßen können. Davor hat Euch der gnadenreiche Gott behütet, aber der Peter hat's doch nahe genug dazu gebracht. Er heirathete eine reiche Frau, die ihm der Vater verhandelte. Ihr Herz war gebrochen, ehe sie ihn nahm. Sie gebar ihm den Franz, der so gut und treu ist, wie sie, dann flichte sie hin, und er legte sie ohne Leid in's Grab. Den, welchen sie lieb hatte, und dessen Frau sie geworden wäre, wenn Peter nicht dazwischen gekommen, hat er nach Amerika getrieben. Wie's ihm geht, weiß Gott allein. Von da ab fuhr der Geizteufel in ihn. Euch prozeßte er arm, Andern zapfte er das Blut ab. Eure Acker sind sein geworden, wenn auch durch die dritte und vierte Hand; Eure Schuld handelte er an; auch Euch zum Verkauf zu zwingen. Und auch das Hässchen hätte er Euch genommen, wenn der alte Kalkermann, dem Ihr die hundert und fünfzig Gulden darauf schuldet, nicht ein braver Mann wäre, der Euch nicht in die Hände dieses Unmenschen wollte kommen lassen. Gott vergelt' es Ihm reichlich! Wenn's nicht noch gute Menschen gäbe, wüßte man lieber gleich sterben.“ Die Mettin weinte fast laut. Es war wahr, was die Wofelin sagte. Sie sah mit dem Rücken gegen das Fensterlein, sonst hätte sie ein Gesicht gesehen, so bleich wie ein Leiche, das, um ja nichts zu überhören, oft den Schreien des Jesuweins

recht nahe kam. Alle Kennzeichen eines im Innersten erschütterten Herzens zeigte dies Anstöß vor dem Fenster. Was mochte in dem Herzen vorgehen, zu dem es gehörte? Nach einer Weile, indem sie das Holz auf dem Herde zusammenstieß, fuhr sie fort: „So war er reich geworden, der wuchernde Kammerknecht, und Ihr und viele Familien im Dorfe und in der Nähe ärmten. Da kam eine Begebenheit, die sein Thun erst recht in's Licht setzte. Sein und Deines Mohnes Vater hatte einen Bruder, der war Bartscherrer im Dorfe gewesen und hatte Schröpfen und Aderlassen gelernt, kannte einige Pflaster und dergleichen und ließ sich Doctor schenken. Der Martin Merk wurde von den Franzosen, als sie zum ersten Male Soldaten aus hoben, auch genommen. Damals lebte sein Vater noch, der theilte und gab ihm vollends zum Erbe, so weit er es nicht schon in der Lehre als Bartscherrer und Aderlässer verbraucht hatte. Er ging mit und war seitdem verschollen. Vor etwa zwanzig Jahren, als wir so achtzehnhundert und in die dreißig schrieben, kam der Doctor Martin zurück. Heiliger Sanct Antonius von Padua, wie war's mit dem anders geworden! Er hatte einen Sack voll Gold und wußte nicht, wie er's sollte unterbringen. Da war der Peter bei der Hand. Sein großes Haus gefiel dem Martinsvetter, der überhaupt kein Pfiffikus war. Der Peter schwarzwelte um ihn herim Tag und Nacht; that ihm Alles Fleiß und Guts und schmickte ihn mit seinem eigenen Schmucke. Nach Euch fragte der alte Martin nicht, und der Peter wußte auch ihn fern von Euch zu halten. Dein Mann war zu gerade und ehrlich, um dem reichen Vetter zu schmeicheln. Item, er wurde krank. Peter pflegte ihn, und als er zum Sterben kam, ließ er einen Notar kommen. Man sagt, sein Gewissen habe der Pfarret gewinkt, und er habe Euch doch die Hälfte seines Reichthums verschicken wollen, aber der Peter hatte den Notar, der eine recht hübsche Hündenseele war, bestochen, und der sagte: Ob er seinen sauer erworbenen Schatz solch' lieberlichem Gesindel geben wolle, und dergleichen mehr — kurz, sie brachten ihn richtig um die Ecke. Er

vermächte dem Peter Alles, und als dieser den Asten etwa acht Tage begraben hatte, starb des guten Franz Bräde Mutter, man sagte damals → weil sie sich diesen Zubas-Bruderstreich so sehr zu Herzen gezogen hätte. — So ist er der gewürdichte Mann geworden, und Ihr seht um das rechtlich Euch zustehende Erbe schändlich betrogen worden. Ich diene noch im Hause damals und wußte, wie es ging. Nun, ich konnte ja nichts sagen und davon thun, aber das hab' ich mit meinen Ohren gehört, daß seine Frau ihn den Zubasstreich vorwarf; daß es da zu einem wilden Streite kam und der Peter sich geberdete wie ein wildes, rasendes Thier, nicht wie ein Mensch. Eine Stunde darauf bekam die engelsgute Frau einen Blausprung. Der wiederholte zwei, dreimal, und sie war eine Leiche, der arme Franz eine mütterlose Waise. — Was kimmerte sich Peter drum? — Er hatte des Veters Geld allein, und Ihr waret arm! — So geht's in der Welt, daß sich Gott erbarmel! Und warum haßt er Dein Kind? frag' ich. Darüber hab' ich auch so meine Gedanken. Erheut gleich es Dir, als Du jung warst, wie ein Tropfen Wasser dem andern; da werden die alten Erinnerungen alle lang und mit ihnen der alte Haß. Zweitens — weiß er es recht gut, daß der treue, von ihm unterbrachte Franz Dein Küßchen Lieb hat; er weiß es so gut, als ich es weiß, aber er ist zu klug, es merken zu lassen, weil er weiß, daß der Strom erst recht brast, wenn ihn ein Wehr entgegengestellt wird. — Verstehst Du mich? — Er denkt, der Franz gehorcht Dir blind. Er hat nicht den Muth, ein Wort zu sagen, wenn ich ihm die Tochter des reichen Müllers Gaffier freie, die blüthrothe Haare hat und, als Bandrißen berührt, keinen Fieber kriegt, so reich sie ist, und so gerne sie unter die Haut und unter ihre dreißig Jahren und so vielen Thalern, als sie Sommerfäden im Gesichte hat. Abante er Dein Kind dahin wünscht, wo der Pfeffer wächst, wahrlich, er säumte nicht. So steht's, glaub' es mir.“

„Ach Gott!“ schrie plötzlich die Merlin, „seht Ihr das Bleibe

Lobtengefißt, dort am Fenster? — Gut, Anselmbast, das ist schon-
lich gewesen!"

Die Anselin fuhr herum, aber das Gesicht war weg, das die
Merklin gesehen. Sie wollte es ihr zusehen, aber sie blieb dabei,
da habe es gesehen, und es sei ganz entsetzlich gewesen!

Die Anselin war eine keramirte Frau. Sie sprang auf und
eilte hinaus; oben dichtes Gewölke war, während die Frauen am
Herde kauereten, am Himmel heraufgezogen. Der Mond war
bedeckt und die Dunkelheit um so größer, als die Alte von der
Flamme des Feuers drinnen im Bleichhäuschen gebendet worden
war. Sie sah nichts. Hören konnte sie die Schritte des rasch Ent-
eilenden nicht; denn der Wind war stärker geworden, und die
Wogen des Rheines schlugen mit Macht gegen das felsige Ufer.
Sie fand eine Welle still da. Als es aber auf der Dorfstr.
einen Wind schlug, da überließ es sie hoch eiskalt, denn gerade in
der Besinnungsstunde hatte die Merklin das Lobtengefißt, wie sie
sagte, gesehen! — Der mit der Muttermlich eingefogene Aberglaube
machte jetzt auch bei ihr seine Macht geltend, und sie eilte, so schnell
sie konnte, in's Bleichhäuschen; nicht ohne einige Duzend Mal sich
zu betheuern und ein Ave zu beten.

3.

Wir wissen es, daß Franz aus einer ganz anderen Ursache
zum Bleichhäuschen schlich, als die man, die ihn dort saßte.
Er hatte oft die Alte gekostet nach den früheren Verhältnissen jener
Familie; nach dem Grunde des Armuth seiner Mutter und dem des
Mütterlichen Hasses gegen sie; aber so schwachhaft auch das Weib
war, es war dennoch ein gutes Zeichen ihres Herzens, daß sie
nicht Unkraut säen wollte zwischen Vater und Sohn, auch wenn
der Sonne die lauterste Wahrheit gewesen wäre, wie beim ohne

Zweifel das, was sie der armen Weikin erzählte; die sollte, reine Wahrheit war. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo er das Alles ohne Schminke hören sollte. Er war wie an die Stelle gebannt. Es ergiff seine Seele eine Macht, die ihn festhielt, und Zug vor Zug erfüllte sich vor seinem schwindelnden Geiste das Schawergemälde, in dem sein Vater eine so fürchtbare Rolle spielte, er sah das Glück einer Familie zertreten, zwei Herzen brechen; einen Erbschleicherbetrug spielen, — ja er sah, wie auch ihn sein Vater um das Glück seines Lebens bringen wollte; denn er wußte nur zu gut, wie wahr das sich verhielt, was die alte Roselin von ihm und des Müllers Tochter sagte. Als ihn die arme, gute Weikin erblickte, stürzte er fort, ohne zu wissen, wohin. — Seine Stirne brannte; das Herz pochte, als wolle es aus der Brust heraus. Alles wirbelte in seinem Kopfe; aber es war mit diesem Abend ein Wendepunkt für ihn eingetreten, ein Wendepunkt, der ihn aus einem still duldbenden Knaben zu einem handföndenden Manne umwandelte. — Er rannte noch lange umher, bis er unter einem Rußbaum am moosigen Rain niederfiel und allmählig das in ihm gährende Wesen zur Klarheit kam.

Es schlug eben zwei Uhr, als er an der Hintertüre seines väterlichen Hauses ankam, ohne daß er ahnen konnte, was sich hier zugetragen. Zu seinem nicht geringen Schrecken fand er die Thüre verschlossen. Sollte sie der Wind in's Schloß geworfen haben? — Das war jedoch unmöglich; denn er kam in der Richtung gegen die Thüre, wodurch er sie nur konnte aufgelegt haben. Da war etwas geschehen. Es probirte. Sie war von innen geschlossen; das ließ sich nicht bezweifeln; auch das nicht, daß sein Vater seinen nachlässigen Ausgang, den er ihm in seinem Vorn, erdelt hatte.

Seine Weike stand er überlegend da. Dann richtete er sich auf und sah gen Himmel. Sollte es zum Guten, Herr! betete er leise; denn nach dem, was er gehört, mißte es ihm zu einem ersten Auftritte kommen; vielleicht zum Bruche in irgend einer Art.

Noch einige Augenblicke sauwolta er seine Gedanken, dann ging er festen Trittes hinauf zur Ganswälder, bis er sah, daß die Gintzspitze lag; indem das Gans, welche Wohngebäude des Dorfes, mit aufsteigenden Berge erbaut war. — Der Grund, daß die Thiere verschlossen war, lag in einer Doppelreihe, wie sie in ähnlichen Verhältnissen wohl einmal vorkam: Der alte Herr hatte im Stalle zwei wohlgenährte, wilde, junge Pferde. Eins davon riß sich in der Nacht los und trachtete im Stalle herum. Unglücklicher Weise kam es dem angeschundenen Thiere nahe; das feurig und kühnlich war. Dies schlug heftig aus und schlug dem schönen Thiere, das sich losgewunden hatte, ein Vorderbein mit solcher Gewalt entzwei, daß es nur eben noch lose hing.

Die Knechte schliefen wie die Dohle. Nur der Alte wacht. Er hörte den Tumult im Stalle, stand auf, machte Licht, jänderte sich die Laterne an und sah nach. Da fand er denn das geschehene Unglück, welches den Verlust des schönen und theueren Thieres sofort im Gefolge hatte, da an ein Heilen nicht gedacht werden konnte.

Im höchsten Grade erregt, zornig, daß die Knechte die Thiere nicht besser und fester angebunden, unwillig über den bedeutenden Verlust, der im Zeitpunkt der Herbstausfaat doppelt unangenehm war, schlug er Lärm. Die Knechte und Mägde eilten herbei, und empfingen ihr gehöriges Kapitel mit Schimpfen und Toben; aber Franz erschten nicht. Der Alte hatte sich in ein Uebermaß von Zorn hineingearbeitet, als er das Nichtdasein seines Sohnes erst wahrnahm. Schnell eilte er die Stiege hinauf in seine Kammer. Franz war nicht da; sein Bett war unberührt. — Ohne Fassung stand der Alte da. — Das hat Franz, den er in der strengsten Zucht hielt? — Sollte der auf niedrige Wege gerathen sein? — Wer konnte das Rechte wissen? Oder — sollte er mit dem Rälischen gar Zusammenkünfte haben? — Das wäre für ihn das Beste gewesen: Inge stand der Alte völlig starr, kopflos da. Er verhofft:

den Verlust seines besten Pferdes über dieohr. Jackenstücke. — Endlich trat er aus der Kammer, von Knechte und Mägde in's Gehen zu nehmen; denn die Knechte möglicherweise um diese wichtigen Dinge des Hauses wissen. Da empfand er einen heftigen Zug vom Speicher herab. Er schritt hinaus und sah die Hintertür offen, die, wie bei allen Häusern des Dorfes, die mit dem Dache aus den Derg. reichen, eigentlich schon auf dem Speicher war. Er leuchtete hinaus; ja er schlich hinaus, selbst bis gegen das Gländchen; darin die Kerle wachte; als er aber da fest nicht bemerkte, die Thüre fest verschlossen war, schüttelte er den Kopf und ging zurück, schloß die Thüre und kam wieder in den Stall. Die Knechte hatten Nachbarn gesucht. Der Hirte, der zugleich Abweider war, kam auch. Das unglückliche Thier wurde mit vereinter Hilfe weggebracht.

Der alte Wert saß in seinem Sessel und schäumte vor Zorn. Es schlug eben zwölf Uhr, — Nach einer Stunde kamen die Knechte zurück. Der Alte schickte sie und die Mägde schlafen. Es blieb auf. Endlich, nachdem zwei Uhr bereits längst vorbei war, klopfte es an der Thüre. Alles lockte und wachte im Herzen des schwächlichen, alten Mannes. Was dachte er, nun kommt der Fink! Zitternd vor Zorn, ging er hinaus und öffnete, und kaum lag die Thüre im Schlosse, so brach der Strom über die Dämme. Franz schritt stille vor dem Vater her, aber nicht die Treppe hinauf in seine Kammer, sondern in die Wohnstube, an die des Vaters Schlafkammer stieß. Dort setzte er sich in aller Fassung, jedoch todtbleich, dem Vater gegenüber, hörte von dem Unglück und ließ dann den Strom der Schimpfnamen über sich ergießen. Als er sich entladen, fragte der Alte: „Wo warst Du? Ich will Alles wissen! Rebel!“

Franz war sich völlig klar geworden. Stumm und fest wollte er seinem Vater entgegen treten, die nicht erkennen, noch weniger

aber die Grenze überschreiten, wie das Meist: „Du sollst Deinet
Vater und Deine Mutter ehren“ — gesagt hat. In diesem Sinne.

„Es ist heute eine unglückliche Nacht,“ hob Franz an: „Euch
brachte sie das Unglück mit dem Pferde, wie aber ein weit größeres,
— denn sie zog endlich die Fülle hinweg von manchem Schicksal,
das wie ein Alp mich drückte. Vater, ich werde offen sein, wie
es dem Sohne ziemt, aber es steht in der Schrift: „Ihr, Väter,
reißt eure Kinder nicht zum Zorn.“ Darnach bitte ich, müßigt
Euch und schimpfet nicht wieder, wie Ihr es thut. Ich verleihe
solche Namen nicht, das solltet Ihr erfahren. Ich will ohne
Rückhalt Alles thun machen. Das will ich Euch zuerst sagen,
daß ich das Mädchen lieb habe, wie mein Leben, ja noch mehr.
Ich will gerne das Meine hingeben, um das Seine; wenn ich
Erfahrung wäre, zu retten. Ihr seid dagegen, ich weiß es, — der
Vater wollte aufbehalten. Franz hat ihn ruhig angehört, weil er
sowohl schwieg, aber dann keine Etwaße in diesem stutzbelebtem
Gange bleiben, sondern, das sei sein festes Wille, nach Amerika
auszuwandern würde.

Der Alte sank sprachlos in seinen Sessel zurück. Was war
mit dem Knaben vorgegangen? Als Knaben hatte er ihn betrachtet,
als Knaben ihn behandelt; bisher; so er gleich die Grundbesuche
längst ausgetrieben, und nun stand er würdevoll als Mann ihm
gegenüber mit einer so überwältigenden Ruhe und Festigkeit, daß
es dem Alten schwer schwindeln wollte. Endlich rief er: „So edel!“
und Franz fuhr fort: „Ihr seid dagegen, es's gleich. Guten Bruns
herz Kind ist, dem Ihr am gemacht, vielleicht in's Euch gebracht
habet.“ —

„Ehner, Du!“ rief der Alte; aber es war ihm, als hätte
die Besaune des Weltgerichts in seine Seele hinein. Er starrte,
wie das Blatt des Silberpappel am Dache, wenn der Wind durch
die Risse geht.

„Selbst mich lein. Ehner, wenn Euch das ungegen. Geben: die

Wahrheit geruht.“ sah Franz ruhig fort. „Ihr werdet mich mit Haffner's wüther Orage perläppeln; ich weiß es. Daraus wird nichts, das sag' ich Euch vor Gott hier. Die kindliche Pflicht hat da ihre Grenzen; wo es sich um das Lebensglück des Kindes handelt. Da ich mich bisher mich wie ein Kind leiten ließ, so wägte ich es nicht, das Rädchen zu sehen. Heute Nacht liegt Schulmeister's Wäfsche auf der Blöße. Die Lante wasch' sie mit der Roselin. Ich dachte, das Rädchen würde dabei wachen, und ich könnte mich einmal durch das Fensterlein ungeführt erfreuen, das liebe Gesichtchen zu sehen. Stüht dessen hör' ich, wie die alte, zwar schwachste, aber gründchelle Roselin der weinenden Mollu die Geschichte unserer Familie erzählt, ich hör' den Grund Eures Hasses gegen die Lante und das Rädchen; ich hör', wie Ihr sie durch Prozeß arm machtet und Ihre Güter an Euch brachtet; ich hör', wie Ihr es mit dem Martinsvetter gemacht habet, — Vater, ich weiß Alles und verzehe nun erst, was andere Leute mir oft als Räthsel hinstarfen, die ich nicht lösen konnte. Nun habe ich Euch Eins zu fragen: Wollt Ihr der Merkstante ihre Güter frei zurückgeben; wollt Ihr derselben die Hälfte des Erbes vom Martinsvetter sammt den Zinsen zurückgeben und so den Rest abwenden, der auf uns ruhet? oder — es bleibt keine Wahl — ich verzichte auf mein Erbe und gehe arm nach Amerika. Das steht fest. Nun, bedenkt's Euch wohl bis Morgen. Gute Nacht!“ —

Er stand auf und ging festen Trittes zur Thüre hinaus. Er sah nicht, daß der Alte keif ohnmächtig in dem Sessel lag. Als der Sohn den Willen aussprach, nach Amerika zu gehen, da vergingen dem Alten die Sinne; das Sündenregister fiel wie eine Gewitterlast auf seine Seele und erschütterte ihn.

Als die Morg' am Morgen in die Wohnkammer trat, lag der Alte im Sessel und schlief stummlich ruhig, aber er sah bleich und entstellt aus. Was mag da geschehen sein? dachte sie; denn sie hatte noch nicht geschlafen, als Franz heim kam; hätte den heftigen

Allen fürchtbar vorstern gehst, und doch war Franz nach langer Zeit erst ruhig, aber merkwürdig fest und ganz anders auftretend, wie sonst, die Treppe hinaufgestiegen. — Raun hatte sie Wasser geholt und Feuer angewacht, so kam Franz mit dem Sauechten herab. Sie gingen in den Stall, kamen dann zur Suppe und, gegen seine Mißwohlheit, ermahnte Franz die nothwendigen Arbeiten an, nachdem er mit den Engländern Rücksprache genommen, und fuhr dann mit dem Sauechte hinaus, der einen Acker zu pflügen und unterzuegen hatte. Er selbst säete, und als dieser Acker geegelt war, säete er einen zweiten, ließ auch diesen, der zwieler geegelt, als der erste war, eggen und ging nach Hause. Das fiel Allen auf, da Franz bisher sich kaum um etwas bekümmert hatte, was ihm nicht sein Vater besorgte. Er war plößlich ein Anderer geworden, das war gewiß. — Der Alte war spät erwacht. Er befand sich unwohl, matt und angegriffen. Die Hausmagd rieth ihm, sich in's Bett zu legen; aber das ging nicht; denn die Juden im Dorfe hatten den räthlichen Unfall gehört und kamen nun schon und schnürten dem Alten über den Ankauf eines neuen Pferdes, das sie hätten. Sie brachten das Thier in den Hof. Der Alte verzog über alle Umständen und Judengeschwätze eines solchen Handels, was ihm die Brust zusammenschürzte, schier ganz; nur dann und wann verzicht er tiefer Seufzer, daß es nicht überwunden, nicht vergessen war.

Peter Wetz war Rosthann genug, um zu erkennen, daß er mit dem Pferde, so theuer es auch die Juden hielten, einen guten Kauf machen würde. So ist denn endlich der Handel richtig geworden, und sie stellten das Thier in den Stall, als eben Franz zurückkam. Er grüßte seinen Vater so oberflächlich, wie immer, besah und untersuchte auf eine so kühnliche Weise das Pferd, daß sein Vater im Stillen erstaunte, und hielt dann dem Handel für gut.

Er ging übrigens auf seine Ramway, Webete sich an und kam dann herunter.

„Was gibt's?“ fragte etwas Neugierig der Alte.

„Ich gehe in die Stadt, zum Agenten,“ sagte er und ging zur Thüre hinaus.

Den Alten überfiel ein Zittern und Beben, daß er in seinen Sessel sank. „Was ist aus dem Duden in einer Nacht geworden?“ rief er fast verzweifelt aus. „Wo hinaus soll das? Macht er Ernst, und ich trau' es ihm zu, was soll aus mir werden in meinen alten Tagen? Hab' ich dazu geringen und gespart?“ — Das Wort „gespart“ blieb ihm aber fast in der Kehle stecken; denn die Thüre ging auf, und die Roselin trat herein, vor der der Alte eine wahre Scheu hatte, weil sie ihm immer wie ein Schreckbild vorkam, das ihn an Zeiten erinnerte, deren Erinnerung er gerne miß.

„Was willst Du, Margreth?“ redete er aus alter Gewohnheit die Dienerin an, die ihn genauer kannte, als Jemand; denn sie war ja lange genug im Hause gewesen.

„Was ich will, Peter Merk, ich will es Euch rund sagen,“ hob sie an. „Diese Nacht“ — und sie erzählte ihm Alles, wie sie es der Mettin gesagt, fast mit wörtlicher Treue, — „ohne daß ich es wußte, war Euer Sohn Ohrenzeuge, wie ich vermuthe. Da hat er nichts Erbarmliches von seinem Vater gehört — denn Ihr wißt, die Margreth weiß mehr, als andere Leute, aber an die große Glocke hat sie es nie gehängt, sondern als ein Geheimniß betrachtet, das sie als alte Magd des Hauses bewahren mußte; aber Eurer Schwägerin war ich klaren Weins schuldig. Sie hat ihn gekriegt. Daß Euer Sohn Zeuge war, ahnte ich nicht. Nun hör' ich, Ihr habt Speltakel mit ihm gehabt. Sagen wollt ich Euch nur, daß es der bravste Sohn ist, den je ein Vater hier hatte. Verschonet vernünftig mit ihm. Bringet ihn nicht zum Aeußersten! Eben gehet er an mir vorüber. Ich grüß' ihn. Er dankt, aber er ist ein Anderer, wie sonst. Er reicht mir die Hand und dankt für das, was er diese Nacht aus meinem Munde gehört. Das habe ihm die Augen geöffnet. Er lähe, sagte er, daß ein Fluch

auf seiner Seite sahe. Sie mußte wieder an den rechten Herrn. Darum gehe er in die Stadt, zum Agernten. Er wandere aus nach Kitterku. Von Eurem Gute wolle er keinen Kreuzer. Mit dem, was er von seinem Pächter bekommen, könne er nach New-York kommen und eine Zeit lang leben. Das sei sein. Er lasse es verzeichnen und gehe deshalb zum Notar. Sein mütterlich Erb vermache er dem Rütchen; auf das väterlich und die Errenungenschaft verzichte er. Euch, fuhr er fort, habe er eine Bedingung gestellt, die Alles ändern könne; aber wie er Euch kenne, gäbel Ihr lieber Euer Kind hin, als das zu thun. Was das ist, weiß ich nicht, will's auch nicht wissen, aber das muß ich Euch sagen. So steht's. Der fährt's aus, daran ist kein Zweifel. Was er gehört, das hat ihn plötzlich zum Ranne gemacht. Ihr wißet, es ist kein Jota unwahr dran, was ich gesagt. Nur fluchet mir nicht, daß ich die unschuldige Ursache bin, daß ein großes Unglück Euer graues Haupt bedroht — aber ein verdientes — Peter Merk, ein wohlverdientes. Doch — in der Schrift steht: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“ Ich schweige. Thuet, was Ihr wollt. Ich habe mein Gewissen getoahet, aber — bedenket das Endel“

Die Alte drehte sich auf dem Absatz um und ging weg, ohne den alten Merk anzusehen, der wie ein Bild des Jammers da saß, und die Hände rang, wie Einer, den die Fluth des Glends verschlingen will. —

4.

Wo die alte Roselin es hernahm, daß Franz sie im Häuschen belauscht? die Frage beantwortet sich leichter, als Jemand glaubt.

Als der Wächter die Mitternacht rief, klopfte er leise an dem Fenster Rütchens. Das gute Kind hatte ihn darum gebeten;

daß sie wollte die Mutter ablösen, daß sie die Frau sehen und schlafen könne. Sie wollte schon, daß das bei der Kofelin sehr wunderbar war. Zu dem Ende hatte sich Mädchen mit dem Aftorn auf's Bett gelegt und sprach immer noch auf, eine zur Höhe hinan, schloß ab und betrat hastigsten Schrittes, den Boden, den auch Franz einige Stunden früher hinabgeschritten war, zu einer Hoffnung, die ihn so bitter küßte.

Jüchlichen Herzens schritt das liebliche Mädchen hinunter; denn ob's wohl die Mutter nicht wollte, so that sie doch ihrem kindlichen Herzen ein Bewillge, und dies Bewußtsein ist ja so erquickend! Als sie zu der Stelle kam, wo die mächtigen Nuthanne an der Ringmauer des Hofes hinabstehen, war es ihr, als läre sie einen festen, männlichen Tritt. Der Schall kam aus dem Thale herauf. Sie hörte. Das war nicht der Mutter Tritt. Sollte etwa ein Dieb? — Sie erschrad. Doch sie kannte die Sorgfalt der Mutter und der Kofelabuse. Aber wer sollte es sein, um diese Zeit, an diesem Ort? Die Tritte kamen näher. Sie trat angstvoll hinter den Stamm eines Nuthbaumes, der ganz nahe an der Mauer stand. Der Mond war hinter die Wolken getreten und der Himmel ringsum bedeckt; dennoch war es hell genug, wahrzunehmen, wie eine Gestalt langsam daherschritt. Sie trug nichts. Ein Dieb war's also nicht. — Die Gestalt kam näher. Des Mädchens Herz bebte, — sie glaubte Franz zu erkennen. Wie sollte der hierher kommen und zu dieser Zeit? Ihr Auge strengte sich an, die Lichtstrahlen zum Erkennen zu benutzen, die das durch die Wolken brechende Mondblicht lieh. Das Auge der Liebe sieht scharf. Wahrlich, er ist's! sagte sie in sich hinein. Aber was ist ihm? So hab' ich ihn nie gesehen! Seine Hände stuh vor der Brust gefaltet, als wolle er das Pochen des Herzens hemmen. Sein Kopf ist auf die Brust gesunken. So geht er stumm dahin. Ach! was mag ihm sein? — Die Frage blieb unbeantwortet; aber, da es schien, als käme er von der Bleiche her, so

ette sie' jetzt um so mehr, dochhin zu kommen. Die beiden Frauen fand sie noch in der größten Angst wegen des Geschehes am Fenster. Die Mutter schalt, daß sie in dieser Stunde da herabkomme; sie habe doch das Herz nicht, allein heim zu gehen. Die Roselin lobte das gute Kind und lachte die Mutter aus, frecklich sich kauerlich gesehend, daß sie eben so wenig das wüßte, jetzt den Heimweg anzutreten. So kam natürlich die Rede auf das tödtliche Gescheh am Fenster. Jetzt erzählte Rüdchen, daß ihr Franz Meck in seltsamer Haltung und Weise begegnet sei. Vielleicht sei er es gewesen, den sie gesehen. Da blickten sich die Frauen an und erschraden noch mehr, indem sie sich dessen genau erinnerten, was sie geredet hatten. „Die Sache hat, wie Alles, ihre zwei Seiten,“ hob endlich die Roselin an. „Es ist gut, daß der Franz einmal Licht bekommt; denn er würde es doch sonst kaum so klar gewonnen haben; aber es ist mir leid, daß er es durch mich erhält. Wie oft hat er mich über das ausfragen wollen, was er jetzt weiß; aber ich habe geschwiegen, wie eine treue Magd schweigen muß über das, was innerhalb der Wände des Hauses ihrer Herrschaft vorgeht. Zwar verachte ich den schändlichen Grundsatz: Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe; aber die Magd soll Augen haben und nicht sehen; Ohren haben und nicht hören; eine Zunge haben, aber nicht reden, es sei denn, wenn sie Unheil und Verderben abwenden kann. So hab' ich's gehalten, und so halt' ich es auch jetzt.“

„Wie so denn?“ fragte die Mutter.

„Wie, ich gehe selber zu dem Alton,“ sagte die Roselin auf diese Frage; „und erzähle ihm Alles, und warne ihn bei Zeiten vor dem, was kommen könnte, wie ich nämlich den Franz zu denken glaube.“

„Du wirst doch nicht?“ rief angstvoll die Mutter.

„Dorum kann nicht, der ängstliche Einfall?“ vertuschte die Mutter.

„Das ich gesagt, ist Wahrheit, die will ich ihm einmal wieder voll, ganz, rund und wack sagen, durch Dieb und Dünne, damit ich vollends sein Gewissen wecke; aber ich sag' es ihm auch, damit er nicht glaubt, es sei klatschweise und absichtlich geschehen. Er soll die Wahrheit wissen. Es würde mich quälen, wenn es schiene, als hätten wir falsch und hinter dem Rücken gespielt. Seiner lieben Frau, Gott hab' sie selig, verban' ich viel zu viel, als daß ich das vergessen dürfte, und das trag' ich, ob's gleich der alte Sünder nicht verdient, von ihr auf ihn über. Dabei bleibt's!“

Die Merlin wußte, daß, wenn sie mit den Worten schloß: dabei bleibt's! keine Maus einen Faden abbiß. Und so schwieg sie, und das arme Rätchen, das traurig dasaß und seinen inneren Regungen Gehör gab, kam um die Frucht seiner Kindesliebe; die Merlin blieb, und bald wurde es todtstille im Bleichhäuschen; denn eine Jede versank für den Augenblick in ihre eigenen Gedanken. Die Roselin stand endlich auf und ging, nach der Wäsche zu sehen, und als sie wieder kam, fand sie reichen, neuen Stoff, ihrer Zunge freien Lauf zu lassen. Wie weit ihr Gerede Hörer fand, das ließ sie ununtersucht. Sie mußte reden oder schlafen, und da sie das Eine nicht mehr konnte nach der Gewohnheit ihrer Natur, so that sie das Andere um so eifriger und rastloser.

Als sie am andern Tage aus dem Hause Peter Merl's kam, eilte sie stracks zu dem kleinen, einstöckigen Häuschen. Die Wittwe Merl war auf der Bleiche, wohin auch die Roselin zurückkehren wollte, da bei hellem Sonnenschein die Wäsche des Schulwäschers, wie man die Lehrezin traulich nannte, aufgetrocknet werden mußte. Rätchen saß allein da und nähte eifrig, und manche stille, heiße Thräne bespuckete das Tuch, das sie zum Hemde verarbeitete. Schnell eilte sie in die Küche, als sie die alte Roselbasse kommen sah, um sich zu waschen und die Spuren ihrer Thränen zu vertilgen. Das gelang ihr um so vollständiger, als die Alte nur langsam

gehen konnte. Sie sah weiter an der Arbeit, und die Kaiserin bemerkte nichts, als sie eintrat.

„Du wirst mich fragen,“ hob sie an, als sie sich schnell niedergesetzt hatte, „warum ich nicht auf der Bleiche sei? Ja, da gehe Eins auf die Bleiche! — Weißt Du, was sich heute Nacht droben bei Merk's zugetragen hat? Nun, ich will Dir Alles erzählen!“ Das that sie denn nun auch breit und ausführlich, vom Augenblicke mit dem Pferde an, bis zum letzten ihrer Worte, welches sie dem alten Merk vor wenigen Augenblicken gesagt.

Mädchen hatte die Kadel sinken lassen vor Schrecken, als sie den Entschluß des jungen Merk vernahm, nach Amerika auszuwandern. Alles Blut war aus dem lieblichen Gesichte gewichen, und das Herz pochte so stürmisch, daß sie kaum athmen konnte.

„Ach!“ sagte sie endlich, mühsam die Thränen unterdrückend, die ihr aus den Augen hervorbrechen wollten, „er wird es doch nicht thun?“ —

„Thun? Närrisches Kind. Thun? Freilich thut er's! Ich sage Dir, mit dem Franz ist diese Nacht ein Wunder geschehen, das ich so recht eigentlich nicht begreife. Er ist ein Anderer geworden; ein Mann fest und stark. Ja, ich kann Dir noch mehr sagen. Er forderte von seinem Vater, daß er Euch all' Euer Geld zupäckgäbe; daß er die Hälfte der Erbschaft des Martinsvetters mit den Zinsen vom Tage an, wo er sie antrat, erstatte. Ja, noch mehr: Er ist in die Stadt und zum Notar, um Dir huch einen Akt sein mütterliches Erbe zuzuwenden. Auf das väterliche will er verzichten. Das siele Euch denn auch noch zu am Ende, wenn der alte Merk es nicht anderwärts vermacht. Er will nichts, als was ihm sein Pathe vermacht, und damit will er fort, über's Meer hinüber.“ —

Das Mädchen rang die Hände und ließ dann die gefalteten in ihren Schooß sinken. „Allmächtiger Herr im Himmel!“ rief sie aus, „was denkt der Franz? — Wir wollen nichts von seinem

Vater und ihn! Wir haben uns ehedem erlöhrt und werden es mit Gottes Hilfe auch ferner thun."

"Darauf kommt's nicht an," sagte die Alte bescheiden, „ob Ihr's wollt oder nicht. Es soll an den rechten Wobem, was Ihm gebirt und gebührt, und damit Gottes! Recht auch Macht bleiben! Gott im Himmel will's so. Da kann ein ewiger Mensch nichts ändern."

„Ach! Beselabste," rief das Mädchen in äußerster Angst, „redet ihm doch zu, daß er dableibt und Alles thut, wie es ist. Mir sind ja vergnügt mit unserm Schickslein Brod. Ich will nichts und nehme nichts! Sagt's ihm, sagt's ihm doch! Wollet Ihr nicht? Gut, dann sag' ich's ihm selbst!"

„Thue das, Kind, thue es. Es ist ihm gewiß am liebsten so!" sagte die Alte mit einem schalligen Lächeln.

Das Mädchen erglühte.

„Ach, quält mich nicht," rief sie weinend aus, „und erhört mein Flehen! Ich will Euch auf den Händen tragen mein Lebtag!"

„Sei doch vernünftig, Kind," sprach die Alte. „Wer wird gleich so aus allen Fugen sein, wie Du! Es ist ja auch noch nicht aller Tage Abend, und der Abend wird noch manch' Tröpflein hinabrollen, ehe das Alles fertig ist." Doch — sie sah zum Fensterlein hinaus und bemerkte dieses Gewölke am Himmel — „man meint, es sollt' heute noch einmal ein Gewitter geben, zu guter Leht. Da muß ich fort und Deiner Mutter rasch austrocknen helfen. Nun sag' ich Dir, heute nicht! Das mach't's nicht besser. Gute Du, das hilft!" Und mit diesen Worten machte sie sich von damen und eilte, soviel es ihr Alter zuließ, dem Pfabe zu, über an der Mauer hinab zur Akerbleiche kletterte. Sie ließ das arme Mädchen in einer trostlosen Lage. Indessen rang ihre letzte Mahnung in ihre fromme, gläubige Seele hinein, und bald kniete Mädchen am Boden und schüttelte ihre Seele vor dem Herrn im innigen Gebete aus. Sie flehte aus angstvoller Seele, daß der

Herr in Schaden-Frangens Berg ruhieren wolle, daß er Gott rath-
gefasten Entschluß nicht ausführet; daß er Alles, was jetzt so trübs
und wimmert fühlen, gütlich-lassen und entbehren wolle, daß es
schon zum Guten sei — Franz wendet:

15. Die Jahreszeit war schon weit vorgeückt und die Abende
wurden schon kühl. Die Zeit der Gewitter Föhlen längst vorüber.
Dennoch war der Tag heiß und die mächtigen, weißen, geballten
Wolken, die im Südwesten über die Berge emporstiegen, ließen
allerdings einen bedenklichen Raum gewinnen, wie ihn die Roselin
ausgesprochen.

16. Als Mädchen noch in heissem Gebete sang, klopfte es heftig
an der Thüre. Sie erschrad, stand schnell auf und eilte ans
Fenster. Da stand des Schulheeres kleines Lächelchen an der
Thüre. Das Kind war ganz athemlos, so war es gelaufen.

„Mädchen, lieb Mädchen!“ rief das Kind, „komm' doch eiligst
auf die Bleiche und hilf austrocknen und aufraffen. Es gibt ein
schwer Wetter! Lummele Dich; die Mutter läßt Dir's sagen, Deine
Mutter und meine!“

„Och' nur, Julchen,“ war des Mädchens Gegentrede. „Ich
komme sogleich.“

Wieder eilte sie in die Küche, die Spuren ihrer Thränen durch
kaltes Wasser zu vertilgen, trocknete sich schnell ab und eilte zur
Hülfe den Pfad hinab.

Es that aber auch Noth. Die mächtigen Wolkenmassen, an
denen die Ränder schmerzlich waren, ble aber dann ganz schwarz-
grad sich emporhoben, stiegen ja mehr und mehr über die Berge
hinaus, die oben das Rheinthal abzuschließen schienen. Der Rhein
müht bei dem Dorfe einen weiten Bogen. Dadurch schlossen ihn
oben und unten die Berge scheinbar so ein, daß er wie ein Berg-
see vor dem Auge liegt. Der Wind holte aus in gewaltigen
Athemzügen und trieb die Wolken mit großer Schnelle über den
weiten Thalesfel. In dem gewaltigen Nußkanten begann ein

prophezeitliches Rauschen. Die Wellen des Stromes, die sich seit dem Morgen geglättet hatten, fingen an sich mehr und mehr zu kräuseln. Die Wäven, welche an den fessigen Ufern haufen, begannen rascher die Luft zu durchschneiden und stießen jenen klagenben Laut aus, der ein Vorbote des Sturmes zu sein pflegt. Die Vögel flogen rascher, und alle Vorzeichen eines schweren Wetters waren vorhanden, daß bei dem Südwestwinde ungeheuer schnell der Strömung, der in dieser Richtung fließt, folgte.

„Rasch, rasch, Kind!“ rief die Roselin. „Heute spaßt's nicht. Gewitter über geschwungene Kusbäume haben böse Raupen. Ich entfinde mich, daß Anno elf, auch um diese Zeit, eine tödtlich um geschahrigkeit hat. Daniels wurde Martins-Peters-Bisbeth unter einem Kusbbaum manjetodt geschlagen und der Kusbbaum dazu mitten entzwei.“ —

Es Mihte in diesem Augenblicke heftig.

„Heiliger Sanct Antonius von Padua!“ rief die Roselin und bekreuzigte sich. „Da haben wir's schon!“

Indessen hatten die vier fleißigen Frauen — denn die Lehrerin half wacker — die Wäsche in Körbe gerafft und glücklich im Bleichhäuschen geborgen, daß gegen den Regen vollen Schutz verlieh. Auch die Frauen und das Kind fanden Schutz darin, da das Wetter so rasch herankam, daß man unmöglich mehr zum Dorfe hätte gelangen können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, durchnäßt zu werden. So schien es wenigstens; aber Blitz und Donner und Sturm züchten, krachten und heulten um die Wette, ohne daß es lange Zeit auch nur ein Tröpflein geregnet hätte. Das Gewitter war so heftig, wie man im ganzen Verlaufe des Sommers keins erlebt hatte. Unter den vier Frauen zeigte sich die Roselin am festesten und ruhigsten. Die Lehrerin zitterte; die Merkin bebte leise, und Käthchen sah still vor sich nieder.

Plötzlich erhellte ein fürchterlicher Blitz das Häuschen; ihm

folgte unmittelbar, heftig und gewaltthätig; daran folgten raffelnd, der Donner mit solcher Heftigkeit, daß laut aufföhrend die Frauen von ihren Sitzen emporgerissen wurden.

„Heiliger Sanct Antonius von Padua!“ rief die Roselin aus, „das hat eingeschlagen. Den Ton kenne ich. Gerade so raffelte es, als dazumal Martins-Peters-Elisabeth unter dem Nussbaume eingeschlagen wurde. Wenn's nur kein Unglück gegeben hat! — Gott sei uns und allen Menschen gnädig!“ —

Mit diesem Schlage, der allerdings gräßlich und erschütternd war, schien sich das Gewitter entladen zu haben. Der Sturm legte sich. Es blühte wohl noch, aber der Donner war bei weitem nicht mehr so heftig und hörte endlich ganz auf. An seine Stelle trat ein sanfter Regen, dessen die vertrocknete Natur bedurfte. Er hielt fast bis zum Abend an, und somit auch die Frauen im Bleichhause gefangen; denn sie wagten nicht, die schön getrockneten Wäsche dem Berregnetwerden preiszugeben. An Unterhaltung fehlte es ihnen nicht; denn die Roselin hatte in ihrem langen Leben so vielerlei Gewitterunglücksfälle erlebt, daß ihr der Stoff für ihre redselige Zunge nicht ausging. Nur Eine war mit ihren Gedanken anderwärts und mit besonderer Bedängnisung bei Einem, der aus der Stadt heimkehren sollte und ihrem Herzen innerlich theuer war. Endlich klärte sich, lange nach dem Sonnenuntergang, der Himmel auf, und sie begannen die Wäsche heimzutragen. Da jedoch das Schulhaus bei der Kirche am nördlichen Ausgange des Dorfes und in dieser Richtung das äußerste Haus lag, so führte sie ihr Weg nicht durch das Dorf, sondern den Fußpfad hinauf, den Mädchen, Frauen und die Roselin in so verschiedenen Stimmung auf- und abgeschritten waren, wodurch sie mit keiner Seele in Verbindung kamen, die ihnen hätte mittheilen können, was sich im Dorfe ereignet hatte. Erst als sie spät beim Kaffeegessen saßen, der auch als Abendmahlzeit gelten mußte, kam der Lehrer

Heim und Gedächtniß erschlitternde Kunde von der einen; sehr schmerzhaft von der andern Seite, welche eine großartige Wirkung nicht verfehlen konnte in den Gemüthern der Zuhörer.

5.

Als die Roselin Peter Max's Stube verlassen hatte, blieb der Alte in seinem Sorgenstuhl liegen. Er vermochte nicht aufzustehen; aber er rang verzweifelt die Hände. Was sie ihm gesagt, zeigte seines ungewandelten Sohnes Entschluß in seiner Festigkeit. Er wand sich in seinem Sorgenfessel wie ein Kalb, aber er sah nur das drohende Unglück und keinen Ausweg, und — in der Drift regte sich ein Etwas, das wohl auch zu anderen Zeiten einmal tief ihn gemahnt hatte an seine Sünden. Diesmal aber war's anders als sonst. — Er konnte nun nicht die innere Qual aus Angst vertilgen mit der Macht eines kühnen Willens, wie er es wohl früher bisweilen vermocht hatte. Er fühlte sich matt, schwach, elend. Es war, als wenn mit einem Stuck das Alter mit all' seiner Schwäche und seinem Wehe über ihn heringebrochen wäre. Und dazu die innere Aufregung, Angst und Qual um die Handhabung ärmerte er sich gar nicht, auch nicht um den Wiederbau derselben. Des Sohnes Worte brannten in seiner Seele wie unaussprechliche Feuer. Er wollte das fluchbelad'ne Erbe nicht! — War's denn nicht wirklich fluchbeladen? Konnte er es klugern, daß er durch den bescheidenen Notar den Marinsvater herangebracht, der im letzten Augenblicke der armen Witwe das ihr Gehörnde zuwenden wollte? — Konnte er es in Worte stellen, daß er seines Bruders Familie arm gemacht? — Aber das Bedenken, das Verarmen? — Da schloß sich die ringselassene Habgucht, der unersättliche Geiz mit aller Kraft dagegen. Das war ein Kampf in der Seele, der den Alten hinüber und

handbereit, den ihm gefällig abzuwehren und schließlich erschaffen. Er sah nicht, es traut nicht, er hatte nirgends Noth und Heil aus einer Stube in die andere, kratzte sich heftig hinten den Ohren, rieb sich die Stirne und kam zu keinem Entschlusse, weder zu dem, festzuhalten, was er hatte, noch zu dem, die Befehlung seines Sohnes zu erfüllen. So ging der Tag dahin, und er war der schnellste, den Peter Merk erlebte.

Was hätte er darinn gegeben, jetzt eine vertraute Seele zu haben; allein die hatte er nicht. Der Pfarrer? — Ja der! — der hatte ihm Rathschick, wie jetzt der eigene Sohn, schon gar oft gesagt und ihm gepackt, wie mit Fäusten, doch nur mit Worten, daß ihm der Angstschweiß wie Erbsen auf die Stirne trat; den brauchte er jetzt noch, um ihn vollends aus der eignen Haut herauszufagen! Die Kofelin, die alte Margreth? — Die hatte ihm heute schon mit ihrer zweekschnelbigen Zunge in die Seele hinein-geschnitten. Und doch — er bedurfte des Rathes, der Beihilfe, um zu einem festen Entschlusse zu kommen! Gegen Abend wollte er einmal hinaus auf's Feld schenbern, ob ihm da nicht Einer begegne, mit dem er vertraulich reden könne; aber da fing's zu donnern und zu blitzen an. Das war nun auch am Ende! Er setzte sich höchst unglücklich in seinen Sessel.

Da fing das Wetter an sich zu entladen. Blitz auf Blitz, Donner auf Donner; dann der grelle Blitz und der gellend krachende, nachrollende, fast knatternde Schlag! Peter Merk fuhr aus seinem Sessel, der ihm jetzt ein rechter Sorgenstuhl war, und stand urplötzlich mitten in der Stube, und seit lange zum ersten Male entfuhr seiner Lippe die Bitte um himmlischen Schutz. Er zitterte heftig am ganzen Leibe.

Ah! wenn doch her Franz nicht unterwegs ist! seufzte er und faltete die Hände.

Aber der Donner hatte ihn ungewöhnlich erschüttert. Die

Witze schienen ihm brohrende Mahner einer blüßigen Vergeltung. Und doch keine Wendung zu dem, was Franz gefordert! So schwer-fiel's der Seele des Seligen, die Bande zu lösen, die ihn mit Hölle'nacht an den Mannen binden! Hier bewies sich des Heren Wort: „daß leichter ein Komet durch ein Nebelöhr gehe, denn daß ein Retter in das Reich Gottes komme.“ In derselben stets wechselnden Stimmung verlebte er wieder eine qualvolle halbe Stunde; da lief Einer leuchend am Hause vorüber und dann heran. Er riß die Thüre auf und rief dem Alten zu: „Erschrädet nicht, Peter Merk, aber Ihr sollt eiligt nach der Stadt kommen, der Bliß hat Euren Franz getroffen!“ Jetzt stürzten Knechte und Mägde herbei, die sich bis jetzt möglichst in den Ecken umhergedrückt hatten, um dem Alten nur nicht nahe zu kommen; denn sein Aussehen war erschreckend. — Der Bauer erzählte, das Gewitter habe einen Trupp Leute, theils aus dem Dorfe, theils aus andern, im nahen Gebirge liegenden Ortschaften unterwegs getroffen. Einer habe gerathen, unter einen der alten, hohen, dichtbelaubten Nußbäume zu treten, um sich vor dem nahenden Hauptregengusse zu schützen; Niemand habe gewarnt, weil Keiner an die Gefahr gedacht. So hätten sie sich denn an den Baum möglichst angebrängt, weil dort der meiste Schutz vor Regen zu hoffen war. Plötzlich bliß's und kracht's, und sie alle stehen im Feuer, — aber sie stürzen alle übereinander zur Erde ohne Bewußtsein, erstidend im gräßlichen Schwefelqualme. Wie viele todt seien, wisse er nicht. Er habe sie eben nur auf einem Wagen in die Stadt fahren sehen, und die zwei Doctoren und die Bartfeger dabei, Alles in Angst, Sorge und Mitleid mit den Verunglückten. Da habe ihm der Auswanderungs-agent, der besser sehen konnte, wer auf dem mit Stroh und Belte-werk belegten Wagen lag, zugerufen: „Hännidel Pleß, eilet heim und sagt's dem alten Merk“ (was er dazu setzte, mag ich nicht sagen!), „sein Sohn sei vom Bliß getroffen! Lummet Euch!“ Da sei er denn gelaufen, daß ihm schier der Athem ausgegangen,

um zu machen, daß der alte Wirthdochter den guten Franz noch einmal sähe! —

„Den Wagen herbei!“ schrie plötzlich der Alte, und der Ton seiner Stimme klang entseztlich. Er mußte sich halten, um nicht umzusinken. „Wohlb da! Hannickel Pleß,“ rief er diesem zu. „Deine Schuld schenk' ich Dir, die Alle sind Zeugen, wenn Du Dich zu mir sehest und mit mir fährst; denn ich bin allein nicht im Stande dazu. Auch brauch' ich Dich noch anderwärts. Den Wagen! Den Wagen! Den Wagen!“ Die beiden Knechte waren weggeeklt. — Der eine zog den Leisterwagen heraus und bemühte sich, einige Säcke mit Spreu recht fest auszustopfen, damit sie zu Sigen dienten; der andere war an den Pferden. Hannickel Pleß half dem, der die Sitze bereitete, und nun ging's schnell. Bald darauf rollte der Wagen durch's Dorf in den Abend hinein. Das erzählte der Schulmeister den Frauen.

Als er aber das Wort aussprach: Euer Sohn ist vom Blitze getroffen, da wurde Käthchen weiß wie eine Lille. Sie sank in ihrer Mutter Arm. Ihre Brust schlohte. „O mein Kind! Mein Kind!“ schrie die Mutter voll Jammer und Entsezen.

Plötzlich richtete sich das Mädchen auf und sah ihre Mutter fest an. „Mutter,“ sagte sie, „ich sterbe nicht. Es war nur eine augenblickliche Schwachheit. Ich weiß, was mir obliegt. An sein Leidensbette muß ich. Hier habe ich nach meinen schwachen Kräften der Krankenpflege mich unterzogen, und ihn — ihn — sollte ich ohne Beistand, unter fremden Händen lassen? Mutter, laß mich gehen. Hier sterbe ich.“

„Kind,“ sagte der Schulmeister, „es ist Nacht, und es regnet noch, wie willst Du in die Stadt kommen?“

„Das ist eitle Sorge!“ rief das Mädchen. „Ich bin gar häufigmal schon in der Nacht hinabgelaufen, wenn ein Kranker schlummer würde, um dem Doctor Thomae Bericht zu erstatten.

„Es ist mir nie etwas Schlimmes begegnet.“ Sie machte sich eilig fertig.

Die Mutter sah sie bittend an, aber sie schwieg doch.

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie sollen Barmherzigkeit erlangen,“ sagte die Roselin. „Sie übt die rechte christliche Rache aus, sie thut dem Feinde Gutes für seine Uebelthat; sie sammelt feurige Kohlen auf sein Haupt. Franz ist ja des Alten Sohn!“ —

Die Lehrerin blickte mit innigem Wohlgefallen auf das schöne Mädchen, dessen Wangen sich im edlen Entschlusse der hingebenden Liebe höher geröthet hatten. Dann flüsterte sie ihrem Manne etwas in's Ohr und sah ihn dabei so liebevoll bittend an, daß er lachend ihr mit der Hand über die Wange strich und bejahend nickte.

„So!“ sagte das Mädchen. „Jetzt bin ich fertig.“ Sie reichte ihrer Mutter die Hand.

„Gott behüte Dich, und seine heiligen Engel mögen Dich begleiten!“ sagte mit einem tiefen Seufzer die Mutter.

Der Lehrer nahm seine Mütze und einen Regenschirm. Die Lehrerin reichte auch Käthchen einen, und erst jetzt nahm Käthchen wahr, daß der Lehrer sie begleiten wollte. Sie wollte ihn zurückhalten; aber er that's nicht, und so schieden sie denn sekbänder. Der Regen hatte imessen, wie es oft bei Gewittern der Fall ist, fast plötzlich aufgehört. Die Sterne leuchteten in der reinen Luft ganz außerordentlich hell, und die beiden Wanderer schritten kräftig aus.

Mit dem Unglücksfalle verhielt es sich allerdings so, wie Hannidel Pleß gesagt hatte, doch bei weitem nicht so mit den Folgen. Betäubt waren Alle, und bewusstlos hatte man sie theilweise in die Stadt gebracht, in deren Nähe das Unglück geschehen war; allein man brachte sie wieder zum Leben, und nur ein Oris sah in seiner Bewusstlosigkeit hindüberschlummern zu wallen. Dennoch gelang es endlich, auch diesen wieder in's Leben

zurückzuführen. Die Warnung war wieder einmal fast einseitig gegeben, die so oft wiederholt wird, und doch vergeblich, bei einem Gemüth wie Schutz und Schirm zu suchen unter dem Rausch hoher Plume. Die ganze kleine Stadt war in wogender Aufregung; denn es handelte sich um nichts geringeres, als um ein Menschenleben. Ebenso groß, wie die Aufregung und Theilnahme gewesen, war nun auch die Freude über die unerhoffte und unerwartete glückliche Wendung.

In welcher Lage der alte Peter Merk war, als seine Bräunnen mit dampfenden Röhren den Weg nach der Stadt dahin flogen, ist schwer zu beschreiben. War doch seit dieser letzten Nacht ein Schlag nach dem andern gekommen, und die scharfe Art war immer gegen den innersten Kern seiner in die Seele ausgewachsenen Neigungen, man könnte sagen, gegen den Mittelpunkt seines Lebens gerichtet; denn dieser Kern und Mittelpunkt, zugleich die Angel, um die sich Denken, Wünschen, Wollen, Fühlen und Thun dreht, war ja sein Reichthum, sein Geld. Er hatte Zeit genug gehabt, zu erkennen, wie es um ihn stand; wie er ein armer, kerkelhafter Greis sein würde, wenn Franz schiebe; wogu er dann geistig, geschart, gewacht, erschüchelt und erschneppelt. Er erkannte seine Armut in seinem Reichthum; und das Gewissen fing an ihn zu quälen. Alle seine Vergehen, besonders an der Schwägerin, der Wittwe Merk, an seinem Bruder, sie standen vor seinem inneren Auge, und sein Kind hätte sie ihm dahin gerückt, recht zu seinem Schreden und Glende. Die Donnerschläge am Himmel hatten wiederholt tief in der Brust. Und nun kam der herbe, — sein Kind war erschlagen! Das wallendete die innere Erschütterung, und eine Folge davon war es, daß er dem Hannwidel Bleh seine Schuld entließ, die vierzig Thaler kehrte, die aber auch nur durch die höchst wunderbare Rechnung Merk's und Hannwidel's völlige Aufrechnung des Rechnens zu solcher Höhe angewachsen war.

Als der Wagen dahinrollte, sagte der zurückbleibende Ernst Horn's Erzählungen. I

zu den Mädchen: „Habt Ihr gehört, was unser Meister zum Haimkidel sagte? Man ist mir's denn doch, als wenn die Welt bald unterginge: denn daß ein versteinert Herz, das denn darbenben Armen aus Seig sein Brod nicht bricht; einem armen Kerl seine ganze Schuld erläßt, das kommt mir fast vor, wie ein's der Zeichen auf Erden, von denen der Herr redet.“

„Was da Alles geschehen ist, begreiff ich nicht,“ sagte die Älteste Magd. „Es muß doch ein heiß Feuer sein, bis Erz schmilzt.“

„Laßt den Alten gehen,“ sagte die andre Magd, „und denkt an den guten Franz! Gott wolle ihn gnädig sein und ihn nicht sterben lassen!“ „Gewiß! Gewiß!“ sprachen die beiden andern aus ihres Herzens Grunde. „Aber auch mit dem,“ hob der Knecht wieder an, „ist es anders geworden, und Göt't weiß, wie! Was wird das noch werden?“ —

„Überlaßt es Gott dem Herrn,“ sagte die Älteste Magd. „Der lenket die Herzen der Könige wie Wasserbäche: er wird auch das harte Herz eines Bauern fassen und alles herrlich hinaus führen. Wisset Ihr was? Gehet schlafen; ich bleibe auf, weil wir nicht wissen, wann der Meister zurückkommt!“ — Das geschah denn, und das fromme Mädchen holte sein Gebetbuch und betete inniglich, daß bei Herr Alles wohl machen möge.

In ungläublich kurzer Zeit erreichte der Wagen mit den dampfenden Rössen die Stadt. Wo aber fand man die Unglücklichen? — Der Knecht klopfte am ersten besten Hause und hörte dann hier, daß Franz und sämmtliche vom Uize Betroffene in einem Saale des Hospitals sich befänden. Dorthin lenkte der Wagen. Der Saal war erleuchtet. Viele Menschen standen auf den Treppen bis zur Thüre. Peter Meel war nicht im Stande, allein vom Wagen zu steigen. Der Knecht und Haimkidel hielten ihn herab. Sie mußten ihn auch in den Saal führen. Als er seinen Sohn bleich und angegriffen in einem der Betten

erkannte und glaubte, er sähe ihn als Leich, da brach der Hauch von Kraft im alten Leibe zusammen, und ohnmächtig hing er in den Armen der heilgen Männer. Doctor Thomas sah ihn. „No! No!“ rief er zornig. „Ist nicht Arbeit genug an dem Gelein, die im Gewitter sich unter einen Baum stellen? Müßt Ihr einen geschlagenen Manne noch Arbeit bringen? Wer ist denn der Alte, den Ihr da hereinschleppt?“

Schon an der Anrede, die brummig genug war, konnte etwa ein Fremder erkennen, daß der Doctor Armenarzt war. —

Als er aber vernahm, der Alte sei der reiche Peter Merk von dem nächsten Dorfe, der seinen Sohn sehen wolle, da piffte plötzlich der Wind aus einer andern Richtung. Er war ungemein zuthunlich und artig.

„Leget den Herrn Merk hierher,“ sagte er, „damit er wech liegt, und geht einmal aus dem Wege, daß ich ihn untersuche.“ Er trat zu ihm, fühlte den Puls und wurde ernst. Er fühlte noch einmal und verordnete etwas, das schnell mußte gebracht werden. Dann aber begann er die Wiedererweckungsversuche und ließ ihm zur Aber. Die Erfolge dieser Versuche blieben lange aus. Endlich schlug er die Augen auf, aber er war an der linken Seite völlig gelähmt. Ein Schlag hatte ihn in Folge der außerordentlichen inneren Aufregung getroffen: Er kannte diesen Zustand genau; denn seinen Vater hatte der Schlag auch getroffen. Kaum vermochte er zu reden, als er in ein anderes Zimmer gebracht zu werden verlangte. Man willführte ihm, und hier angelangt, begehrte er einen Notarius, der dann auch bald bei der Hand war.

6.

Mit einer Schnelligkeit, daß der ehrliche Schullehrer, dem hohen Mädchen kaum zu folgen vermochte, schritt Mädchen den Weg nach der Stadt hin. Vergebens versuchte er sie in ein ihre

Obanken etwas ableitendes Gespräch zu ziehen. Wenige Worte, und es flücht wieder. Am Ende schwie auch der Lehrer und folgte nur ihrem beständigen Ausschreiten. Dennoch war es bereits spät, als sie in das erleuchtete Hospital traten. Die Menschen, welche Neugierde und Theilnahme herbeigeführt, hatten sich verlaufen. Im Saale war Niemand, als die Kerze und die Schülferin und Pfleger. Sie meinten, das Mädchen und der Schullehrer suchten Anberwandte und fragten deshalb. Doch das Auge der Liebe sieht scharf. Schon hatte Rätchen Franz und er sie erblickt. Sie eilte zu seinem Bette, kniete daran nieder, um seinem Gesichte recht nahe zu sein, damit er nicht laut reden müsse, und ergriff seine Hand. Der Jüngling aber, überwältigt von der Macht seiner Liebe und recht deutend, was sie hierher geführt, zog sie leise an sich und blickte ihr in das treue Auge, und beider Augen wurden feucht. —

„Du kommst zu mir?“ fragte er, ihre Hand brüchend.

„Dich zu pflegen,“ sagte sie mit herzwinnendem Lächeln.

„O Du Gute! Wusstest Du denn von dem Unglücke?“ — fragte er.

„Ich hörte es und lief hierher, und der gute Schullehrer begleitete mich,“ erwiderte sie. „Gott Lob und Dank, daß ich Dich so nicht finde, wie ich gefürchtet, oder gar —“

„Lobst?“ fragte er. „Hättest Du denn um mich getrauert?“

„Franz, wie magst Du so reden!“ sprach sie und legte ihre Stirne auf das Bette. Da sagte er sie mit beiden Händen, richtete ihr Gesicht auf, blickte ihr in das in Thränen schwimmende Auge und sagte: „Hast Du mich denn lieb? Rätchen, sage mir's, ich bitte Dich! Reiß mich heraus aus der tödtlichen Qual der Ungewißheit!“

„Siehe, meine Seele hat nur einen Obanken, und — der bist Du!“

... Sie schloß das Auge, als er faßt ihr schönes Gesichtchen so hielt und ihr so fest in dasselbe blickte.

„Küßchen,“ rief er halblaut, ich beschwöre Dich, redet Hast Du mich lieb?“

„Ja,“ sagte das Mädchen erröthend und sich losmachend, leise und kaum gehaucht. Da schlang er den Arm um ihren Nacken und drückte den ersten Kuß der Liebe auf ihre Lippen.

Das hatte der Schullehrer mit halbem Auge gesehen und freute sich in seiner Seele. Er wollte diesen Augenblick des Erkennens und Verstehens zweier guten Herzen nicht flören.

Den Doctor Thamae aber kam daher aus der Stube, wohin man den alten Reiz gebracht. Trotz der Brille, deren Gläser wie Pfingstgräber waren, erkannte er das Mädchen nicht.

„Ist das seine Mutter?“ fragte er den Schullehrer, auf Mädchen deutend. Der war nahe daran laut aufzulachen, hielt sich aber und sagte: „Nein, Herr Doctor, es ist Eure Krankenpflegerin, die Euch zu Hilfe kommt. Ihr kennt sie ja von daheim her! —“

„Boß Blüth!“ sagte der Doctor und ging zum Bett und sah die Blüth in des Mädchens Gesicht und die Verklärung zugleich, die auf den schönen Jüngern lag. „Guten Abend!“ sagte er. „Wißt den da pflegen, Kind? — Nein, der macht Dir keine Mühe. Ge laßt morgen wieder heim; aber der Alte macht mir mehr Sorge.“

„Mein Vater?“ fragte Franz überrascht. „War's mehr, denn eine Ohnmacht?“

„Nun — ja, freilich; etwas mehr, — so ein kleiner Schlaganfall,“ sagte der Doctor. „Ich denke aber, es soll vorübergehen.“

„So muß ich aufstehen und zu ihm,“ sprach Franz.

„Zeit nicht,“ versetzte der Doctor. „Es sind Sterbensgefahren ihm gekommen, ob's gleich daran noch nicht ist. Da hat er einen Boten rufen lassen, und der schreibt eben eine Not von Testament, Schenkung oder des Etwas. Versteh das Zeug nicht! D-

wollen wir ihn gehen lassen. Ist das vortheilhaft, so führe ich Dich zu ihm, Kind!" sagte er, sich zu Rätthchen wendend.

„Ach, Herr Doctor!" sprach das noch immer glühende Mädchen, „fragt ihn aber doch erst, ob er mich auch will, oder thut Ihr es; Herr Lehrer; denn Ihr kennet die Sache besser und wisset, wie er gesinnt ist.“

Der Lehrer versprach es, und Alle setzten sich an Franzens Bett, der Rätthchens Hand nicht aus der seinen ließ.

Erst nach einigen Stunden verließ der Notar das Zimmer, und der Schullehrer trat hinein.

Der alte Merk erkannte ihn sogleich. Der Lehrer erstaunte über seine heitere Miene, über den Ausdruck von Zufriedenheit und Glück, den er nie auf Peter Merk's düsterem Gesichte gesehen.

„Ach, Herr Lehrer!" rief er ihn an, „seid Ihr hier? Wie kommt Ihr denn her in der Nacht?“

„Rätthchen, Eueres Bruders Kind, wißt Ihr ja,“ sagte der Lehrer, „ist die treue, freiwillige Pflegerin aller Kranken daselbst in unserem Dorfe. Als sie nun von dem Unglücke Eueres Sohnes und der übrigen Leute hörte, ließ sie sich nicht mehr halten, dem Doctor zu helfen mit ihrer Pflege. Da hab' ich sie herbeigeführt, das gute Kind, daß Ihr kein Leid geschehe; denn sie war mit ihrer Mutter und der Roselin gerade in meinem Hause zur Wasche. Nun aber sagt der Doctor, daß Franz keiner Pflege bedürfte, Ihr aber, und so komme ich einestheils, mich nach Euch zu erkundigen, anderntheils zu fragen, ob Ihr Euch von Rätthchen wollet pflegen lassen?“

Der Alte faltete die Hände und sprach leise Worte in sich hinein, die der Lehrer nicht verstand; aber es war ihm doch, als regte sich in ihm das, was die alte Roselin prophetisch vorhergesagt, als begannen nämlich die feurigen Kohlen schon zu brennen.

„Ach, Herr Lehrer!" hob, nachdem er einige Zeit so in sich hineingefprochen, der Alte an, „es ist anders mit mir, und ich bin

schickte ein Anderer geschrien: „Ich habe viel Unrecht gethan; aber ich mache es gut, wenn mich Gott will länger leben lassen.“ Ich habe heute damit begonnen. Der Herrin hab' ich alle das Gute, was ich an mich gebracht, und was einst meinem Bräutigam gehörte, zurückgegeben, und auch die volle Hälfte des Gutes vom Martinstag weiter durch freiwillige Schenkung, sammt den Zinsen vom Tage an, da ich die Erbschaft antrat. Seid Ihr damit zufrieden?“ —

Der Lehrer sah ihn überrascht an und sagte: „Gott segne Euch dafür, daß Ihr gut macht begangenes Unrecht! Ihr handelt nach Gottes Wort, und der Herr wird Euch gnädig sein.“ Er brückte ihm die Hand.

„Soll ich denn nun den rechten Schluss machen?“ sagte darauf wieder der Lehrer: „Es ist Euch das liebe Kind als Pflegerin willkommen?“

„Gewiß,“ erwiderte er; „aber sagt Ihr nichts von dem, was ich Euch gesagt habe, gelobt mir das!“

Der Lehrer gelobte es.

„Wie geht's meinem Sohne?“ fragte er dann.

„Da möget Ihr selber sehen,“ versetzte der Schullehrer, als eben die Thüre aufging und Franz hereintrat. Er hatte noch des Vaters Frage gehört.

„Mir geht's vortrefflich,“ sagte er; „Dank sei dem Herrn, der uns Alle wunderbar erhalten hat!“

„Ja wohl,“ versetzte der Alte. „Bei mir hat die Hand des Todes mächtig an die Pforte geklopft. Sieh, Franz, mein kleiner Kunz ist sahn. Als ich Dich da liegen sah, meinte ich, Du sehest todt, und von Schweden traf mich der Schlag.“

„Es wird mit Gottes Hilfe schon besser und der Herr wieder brauchbar werden. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß der Herr der rechte Arzt in Israel ist, und nicht die Menschen; der auch inwendig alle unsere Gebrechen heilet.“

„Du hast Recht, Franz,“ sagte der Alte. „Ob ich gleich Zeiblich

leider, fühle ich doch die heilende Hand des Herrn noch lebendig, und Du wirst mirgen sehen, wie ich das warte.“ Er drückte das Sohnes Hand.

„Wo ist denn das Mädchen?“ fragte er darauf, und über das Knie des Sohnes lag ein Lichtstrahl selbiger Freude.

Der Lehrer brachte sie. Schüchtern und geschämt zur Erde blickend, ja fast zitternd und bleicher Wangen, trat sie zu dem Stuhl des Mannes, dessen eiserne Hand schwer auf ihrem Familienstuhle, ja erdrückend geruht. Sie wagte es nicht, ihn anzusehen.

Der Alte betrachtete sie lange und wachgefällig. „Nun meines Bruders,“ sagte er dann, „Dein Vater und Deine Mutter sind nicht hier, daß ich sie um Ergebung bitten könnte. Laß mich es bei Dir thun. Vergiß nie, daß das Missethät, was ich Euch zufügte! So weit es Menschen vergüten können, habe ich es gut gemacht und werde es noch gut machen. Wüßt Du?“

Alle die Erinnerungen strömten auf das jugendliche Herz ein. Was sie nicht erlebt, sie hatte es ja gehört von der Mutter und der Kofelin. Aber ein Blick auf Franz, und sie gedachte der heiligen Pflicht des Christenherzens. Sie sagte:

„Möge Euch Gott so vergeben, wie ich Euch vergebe!“

„O Du milder Engel!“ rief der Alte, wunderbar ergötzt, aus; „Du giehest Danksam in mein wunder Herz und Frieden in meine Seele. Ja, Gott wird mir vergeben, wie Du vergabst; aber er wird Dich noch segnen, wie Du es verdienst! Kind meines Bruders,“ rief er mit größerer Aufregung, „mein Franz hat Dich lieb. O ich bitte Dich, wenn auch Du ihm nicht grollst aus meinethwillen, gib ihm Deiner Hand. Werde sein Weib. Dann erst ist der Friede verschwunden und der Frieden kehrt wieder!“

Er sank zurück. Ein tiefes Stöhnen drang aus seiner Brust hervor, und das Zusammenzucken seiner Gestalt ließ eine Ahnung des Schlages fürchten.

„Doch!“ rief Franz angstvoll in den Saal hinaus.

Er kam, nahm das Licht und trat zum Bette.

Allmählig trat jenes fürchterliche, aber unverkennbare Ausdrück des Gesichtes hervor, welcher der Stempel des Todes ist.

Jetzt setzte der Doctor das Licht wieder auf den Tisch. „Mädchen,“ sagte er zu dieser, „diesmal ist es mit der Pflege nichts. Der Sohn bedarf ihrer nicht, weil er gesund ist, und der Vater eben so wenig, weil er vollendet hat! Er ist gestorben, und menschliche Hülfe war vergeblich, denn ich erkannte sein nahes, unausbleibliches Ende.“ Er ging hinaus.

Franz drückte dem Greise die Augen zu. Dann knieten die Dreie, Mädchen, Franz und der Schulmeister, nieder am Sterdebette und beteten lange und innig. Und als sie aufgestanden, ergriß der Letztere des Mädchens Hand und sagte: „Mädchen, dieser Abend ist ein Abend reichen Segens. Du hast ihm Frieden gegeben, und sein Wort heiligt Eurer Liebe. Gottes Segen wird Euch nicht fehlen.“

Der Arzt trat im Saale wieder zu ihnen.

„Herr Doctor,“ sagte der Lehrer, „darf Franz mit uns heimkehren?“

„Nein,“ sprach der Doctor. „Er hat auch Morgen noch Zeit. Ich dachte aber, ihr bleibet Alle hier. Es ist Ein Uhr noch Mitternacht. Die Ruhe wies Euch Allen Bedürfnis sein, wie mir. Ich denke, hier neben dem Hospitale, im Keller, findet Ihr, was Ihr suchet.“

Franz entwich schnell, und sie gingen hinüber in das Gasthaus, wo der Rittmeister mit den Meublen noch harrte und mit Erschrecken das Ende seines Weckers vernahm. Hannikel war heimgeeeilt, sein Glück, die erlassene Schuld seinem Weibe und seinem Andern zu verklären.

Am andern Morgen kam der Notar in's Hospital, wurde aber in den Adler gewiesen. Da saßen die Dreie ernst und still beim Frühstück. Der Notar bezügte sein Bekleid, und legte in Franzens Hand ein Aktenstück. Es war die Scheidung an die Wittve Merk, wie sie Franz gefordert. Er legte sie in Rätchens Hand, nachdem der Notar weggegangen war, und sagte: „Gott set Preis, er hat seine Seele befreit und Recht gehbt. Rätchen, Du bist nun eine reiche Erbin.“

Das Mädchen erschrad heftig.

Der Lehrer las ihr das Dokument vor. „Ach Gott,“ sagte sie, „was sollen denn alle die Bestimmungen?“

„Dich und Deine Mutter in ihre Rechte einsehen,“ sagte Franz.

„Sag' Kind,“ fragte der Lehrer schalkig: „Wirst Du denn nun auch den Franz nehmen, da Du so reich bist?“

Erröthend blickte sie, aber krasend den Lehrer an. Dann legte sie ihre Rechte in die Franzens und sagte: „Im Angesichte des Lobes hätten wir uns verlobt, wenn es nöthig und möglich gewesen wäre, laßt uns von solchen Dingen nicht reden.“

Franz jog sie an seine Brust, und der Lehrer bereute das unbedenkenne Wort, das ihr wehe gethan hatte.

Nachdem Franz den Sarg bestellt und noch Einiges mit dem Arzte geredet hatte, bestiegen sie den Wagen und fuhren heim.

Das ganze Dorf war in Bewegung. Die Todeskunde war schon vorausgerollt; nicht aber die, daß Rätchen und Franz Verlobte seien. Daß sie so tonlich zusammen saßen, daß sie wohl den Deuten auf.

Vor dem Häuschen, um dessen Wände die Nebe ihre Liebesslange schlang, hielt der Wagen, und die Merkin hieß sie willkommen.

Was da drinnen weiter vorging, blieb ein Geheimniß, aber, als die Rosensbas' heraustrat, die bei der Merkin gewesen war, und

heiligen Bund zweier glücklicher Menschen. Nie war im Dorfe eine Trauung so gefeiert worden. Alles, was sonst die Festzeiten zu Gelagen macht, hatte Mißthun verboten, und Jeany stimmte ihr vollkommen bei; aber alle Armen waren reichlich beschenkt worden. Nur eine kleine Genossenschaft war in Franzens Haus geladen, der Pfarrer, der Lehrer und seine Frau und die alte Roselina. Wer der Zug zur Kirche war auch sehr gewöhnlicher. Die ganze Gemeinde, Männer, Weiber, Jünglinge und Jungfrauen wandelten in den Sonntagskleidern, das Häuschen der Wittwe Meitz, und als die Glocken läuteten, trat das Brautpaar aus dem Häuschen, und es folgten pünktlich nur die, welche zur Hochzeit geladen waren. Die ganze Gemeinde schloß sich an. Mißthun weinte Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott. Hummlich ersehend war die Feier, und als das junge Ehepaar durch die Reihen ging, da reckten Alle die Hände hervor und brühten die ihren, und manch Stimme versagte, als sie den Glückwunsch sprechen wollte.

Als die Roselin in Franzens Haus endlich angekommen war, rief sie aus: „Heiliger Sanct Antonius von Padua! es war Zeit für Euch, daß es ein Ende hatte; denn das Herz wollte mir bersten vor Freude, Mißthun und noch etwas, denn ich eigentlich keinen Namen zu geben weiß!“

Die Mutter Meitz zog zu den Kindern, und die Roselin auch, daß ihre alten Tage sorgenlos würden. Und das Glück wohnt bei ihnen Allen und der Segen Gottes, und die Nacht im Bleichhüschken wurde von Allen gesegnet, so lange sie lebten; denn durch diese Nacht war der Fluch zum Segen geworden, und aus den Wirren kam der Friede, weil der Weg des Unrechts zu einem Wege des Rechts geworden war, und ein Weg der Umkehr zu dem Herrn.



1

